ARCHIV

FÜR DAS

STUDIUM DER NEUEREN SPRACHEN

UND LITTERATUREN.

HERAUSGEGEBEN

VON

LUDWIG HERRIG.

XXXIX. JAHRGANG, 74. BAND.

BRAUNSCHWEIG,

DRUCK UND VERLAG VON GEORGE WESTERMANN.

1885.

21007 6

Inhalts-Verzeichnis des LXXIV. Bandes.

Abhandlungen.

Seite

Adolf Friedrich Graf von Schack. Von C. Halling 1
Ein Besuch bei Goethe auf der Wartburg im September 1777. Von Carl Geiger 33
Die Hamlet-Periode in Shaksperes Leben. Von Hermann Isaac. (Fortsetzung) 45
Die Technik der Luzerner Heiligenspiele. Von Dr. Renward Brandstetter 69
Zur Volkskunde. Von Franz Branky 83
Dickens und seine Hauptwerke. Eine kritische Studie von A. Ball. (Fortsetzung) 129
Über Form und Sprache der Gedichte Thibauts IV. von Champagne. Von Fritz Davids 181
Friedrich der Grofse und die deutsche Dichtkunst. Von Dr. M. Herwig 221
Einige kritische Bemerkungen zu Molière, mit besonderer Berücksichtigung des „Médecin malgré lui“. Von Dr. Wenzel 247
Der Gebrauch der Tempora und Modi im anglonormannischen Horn. Von Gustav Rudolph 257
Nachträge zu den Legenden 327
Dickens und seine Hauptwerke. Eine kritische Studie von A. Ball. (Schlufs.) 369
Victor Hugo und die deutsche Kritik. Von Joseph Sarrazin 447

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Bibliothek gediegener und lehrreicher Werke der englischen Litteratur. Zum Gebrauche der studierenden Jugend ausgewählt und ausgestattet von Dr. Anton Goebel. (E. Gerlach) 91
Lehrgang der französischen Sprache. Herausgegeben von Dr. Heinrich Löwe. Teil I: Lehr-, Sprech- und Lesestoff zu einem naturgemäfsen Unterricht in den beiden ersten Jahren (Quinta und Quarta). (Dr. Ernst Gropp) 93
Éléments de grammaire française à l'usage de l'enseignement moyen, par J. Delbœuf et L. Rœrsch 96
Helene Lange, Précis de l'histoire de la littérature française. (Louis Feller) 97
Phèdre, tragédie par Racine. Erklärt von H. Kirschstein. (R. Scherffig.) 98
James Connor, Manuel de conversation en français, en allemand et en anglais 100

Seite

1) Campagne de 1806—1807. (Aus Histoire de Napoléon Ier par P. Lanfrey.) Für den Schulgebrauch erklärt von J. V. Sarrazin. — 2) Béranger. Auswahl von 50 Liedern. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. J. Sarrazin. — 3) Tableaux ethnographiques et géographiques. Mit deutschen Anmerkungen von Dr. J. Baumgarten. — 4) Ausgewählte französische Kanzelreden. (Bossuet, Fléchier, Marsillon.) Erklärt von A. Krefsner 100

1) The Lady of the Lake by W. Scott. Mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. M. Krummacher. — 2) The Merchant of Venice by W. Shakespeare. Mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Hermann Isaac. — 3) Julius Cæsar by W. Shakespeare. Mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Hermann Isaac 101

Christmas. (Aus dem Sketch Book von Washington Irving.) Für den Schulgebrauch erklärt von Gustav Tanger. (H.) 102

Sir Walther Scott, Tales of a Grandfather. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von F. Friedrich. (Ernst Wetzel) . . . 102

Scott, History of France from 1328—1380. Erklärt von Dr. H. Fehse. (Prof. Dr. Bierbaum) 103

Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Englische. Von Dr. F. J. Wershoven. (W. Bertram) 104

A. Stange, Auswahl französischer und englischer Gedichte zum Gebrauch an Realschulen. (Joseph Sarrazin) 106

Zur Abwehr. Von Dr. W. Dreser 107

A. Caumont, Goethe et la Littérature française. Programm des städt. Gymnasiums zu Frankfurt a. M. 457

E. Beckmann, Anleitung zu französischen Stilübungen. Programm des Realgymnasiums zu Altona 458

Lanfrey, Histoire de Napoléon, herausgegeben von F. Ramsler 458

H. Bretschneider, Franco-Anglia. Sammlung französischer und englischer Dichtungen in deutschen Versen. (Joseph Sarrazin) 459

Shakespeare-Notes. By F. A. Leo 460

Über Lautphysiologie und deren Bedeutung für den Unterricht. Von Dr. Hermann Breymann 461

William Forrests Leben und Werke. Von Paul Kiene 462

Zur Geschichtsforschung über die Romänen. Historisch-kritische und ethnologische Studien von V. Manin. Deutsch von P. Brosteanu 463

Praktische Grammatik der Romänischen Sprache für den Schul- und Selbstunterricht. Von J. Cionca 464

Gaspey's English Conversations, social, commercial, historical, literary, etc. Ein Hilfsbuch zur Übung in der englischen Umgangssprache. Neu bearbeitet von Dr. Emil Otto 466

Miscellen.

Seite 109—125. 467—476.

Bibliographischer Anzeiger.

Seite 126—128. 366—368. 477—479.

Aufruf zur Gründung eines allgemeinen deutschen Sprachvereins 480

Adolf Friedrich Graf von Schack.

Es hat lange gedauert, bis dieser gröfste der jetzt lebenden Dichter Deutschlands in weiteren Kreisen auch nur bekannt geworden ist, geschweige denn eine gerechte Würdigung erfahren hat. In der neuesten Zeit erst bemüht man sich, ihm einen späten Dank abzutragen und ihm die Stelle unter den Dichtern der Gegenwart einzuräumen, die ihm bis vor kurzem nur ein anderer noch streitig gemacht hat, die jetzt aber zweifellos ihm allein gebührt.

Schack ist auf dem Gute seines Vaters, des Freiherrn Adam v. Schack, in Brüsewitz bei Schwerin im Mecklenburgischen am 2. August 1815 geboren. Als sein Vater zum Gesandten am Bundestage zu Frankfurt a. M. ernannt war, zog er mit ihm dorthin, besuchte daselbst das Gymnasium, studierte dann in Bonn, Heidelberg, Berlin die Rechte, zugleich aber auch die verschiedenen europäischen Litteraturen und die orientalischen Sprachen. Ein mächtiger Reisetrieb hat ihn von jeher beseelt, und früh zog es ihn nach dem Süden und Osten. Er hat Italien, Sicilien, Ägypten, Griechenland, Spanien, einen grofsen Teil Kleinasiens und manche von jenen Gegenden häufiger und zu längerem Aufenthalt besucht. Als Kammerherr und Legationsrat begleitete er den Grofsherzog von Mecklenburg auf einer Reise nach Italien und Konstantinopel, dann auch nach Spanien und dem Orient. Später setzte er als Geschäftsträger in Berlin seine Studien der orientalischen Sprachen mit Eifer fort und lieferte künstlerisch vollendete Übersetzungen aus dem Arabischen, Persischen und dem Sanskrit.

1852 nahm Schack als Geh. Legationsrat seine Entlassung aus dem Staatsdienste, reiste 1854 wieder nach Spanien, um sich dort mit der Dichtung, Geschichte und Kultur der spanischen Araber zu beschäftigen, welchen Studien wir sein erstes gröfseres Werk: „Geschichte der dramatischen Litteratur und Kunst in Spanien“ verdanken. Einer Einladung des Königs Maximilian II. von Bayern Folge leistend, schlug er seinen Wohnsitz in München auf, wo er, wenn ihn nicht der dort verhältnismäfsig hart auftretende Winter nach Süden treibt, auch jetzt noch zu weilen pflegt. Seine Übersetzungen aus dem Spanischen, Portugiesischen, Arabischen, Sanskrit, sein mustergültiges Werk: „Poesie und Kunst der Araber in Spanien und Sicilien“ können wir einer näheren Betrachtung hier nicht unterziehen; dagegen darf nicht unerwähnt gelassen werden, dafs, wenn er auch auf dem Gebiete der Dichtkunst sich den vollsten Lorbeerkranz gewunden hat, er für die anderen Künste ebenfalls ein feines Verständnis besitzt und ihnen ein warmfühlendes Herz entgegenbringt. Einen sprechenden Beweis dafür liefert seine Gemäldegalerie in der Villa Schack zu München, die von grofser kunstgeschichtlicher Bedeutung ist, und über welche der Besitzer selbst in einem Prosawerke: „Meine Gemäldesammlung“ eingehende Auskunft giebt.

Eine seiner gröfseren Dichtungen, wenn sie auch aus einer jugendlichen Periode des Dichters stammt, läfst dennoch schon fast in jedem Zuge das edle Antlitz der Schackschen Muse erkennen; ich meine seinen „Lothar“.

Mit holden Erinnerungen aus der Kindheit Tagen beginnt der Held seine Erzählung. Mit inniger Liebe gedenkt er der Mutter, die ihm der Tod ach nur allzufrüh entrissen, und des durch diesen Todesfall in düstere Schwermut versenkten Vaters. Dieser hatte als Offizier die Freiheitskriege mitgemacht, war in denselben schwer verwundet und nie wieder völlig gesund geworden; aber wenn er der grofsen Zeit gedachte, in welcher ihm eine, wenn auch nur bescheidene Rolle mitzuspielen vergönnt war, dann leuchtete sein Auge in alter Klarheit und verschwunden schien alle Hinfälligkeit und Schwäche. Das Schlofs mit dem Ahnensaal, dem Schlofsturm, seinen mit Rüstungen und Waffen geschmückten Sälen — alles tritt deutlich vor unser

geistiges Auge. Der alte Pfarrer Eberhard, dem Lothar in liebevoller Pietät Worte voll warmer Dankbarkeit widmet, der alte Jäger und die bejahrte Wärterin, besonders aber sein Jugendfreund Hugo, dem er mit schwärmerischer Liebe zugethan war, werden in klaren Bildern dem Leser vorgeführt. Aus dem für die homerischen Helden begeisterten Knaben wurde ein für die höchsten Ideale schwärmender Student. Als solcher war er einst zum Schlosse seiner Väter zurückgekehrt, als ihn sein Vater eines Tages in ein Gemach rufen liefs, welches zu betreten ihm bis dahin nicht verstattet war. Er erzählt:

„Ich trat in das Gemach und — wunderbar! — Als wär's ein Rüsthaus, sah ich Schwert an Schwert — Sich an den Seiten reihn; mit Waffen war — Die Wand bedeckt, mit Kriegerbildern, Fahnen, — Husarenschwertern, Lanzen der Ulanen, — Und — könnt es sein? — auf einer Bahre stand, — Umhüllt von schwarzem Trauerflor, — Ein Sarkophag, um den sich Lorbeer wand!"

Angesichts dieses Memento mori und der Trophäen aus einer ruhmreichen Vergangenheit liefs der Vater noch einmal an seines Sohnes inneren Blicken die Bilder seiner Erlebnisse aus jenem glorreichen Kriege vorüberziehen:

„aber o! — Sie alle, die gemäht vom Schwert, — Vom Blei gewürgt, — Von Kummer aufgezehrt, — Fürs Vaterland den heilgen Tod gestorben, — Was wurde nun von ihren Träumen wahr? — Von all dem Hohen, drum sie heifs geworben, — Wie um die Hand der Braut — sprich, mein Lothar, — Ist auch das Kleinste nur erfüllt uns worden? — Ohnmächtiger, zerrifsner als es war, — Dies Deutschland nun, in West und Ost und Norden — Ein Spott der Nachbarn!" ... „Knie nieder, o mein Sohn! ich weihe — Dein Haupt dem deutschen Genius. — Begeistern möge dich sein Flammenkufs, — Wenn in dem Kampf für Freiheit und für Recht — Voran du ziehst dem kommenden Geschlecht! — Und du, o Herr, erhör mein Flehn! — Lafs auf dem Grund, den meine Kampfgenossen — Mit teurem Märtyrblut begossen, — Verjüngt dies Deutschland auferstehn!"

Wenige Tage darauf starb der Vater. Der so zum Kampf „für Freiheit und für Recht" gestählte Sohn kehrte nach dem Musensitz zurück und liefs sich dort in eine politische Verschwörung zur Herstellung des einen und freien Deutschlands mit etwa zwanzig gleichgesinnten Musensöhnen ein. In einer uralten Ruine schwuren sie bei Totenkopf, Dolchen und gekreuz-

ten Schwertern, ihr Alles zur Verwirklichung des Einheitsgedankens dranzusetzen:

„Dafs alle Fürsten zu verjagen seien, — Galt uns für sicher, doch in unsre Reihen — Drang Zwiespalt: der eine Teil — Sah in der Republik das einzge Heil, — Der andre hätte gern aus dem Kyffhäuser — Den alten Rotbart sich geholt als Kaiser!"

Glücklicherweise brachen die Ferien an, sonst wäre es bei diesem Zwist ohne blutige Köpfe nicht abgegangen. Trotzdem nun die Verschwörer nach allen Windrichtungen abgereist waren, ereilte doch viele der Arm der Polizei; denn die Verschwörung war entdeckt und die Verschwörer erhielten bei mehrjähriger Kerkerhaft Zeit genug, über ihre jugendliche Unbesonnenheit nachzudenken. Lothar war durch Zufall zu einem Oheim glücklich entkommen.

Er lernte dort seine Base Adele kennen und lieben; aber das rauhe Schicksal rifs den kaum geschlossenen Herzensbund entzwei. Mit dem Bruder seiner Adele, einem dünkelhaften Höfling, der zum Besuche nach Hause gekommen war, geriet er in einen Konflikt. Die Gegensätze ihrer politischen Gesinnung platzten aufeinander. Wutentbrannt zwang ihm sein Gegner im Garten des Schlosses, wohin er dem nichts Böses Ahnenden gefolgt war, die Pistole in die Hand. In dem nun folgenden Zweikampfe ohne Zeugen wurde der Bruder Adelens von Lothar erschossen. Er floh, suchte aber auf der Flucht noch Adele zur Versöhnung zu stimmen. Er erhielt von ihr als Antwort nur die wenigen Worte:

„Mich wieder je zu sehn, darf der nicht hoffen, — Durch den schreckvollen Tod mein Bruder fand!"

Innerlich völlig gebrochen, setzte er seine Flucht fort, die um so notwendiger erschien, als man ihm als einem Verschwörer auf der Spur war. Er beschlofs, der Sache der Freiheit sich zu widmen, und ging zunächst nach Spanien, um sich an dem von Riego und Quiroga geleiteten Aufstande zu beteiligen. Anfangs kämpften die Insurgenten glücklich, als aber gröfsere Truppenmassen, von Frankreich ausgesandt, gegen die Aufständischen zu Felde zogen, da war an einen erfolgreichen Widerstand nicht mehr zu denken. Vor der Stadt Ronda gelang es Lothar, den Todesstofs von einem tapfer kämpfenden Greise

abzuwenden, er selbst wurde schwer verwundet und von der Tochter des Greises in einer Kirche geborgen. Mit ihrer Hilfe entkam er den französischen Häschern und wurde in einem einsamen Hause im Gebirge von seiner Retterin, die in inniger Liebe ihm zugethan war, ohne dafs er im stande gewesen wäre, ihre Neigung zu erwidern, aufopfernd gepflegt. Auch dieser Zufluchtsort wurde von Spionen entdeckt; sein kaum wieder gewonnenes Leben war in höchster Gefahr, als Dolores in Männerkleidung dem Häscherschwarm entgegentrat, sich für den gesuchten Flüchtling ausgab und augenblicklich erschossen wurde. Dieser fuhr gerettet auf hoher See, doch ein plötzlich ausbrechender Orkan warf das kleine Fahrzeug an die Maurenküste; er wurde in die Sklaverei geführt und mufste, in Ketten geschmiedet, mit furchtbarer Anstrengung in der glühendsten Sonnenhitze Bausteine zu einem Lustschlofs für den Dey von Oran tragen. Nur einer seiner Unglücksgenossen schien noch unglücklicher zu sein wie er. Kurz vor seinem Tode erzählte er Lothar seine Lebensgeschichte, die nur aus einer Kette von Leiden bestand. Sein Vater zog, als die französische Revolution begann, aus dem Elsafs nach Paris, um sich am Kampfe für die Freiheit zu beteiligen. Die Ausschreitungen der wilden Horden waren dem mafsvoll gesinnten Manne zuwider. Sein Söhnlein wurde unabsichtlich ihm zum Verräter, indem es zu seinen Spielkameraden von dem Abscheu, der seinen Vater vor den Unthaten der Jakobiner erfüllte, harmlos sprach. Die Folge davon war, dafs der Vater seine Mäfsigung mit dem Tode büfsen mufste. Der unglückselige Sohn mufste Zeuge seiner Hinrichtung durch die Guillotine sein. Als der Sohn herangewachsen war, zog er mit Bonaparte nach Ägypten. Da er sich bei einer Gelegenheit zu weit vorgewagt hatte, wurde er von den Beduinen gefangen genommen und in die Sklaverei geführt. Sein schreckliches Los wurde nur dadurch gelindert, dafs er nach der Tagesarbeit mit seinem lieben Negerknaben in versteckter Grotte freundliche Worte in der Muttersprache tauschen durfte. Dieses Kind war einst von einer vorüberziehenden Karawane halb verschmachtet im Wüstensand zurückgelassen. Der Sklave hob es auf, brachte es in jene Grotte und pflegte es, unbemerkt von seinen Peinigern, wie sein eigen

Kind. Als sich ihm die Gelegenheit zur Flucht bot, nahm er den Knaben mit. Doch ach! in der weiten glühenden Wüste stellte bald ein grimmiger Feind, der qualvolle Durst, sich ein, dem der Negerknabe zu erliegen drohte. Eine Karawane kam ihnen entgegen.

„Sie naht, sie naht, die Rettung bringen soll, — Die Karawane; nun herab die Schläuche! — Von kühlem Wasser sind sie übervoll; — O schnell doch, schneller! Wie ich immer keuche, — Die Kraft versagt mir; hört doch, hört, — Ihr Mitleidslosen! Einen Trunk begehrt — Von euch ein Sterbender als letzte Labe; — Und ihr könnt zögern, bis sein Auge bricht? — Ach! dafs mein Ohr, dafs mein Gesicht — Getäuscht mich hatte. Noch in Stunden nicht — Erreichen konnt ich sie. Da schlang der Knabe — Die Arme um den Leib mir und hielt fest — Auf meine Hand sein Lippenpaar gepreſst. — Dann, beide Augen zu mir aufgeschlagen, — Sah er mich an, als wollt er Dank mir sagen; — Doch nicht sein Mund, nur seine Lippen sprachen, — Und rückwärts glitt er hin in jähem Krampf, — Mir war, da seine Augen brachen, — Als wär's mein eigner Todeskampf. — Ohnmacht rann hin durch alle meine Glieder, — Und über den Entseelten sank ich nieder."

Den Ohnmächtigen hoben die Mauren auf und brachten ihn zu neuer Sklavenfrone dorthin, wo er mit Lothar zusammentraf. Zwei Tage darauf, nachdem er sein Herz vor seinem Unglücksgefährten ausgeschüttet hatte, erlöste ihn der Tod von seinem jammervollen Dasein. Lothar wurde später von einer Karawane mitgeschleppt, um an einem anderen Orte öffentlich als Sklave zum Kaufe ausgeboten zu werden. Unterwegs hatte er das leidgetränkte Glück, mit seinem Jugendfreunde Hugo zusammenzukommen, welcher einem ähnlichen Schicksal entgegengeführt wurde, aber leider nur, um sofort wieder von ihm getrennt zu werden. Nach furchtbaren Mühsalen und Strapazen kam Lothar endlich an dem Bestimmungsorte an und wurde dort von einem hochgestellten und hochsinnigen Engländer befreit. Unter der Pflege seines freundlichen Wirts erholte sich sein kräftiger Körper bald, wenn auch die finstere Schwermut von seiner Seele nicht genommen werden konnte. Williams erzählte zu Lothars Erheiterung viel von seinen Reisen, besonders gern aber von der Seeschlacht von Abukir, die er selber unter Nelsons ruhmreicher Führung mitgemacht hatte. Er forderte Lothar auf, das Wohl Englands zu trinken:

„‚England hoch!‘ rief er, ‚stofst an — Auf die Beherrscherin der Wellen, — Dafs von des Orinoko Wasserfällen — Bis an den Palmenstrand von Hindostan, — Vom Nord- zum Südpol ihre Segel schwellen. — Nun, thut ihr nicht Bescheid?‘ Die Gläser klangen, — Allein wie Stiche in das Herz mir drangen — Die Worte, die von seinem Vaterlande — Er sprach, und trieben ob des meinen Schande — Mir hoch das Schamrot in die Wangen!“

Nachdem er sich mit Thränen des Dankes von seinem Wohlthäter verabschiedet hatte, reiste er durch Ägypten und dann durch Palästina, wo er durch ein inbrünstiges Gebet vor dem Bilde des Erlösers in einer kleinen Kapelle am Kidron sich geistige Stärkung holte. Gerne würden wir dem armen Dulder jetzt Rückkehr in die Heimat und ein fürderhin ungetrübtes Glück wünschen; aber das Schicksal hatte es anders beschlossen. Einst hatten er und Hugo in jugendlichem Überschwang sich geschworen, dafs der, welcher zuerst sterben würde, dem Überlebenden durch sein Erscheinen die Gewifsheit von einem Fortleben nach dem Tode geben sollte. Nun löste Hugo sein Versprechen ein. Er erschien Lothar in kriegerischem Gewande, auf der Stirn eine blutige Wunde, und forderte ihn auf, sich der Sache der Hellenen zu weihen. Ohne langes Besinnen, ja mit Freuden schlofs sich Lothar den Philhellenen an, die für das geliebte Volk der Griechen die Befreiung von dem Türkenjoche erkämpfen wollten. Auch hier sollte es ihm zunächst nicht besser gehen wie in den Kämpfen des spanischen Aufstandes. Scenen voll Mord und Graus und unendliches Elend, begeistertes Ringen und jammervolles Unterliegen; davon allein kann Lothar uns berichten. Er wurde bei Missolunghi wieder schwer verwundet. Freundliche Mönche pflegten ihn in der stillen Abgeschiedenheit eines Klosters; aber die wilden Horden der Janitscharen wufsten auch hierhin den Weg zu finden. In Ketten geschmiedet, erwartete er mit vielen Unglücksgenossen den Tod durch Henkershand. Da endlich nahte sich ihm die Rettung. Der Wärter bot ihm die Werkzeuge und Mittel zur Flucht und übergab ihm einen Brief, in dem er mit überwältigender Freude die Schriftzüge seiner nie vergessenen, innig geliebten Adele erkannte. Dafs Lothar freventlich zu jenem Zweikampf von Adelens Bruder gezwungen,

war erkannt worden. Nach ihres Vaters Tode zog nun die Treue, begleitet von dem ehrwürdigen Pfarrer Eberhard, aus, um ihren Verlobten zu suchen. So hatte sie ihn endlich gefunden und gerettet. Auf dem Wege nach der Heimat wurde dem vielgeprüften Paare noch zur Erhöhung seines Glückes die frohe Kunde, dafs aus Navarinos blutgetränkten Wellen die Freiheit Griechenlands ihr Haupt erhoben hätte. So hatte Lothar zu seiner freudigen Genugthuung doch nicht umsonst im Kampf für die Griechen sein Blut vergossen. Mit Sehnsucht zog er jetzt seinem Vaterlande, welches er absichtlich so lange gemieden, entgegen und widmete ihm in Begeisterung die prophetischen Worte:

„O nimm mich wieder auf an deinem Herde, — Mein deutsches Vaterland, du herrlichstes der Erde! — Wo wär ein edler Volk als deins, — Vom traubenduftenden Gestad des Rheins — Bis zu der Ostmark fernsten Gauen? — Wo strahlt der ganze Himmel so aus blauen, — Aus unergründlich klaren Tiefen wieder, — Wie aus den Augen deiner Frauen? — In deinem Schofs dereinst die müden Glieder — Zu betten gönne mir! Allein nicht eher — Lafs schliefsen mich die Augenlider, — Bis jenen neuen Morgen, den als Seher — Mein Vater sterbend prophezeite, — Ich über dich das einige, befreite — Aufsteigen sah! Verraucht ist mir der Wahn, — Der nur vom allzerstörenden Orkan — Verjüngung hofft; doch jener Genius, — Der früh auf mich gedrückt den Flammenkufs, — Ich fühl's, umrauscht mich noch mit seinen Schwingen — Und mahnt mich, neu zu streben und zu ringen, — Damit das heifse Sehnen deiner Söhne — Die endliche Erfüllung kröne. — Verleihe Milde mir zur Stärke — Und weises Mafs zum Thatendrang. — Dann nach vollbrachtem Tagewerke, — Wie sollt ich zagen vor dem letzten Gang? — Ein froher Zeuge noch im Tod — Von meines Volkes Auferstehn, — In seiner Gröfse Morgenrot — Werd ich beglückt von hinnen gehn."

Graf Schack hat uns in seinem „Lothar" ein Stück Weltgeschichte in poetischem Gewande geboten, welches die so ereignisreiche Zeit von der französischen Revolution bis zum Jahre 1827, in welchem die Seeschlacht von Navarin stattfand, umfafst. Die Schrecken der Revolution in Frankreich schildert jener Mitsklave Lothars, die Kämpfe gegen Napoleon der Vater des letzteren und der Engländer Williams, die Kämpfe in Spanien und Griechenland Lothar selbst. Wie hat es doch der Dichter so wohl verstanden, den äufserst vielgestaltigen, vielfach

aus widerstrebenden Bestandteilen sich zusammensetzenden Stoff einheitlich zu gliedern und nicht blofs das Interesse bis zum letzten Augenblicke wach zu halten, sondern die innigste Teilnahme, Mitleid und Furcht, wie dieses nur eine Tragödie grofsen Stils in demselben Mafse vermag, in uns zu erregen und die Reinigung dieser Leidenschaften zu bewirken! Alle die Persönlichkeiten, die uns Schack in seinem politischen Epos, wir wollen es einmal so nennen, vorführt, vor allem der Held des Gedichtes selbst, berichten ja Selbsterlebtes und zwar immer in der ersten Person; wir erleben so alle diese Kämpfe, Drangsale und Gefahren mit, wir fühlen unser Innerstes mit magischer Gewalt zu ihnen hingezogen und geben doch am Schlusse Lothar recht, wenn er sagt:

„Verraucht ist mir der Wahn, — Der nur vom allzerstörenden Orkan — Verjüngung hofft."

Der Held mufste durch eine grausame Schule der Leiden gehen, bevor er zu dieser Überzeugung kam; aber nie hat er, auch bei den gröfsten Qualen nicht, sich zu einem schwächlichen Pessimismus hinreifsen lassen. Immer von neuem rafft er sich empor, und zuletzt erhält nun auch seine Standhaftigkeit den schönsten Lohn. Als besonders effektvoll wirken die Schilderungen von Deutschlands Freiheitskampf und zum Schlufs Lothar-Schacks Prophezeiung, dafs er vor seinem Tode noch ein froher Zeuge von des deutschen Volkes Auferstehn sein würde. Es ist dieses eine wirkliche Prophezeiung und nicht etwa eine nachträglich angehängte. Schack hat sicherlich vor dem Jahre 1848 seinen Lothar gedichtet, sonst hätte er die Ereignisse dieses Jahres ohne Zweifel mit in seine Dichtung verflochten. Er schreibt in seinem dem Lothar als Vorrede beigegebenen Briefe an seinen Freund Ferdinand Gregorovius:

„Derselbe (Lothar) ist eine Frucht meiner früheren Wanderungen durch jene Länder, in welchen wiederholte Reisen mich fast heimisch gemacht haben, und die auf äufseren Anlafs von neuem zu besuchen, ich mich eben anschicke. Ich schrieb ihn zum gröfsten Teil angesichts jener Gegenden, durch welche ich meinen Helden führe . . ."

Dieses erklärt zum Teil die Anschaulichkeit jener Schilderungen; das gröfste Verdienst bleibt aber immer der schöpferischen Gestaltungskraft des grofsen Dichters. Woher er den

Stoff hat? Im ersten Gesang erzählt der Dichter, natürlich mit dichterischen Ausschmückungen, manches, was er selbst erlebt oder aus den Erzählungen seines Vaters entnommen hat; von dem faktischen Inhalt des VI. Gesanges, in welchem hauptsächlich die afrikanischen Abenteuer enthalten sind, hat er nach seiner eigenen Aussage einiges den Erzählungen eines mitreisenden Franzosen zu verdanken. Mag uns nun aber der Dichter eigene Erlebnisse mitteilen oder nicht, in gewissem Sinne ist alles, was er in diesem Gedichte bietet, ein Stück seines Lebens. Er hat die Schmach des Vaterlandes, die Not der Völker in schmerzzerrissener Seele selbst erlitten, nicht wie der Philister, dem es besonders wohl ist, „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinander schlagen"; der kämpfende, duldende, sich emporringende Held ist Schacks seelisches Alterego.

Ich habe vorher erwähnt, dafs in dem politischen Epos „Lothar" der Dichter des Jahres 1848 gar nicht gedacht hat. Es müfste uns in Verwunderung setzen, wenn er dieses überhaupt nicht gethan hätte; denn ein Dichter, dessen Seele sich wie eine Äolsharfe bald in schwermütig schmerzerfüllten Tönen, bald in mächtig brausenden, erhebenden Accorden vernehmen läfst, je nachdem der politische Luftstrom ihm die Klagen oder das Jauchzen der Freude oder Laute der Hoffnung aus der Volksseele entgegenbringt, konnte nicht schweigen, wenn ein wütender Orkan die letztere bis in ihr Innerstes erschütterte.

Und der Dichter hat nicht geschwiegen. Im Gewande einer aristophanischen Komödie geifselt er das planlose Draufloslosstürmen, den engherzigen Egoismus, den kleinlichen Neid, die dünkelhafte Arroganz; kurz die ganze politische Erbärmlichkeit, wie sie sich in den breitesten Schichten des deutschen Volkes damals kund that. Das Stück führt den Titel: „Der Kaiserbote."

In der ersten Scene werden wir auf den Kyffhäuser geführt. Dort steht ein Gasthaus mit der Aufschrift „Zum Kyffhäuser"; der Wirt nennt sich Arminius, seine Gattin Thusnelda. Arminius heifst eigentlich Kaspar; er war früher Kanzelist im Ministerium von Lippe-Detmold gewesen und ist als Demagoge seines Amtes entsetzt, weil sein Minister einst ein Blatt Papier bei ihm fand, auf welchem die Worte standen:

„Entwurf als Vorbereitung für die Einheit Deutschlands, die beiden Lippe zu verschmelzen.“ Nun hatte Kaspar eine Prophezeiung seines Ahnherrn aus dem Jahre 1748 gelesen, nach welcher nach Ablauf von hundert Jahren Barbarossa erwachen würde. Der für das Wohl seiner Nachkommen besorgte Mann war aufserdem Kaspar im Traum erschienen und hatte ihm geraten, auf dem Kyffhäuser ein Gasthaus zu erbauen, weil nun die Zeit um sei und die massenhaft nach dem Berge pilgernden Gäste ihm eine grofsartige Einnahme sichern würden. Den Namen Kaspar solle er hinfort nicht mehr führen, sondern sich Arminius nennen. Der Ahnherr hatte Kaspar-Arminius nicht getäuscht; denn alsbald erscheinen Gäste aller Art; zunächst relegierte Studenten, dann andere, zuletzt ein Amerikaner namens Till, der das Rückertsche Gedicht gelesen hat, in welchem Barbarossas Erwachen von dem Verschwinden der Raben abhängig gemacht wird. Kurz entschlossen ist er über den Ocean nach Deutschland gekommen, schiefst zuerst des Arminius Tauben tot in der Meinung, dafs es jene Raben wären, geht dann mit seiner Flinte den wirklichen Raben, die Barbarossa am Erwachen hindern, zu Leibe, und es gelingt ihm auch, ein paar von ihnen zu erlegen, worauf der Kaiser wirklich erwacht und seinen treuen Boten Klaus aussendet, um zu erkunden, ob das deutsche Volk reif zur Wiederaufrichtung des Kaiserreiches sei. Klaus geht nun durch all die Länder und Ländchen, die das damalige Deutschland ausmachten; aber überall macht er die gleichen schmerzlichen Erfahrungen einer sinnverwirrten politischen Unreife des Volkes. Es ist eine politische Walpurgisnacht, die uns der Dichter vorführt, deren Einzelheiten hier zu besprechen nicht angänglich ist; ich will nur einiges hervorheben. Dem Realpolitiker Klaus, der seinem Schmerze und seiner Empörung über das, was er sehen und hören mufs, bittere Worte leiht, hat Schack jenen Till zur Seite gestellt, der in übersprudelnder Laune die Menge zu immer neuen Thorheiten anreizt, um sich dann über dieselben lustig zu machen. Aber der bittere Ernst bleibt doch immer der Grundton. Nehmen wir nur folgende Scene:

Ein Dramaturg: ... Da kam mir in diesen Tagen ein Manuskript zu Gesicht, ein absurdes Schauspiel „Der Kaiserbote“, das mich

höchst unangenehm berührt hat. Von Kunstwert kann dabei gar nicht die Rede sein. Der Verfasser bemüht sich zwar bisweilen lustig zu sein; aber überall bricht seine Bitterkeit hervor ... Auch hat der Autor seinem eignen Produkte das Urteil gesprochen; denn er sagt mir in dem Briefe, mit dem er mir sein Machwerk übersendet, er habe das Stück in „tiefstem patriotischem Schmerze“ geschrieben. Wie soll bei einer solchen Stimmung die Objektivität gedeihen, welche jeder Dichtung nötig ist? So ist der Kaiserbote, der in dem Stück auftritt, zu einem pathetischen Deklamator geworden, während diese Rolle jedenfalls ganz humoristisch aufzufassen war.“

Klaus (unter dem Tisch): „Um des Himmels Willen! Von mir, der ich das deutsche Elend von sieben Jahrhunderten angesehen habe, verlangt ihr noch, ich solle lustig sein?“

Ja, du Kaiserbote Schack, das kann man von dir nicht verlangen. Was die Geschichte und die eigene Erfahrung dich gelehrt in betreff deines von dir doch so geliebten deutschen Volkes, mufste dich traurig stimmen, um so höher aber rechnen wir dir es an, dafs du nie, wie so viel tausende, darunter selbst geistig hochstehende Männer, an dem tüchtigen Kerne unseres Volkes, an der zähen Beharrlichkeit, Thatkraft, Entschlossenheit des Hohenzollernstammes gezweifelt hast, die vereint nach deiner festen Überzeugung die Einigung Deutschlands herbeiführen mufsten! Die Krone, die man damals einem hochherzigen Hohenzoller anbot, durfte dieser nicht annehmen. Doch lassen wir Klaus reden:

„Mehr als die Hälfte derer, die das Volk hierhergesandt, — Blieb stumpf und taub und starr — Bei dem Gedanken deutscher Herrlichkeit, — Der seelenlose Dinge selbst, so mein ich, — Begeistern könnte. Da rief einer drein: — ‚Wozu die Flitter aus der Rumpelkammer — Des alten Reichs? Wir selbst sind souverän!‘ — Und andre prahlten mit der eignen Schande: — ‚Wir kennen Deutschland nicht, wir wissen nur — Vom Fürstentum Haarhaar und Flachsenfingen.‘

Arminius: Und was ging weiter vor?

Klaus: So sag ich's kurz: — Ein Markten um die Kaiser-Majestät. — Der eine knebelte die Arme ihr, — Dafs sie nicht handeln kann, der andre — Rifs ihr das Scepter weg, der dritte legte — Ihr einen Maulkorb an — und als das Werk — Zu Ende kam, war es ein hohles Nichts, — Ein Federwisch, ein wahres Lumpenreich — Und Ebenbild der matten, flauen Seelen, — Die es geschneidert. — Doch lebt wohl! mich treibt's — Von hinnen.“

All den Mummenschanz, die abderitischen Thorheiten, deren Klaus Zeuge war, mufs er nun seinem Herrn und Kaiser berichten. Dieser will schon verzagen an der Zukunft seines Volkes; da ist's sein treuer Bote, der trotz all der bösen Erfahrungen, die er gemacht hat, sich mannhaft aufrichtet und dem Kaiser erwidert:

„O Herr! nicht also über alle brich — Den Stab! Ich sagte dir, auch Wackre, Edle, — Die treu der Väter Geist bewahren, leben — In Deutschland noch, und Bürgschaft ist ihr Sein, — Dafs diese Schmach nicht ewig dauern wird. — Noch immer geht ein guter Genius — Mit deinem Volke durch die Welt; er wird, — Ist nur der Fahnenträger da, um den — Der nicht erstorbne Rest des Edleren — Sich scharen kann, es gleich dem Blitz durchzucken, — Dafs von dem reinen Strahle aufgezehrt, — Die böse Schlacke schmilzt und alle Seelen — Im lautern Feuer der Begeistrung glühn."

Mit nicht mifszuverstehenden Worten prophezeit nun der Kaiserbote, dafs aus dem Hohenzollernstamme der Held, der Deutschland retten und einigen werde, erstehen solle. Der Graf von Hohenzollern, welcher zusammen mit Barbarossa im Kyffhäuser haust, nimmt begeistert diese Prophezeiung auf und reifst Barbarossa zu gleicher Begeisterung hin. Letzterer verkündet das nahe Bevorstehen grofser Ereignisse und ermahnt das deutsche Volk und die deutschen Fürsten:

„Dem lang verwaisten Thron des grofsen Karl — Bringt einen Kaiser wieder, der gebietend — Die Donner seines Wortes durch die Welt — Entsende! Ihm allein gebührt die Macht!"

Er droht, dafs Gottes Strafgericht und jähes Verderben sie ereilen würde, wenn sie nicht, komme jener grofse Augenblick heran, allen kleinlichen Hader liefsen und in Lieb und Treue zu ihrem Herrn und Kaiser stünden.

Arminius zieht mit Till nach Amerika, die Grotte des Kyffhäuser schliefst sich, und aus der Tiefe tönt ein schwermütiger Gesang, der Deutschlands Schmach beklagt; dann aber erheben sich lautere Stimmen, die von einer nahen grofsen Zukunft singen:

Sowie im Lenz die Flocken tauen,
Verrinnt der Männer Hafs und Zwist;
Ein Wettstreit ist in allen Gauen,
Wer alten Hader m e h r vergifst;

Ein Band, das jedes Herz verbindet, —
Ein Feuer, das in allen zündet, —
Ein Denken und ein Thun verkündet,
Dafs dieses Volk erstanden ist.

Und auch den Herrscher, stark und eisern,
Erweckt der deutsche Genius,
An dem, wie an den Staufen-Kaisern,
Der Feinde Grimm zerschellen mufs.
Gleich einem Helden alter Sagen
Rafft er mit löwenmutgem Wagen,
Um Deutschlands grofse Schlacht zu schlagen,
Sich auf in freudigem Entschlufs.

Drommeten künden mit Geschmetter
Das Nahen des Ersehnten schon;
Er bringt dem deutschen Land, ein Retter,
Zurück die Macht, die lang entflohn,
Und alle Fürsten der Germanen,
Nur einen Wahlspruch in den Fahnen,
Reihn als Vasallen, wie die Ahnen,
Sich wieder um den einen Thron.

Da spaltet, auseinander krachend,
Sich dieser Höhle Felsgestein,
Und Barbarossa blickt, erwachend,
Beseligt in das neue Sein.
Mit ihm ersteht sein treuer Bote;
Sie sehn das Reich, das lange tote,
Erblühn im neuen Morgenrote
Und gehn versöhnt zum Himmel ein.

Was die Zeit der Abfassung des Stückes anlangt, so sagt Graf Schack selber: „Den Kaiserboten schrieb ich schon im Spätherbst 1850 nach dem Untergange der letzten Hoffnungen für deutsche Einheit, die sich an die Bewegungen des Jahres 1848 geknüpft hatten.“ Also auch ein Olmütz hat den hochherzigen Mann in seinem Vertrauen auf den guten Genius seines Volkes nicht irre gemacht, und ist das, was er Klaus, Barbarossa und in dem aus dem Kyffhäuser tönenden Gesange sagen läfst, nicht wahre und wahrhaftige Prophezeiung, so schön und zutreffend, wie man sie nur wünschen kann? Ja, Graf Schack hat sich mit dem Titel dieses Stückes selbst den rechten Namen gegeben: er ist der mannhafte, treue Kaiserbote.

Das Jahr 1864 bringt dem Dichter keinen Trost. Aus demselben stammt das Gedicht „Am Grabe Friedrichs des Zweiten“. Es feiert die Gröfse dieses Kaisers und preist ihn glücklich, dafs sein Auge das deutsche Jammerbild nicht zu schauen brauche. Einen ähnlich düsteren Ton schlägt der Dichter in „Die Kaisergruft in Speyer“ an, dagegen leuchtet in „Die Hohenstaufenkrone“ uns in alter Stärke und Unerschütterlichkeit die prophetische Hoffnung des Dichters entgegen, dafs die Hohenstaufenkrone bald werde von einem kraftvollen Herrscher in kühnem Siegeslaufe gewonnen werden. Dem trauernden Weibe Germania künde schon der Klang der Glocken das Herannahen des ersehnten Befreiers an. „Die schwarze Schar“ besingt den kühnen Zug des Braunschweigers durch die Menge der Feinde nach dem Meeresstrande und sein glückliches Entkommen nach dem freien England.

Der Rückblick auf die glorreiche That eines deutschen Helden hat den Dichter in eine gehobene Stimmung versetzt; aber angesichts der traurigen Gegenwart wird er wieder trübe gestimmt. In „Die Bildsäule Karls des Grofsen“ klagt er über die Zerrissenheit des deutschen Reiches und hofft von dem grofsen Kaiser, dafs er mit mächtigem Hornrufe nur einmal noch seine Deutschen wecken werde. Dafs die preufsischen Siege im Jahre 1866 des Dichters Herz nicht mit Freude erfüllen konnten, dürfen wir ihm nicht zum Vorwurf machen. Bayern, welches ihm durch die Güte des hochsinnigen Königs Maximilian völlig zur zweiten Heimat geworden war, stand in jenem Kampfe Preufsen gegenüber. So mufste Schack diesen als einen beklagenswerten Bruderkrieg ansehen. Er läfst eine deutsche Mutter den Siegern zurufen:

„Reifst ab von den Helmen das Laub — Und streut auf das Schlachtfeld Asche und Staub, — Wo Brüder sich würgten mit Brüdern!“

Sie hätte in ihren beiden Söhnen eine glühende Liebe zum deutschen Vaterlande entfacht; der eine wäre zu Habsburgs, der andere zu Preufsens Fahnen geeilt in der festen Überzeugung, dafs sie bald vereint den gemeinsamen Erbfeind, die Franzosen, bekämpfen würden; da hätte sie nun das Gebot der

Pflicht, gegeneinander das Schwert zu ziehen, getrieben, und auf der Walstatt wären beide als Leichen aufgefunden worden.

Wir sehen also, der Dichter dachte sich, dafs die Einheit Deutschlands zwar durch Blut und Eisen, aber nur im Kampfe gegen die Franzosen würde errungen werden. Und als nach Überschreitung der Mainlinie im Kriege 1870/71 Bayern und Preufsen Schulter an Schulter die Franzosen besiegt, Bayerns König Ludwig als erster von allen deutschen Fürsten unserem greisen Heldenkönige die Kaiserkrone angeboten hatte und dadurch in der Hauptsache des Kaiserboten Prophezeiung in Erfüllung gegangen war; da hat der treue Bote und Verkündiger der Wiederaufrichtung des deutschen Kaiserreiches durch einen Helden aus dem erlauchten Hause der Hohenzollern nur ein Jauchzen der Freude, nur ein überströmendes Dankgefühl dafür, dafs ihm wirklich vergönnt gewesen, sein Vaterland in nie geschauter Herrlichkeit zu erblicken. Mit dithyrambischem Schwunge feiert Schack Kaiser und Reich in seiner „Siegesfeier in Strafsburg", in dem „Wiedersehen von Deutschland"; er fordert in einem „Italien" überschriebenen Gedichte dieses Land auf, von nun an treu zu Deutschland zu halten, da beide Länder gemeinsam ihr Auferstehungsfest feierten, die früher so häufig bis zur Erschöpfung sich bekämpft hätten.

Rührend und zugleich erhebend wirkt des Dichters dankbare Liebe zu unserem erhabenen Kaiser in „Beim Einzug in Berlin":

„Aus der Führer Mitte hervor, — Wie Orion unter den andern Sternen, — Leuchtet der Herrliche, — Der Retter Deutschlands! — Lafst Platz für sein Rofs, — Ihr Weiber, die mit euren Kleinen — Heran ihr euch drängt, — Um, seine Kniee umklammernd, ihm zu danken, — Dafs er euch Haus und Herd — Vor Schande geschützt! — Wohl mehr als des Krieges Gewühl — Liebt er Kinder um sich spielen zu sehen; — Aber noch einmal heut, zum letztenmale, — Eh zur Pflugschar das Schwert sich wandelt, — In seines Heeres Mitte — Mit den krachenden Feuerschlünden — Mufs er Zwiesprach halten. — Horch! das sind die ehernen Stimmen, — Er kennt sie, — Die ihn in zwanzig Siegesschlachten umdonnert, — Vor denen hundert Festen — Und ein Reich in Trümmer gesunken. — Von allen Türmen die Glocken fallen ein, — O! und weiter, dahin durch den Blumenregen, — Der von Fenstern und Dächern niederstäubt, — Zieht er — achtlos vorüber an uns, — Denen an der Wimper die Freuden-

thräne zittert, — Während die Lippe verstummt — Und nur des Herzens Klopfen — Dank ihm stammelt, — Dafs er uns ein Vaterland geschenkt."

„Allerseelentag 1871" ermahnt diejenigen, welchen durch den glorreichen Krieg ein teures Haupt entrissen sei, das Klagen zu lassen; denn die in dem siegreichen Kampfe Gefallenen hätten „ihr niederes Staubeskleid" nur hingeworfen, um „in Unsterblichkeit zu leben."

„An die Franzosen" dagegen richtet Schack mit dräuendem Ernst die Mahnung, das Geschrei nach Rache einzustellen. Sollten sie noch einmal in ihrer mafslosen Verblendung es wagen, des Krieges Flammen anzufachen — wehe ihnen!

„Denn enden wird der Kampf erst, ob Millionen — Von Leben auch das Schlachtschwert frifst, — Wenn ausgetilgt im Buche der Nationen — Der Name der Franzosen ist."

Von besonderer Schönheit nach Inhalt und Form ist das am Schlufs des Jahres 1871 verfafste Gedicht: „Zum neuen Jahr"; es lautet wie folgt:

In Herrlichkeit, wie sie die Welt nicht sah,
Seit grauer Zeit des Altertumes,
Mein deutsches Vaterland, stehst du nun da
Auf Sonnenhöhen deines Ruhmes.

Verderben schleudert auf den Feind und Tod
Das Falten deiner mächtgen Stirne,
Und doch spielt milder Glanz um sie, wie Rot
Des Morgens um der Alpen Firne.

Wohl! um die Schläfe, die der Siegesaar
Umkreist mit den gewaltgen Schwingen,
Magst an des Friedens duftendem Altar
Du dir der Kränze reichsten schlingen!

Ihr, die als schönster Schatz der Menschheit gilt
Und sie der Geisterwelt verkettet,
Der heilgen Kunst in Klang und Wort und Bild
Sei Hüt'rin, die sie schützt und rettet!

Schritt nicht die Dichtung durch den Schatten schon,
Den deine Urwald-Eichen warfen,
Und rauschten ihre Wipfel nicht beim Ton,
Dem ehernen, der Bardenharfen?

Gedenk, wie dich von frühher, nie versiegt,
Der Melodieen Strom durchflutet,

Auf dem Beethoven sich, der Schwan, gewiegt,
In dem sich Mozarts Herz verblutet!

Strahlt nicht als heller Morgenstern der Kunst,
Der andern lichter Reigenführer,
Zu uns aus finstrer Zeiten Nebeldunst
Herüber der erhabne Dürer?

Und länger könnte dich, die das besitzt,
Bethören noch der Tand der Seine?
Vom eitlen Bildwerk, das der Franke schnitzt,
Auflesen möchtest du die Späne?

Nein! aufwärts schau, zu jener Riesenwelt,
Die sich, ein Werk der Feen und Gnomen,
Nur durch ein ewges Wunder aufrecht hält,
Zu Kölns und Strafsburgs hohen Domen!

So wie hochauf ihr Wald von Pfeilern steigt
Und mit den Ästen, Ranken, Reben
Zur mächtgen Säulenlaube sich verzweigt,
Soll deine Kunst zum Himmel streben.

Ein hoher Tempel sollst du selber sein,
Und, wenn ringsum der Schönheit Blüten
Im Sturm des Herbstes sinken, noch allein
Des Geistes Heiligtümer hüten.

Und flieht an andre Küsten einst der Tag,
Der wechselnde, der Weltgeschichte:
Vergoldend lang auf deinen Zinnen mag
Er ruhen noch mit letztem Lichte!

So spielt um die Ruinen Griechenlands
Noch heut ein Abendrot, als küfste
Der untergehnden Sonne Scheideglanz
Des Mäoniden Marmorbüste.

Mit diesem Gedichte schliefst Graf Schack diejenige Gruppe von Poesien, welche er unter dem bedeutsamen Titel „Kampf und Sieg“ seinen „Lotosblättern“, einer Sammlung von lyrischen Gedichten, eingefügt hat.

Wenn nun auch die oben behandelten, vom Jahre 1864 bis zum Ende des Jahres 1871 reichenden Gedichte ganz besonders obigen Titel verdienen, so hat unser Dichter doch, wie wir es schon bei „Lothar“ gesehen haben, auch anderen, gröfseren Erzeugnissen seiner Muse einen würdigen, national-patriotischen Abschlufs gegeben, z. B. dem humoristischen Roman

„Durch alle Wetter“ und vor allem seinem grofsartigen kulturgeschichtlichen Epos, wie wir es nennen wollen, „Nächte des Orients oder die Weltalter“.

Als Papst Pius IX., so beginnt das Gedicht, die Weltsynode in Rom versammelt hatte, da litt es den Dichter nicht länger in Europa. Das ungünstige Klima, die Jagd nach Reichtum, nach Wissen, das unselige Parteiwesen, die sociale Frage, die furchtbaren Gegensätze von Überfluſs und hohläugigem Elend, der Mangel an Gottesfurcht und wahrer Frömmigkeit — alles dieses trieb ihn nach dem Orient, wo von dieser ganzen Misere, wie er meinte, nichts zu finden sei.

In dem sonnenglut-durchströmten Arabien gelangte er eines Tages zu den Trümmern eines Riesenbaues; dieselben waren von so überwältigender Grofsartigkeit, daſs er sich von dem Anblick gar nicht trennen konnte, sondern die ganze Nacht und den darauf folgenden Tag in tiefem Sinnen mitten unter den Zeugen einer längst entschwundenen Zeit verweilte. Damals, so meinte er, als dieser Bau noch in seiner vollen Pracht bestand, führten die Menschen hier ein glücklicheres Dasein als heute; wenn es doch möglich wäre, sich in frühere Zeiten zurückzuversetzen! Plötzlich wurde er in seinem Selbstgespräch durch ein höhnisches Lachen unterbrochen. Er wandte sich um und sah vor sich einen wunderbaren Greis in morgenländischer Tracht. Das bedeutende, von schneeweifsem Haar und Bart eingerahmte Antlitz war vielfach durchfurcht und schien Jahrhunderte gesehen zu haben. So höhnisch wie sein Lachen erklangen auch seine Worte. Das Geschlecht der Menschen sei ein uraltes, aber von Anbeginn zum Elend erkorenes. Das ganze Leben sei weiter nichts als eine wüste Farce. Aber wenn der Dichter wolle, so könne er seine Sehnsucht, frühere Zeit- und Kulturperioden kennen zu lernen, stillen. Er wäre im Besitze eines Elixirs:

„Wer einen Tropfen kostet von dem Saft, — Aufthun sich wie durch Zauberkraft — Die Pforten der Vergangenheit, — Und wählen darf er nur die Zeit, — Die er als Gegenwart erblicken will, — So wird ihm augenblicks vergönnt, — In ihr zu leben.“

Der Dichter trinkt davon und wird nun zunächst in die urälteste Zeit der Menschheit versetzt. Er ist jetzt selbst einer

jener Urmenschen, der im Kampfe mit den vorweltlichen Riesentieren und den Geschöpfen seiner eigenen Gattung, die in bestialischer Wut sich morden und des Gemordeten Blut und Fleisch roh verschlingen, im Kampfe mit den rasenden Elementen ein schreckliches Dasein fristet.

Er erwachte hierauf mit einem wüsten Gefühl in seinem Haupte und konnte lange Zeit die schrecklichen Bilder nicht los werden. Er setzte nun, vereint mit jenem Greise, der sich Hadschi Ali nannte, die Reise fort. Der Dichter gab sich nach diesem ersten Traumgesicht nicht überwunden; er zeigte sich vielmehr überzeugt, dafs die Menschheit in einer späteren Periode sich glücklicher als heute gefühlt haben müsse. Darauf versetzte ihn Hadschi Ali in die Pfahlbauzeit. — Als Sklave des Häuptlings eines Pfahlbaudorfes führt er ein verhältnismäfsig noch erträgliches Leben. Zwar können die Bewohner des Dorfes sich kaum der wilden Tiere erwehren; auch sonst ist ihr Leben kein beneidenswertes, vor allem ist auch hier der Mensch des Menschen gröfster Feind; aber der Sklave steht bei seinem Herrn in Gunst und wird von ihm nicht allzu schlecht behandelt. Da läfst er sich verleiten, die Liebe der Tochter seines Häuptlings zu dem Sohne seines Feindes zu begünstigen und soll dafür den Tod erleiden. —

Nach seinem Erwachen wurde er wieder von Hadschi Ali bitter gehöhnt. Des Dichters Optimismus war arg erschüttert; jedoch zu der entsetzlichen Lebensanschauung seines Mentors konnte er sich noch nicht bekehren; und obgleich dieser ihm die nachfolgenden Kulturperioden als ebenso schrecklich schilderte, so beschlofs er nun, von Ali noch einen Tropfen jenes zauberkräftigen Elixirs sich zu erbitten, um in leibhafter Wirklichkeit zu schauen, was bis dahin nur in Bild und Schrift sein Herz mit Wonne erfüllt hatte, — die klassische Zeitperiode des Hellenentums. Sein Wunsch wurde ihm erfüllt.

Er ist jetzt der Sklave eines reichen Atheners und wird von diesem freundlich behandelt. Es bietet sich ihm reichlich Gelegenheit, was der hohe Schönheitssinn des gottbegnadeten Volkes geschaffen, zu schauen und zu bewundern; aber an den herrlichen Spielen zu Olympia darf sein Auge sich nicht ergötzen. Als er dennoch sich unter die Menge der Schauenden

drängt, wird er erkannt und erhält die nach alter Satzung für dieses Vergehen noch immer zu Recht bestehende Sklavenstrafe der Geifselung. Später leistet er seinem Herrn durch Urbarmachung einer wüsten Besitzung in Thessalien solche Dienste, dafs dieser ihn noch auf dem Sterbebette frei giebt. Die Söhne des letzteren erkennen jedoch die Freilassung nicht an, und als er im Bunde mit anderen Sklaven die ihm vorenthaltene Freiheit erkämpfen will, wird er gefangen genommen und soll den Tod erleiden. —

Noch zwei Traumgesichte wurden dem Dichter auf seinen Wunsch von Hadschi Ali gewährt; in dem einen erschaute er das Mittelalter, in dem anderen die Zeit des Humanismus. Wohl fühlte er sein Herz beim Turnier und beim Gesange der Troubadours in hoher Freude schwellen, wohl führte auch ihn die Begeisterung in das Heer der Kreuzfahrer; aber damals sowohl, wie zu der Zeit, in welcher ein Abglanz der sonnigen Schönheit des Altertums das Leben verklärte, fiel er dem grausamen Fanatismus, der herzlosen Intoleranz zum Opfer.

Sollte Hadschi Ali recht haben, sollte dieses Leben nicht lebenswert sein und das „Nirwana“ der alten Buddhisten das einzig Erstrebenswerte? Nein und abermals nein!

„Aufwärts, ja aufwärts geht der Menschheit Gang; — Ob sich ihr Pfad auch krümmt und windet, — Ja, ob er auch jahrhundertlang — In dunkle Abgrundtiefen schwindet, — Nach oben wieder reifst sie doch ihr Drang.“

Zu dieser Überzeugung hat der Dichter mit seinem festen Vertrauen auf die göttliche Liebe auch seinen Mentor Hadschi Ali bekehrt. Und wie gerne hat dieser sich schliefslich bekehren lassen! Er strebte ja auch nur nach der Wahrheit, und bei diesem inbrünstigen Suchen begegnet ihm auf seinem viele Menschengenerationen umfassenden Lebensgange unser Dichter, den er durch seine höhnischen Zweifel und durch die Reisen, welche er ihn durch die verschiedenen Kulturperioden machen läfst, auf die Probe stellt. Da dieser die Probe so gut besteht, so sind auch ihm, dem uralten Manne, die Zweifel gelöst, und er kann sich getrost zu seinen Vätern versammeln.

Ein Donnerschlag führt den Dichter in diese Welt zurück; verwirrt schaut er sich um und sieht, dafs alles nur ein Traum

gewesen. Er befindet sich mitten auf dem eingangs erwähnten Trümmerfeld; aber der Traum und die Träume im Traum haben doch die gute Wirkung gehabt, dafs die Europamüdigkeit völlig von ihm gewichen ist; er sehnt sich von ganzem Herzen nach der lieben Heimat. Als er den Bord des Schiffes betritt, welches ihn nach Europa führen soll:

„Da hin von Mund zu Munde eilte — Die Kunde dessen, was geschehen war, — Indes ich in des Ostens Traumreich weilte. — Und leuchtend bald und herrlich klar — Vor meinem Geist stand all das Grofse, — Das eine Zukunft hoch und hehr — Verborgen trug in ihrem Schofse, — So wie beim Siegsdrommetenstofse — Dem Krieger, hob sich wonneschwer — In hohen mächtgen Schlägen mir das Herz, — Und niederkniend, im Auge Freudenthränen, — Streckt ich die Arme heimatwärts: — ‚Erfüllt des Jünglings Traum, des Mannes Sehnen! — Aus Kampf und Tod und ungeheurem Sieg — Glorreich ein deutsches Reich geboren! — Ja aus des Himmels offnen Thoren — Hernieder auf die Erde stieg — Der grofse Geist, des Hauch mit mächtgem Wehn, — Hin durch die Hallen der Geschichte brausend, — Die Reiche aufblühn läfst und neu vergehn, — Und vor ihm schlägt ein werdendes Jahrtausend — Die morgenhellen Wimpern auf. — Er sei mit dir auf deinem Siegeslauf. — Mein Deutschland! Schütze du mit mächtgem Schild — Freiheit und Recht, und schwinge hoch die Fahne, — Wenn es den Kampf mit altverjährtem Wahne — Für unsre höchsten Güter gilt! — Den finstern Nachtgeist, der im Vatikane — Noch brütet seine argen Plane, — Scheuch in sein dunkles Reich, dafs frei — Von giftgem Qualm die Luft für immer sei — Und sich im Lichte sonnen die Nationen! — Dann lege nieder deine Siegeskronen — Und flicht ums Haupt des Friedens Ölzweigkranz! — Aufsteigen wird im morgenroten Glanz — Durch dich ein neues Weltenjahr, — Wo an der Liebe heiligem Altar — Die Völker alle sich zum Bruderbund — Die Hände reichen! O mit schnellern Schlägen — Führt, Räder, mich dem Vaterland entgegen, — Dafs heifsen Kusses ich den Mund — Auf seinen Boden drücken kann; — Nie mehr von ihm scheid ich fortan — Und einst in seinem teuern Grund — Will ich das Haupt zur Ruhe legen.“

Diese kurze Inhaltsangabe macht nicht den Anspruch, ein anschauliches Bild von der Grofsartigkeit des Inhalts und dem überwältigenden Glanze der Form zu verschaffen, der diese gewaltige Dichtung auszeichnet: es kam mir nur darauf an zu beweisen, wie sehr Graf Schacks ganzes Denken und Fühlen ein durch und durch deutsch-patriotisches ist. Sein frommer Glaube, dafs die göttliche Liebe den Menschen nicht sich selbst

zur Qual in diese Welt gesetzt habe, sondern damit er in unablässigem Ringen sich zur Gottähnlichkeit emporarbeite, findet in der Wiederaufrichtung des deutschen Reiches eine sein Inneres mit grenzenloser Freude erfüllende Bestätigung. Übergehen darf ich hier nicht, dafs einige Mitglieder jener Gemeinde von Darwin-Vogt-Häckelscher Observanz Schack wegen dieser Lehre von der Entwickelung der Menschheit von einer niederen zu einer immer vollkommeneren Stufe im Übereifer schon als einen der Ihrigen begrüfst haben. Diese Herren müssen ganz übersehen haben, dafs mit zu den Gründen, die Schack in der Einleitung dieser Dichtung für seine Europamüdigkeit anführt, auch das Treiben jener Darwino-Materialisten und der so vielfach auftretende Mangel einer aus dem Herzen kommenden Gottesverehrung gehört. Mit bitterem Scherze klagt er:

Dem Kinde schon beginnt beim ersten Schreie,
Den es in diese Welt thut, die Misere
Qualvollen Lernens, und ich prophezeie:
Aufzählen wird uns bald nach Darwins Lehre
Ein jeder seine ganze Vorfahr-Reihe
Von seiner Eltermutter, der Monere,
Herab zu den Schimpansen, Pavianen,
Die er verehrt als seine nächsten Ahnen.

Ich denke, das ist deutlich genug. Wenn aber im Verlaufe der Dichtung Äufserungen vorkommen, die mit der Lehre jener Männer übereinzustimmen scheinen, so würde es eine verkehrte Auffassung dieser Dichtung bedeuten, wenn man daraus den Schlufs ziehen wollte, dafs Schack sich selbst zu der Lehre bekenne. Er legt dergleichen Äufserungen zum gröfsten Teil dem Zweifler Hadschi Ali in den Mund, der damit keine andere Absicht verbindet, als den Dichter zu erproben. Und wenn letzterer wirklich einmal solche Worte Hadschi Alis nachspricht, so geschieht dieses doch nur im Banne und unter dem Drucke eines vorübergehenden, durch jene Traumgesichte hervorgerufenen Zweifels.

Dafs ein Dichter von Schacks Bedeutung durch eine Bewegung, wie sie durch Darwins Theorie nicht blofs in Gelehrtenkreisen, sondern bei Gebildeten und leider vorzugsweise bei Halbgebildeten in so mächtigen Schwingungen sich kund that, dafs sie heute noch in vielen Gemütern nachzittert, mit

ergriffen werden mufste, ist ganz natürlich. Die krankhaft sentimentale Richtung der Zeit, in welcher Goethe seine Jünglingsjahre verlebte, fand ihren treuen Spiegel in seinem „Werther", Schillers jugendlicher, durch die damaligen Zeitverhältnisse geschürter Freiheitsdrang seinen machtvollen Ausdruck in den „Räubern", für welche ihm die französischen Revolutionäre das Bürgerrecht erteilten, dieselben Revolutionäre, deren Treiben er später in seiner „Glocke" und im „Spaziergang" mit heiligem Zorne züchtigt. Und ist der eben genannte „Spaziergang" etwas anderes als die dichterische Erläuterung des Rousseauschen Satzes: „Retournons à la nature"? Was die Volksseele bewegt, das findet naturgemäfs einen Wiederhall in des Dichters Brust und treibt ihn, es dichterisch zu gestalten; aber indem er dieses thut, befreit er sich zugleich von den Gewichten der Tagesmeinung und erhebt sich mit Adlersflügeln zu den sonnigen Höhen einer idealen Weltanschauung. In diesem Sinne sind auch Schacks „Lothar" und seine „Nächte des Orients" zu beurteilen, in welchen beiden sowohl der innere „Kampf" des Dichters, als auch sein „Sieg" mit ergreifender Treue geschildert wird. Der „Sieg" bedeutet hier nichts anderes als die fromme Ergebung in das göttliche Walten und die felsenfeste Überzeugung, dafs das Christentum als die Religion der Liebe das Höchste sei, was der Menschheit an göttlicher Offenbarung zu teil geworden, dafs es die Aufgabe der Menschheit wäre, sich allmählich so weit emporzuarbeiten, bis sie sich eins fühle in der Liebe, die in Christo ihre Verkörperung fand. Dieses Glaubensbekenntnis ergiebt sich nicht nur aus den genannten, sondern aus vielen anderen Gedichten, wo es, ob Zweifel und Schmerz auch zeitweise des Dichters Gemüt verdüstern, doch immer und immer wieder zum Durchbruch kommt; so z. B. in der „Hymne", welche kurz die in den „Nächten des Orients" enthaltenen Gedanken noch einmal zusammenfafst, und deren Schlufs lautet:

„So magst du denn, wie wild der Weltorkan — Auch braust, mit mir nach deinem Willen schalten, — Sei's zur Vernichtung, sei's zu neuem Leben, — Erhabner Geist, dir hab ich mich ergeben!"

Ferner in dem Gedicht: „In der Krankheit", welches mit Klopstockscher Innigkeit den Glauben des Dichters an ein

besseres und vollkommeneres Leben im Jenseits ausspricht, ebenso in den „Das neue Jahrhundert“, „Allerseelennacht“, „Auf dem Friedhof“, „Die letzte Stunde“ überschriebenen und vielen anderen. Wenn ein Mann wie Schack die christliche Liebe als das höchste Glaubensideal verehrt, so können wir sicher sein, dafs er dasselbe, soweit es an ihm ist, auch praktisch zur Verwirklichung bringen wird. In Wahrheit, Graf Schack kennt keine gröfsere Freude, als die in zartester Weise geübten Wohlthaten ihm gewähren; er übt in grofsartigem Stile „praktisches Christentum“. Nur gegen den Glauben, den positiven Glauben zeigt er sich bisweilen ungerecht. Weil die Menschheit in ihrem Wahne in früheren dunkelen Zeiten vielfach, durch den Fanatismus des Glaubens getrieben, grauenvolle Thaten verübt hat, macht Schack den Glauben selbst dafür verantwortlich. Besonders ist es der Apostel Paulus, dem er die Schuld an jenen Greueln aufbürdet. Und doch ist's gerade dieser Apostel, der die Liebe noch über den Glauben stellt.

Ein berufener Dolmetscher des antiken Geistes ist Graf Schack, den er wie selten einer sich zu eigen gemacht und mit seinem modernen Menschen zur innigsten Verbindung hat durchdringen lassen; dafür liefert eine seiner neueren Dichtungen: „Die Plejaden“ einen glänzenden Beweis. Einfach ist die Handlung, und selbst wo die mächtig anschwellende Flut der Leidenschaft den Dichter zu damm-überströmendem Pathos lockt, hat er sie mit Selbstüberwindung in die Grenzen hellenischer Schönheit gewiesen. Zehn Jahre waren es her, seit der Perser Übermut auf Marathons Gefilden eine blutige Züchtigung erhalten. Darius war tot; aber sein Sohn Xerxes wollte die Schmach sühnen. Ihm genügte es nicht, Jonien unterworfen zu haben; ganz Griechenland und vor allem das stolze Athen sollte sich unter sein Scepter beugen. Schlecht hatte diese Stadt ihrem grofsen Bürger Miltiades dafür, dafs er sie zu einem glanzvollen Siege geführt, gelohnt. Im Kerker, wohin ein schmählicher Verdacht ihn geworfen, mufste er seine Heldenseele aushauchen. Sein Freund Phanor, dem nach ihm der gröfste Anteil an dem Siegesruhm gebührte, war rechtzeitig geflohn und hatte bei dem Perserkönig eine mehr als freundliche Aufnahme gefunden. Zu ihm war von Athen aus Kallias, des edlen Dri-

makos Sohn, gesandt, um ihn zur Rückkehr nach Athen zu bewegen. Gerne möchte Phanor dem Rufe Folge leisten, aber ein dem Xerxes geleisteter Schwur hielt ihn in Jonien zurück. Auch Arete, seine schöne Tochter, war nicht im stande, ihn von seinem Entschlusse abzubringen, trotzdem ihre Liebe zu Kallias, die von diesem erwidert wurde, ihren Worten Kraft und Feuer verlieh. Letzterer hatte den weiteren Auftrag, Joniens Völker zum Aufstand gegen das Joch der Perser zu bewegen, und zur Ausführung derselben riſs er sich schweren Herzens von Arete los. Unterwegs gelang es ihm, Narbazanes, einen mächtigen Satrapen des Perserkönigs, aus Mörderhänden zu erretten und sich dadurch zu Dank zu verpflichten. Die junonische Schönheit der Schwester des Narbazanes Roxane machte Eindruck auf ihn, ohne daſs jedoch seine treue Liebe zu Arete zum Wanken gebracht wäre. Nachdem der Perser seinem Lebensretter noch einen kostbaren Ring geschenkt, verlieſs ihn der letztere, um seinen Auftrag zu vollführen. Er stieſs auf eine Schar aufständischer Griechen, denen er sich anschloſs, um, vereint mit ihnen, die herannahende Heeresmacht der Perser zu bekämpfen. Diese war zu groſs, als daſs das Häuflein todesmutiger Griechenhelden ihr hätte erfolgreichen Widerstand leisten können. Sie wurden geschlagen, Kallias selbst verwundet und in den Kerker geworfen. Der Ring des Narbazanes bewirkte, daſs er von den Fesseln befreit und zu diesem geführt wurde. Unter der Bedingung, daſs er niemals mehr die Waffen gegen den Perserkönig erheben sollte, war Narbazanes bereit, ihm die Freiheit zu schenken; aber mit edlem Stolze erklärte Kallias, auf solche Bedingung nimmer eingehen zu können. Nun suchte Roxane ihn für sich zu gewinnen. Sie war von der ersten Begegnung an Kallias von ganzem Herzen zugethan und bot ihm mit ihrer Hand zugleich Herrschaft, Ruhm und Reichtum. Wenn auch die bestrickende Schönheit der Fürstin und ihrer Worte Zauber Kallias auf Augenblicke Vaterland und Braut vergessen lieſsen, so gewann er doch bald die Herrschaft über sich wieder; das herrliche Gestirn der Plejaden, die ihm von Kindheit an Leitsterne gewesen waren, gaben seiner groſsen Seele die Richtung auf das Vaterland. Er erklärte, weder auf die Bedingung des Narba-

zanes einzugehen, noch der Gatte Roxanes werden zu wollen und verlangte, da ihm auf andere Weise die Freiheit nicht zu teil werden konnte, in den Kerker zurückgeführt zu werden. Schon hatte der über den Starrsinn des Griechen aufgebrachte Narbazanes den Befehl erteilt, sein Verlangen zu erfüllen, als Roxane ihren Bruder daran erinnerte, dafs er sein Leben Kallias zu verdanken habe und dafs des letzteren Weigerung einem edlen Beweggrunde entspringe. Der Perser wollte nun dem Griechen an Edelmut nicht nachstehen und gestattete ihm bedingungslos die Rückkehr in die Heimat. Unterdessen hatte Xerxes Phanor zu sich entbieten lassen und an ihn die Forderung gestellt, dafs er für die ihm erwiesenen Wohlthaten den Oberbefehl über die persische Riesenflotte übernehmen und Griechenland unterjochen sollte. Sein dem Könige geleistetes Gelübde konnte Phanor nicht brechen; aber ebensowenig war er im stande, gegen sein eigenes Volk zu Felde zu ziehen. Er stellte sich zunächst den Wünschen des Xerxes willfährig, bat dann aber unter dem Vorwande, dafs er sich im Kriegshandwerke wieder üben müsse, bevor er den Hauptschlag gegen Athen führen könnte, um die Erlaubnis, ein aufständisches Bergvolk zum Gehorsam bringen zu dürfen. Seine Bitte wurde ihm gewährt, und im Kampfe mit jenem wilden Volksstamme suchte und fand Phanor seinen Tod. Seinen Sohn Laodamas aber und Arete hatte er vorher nach Attika gesandt, und sie kamen gerade zur rechten Zeit dort an, dafs ersterer sich an der glorreichen Seeschlacht bei Salamis beteiligen und mit zu dem Siege der Griechen beitragen konnte. Kallias hatte sich in dem Kampfe besonders hervorgethan; seiner Vereinigung mit Arete stand nun kein Hindernis im Wege:

„Kallias lehnt am Borde mit Arete — Neben ihr des Vaters Aschenurne, — Und empor zum Himmel deutend spricht er — Zu der Jungfrau: Sieh im reinen Nachtblau — Die Plejaden dort, die himmlischen Schwestern, — Die der Pilot als glückverheifsende Zeichen — Preist. Schon meiner Kindheit Lieblingssterne — Waren sie, und als im fernen Lande, — Von Gefahr umdroht, bedrängt von Zweifeln, — Ich ihr mildes Licht gewahrte, — fleht ich, — Dafs auf tiefumdunkeltem Pfad des Lebens — Führerinnen zum ersehnten Ziele — Sie mir seien. Bald dann, als Bethörung — Mich von Vaterland und Pflicht und Treue — Loszureifsen drohte, weckt ihr Strahl mich — Aus dem

Sinnenrausche! Sieh, durch Strudel — Und Orkane haben nun die Holden — Mich und dich an meiner Seite, Teure, — Ins gerettete Vaterland geleitet! ... Wie er's sagte, glitt auf plätschernden Wellen — Uferwärts das Boot schon; des Piräus — Hafen nahm es auf, und vor den beiden — Blühte in dem Rosenlicht der Frühe — Nach und nach mit all den wonnigen Plätzen — Attika empor; des Lykabettus — Gipfel warf den ersten Strahl des Morgens — In das Thal hinab, und fernher hörten — Sie die Wellen des Ilyssus rauschen."

Das Gedicht ist in fünffüfsigen Trochäen abgefafst und nicht in den für das Epos im allgemeinen bis jetzt üblichen Hexametern. Der Dichter hat trotzdem seinem Werke den epischen Charakter voll und rein zu verleihen gewufst, jedenfalls in viel höherem Grade, wie dieses im „Lothar" und in den „Nächten des Orients", die ein mehr lyrisches Gepräge haben, der Fall ist. Das Epos „Die Plejaden" ist eine Leistung, die den Stempel der Klassicität an der Stirne trägt; in diesem Urteil stimmen wohl alle Kritiker überein. Es war ja auch nicht anders möglich, als dafs Schack, den von Kindheit auf die Liebe zu jenem klassischen Lande, „unserer aller Seelenheimat", wie er es bezeichnend nennt, erfüllt, der aus eigener Anschauung jene Stätten kennt, wenn sein Genius ihm einen Stoff wie „Die Plejaden" zuführte, denselben auch zu vollkommener Harmonie und völliger Durchdringung von Inhalt und Form verarbeitete. Läfst er doch seinen „Lothar", den vielgeprüften, ohne Besinnen als Philhellene in den Kampf zu Griechenlands Befreiung ziehen, und ist doch unter den Traumgesichten der „Nächte des Orients" dasjenige, welches den Dichter nach Griechenland führt, zweifellos das schönste. Wie Sophokles in seinem „Ödipus auf Kolonos" in schönheitsseligen Versen sein geliebtes Heimatland besingt, so ertönt auch aus dem Hohenliede, welches Graf Schack zu Ehren Griechenlands anstimmt, bald in weichen, bald in kraftvollen Accorden die Melodie von der Liebe zu dieser seiner Seelenheimat. Er läfst das Land und das Volk der Griechen mit unbeschreiblicher Wahrheit und Deutlichkeit vor unserem inneren Auge erstehen; von packender Schönheit ist besonders die Stelle, wo Kallias durch seine Seelengröfse Narbazanes und Roxane besiegt. Sie erinnert uns an Iphigenie, die auch einen Barbaren durch ihr hoheitsvolles Wesen überwindet. Ebensowenig wie Thoas bei

Goethe, sind Schacks Narbazanes, Roxane und auch selbst Xerxes Barbaren im antiken Sinne; es sind bedeutende Menschen, deren Wesen Grofsmut und Edelsinn durchaus nicht fremd ist. Solche Feinde zu besiegen, mufste den Griechen zu besonderem Ruhme gereichen. Dafs auch die Schilderung orientalischer Pracht und Herrlichkeit Schack vorzüglich gelungen ist, wird nicht wunder nehmen von einem Dichter der „Nächte des Orients“. Äschylus, der älteste jener Trias der grofsen griechischen Tragöden, behandelt in seiner Tragödie „Die Perser“ die Folgen der Schlacht bei Salamis, die verwirrte Flucht, den Seelenschmerz der geschlagenen Perser in grofsartiger erschütternder Weise; des grofsen Meisters würdig, schildert Schack die Schlacht selbst mit den glänzendsten Farben seines kunstgeübten Pinsels. Ebenso gelungen ist ihm die Volksscene auf der Pnyx. Aus dem wirren Durcheinander, das der Dichter doch so plastisch zu gestalten weifs, dafs es nicht verwirrend auf uns wirkt, aus dem Auf- und Abwogen von Bangigkeit und Zuversicht, von lähmender Furcht und aufflackernder Hoffnung ragen die Gestalten des Äschylus und Themistokles wie Felsen aus dem brandenden Meere empor. Als die Boten aus Delphi den den Griechen Böses verkündenden Orakelspruch dem Themistokles mitgeteilt haben, betritt dieser die Rednerbühne und seine mächtige Stimme ruft über die jetzt lautlos hörende Menge hin:

„Wohl denn! möge — Der Olympier Wille sich erfüllen — Doch solange noch ein Tropfen Blutes — Hin durch unsre Adern rollt, solange — Unser Arm noch eine Lanze schwingen — Kann, die Brust dem Feind entgegenwerfen — Wollen wir; ist's uns verhängt zu fallen, — Noch im Tode, während unsre Knochen — Mit der lodernden Asche unsrer Häuser, — Unsrer Tempel sich vermischen, werden — Wir der Freiheit himmlischen Odem trinken.“

Trotz der hellenischen Harmonie und klassischen Glätte und Ruhe sind die „Plejaden“ doch eine moderne Dichtung, von einem völlig modernen Geist aufgenommen und zur Darstellung gebracht; aber gerade deshalb wirken sie so mächtig auf unser Gemüt und noch aus einem anderen Grunde. So wie das vielfach geteilte und zerklüftete Griechenland beim Andrängen des gemeinsamen Feindes sich einigte und mit beispiel-

loser Kühnheit und wagendem Todesmut denselben angriff und besiegte, so stand auch dereinst unser Deutschland dem übermächtigen Korsen gegenüber und hat sich die Freiheit erkämpft, indem es ihn in das Nichts zurückschleuderte. Also die Ähnlichkeit der Geschicke beider Nationen trägt mit zu der bedeutenden Wirkung der „Plejaden“ bei; aber ein durchgreifender Unterschied fällt sofort in die Augen. Die alten Griechen sind nie, auch nach der Schlacht bei Salamis nicht, zur rechten Einigung gelangt. Die wechselnden, vielfach angefeindeten und beneideten Hegemonien einzelner Staaten sind nicht im entferntesten zu vergleichen mit der jetzigen Stellung Preufsens im deutschen Bundesstaate. Wir sind wirklich ein einiges Reich, und wenn hier und dort ein wohlberechtigter Wunsch Besserung noch bestehender Verhältnisse wohlmeinend fordert, so sehen wir ja täglich Kaiser, Kanzler und alle treuen Diener des Königs und des Vaterlandes an der Verwirklichung solcher Wünsche arbeiten; und wie viel wird nicht täglich erreicht!

Wenn wir also dem Dichter auch von Herzen dafür dankbar sein können, dafs er unsere schöne Litteratur um ein klassisches Kunstwerk bereichert hat, so möge es uns derselbe nicht verübeln, wenn wir die Meinung äufsern, dafs eine Dichtung von rein deutsch-nationalem Inhalt noch ganz anders gepackt, in viel gröfseren Enthusiasmus uns versetzt hätte. Ja, wir werden geradezu zu der bescheidenen Frage an den Dichter veranlafst, was ihn, dessen ganzes Wesen von Jugend auf im Vaterlande, im teuern wurzelte, dessen Werke fast nur da Unvollkommenheiten zeigen, wo sie der Spiegel der früheren, so beklagenswerten, unvollkommenen Zustände unseres Vaterlandes sind; dessen gewaltiger Genius gerade dann sich zum höchsten Fluge erhebt, wenn er prophetisch eine bessere Zeit verkündet oder seiner Freude über die Erfüllung seiner Jünglingsträume und seiner Mannessehnsucht Ausdruck verleiht — was ihn jetzt gerade, wo das deutsche Reich in selbst von ihm nicht geahnter Gröfse dasteht, bewogen habe, sich in seine „Seelenheimat“ zu flüchten. Wenn unsere gröfsten Dichter häufig ihre Stoffe aus entlegenen Zeiten und Völkern holten, so lagen die Verhältnisse damals auch ganz anders. Ihre Unerquicklichkeit forderte die Dichter gerade dazu auf, sich ihre Ideale und Stoffe anderswo

zu suchen. Aber wie zündete Lessings „Minna von Barnhelm“, in der ein vaterländischer Stoff behandelt ist! Nun könnte uns jemand den Einwurf machen, dafs die heutigen Parteiverhältnisse im deutschen Reich, der Mangel an Einsicht und weitem Blick den Dichter abgestofsen haben mögen, so dafs er enttäuscht sich in bessere Zeiten und hochherzigere Völker im Geiste versetzte. Darauf kann erwidert werden, dafs die überwältigende Mehrheit des deutschen Volkes mit dankbarer Liebe und Ehrfurcht zu unserem Kaiser, Kanzler und zu allen denen aufschauen, die sich ein Hauptverdienst um die Wiederaufrichtung des deutschen Reiches erworben haben; von ihnen hat keiner, wie Miltiades, im Gefängnis sterben müssen, von ihnen keiner zum Feinde fliehen müssen, wie Themistokles, der gleich Schacks Phanor beim Perserkönig eine huldreiche Aufnahme fand und so wie letzterer, um dem Schicksale, gegen seine eigenen Landsleute kämpfen zu müssen, zu entgehen, den Tod gesucht hat. Nein, unsere Heroen aus dem grofsen Kriege leben entweder noch, mit gebührenden Ehren überhäuft, oder wenn der Tod sie abrief, so zitterte am kaiserlichen Auge die Thräne des Schmerzes, Volk und Heer trauerten mit ihm und Schrift, Stein und Erz haben gewetteifert, um ihre Namen und ihre Thaten auf die Nachwelt zu bringen. So lohnt der Kaiser und sein Volk! Gewifs ist vieles im Reiche so, wie es nicht sein sollte; nun so möge der „Kaiserbote“ in einer aristophanischen Komödie seinem Unwillen Luft machen, dann aber — ja dann möge er rufen: „Singe mir, Muse, den Kampf, den Germania führte mit Frankreich!“ und in einem klassischen Epos die Riesenthaten des deutschen Volkes verherrlichen. Zwar wird er es einem Homer nicht gleich thun können: „Doch Homeride zu sein, auch nur als letzter, ist schön!“ Der irrt sich, wer da glaubt, dafs unserer eisernen Zeit der Sinn für die Poesie geschwunden wäre; nur ein wenig anders denkt und fühlt der Deutsche unserer Tage, als der aus der klassischen Zeit unserer Dichtkunst. Damals freilich war es ein Ereignis, das die ganze gebildete Welt in die gröfste Aufregung versetzte, wenn ein neuer Roman oder ein neues Drama erschien, heute hat der Deutsche denn doch ganz andere Interessen noch; vor allem hat aber das ganze Geistesleben der Nation einen viel grofsartigeren Inhalt gewon-

nen. Wer von uns mit Bewufstsein auch nur von den vierziger Jahren dieses Jahrhunderts an bis zum heutigen Tage das allmähliche Werden und Entstehen dieser grofsen Zeit hat verfolgen dürfen, der mufs sich immer gegenwärtig halten, dafs er in einem Menschenalter mehr erlebt hat, als sonst in mehreren Jahrhunderten zu geschehen pflegt, und nicht blofs auf politischem Gebiet, sondern auch auf allen nur möglichen Gebieten menschlichen Wissens und Könnens. Es gehört eine umfassende Bildung und ein grofser Dichtergenius dazu, diesen rein modernen Gehalt der Zeit sich völlig zu eigen zu machen und dichterisch zu klassischen Gebilden zu gestalten. Der „Kaiserbote" allein kann es, er hat es bewiesen; aber er ist es seinem deutschen Volke, Lothar-Schack ist es seinem Vater, der seinen Geist dem deutschen Genius geweiht, er ist es seinem Kaiser schuldig, der das Haupt seines treuen Boten mit einer Grafenkrone geschmückt hat, dafs er, was deutsche Helden thaten, in grofsen national-deutschen Dichtungen besinge. Am wünschenswertesten wäre es, wenn Graf Schack sich entschlösse, unsere an den gewaltigsten Motiven überaus reiche neuere Geschichte in Form von Dramen zu verarbeiten. Er hat gezeigt, dafs er auch in dieser Dichtungsgattung Meisterhaftes leisten kann; Timandra, Atlantis, Kaiser Balduin und besonders die Pisaner sind redende Zeugnisse von seinem bedeutenden dramatischen Können. Einen wie machtvollen Wiederhall in den Herzen der Deutschen fanden nicht die „Heldenlieder von Vionville", das Epos „Sedan" eines Ernst v. Wildenbruch, und schaffen seine vaterländischen Dramen heute nicht immer noch volle Häuser? Wir sind diesem patriotisch gesinnten Dichter zu grofsem Danke verpflichtet, dafs er sein Talent so recht eigentlich in den Dienst des Vaterlandes gestellt hat; aber ohne ihn kränken zu wollen, müssen wir dennoch darauf zurückkommen, dafs Graf Schack von den heutigen Dichtern allein diesem erhabenen und erhebenden Inhalt die würdigste Form verleihen würde. Emanuel v. Geibel, der Kaiserherold, ist tot; die trauernde Germania hat ihm einen vollen Lorbeerkranz auf sein Grab gelegt; aber der Kaiserbote Graf Schack lebt noch, ein Greis an Jahren, ein Jüngling an Schaffenskraft.

Memel. C. Halling.

Ein Besuch bei Goethe auf der Wartburg im September 1777.

Von

Carl Geiger.

In der Zeitschrift „Litteratur des katholischen Deutschlands zu dessen Ehre und Nutzen herausgegeben von katholischen Patrioten“, die zu Coburg seit 1776 erschien, finden wir durch mehrere Bände zerstreut eine interessante Beschreibung einer Reise durch Thüringen. Der anonyme Verfasser, der in neun Briefen seine Reiseerlebnisse und Reiseeindrücke schildert, erzählt im siebenten Brief von einem Besuche bei Goethe auf der Wartburg. Da dieser Bericht, so viel ich weifs, noch nicht bekannt ist, so lasse ich ihn hier folgen. (Litt. des kathol. Deutschlands III, S. 581 ff.)

„Eisenach am 19. Sept. 1777
früh halb 10 Uhr.

Warm, enthusiastisch, so wie man vom Heiligthum des Apollo kömmt, komme ich von der Wartburg, wo Göthe wohnet, nach meinem Gasthof zum Rautenkranz zurücke.

Meine Wallfart dahin fing frühe an, und um sie noch feyerlicher zu machen, hüllte ein dichter Herbstnebel dieses hohe Schloss in heiliges Dunkel ein, das ich erst durchdringen muste, um an diese heilige Stelle zu kommen.

Fast eine halbe Stunde muste ich wie im Vorhofe des Tempels warten, bis ich Göthen zu sehen bekam:

Mein Führer trank einsweilen mit den da wachthabenden Soldaten seinen Brandewein, erzählte mir vieles aus der Legende der heiligen Elisabet, die da gewohnet haben soll, und

zeigte mir nachdem noch etliche, von ihren besonders ausgezeichneten wohlthuenden Handlungen noch jetzt berühmte Örter, wobey ich ihm mit vieler Andacht und Rührung des Herzens zuhörte; denn wer kann gleichgültig bleiben, wenn man nach mehreren Jahrhunderten noch ein Volk sich jener Wohlthaten dankbar erinnern hört und siehet, die irgend eine edle Seele ihren Vätern erwiesen. Dann sollte ich auch Luthers Zimmer, dessen Bette und die Spuren an der Wand von der Dinte sehen, womit er den ihn ängstigenden Satan soll exorgiret haben; da verlieffe ich aber meinem Führer, gieng einsam die öde Gegenden dieses nun grossen Theils verwüsteten Schlosses durch, überdachte das, was ich aus der Geschichte von Thüringen wuste, und besonders die Auftritte, die an dieser Stelle und in Eisenach vorgiengen; mancher Gemeingedanke von der Vergänglichkeit menschlicher Dinge kam freylich unter diesen Trümmern der verwüsteten Berge mit in Betrachtung, bis sich die Pforte des Heiligthums öffnete, und ich vor Göthe stunde.

Ich glaubte einen tiefdenkenden ernsthaften kalten Engländer dem Kleide und der Miene nach zu sehen; ich konnte leicht den Verfasser des Götzens von Berlichingen, der Leiden des jungen Werthers, des Klavigo finden, und das Bild in Lavaters Physiognomik hat viel Ähnlichkeit mit dem Urbild.

Aber den lustigen, launigten, auch ein wenig muthwillig — nehmen Sie dieses Wort nur in keiner üblen Bedeutung — lustigen Gesellschafter, wie man mir Göthe beschrieben, hätte ich bey diesem Besuch nie errathen.

Er hatte so eben die seinem Fenster gerade überstehende zwey von der Natur dahin gesetzte Spitzsäulen gezeichnet, die unter dem Namen des Mönchs und der Nonne bekannt sind, und auch nicht lange zuvor von Wieland im deutschen Merkur besungen worden: diese betrachtete ich durch ein Sehrohr, von diesem dazu sehr bequemen Standpunkte, einige Augenblicke; übersahe dann die Gegend, die Aussichten von dieser Burg hinab in die Tiefe, und lobte die Wahl des Dichters, der diesen seiner Phantasie und seiner Muse so schicklichen Ort dem Pallaste des Herzogs in der Stadt vorgezogen.

Die ganze übrige Unterredung hatte den Zustand der Wis-

senschaften und Künste in meinem Vaterlande zum Gegenstand; und ich muss gestehen, dass Göthe meinem Nationalstolz nicht wenig geschmeichelt; er hatte schon in seiner Vaterstadt etliche meiner Landesleute gekannt, und auch in Thüringen bekam er von sicherer Hand vortheilhafte Nachrichten von Franken, und unsern geschickten Hofmahler, von ihm selbst verfertigte Porträts hatte er in Erfurt gesehen, und dieses waren die Data und Gründe zu seinem Lobe über Franken und den Zustand der Wissenschaft und Künste daselbst.

Sie können wohl denken, dass ich ihm noch mehr Gutes von meinem Vaterlande gesagt, so weit es Wahrheit und Bescheidenheit litten.

Nach und nach merkte ich, dass der Dichter sich noch mehr in sich selbst zurückzog; stille wurde, ernsthaft und kalt, wie in einem englischen Splin da stunde; da dachte ich, vielleicht hat sich irgend ein grosser Gegenstand seiner Seele bemächtiget, und Apollo heisst ihn darüber dichten, und beurlaubte mich. Im Rückwege traten alle seelenerschütternde Scenen und Gedanken, die Göthe gedichtet hatte, je eine nach der andern, in meiner Seele auf; und ganz damit beschäftiget lase ich, ohne dass ichs wusste, etliche Fragmente von Hernstein, die sich vom Felsen, worauf die Wartburg stehet, getrent hatten, auf, und so kams, dass ich ganz warm und enthusiastisch, wie man vom Heiligthum des Apollo kömmt, ohne dass ich wusste wie, in meinem Gasthofe wieder eintrafe.

In dieser schwärmerischen Lage meiner Seele wollte ich mich mit Ihnen über das mir so wichtige Thema [von öffentlichen Denkmälern und Belohnungen grofser Männer und verdienter Patrioten] auf dem Papier unterhalten: aber man decket mir itzt die Tafel: eine Flasche Burgunder leere ich da aus auf Vaterlands-, Freundschafts- und der Musen Liebe, die trinke ich Ihnen zu, mein Lieber, dann verlasse ich Eisenach.“

Man wird mir zugeben, dafs dieser Brief ein interessantes Zeugnis der schwärmerischen Verehrung ist, die Goethe unter seinen Zeitgenossen fand. Doppelt merkwürdig ist es aber, dafs wir diesen Brief in einer katholischen Zeitschrift finden. Diese „Litteratur des katholischen Deutschlands“ wurde freilich auch von „katholischen Patrioten“ herausgegeben und der erste Band

war mit dem Bilde Karl Theodors von Dalberg geschmückt. In welchem Sinne die neue, anonym erscheinende Zeitschrift wirken wollte, das sprach schon die Vorrede deutlich genug aus, wenn sie vorurteilslose Leser wünschte. Denn als die gehässigsten unter allen erschienen ihr „die Ketzermacher". „Unter dem schönen Deckmantel des Religionseifers spitzen sie ihre Wolfszähne auf den Fang, reifsen Sätze aus ihrem Zusammenhang und drehen so lange daran, bis sie ein ketzerisches Aussehen bekommen: dann erheben sie ein Zetergeschrei, als wenn die ganze Kirche schon einstürzen wollte; so christlich sind sie gleichwohl noch, dafs sie erbietig sind, dem armen Ketzer, wenn er noch in sich geht, vor seinem Ende auf dem Rabenstein beyzustehen. Diesen Unholden erlauben wir es, unsere Schrift nicht zu lesen und sie ungelesen zu verdammen; versuchen sie es aber, mit uns anzubinden, so versichern wir sie zum voraus, dafs wir uns wider sie, ohne alle Schonung, verteidigen werden; denn mit diesem lieblosen Gesindel glimpflich umzugehen, wäre eben so thöricht, als der Keule des Herkules einen Fuchsschwanz entgegen setzen wollen."

So finden wir denn eine milde friedliche Sprache und ein mutiges Eingehen auf die Kulturbestrebungen der Zeit, wenn auch die Sache des Katholicismus warm verteidigt wird. Als Herausgeber der Zeitschrift werden genannt die Benediktiner Placidus Spranger und Ildephons Schwarz und der Würzburger Konsistorialrat und Professor der Dogmatik Franz Oberthür (s. Brühl, Geschichte der katholischen Litteratur Deutschlands vom 17. Jahrh. bis zur Gegenwart. Leipzig 1854. S. 810). Der letztere ist auch der anonyme Reisende, dem wir den Bericht über seinen Besuch bei Goethe verdanken. Vielleicht dürfte es am Platze sein, über den fast verschollenen, für seine Zeit sehr bedeutenden, edlen Mann einiges anzufügen.

Geboren 1745 in Würzburg als der Sohn achtbarer Bürgersleute, durfte Oberthür dank dem Wohlwollen hoher Gönner, vor allem des späteren Fürstbischofs, des Grafen Adam Friedrich v. Seinsheim, die besten Schulen besuchen. Eine eingehende Schilderung seines Bildungsganges — wie ich glaube, aus seiner eigenen Feder — finden wir in der Biographie, die seinem Bildnisse im zweiten Bande der Sammlung

von Bildnissen gelehrter Männer und Künstler von Christoph Wilhelm Bock (Nürnberg 1812) beigegeben ist. Oberthür zeigt sich uns als getreuen Sohn seiner Zeit. Ihre Ideen nimmt er mit Begeisterung auf, ihnen ist die Arbeit seines ganzen Lebens geweiht.

Durch seine ganze Ausbildung war ihm der Beruf vorgezeichnet. Er wurde Theologe, und nur sein fürstlicher Gönner hielt ihn davon ab, dafs er nach vollendetem Studium in den von ihm hochverehrten Benediktinerorden trat. Nachdem er dann kurze Zeit am Julius-Hospital als Kaplan verwendet worden war, sandte ihn der Fürst im Oktober 1771 nach Italien. Was er von dieser von ihm schon lange ersehnten Reise hoffte und auch wirklich als Gewinn davontrug, das gesteht uns jene Biographie. „Es war nicht blofs ein Trieb, sich Kenntnisse zu erwerben und Erfahrungen zu machen, wie man sie nur auf Reisen erwerben und machen kann, was in ihm den Wunsch und das Verlangen zum Reisen erweckte; sondern vorzüglich der Gedanke und das mit dem Gedanken schon in ihm wach gewordene Vorgefühl, dafs es so menschlich schön, und so beseligend sein müsse, ein Herz voll von Wohlwollen gegen alles, was Mensch heifst, in die weite Welt hinauszutragen, und Wohlwollen und Freundschaft sich auch dafür im Auslande zu verschaffen; Patriotismus und Kosmopolitismus zu vereinigen: sein Vaterland und seine Vorzüge dem Auslande bekannt zu machen; eigene Ideen hinaus wie zu Markte zu tragen, vielleicht auch aufser den Grenzen des Vaterlandes zu nützen und dafür die Schätze fremder Weisheit fürs Vaterland umzutauschen.“ Nach beinahe zweijährigem Aufenthalt in Italien wollte Oberthür auch noch Frankreich besuchen, aber da wurde er, 28 Jahre alt, von seinem Fürsten auf den Lehrstuhl der theologischen Dogmatik und Polemik berufen, „den von der ersten Stiftung an bis dahin, sowie beinahe jeden anderen in der theologischen und philosophischen Fakultät nur Jesuiten besessen hatten.“ Nun mufsten seine Reformideen bestimmte Gestalt gewinnen. Er wufste es aber wohl, „er war zu einem harten Kampf gerufen. — Die Jesuiten hatten die Ehre eines beinahe allgemeinen Volksglaubens, dafs sie allein die Meister in Israel, die gelehrtesten und bewährtesten Lehrer in der

katholischen Kirche seien. Und Oberthür fing gleich an, nach einer neuen Methode zu lehren und manche neue Meinung vorzutragen, das ward also wie eine öffentliche Kriegserklärung angesehen gegen jenen Volksglauben und das Interesse des Ordens, das sich mit dem Interesse aller, die von dem Orden nach der Methode und dem Modell des Ordens gebildet waren, enge verband." Aber Oberthür scheute diesen Kampf nicht. Seine volle Kraft stellte er nun in den Dienst der „Aufklärung". Wie er in seiner Lehrthätigkeit den neuen Ideen huldigte, so liefs er auch entsprechend den Forderungen der Zeit die Verbesserung und Hebung des Schulwesens seine angelegentlichste Sorge sein. Auch seine Beteiligung an der Litteratur des katholischen Deutschlands zeugt von demselben Streben, das Licht der Aufklärung in möglichst grofse Kreise zu tragen. In einer Reihe von Aufsätzen und Recensionen theologischen und pädagogischen Inhalts läfst sich seine Feder erkennen. Doch hebt sich in der ganzen Zeitschrift die Schilderung der Thüringer Reise vom übrigen Inhalt merklich ab. Sie hat sich, wie der Verfasser selbst hinterher erklärt hat, hierher nur verirrt.

Einige charakteristische Stellen daraus noch anzuführen, möge gestattet sein.

Im zweiten Brief erzählt der Verfasser von zwei Disputationen der Franziskaner im Kloster zu Hammelburg, denen er angewohnt hat. (II, 287 ff.) Da hört er den würdigen Pater Prediger den Satz bestreiten „dass der Pabst über Fürsten und ihre Staaten ein Recht habe", und er findet, dafs es immerhin viel sei, wenn auch Mönche sich mit diesen Fragen beschäftigen. „Es mag dies der erste Schein der Morgendämmerung sein zum künftigen hellen Tage in den Schulen der Mönche. Noch scheint aber auch dieses schwache Licht durch viele dichte Wolken durch." Aber er tröstet sich. „An wahrer Philosophie, an Kenntniss der Geschichte fehlts noch! Geduld! Auch diese werden noch von Anachoreten und Zenobiten in ihre Zellen aufgenommen werden." Auch die zweite Disputation erweckt ihm kein besseres Vorurteil für die Schulen dieser Mönche. Aber als er dann von ihrer Nächstenliebe, von ihrer Aufopferung hört, da ist er auch mit ihnen ausgesöhnt. Wohl möchte

er ihnen die Schule nehmen,* wohl ist auch er der Ansicht, dafs erst der „ein Priester des Allerhöchsten und ein wahrer Nachfolger des menschenfreundlichsten Jesus“ genannt werden könne, der seine Zeit „nicht in einem heiligen Müssiggang mit etwan einem trocknen, mystischen Asceten in der Hand, sondern in Thätigkeit zum wesentlichen Nutzen der Menschheit verwende“ — aber da taucht das Bild des Franziskanerpaters Lorenzo vor ihm auf, und der empfindsame Reisende wird trotz aller Reformgelüste zum schwärmerischen Verehrer der biederen Mönche. So schliefst der Brief ganz bezeichnend (II, 293 f.): „Nun, Bester! nahet sich die Mitte der Nacht, und der Brief ist lang genug: aber ich schliefse ihn noch nicht: noch ehe ich schlafen gehe, habe ich eine heilige Cerimonie zu verrichten, wenn ich damit fertig bin, erzähle ich Ihnen erst den Vorgang davon und schliesse sodann — —

— 12 Uhr in der Nacht ist schon vorbei, und meine heilige Feierlichkeit auch; mein Freund! ich kehre nun zu Ihnen zurück und zu meinem Brief an Sie, die Cerimonie, die ich verrichtete, und zu keiner bequemern Zeit verrichten konnte, war diese: ich räumte mein Schreiben von meinem Tische weg ein wenig beiseite: die empfindsamen Reisen des guten Yoricks, die immer mich auf meinen Reisen begleiten, legte ich darauf zwischen zweyen Lichtern; die Geschichte mit dem Bruder Lorenzo, die in meinem Exemplar auch in einem schönen Kupferstiche so recht zum Erbauen vorgestellt ist, schlug ich auf und legte meine Dose daneben — ich gieng sodann von diesem Altar, den ich eben errichtet hatte, zum Fenster hin, und gewendet gegen den Hügel, wo das Kloster der Franziskaner stehet, überliess ich mich den mir so angenehmen Empfindungen.“ — „Für mich, mein Freund! ist kein Bild reizender, als das der Gastfreiheit, besonders wenn es mit dem Mantel der

* „Wie, wenn die Fürsten, weltliche oder geistliche, das gilt gleich viel, wenns nur geschieht, solche Klosterschulen verschliessen liessen, und die jungen Ordensgeistlichen auf die öffentliche Universität verwiesen, wo nun die Gottesgelehrtheit von allem Unnützen gereinigt so gelehrt wird, dass sie die Zuhörer ganz in der Religion befestigt, und sie zu guten, brauchbaren Lehrern des ächten reinen Christenthums bildet, wo gesunde Philosophie gesunden, richtigen Menschenverstand giebt, und das Herz schon zum Evangelium vorbereitet.“

Armut umhängt ist.“ — „Und wenn ich mir erst noch hinzudenke, dass diese Männer die Ruhe und Gemächlichkeit ihrer Einsamkeit dem Seelenheil ihrer armen Brüder auf dem Lande, die ringsum mit Elend und Noth umgeben sind, aufopfern, auch ansteckende Seuchen nicht fürchten, dem Tode selbst trotzen; o! da siehet meine Seele nichts Irdisches, nichts Menschliches mehr, dann erhebt sie sich in die obersten Sphären und siehet ein himmlisches Bild, die göttliche Religion Jesu selbst in ihren charakteristischen Zügen, in dem herrlichsten Glanze!

Nun können Sie denken, mein Freund! dass ich in einer Art von Ekstase war, der Mond war mir günstiger dazu, als er je einem nächtlichen Betrachter gewesen: er brach hinter dem Hügel her durch die bejahrten Bäume durch, und überschattete sanft und freundlich die auf harten Strohmatten ruhenden Väter.

Erst durch den Gesang des Nachtwächters kam ich aus meiner, mir so behaglichen, Lage: ruhet sanft, rief ich dann, ihr Freunde der Menschheit, bis euch der kommende Tag wieder zu neuen Liebeswerken wecket, und kehrte zu meinem Tische oder Altar zurück. Las als einen Seegen über meine Dose die Geschichte des Bruders Lorenzo aus meinem Yorick ab, und weihete sie zu einer Lorenzodose, die mich hinführo immer zur Hochachtung gegen wahre Religiösen, zu ihrer Vertheidigung und zu ähnlichen Liebeswerken ermuntern soll: — jetzt mein Bester! hab ich Ruhe nöthig, leben Sie wohl. Diese letzteren Zeilen sind mit Toback aus meiner nun geheiligten Dose getrocknet, verehren Sie ja diese Reliquie. Ich bin etc.“

Wir sehen, Oberthür ist ein getreuer Nachahmer J. G. Jacobis. Das zeigt nicht blofs die Lorenzodose, das zeigt die ganze Reise.

Und nun noch eine zweite gleich charakteristische Stelle, die uns an die Briefe von Vofs über den Göttinger Dichterkreis erinnert.

Bei einem Besuche, den Oberthür dem Fürstbischof von Fulda auf seinem Schlosse bei Fulda macht, trifft er mit zwei alten Bekannten zusammen. (II, S. 362 ff.) „Noch in eben der ersten Wallung des Geblütes, mit dem nämlichen Feuer noch,

womit wir uns umarmt hatten, fragten wir uns, ohne vom Wohl- oder Übelbefinden, vom guten oder schlimmen Wetter ein Wort zu reden — ‚Wie stehts um Künste und Wissenschaften, um die Aufklärung in Ihrem Vaterlande? Sind Ihre Arbeiten, Ihre Unternehmungen für das Wohl Ihrer Mitbürger gesegnet? Sind sie glücklich? Sind sie noch muthig, noch standhaft in Ihren guten Vorsätzen? u. s. w.‘

Wir gaben uns genaue Rechenschaft von all diesem: wir nannten uns die wenigen Auserwählten, die Muth und Entschlossenheit haben, Vorurtheile zu bestreiten, das Gute auch mit Mühe und persönlichem Nachtheile zu fördern, und segneten sie zusammen mit gegen den Himmel gewendeten Augen und hochaufgehobenen Händen; — Auch die, so den Fortgang des Guten, und unsere Unternehmungen am meisten hindern, da sie solche fördern könnten und sollten, auch die nannten wir uns. Diesen, ohne ihnen zu fluchen, wünschten wir in der nämlichen Stellung zusammen bessern Sinn.

Unser Trost war: ‚So ist das Schicksal der Menschheit, hier wie dort, viel Böses mit ein wenig Gutem gemischt: langsame, sehr langsame Schritte in der Bahn zur Vervollkommnung! und wenn uns die Aussichten am hellsten dünken, rückt eine dicke nichtvermuthete, schwarze Wolke an, und verdunkelt unsern Horizont.‘

Wir waren in der Hitze unserer Unterredung mitten in einen kleinen Eichenhayn aus dem Gange, wo wir uns zuerst antrafen, ohne dass wirs wusten, gekommen. Ich that der erste die Augen auf, und sah es: Freunde rief ich, ein Hayn hier, der Tempel unserer Vorältern, der alten Germanier; ein Rasenhügel hier, der kann Altar seyn; grünende Eichen hier, davon können wir den religiösen Schmuck nehmen. Wie wenn wir uns an einem dazu so schicklichen Ort zu Barden weihten, die durch Rath und That das Wohl und die Ehre unsers gemeinsamen Vaterlandes zu befördern, und die übrige profane Söhne Germaniens aus dem Schlummer zu wecken, und zu grossen Thaten aufzufodern, sich aufs Neue zur heiligen unverletzlichen Pflicht machten. Vielleicht bricht einstens eine empfindsame Seele, ein künftiger Patriot für Teutschland von diesen Bäumen Zweige ab, krönet damit unsere Aschenkrüge, und bringt uns

für unsere patriotischen Verdienste den Lohn der Nachwelt, eine Eichenkrone.“ —

An diese beiden pathetischen Schilderungen reiht sich die Erzählung vom Besuche bei Goethe würdig an. Wir begreifen nun, dafs der Mann, der so ausgesprochen dem Zeitgeschmacke huldigte, mit Vergnügen die Gelegenheit ergriff, den berühmten Verfasser des Götz von Berlichingen und des Werthers, der seit dem 13. September auf der Wartburg wohnte, kennen zu lernen. Er mufs freilich diesen Besuch ziemlich früh ausgeführt haben, wenn er um halb zehn Uhr schon wieder in Eisenach ist. Über den Brief selbst ist nicht viel zu sagen. Er verrät, wie mir scheinen will, dafs es Oberthür erging wie später so manchem, dafs er von dem Besuche etwas enttäuscht war. Wir werden es aber begreiflich finden, dafs Goethe „sich in sich selbst zurückzog, stille wurde, ernsthaft und kalt“ dem übereifrigen, frühen Besucher gegenüber mit seiner einen, stehenden Frage nach Kunst und Wissenschaft und Aufklärung. Doch empfindlich ist er nicht. Der Gedanke an die Dichtungen Goethes läfst ihn wieder „warm und enthusiastisch“ werden.

Diesen Enthusiasmus setzte er wohl auch bei den Lesern der „Litteratur des katholischen Deutschlands“ voraus. Dafs er sich aber bei dieser Voraussetzung täuschte, dafs seine Reisebeschreibung nicht den erwarteten Anklang fand, wurde schon angeführt. „Der Gedanke,“ heifst es in der erwähnten Biographie, „war zu abentheuerlich, und das ganze Unternehmen schien dem irrenden Zuge eines schwärmerischen Ritters von der Tafelrunde aus Königs Arthur Zeiten ähnlich. Er fand bald, dass es eine äusserst delikate Sache sey, seine Reisen zu beschreiben; dass man's wenigen Menschen mit dem Lobe, ohnehin den wenigsten mit dem Tadeln recht machen könne, und dass überhaupt die Rolle eines Reformators die gehässigste und gefährlichste seye, es seye nun im Reiche der Sitten, oder der Meinungen. Auch gefiel's dem Leser nicht mehr, weil die Briefe etwas zu gedehnt waren, und nicht Ebentheuer genug, sondern zu viel Raisonnements, und auch diese zu weitschweifig [eine ganz richtige Erkenntnis!] enthielten. Er stunde also weislich von diesem Vorhaben ab, reiste mehr in der Stille, und verarbeitete das Gute, was er gesammelt, nur bei Gelegenheit.“

Nur einmal machte er wieder den Versuch einer Reisebeschreibung in den beiden Briefen, die er seiner Ausgabe des Oplatus von Milevi als Zueignungsschriften vorsetzte, und diese „hatten das Glück, dem Publikum zu gefallen".

Mit Goethe traf Oberthür später noch öfter zusammen. Wenigstens erzählt sein Biograph im Kirchenlexikon von Wetzer und Welbe (VII, S. 687): „Sein öfterer Aufenthalt in Weimar brachte ihn in die Nähe der dort weilenden Dichtercoryphäen und anderer grosser Geister. Dafs sich Oberthür hierauf etwas zu gut that, kann man seiner Eitelkeit wohl verzeihen. Übrigens hatte diese auch manche Geduldsprobe zu bestehen, und manche Demüthigung zu erfahren, so insbesondere von Goethe. Der gutmüthige Oberthür war naiv genug, derlei fatale Anläufe seinen Freunden zu erzählen." Man wird wohl annehmen dürfen, dafs diese Anläufe nicht anderer Art waren als der, den wir kennen gelernt haben.

Die Wartburg hatte Oberthür in treuer Erinnerung behalten. Wir besitzen von ihm aus dem Jahre 1818 einen „Entwurf zu einem vaterländischen Geister-Drama: Die Minne- und Meistersänger aus Franken." Da erzählt er im Prolog: „Wenige Jahre sind es, als ich auf einer Reise nach Weimar den Weg wieder über Eisenach nahm, da noch einmal die alte Wartburg bestieg, und länger als sonst in dem grossen Saale, dem berühmten Sammel- und Kampfplatze deutscher Sänger, zum Wettstreit im Gesange, zum Harfenton und Pokalenklang, verweilte. Da gab mir die Phantasie den angenehmsten Vorgeschmack von dem, wessen ich mich zu Weimar, dem Hoflager des jetzigen Beherrschers von Eisenach, in der Wirklichkeit erfreuen sollte, zu sehen nämlich ein deutsches Fürstenhaus, besucht und umgeben von Deutschlands genialischen Geistern. Sie zauberte mir Herrman, Thüringens alten Landgrafen, mit allem seinem Hofgesinde daher, und einen Theil seines Volkes ausser die Schranken des Saales hin. Erhöhet sah ich sitzen auf einer Bühne die Dichter mit ihren Harfen — — hörte sie singen im Wettkampfe, um des Hofes Beifall über die verschiedensten Gegenstände, die damals besungen zu werden pflegten, über Ritterthum, Minne und Frauenehre; und wäre beinahe darüber selbst zum Dichter geworden." Da taucht ihm ein lang

gehegter Wunsch wieder auf, die geistvollsten Sänger der Mitwelt sammeln zu können zu neuem Wettkampf. Aber leider sein Vaterland Franken wäre dabei nicht vertreten, „sonst ein Land so günstig dem Dichter-Genius, das Vaterland der trefflichsten deutschen Weine, und ehemals der ausgezeichnetsten Dichter.“ So ruft er die Geister der alten fränkischen Sänger an, damit sie den schlummernden Genius wecken. In seinem Drama, dessen Entwurf er ausführlich giebt, sollen sie auftreten, die alten Dichter, ein Konrad von Würzburg, Walter von der Vogelweide, Otto von Bodenlauben, Hugo von Trimberg u. s. f. und singen von der Herrlichkeit ihrer Heimat. Ein musikalisches „Nationalgeisterdrama“ hat er im Sinne, bestimmt „die Bühne zur Schule der Humanität zu erheben, den Ort des Vergnügens dem Genius der Humanität zum Tempel zu weihen.“ Seinen jungen Landsleuten sollte es ins Bewufstsein rufen: „Des Dichters Beruf sei, sich zu weihen dem Vaterlande und der Menschheit.

Zu singen den Menschen
Tugend und Freude
In die Brust.“

So schwärmt noch der 73jährige Mann. Er hat sich die Ideale seiner Jugend bis ins hohe Alter gerettet. Er starb am 30. August 1831, mehr als 86 Jahre alt, ein halbes Jahr vor Goethe.

Die Hamlet-Periode in Shaksperes Leben.

Von

Hermann Isaac.

II. Abfassungszeit einiger Dramen der Hamlet-Periode.

(Fortsetzung.)

3. Much Ado about Nothing

wurde verfafst nach

Malone, Skottowe, Gervinus, Fleay . .	1600
Stokes	1599, 1600
Chalmers, Drake, Delius, Ulrici . . .	1599
Dowden	1598.

a) Dieses späte Datum wird dem Stücke gegeben, weil es **1600 in die Buchhändler-Register eingetragen und zuerst gedruckt** wurde, und weil es **von Meres (1598) nicht erwähnt** wird. Beide Gründe sind, wie bereits bei *As* gezeigt ist, hinfällig.

b) Nach den verschiedenen Proben gehört Ado, wie die unter *As* gegebenen Listen zeigen, mit diesem Stücke zusammen, dem es dreimal unmittelbar folgt und von dem es einmal durch ein anderes Drama getrennt ist. Es würde also nach der **Double Ending-Probe** (H. V., 2 H. IV., Merch., R. III., Cæs., Tw., As, Ado, Haml., Meas.) in das Ende des Jahrhunderts zu versetzen sein; nach der **Light Ending-Probe** (R. III., Ado, R. II., As, Rom., John, 1 H. IV., Merch., Tw., Haml., Cæs., Meas.), der **Alexandriner-Probe** (2 H. IV., 2 H. VI., As, Ado, Cæs., Mereh., 1 H. IV., Tw., H. V., Cymb., Haml.,

Meas.), der **Reim-Probe** (Troil., Gentl., As, Ado, H. V, 2 H. IV., 1 H. IV., Merch., Meas., Haml., Cymb., Cæs.) dagegen in eine wesentlich frühere Zeit.

c) Auf eine solche weisen auch eine Reihe von **Anspielungen** auf Werke aus den ersten Neunzigern hin.

Wie in Ado III, 2, 11 wird auch in **Sidney's Arcadia** (c. 1580, gedruckt 1590) Cupido als „hangman" bezeichnet:

> Millions of years this old drivel Cupid lives,
> Till now at length that Jove him office gives
> In this our world our *hangman* for to be
> Of all those fools that will have all they see.

Der verliebte Benedick soll sich aus Verschönerungsrücksichten den Bart haben abscheren lassen und, wie Claudio behauptet:

> the old ornament of his cheek hath already stuffed tennis-balls. (III, 2, 46.)

Den Scherz scheint Shakspere aus einem Pamphlet von **Nashe (1591)** entnommen zu haben, worin es heifst:

> They may sell their hair by the pound to stuff tennis-balls.

Auf die Frage des Mönches, ob jemand ein Hindernis für die Verbindung Claudios mit Hero kenne, antwortet Leonato für den ersteren:

> I dare make his answer; none.
>
> *Claudio.* O, what men dare do! what men may do! etc.
>
> *Benedick.* How now! Interjections? Why then, some be of laughing, as ah! ha! he! (IV, 1, 22.)

Das Citat aus einer kleinen Schulgrammatik, welches die Worte Benedicks enthalten, findet sich in derselben Verwendung schon in **Lyly's Endymion (1591)**:

> An interjection, whereof some are of mourning, as eho! vah!
>
> *Dogberry* (zum Nachtwächter). If you meet the prince in the night, you may stay him.
>
> *Verges.* Nay, by'r lady, that, I think, a' cannot.
>
> *Dogberry.* Five shillings to one on't, with any man that knows the *statues*, he may stay him: marry, not without the prince be willing; for, indeed, the watch ought to offend no man; and it is an offence to stay a man against his will.

In diesen Worten fand Steevens, und nach ihm andere, mit Recht „a burlesque on The Statutes of the Streets“ (gedruckt bei Wolfe 1595), und die Satire wird besonders wirksam gewesen sein um die Zeit, wo diese Verordnungen, welche wahrscheinlich mancherlei merkwürdige und widerspruchsvolle Vorschriften enthielten, soeben bekannt geworden waren.

d) Hinsichtlich des Werdeprozesses dieser Dichtung ist wohl die Ansicht Wilbrandts als maſsgebend zu betrachten; danach gingen dem Dichter zuerst die Gestalten des Benedick und der Beatrice auf, sie sollten der ursprünglichen Idee nach im Mittelpunkte der komischen Handlung stehen, und sie thun es auch thatsächlich in der uns vorliegenden fertigen Komödie; der Konflikt des anderen Liebespaares, Hero und Claudio, tritt vor der lebhaften Aktion jener beiden in Jugend, Anmut, Schönheit glänzenden, mit allen Gaben des Herzens und Geistes ausgestatteten Gestalten in den Hintergrund. Das Problem, das Shakspere in dieser Komödie lösen wollte, war nach Wilbrandt folgendes: „zwei an sich gutartige Charaktere von gleich einseitigem Temperament, von gleich unermüdlichem Witz, gleich unwiderstehlicher Heiterkeit, gleich stacheliger Verstandesschärfe und gleich eigensinniger Selbstliebe, aber — verschiedenen Geschlechts, sich gegenüberzustellen und sie so lange aneinander zu reiben, bis aus dem harten Holz die Glut hervorbricht, an der der gute Hymen seine Fackel anzündet. Zwei Menschen dieser Art von gleichem Geschlecht könnten nicht nebeneinander bestehen; sie würden sich eilig aus dem Wege gehen oder sich mit allen Waffen ihres Witzes auf Leben und Tod bekämpfen. Zwei Menschen dieser Art von verschiedenem Geschlecht werden sich gegenseitig dämonisch anziehen; sie werden damit anfangen, sich zu hassen, weil jeder des anderen natürlicher Gegner ist, und damit aufhören, sich zu lieben, weil jeder des anderen natürliche Ergänzung ist.“ — Vielleicht schwebte dem Dichter auch ein allgemeinerer Gedanke vor: die Unberechenbarkeit der Machinationen des Liebesgottes, der ein Paar, das die erbittertste Feindseligkeit gegeneinander zur Schau trägt, durch eine oberflächliche List zusammenführt; ein anderes, das wie von der Natur füreinander bestimmt schien, durch den plumpsten Betrug trennt. Jedenfalls war die erstere Aufgabe der Haupt-

gegenstand des dichterischen Interesses. — Um so schwerer verständlich ist es, wenn die Nebenhandlung, der ebenso ungenügend motivierte wie ungeschickt gelöste Konflikt zwischen Claudio und Hero, den Titel des Dramas bestimmt hat.

Wie unhaltbar es auch sonst sein mag, den verschiedenen Schöpfungen eines Dichters ein ideelles System unterzulegen, in den Komödien Shaksperes z. B. die beabsichtigte Darstellung der mannigfachen Arten der Liebe zu sehen, so ist es doch fast unmöglich, gewisse Dramen des Dichters nicht in einen ideellen Zusammenhang zu bringen. Wenn wir Ado im Hinblick auf *LL.* betrachten, so haben wir von den zahlreichen Wiederholungen, die sich Shakspere erlaubt hat, die grofsartigste vor uns. Beide Stücke sind mit Recht „Komödien des Witzes" genannt worden: nicht die Situations-, nicht die Charakter-Komik ist in ihnen das Hauptziel des Dichters, sondern die glänzendste Entfaltung des Witzes. Die Helden beider Komödien, Biron — Benedick, Rosaline — Beatrice, sind nahezu identische Persönlichkeiten, wie in fast allen ästhetischen Schriften zu lesen ist. Neben dieser auffallenden Ähnlichkeit macht sich zugleich eine Gegensätzlichkeit bemerkbar, die sich schon in der äufseren Form ausprägt: der Witz von *LL.* ist fader, geschraubter, spitzfindiger Wortwitz, der in sauberen Versen und zierlichen Reimen einhertänzelt, der euphuistische Modewitz; der von Ado ist scharf gesalzener, erbarmungslos treffender Sachwitz, der viel zu hitzig auf das Ziel losschiefst, als dafs er die spanischen Stiefeln des Rhythmus an sich dulden könnte. Die Wirkung ist hier die natürliche des markerschütternden Lachens, dort ein halb mitleidiges, halb satirisches Lächeln nicht über den Witz, sondern über die Personen, die solche Reden für witzig halten. *LL.* ist eine Satire auf den falschen Witz, *Ado* eine Verherrlichung des echten. Der erstere verliert den Preis trotz eifrigen Bemühens, der letztere gewinnt ihn, trotzdem er alles gethan hat, um ihn zu verlieren. Und wie Shakspere die eine Komödie mit Recht „Love's Labour's Lost" genannt hat, so hätte er die andere „Love's Labour's Won" nennen sollen, und das hat er ursprünglich auch gethan.

Meres (1598) nennt unter den Shakspereschen Stücken, welche ihm am meisten gefallen haben, neben „Love's Labour's

Lost“ ein „Love's Labour's Won“. Dafs die Herausgeber der Folio ein beliebtes Stück neben manchen Produkten von zweifelhaftem Werte ausgelassen haben sollten, ist undenkbar; wir besitzen also sicher Shaksperes „Love's Labour's Won“, nur unter einem anderen Titel. Meistenteils hat man *All's* für dieses Drama gehalten, weil hierin allerdings die selbst das sittliche Mafs überschreitenden Bemühungen einer liebenden Frau schliefslich mit einer Art von Erfolg gekrönt werden. Man vergifst aber dabei, dafs so gleichklingende Titel eine gewisse Parallelität der Handlung wie der Charakteristik notwendig voraussetzen, und davon läfst sich in *LL.* und *All's* nicht die Spur entdecken. Es giebt unter Shaksperes Dramen nur ein Pendant zu LL.: „Much Ado about Nothing.“ — Weshalb Shakspere mit dem älteren Titel eine scheinbar so unpassende Änderung vorgenommen hat, ist eine nicht zu beantwortende, müfsige Frage.

e) Wir kommen schliefslich zu den **Parallelstellen.**

101. Als Shakspere „Ado“ dichtete, waren ihm seine jugendlichen Sonette in noch frischem Andenken. Als er die Worte Don Johns niederschrieb:

> I had rather be a *canker* in a hedge, than a *rose* in his grace.
> Ado I, 3, 28

dachte er an das schöne 54. Sonett, das in einem der ersten neunziger Jahre geschaffen ist.

> The *rose* looks fair, but fairer we it deem
> For that sweet odour which doth in it live.
> The *canker-blooms* have full as deep a dye
> As the perfumed tincture of the roses,
> Hang on such thorns and play as wantonly
> When summer's breath their masked buds discloses:
> But, for their virtue only is their show,
> They live unwooed and unrespected fade;
> Die so themselves. Sweet roses do not so;
> Of their sweet deaths are sweetest odours made.
> *Sonn.* 54.

So nennt auch Hotspur den König Richard

> that sweet lovely *rose*

und seine Verdränger

> this thorn, this *canker*, Bolingbroke.
> *1 H. IV.* I, 3, 175.

(Über den Gebrauch des Wortes „rose“ in Beziehung auf Personen s. unter „Hamlet“.)

102. Der mit der thatsächlichen Praxis der betreffenden Liebenden etwas in Widerspruch stehende Gedanke, dafs die Liebe ihre Tiefe nicht in Worten ausdrücken könne, findet sich, wahrscheinlich ausgehend vom 23. Sonett:

> So I, for fear of trust, *forget to say*
> *The perfect ceremony of love's rite*,
> And in mine own love's strength seem to decay,
> O'ercharged with burden of my own love's might.
> Sonn. 23

in mehreren Jugenddramen:

> They are but beggars that can count their worth;
> But my true love is grown to such excess,
> *I cannot sum up sum of half my wealth.*
> (Juliet.) *Rom.* II, 6, 32.
>
> *Proteus* (beim Fortgange Julias). What gone without a word?
> Ay, so *true love* should do; it *cannot speak*.
> *Gentl.* II, 2, 17

und in Ado: als Claudio die Hand der Hero erhält, sagt er:

> *Silence is the perfectest herald of joy:* I were but little happy,
> if I could say how much. Ado II, 1, 317.

103. Beatricens Worte:

> I will never love that which my friend hates.
> Ado V, 2, 71

erinnern an das 149. *Sonett:*

> Who hateth thee that I do call my friend?
> On whom frownst thou that I do fawn upon?

So sagt auch Katharina zu Heinrich VIII.:

> what friend of mine
> That had to him derived your anger, did I
> Continue in my liking? *H. VIII.* V, 4, 31.

104. Die Erfahrungen des Dichters auf dem Gebiete der Liebe und Freundschaft, wie sie besonders uns aus dem 41. *Sonett* entgegentreten, gewinnen dramatische Gestalt in *Gentl.* (V, 4) und geben ihm den Stoff zu der schönen Sentenz:

> Friendship is constant in all other things
> Save in the office and affairs of love:

Therefore in love all hearts use their own tongues;
Let every eye negotiate for itself
And trust no agent; for beauty is a witch
Against whose charms faith melteth into blood.
Ado II, 1, 182.

105. Der Ausdruck „*horn-mad*“, übertragen auf die eifersüchtige Wut des gehörnten Ehemannes, findet sich an drei Stellen:

Dromio of Ephesus. Why, mistress, sure, my master is *horn-mad.*

Adriana. Horn-mad, thou villain!

Dromio. I mean not, cuckold-mad;
But sure, he is stark mad. *Err.* II, 1, 57.

Benedick. If ever the sensible Benedick bear it (the yoke of love), pluck off the bull's horns and set them in my forehead. ...

Claudio. If this should ever happen, thou wouldst be *horn-mad.* Ado I, 1, 272.

Ford. If I have horns to make one mad, let the proverb go with me: I'll be *horn-mad.* *Wiv.* III, 5, 155.

106. Die Verwechselung von *odious* und *odor(ous)*:

Dogberry. Comparisons are *odorous.* Ado III, 5, 18

findet sich noch einmal

Bottom. Thisby, the flowers of *odious* savours sweet.

Quince. Odours, odours. *Mids.* III, 1, 84.

107. Es ist jugendlich, häfsliche Frauenzimmer mit dem Namen „*Ethiop*“ zu belegen: Ado V, 4, 38; *Mids.* III, 2, 257; *Gentl.* II, 6, 26; *LL.* IV, 3, 118. 268.

108. Das Lied „*Light o'love*“ wird in Ado (III, 4, 44) und *Gentl.* (I, 2, 83) erwähnt.

109. Das Wortspiel mit „*bill Spiefs* und *Rechnung*“ erscheint in Ado:

Watchman. We charge you let us obey you to go with us.

Borachio. We are like to prove a goodly *commodity*, being *taken up of these men's bills.* Ado III, 3, 191

und in 2 H. VI., wo einer der Leute Cades die Frage an ihn richtet:

My lord, when shall we go to Cheapside and take up *commodities upon our bills?* *2 H. VI.* IV, 7, 135.

110. Ado V, 1, 158 und *LL.* IV, 3, 82 werden Männer, die in der Liebe „auf den Leim gehen", als „*woodcocks*" bezeichnet.

111. Das verliebte Herz wird als „(*poor*) *fool*" personifiziert Ado II, 1, 326 und *LL.* II, 1, 184.

112. Leonato spricht von dem „*foul-tainted* flesh" seiner dem Anschein nach entehrten Tochter (Ado IV, 1, 145), Lucrece von ihrem „*foul-defiled* blood" (*Lu.* 1029).

113. Das spanische „*pocas palabras* (few words)" wird entstellt von Dogberry in „palabras" (Ado III, 5, 18) und von dem Kesselflicker (*Shrew*, Ind. I, 5) in „paucas pallabris".

114. „*Old ends*" mit Beziehung auf fragmentarische Citate findet sich Ado I, 1, 289 und *R. III.* I, 3, 337.

115. Weichliche, affektierte junge Männer werden „*milksops*" genannt Ado V, 1, 91; *R. III.* V, 3, 325.

116. „Jade's trick" in der eigentlichen und übertragenen Bedeutung zugleich wird zweimal gebraucht Ado I, 1, 145 und *All's* IV, 5, 64; während es in *Troil.* II, 1, 21, wo Thersites die Schlagfertigkeit des Ajax so bezeichnet, wohl mehr in der eigentlichen Bedeutung des „Hintenausschlagens" steht.

117. Diana wird einmal angeredet

> Pardon, *goddess* of the night,
> Those that slew *thy virgin knight.* Ado V, 3, 13.

Ein andermal heifst es von ihr:

> Dian (she said, was) no *queen of virgins*, that would suffer her poor *knight* surprised without rescue. . . .
> *All's* I, 3, 119.

118. Die zahlreichsten Parallelstellen unter den Jugenddramen weist wieder *Rom.* auf: In beiden Stücken kommt der zweifelhafte Ausdruck *hare-finder* (Ado I, 1, 186), to *find a hare* oder, wie Schmidt für möglich hält, *hair* (*Rom.* II, 4, 138) vor.

119.

> the *gentle day*
> *Dapples the* drowsy *east with spots of grey.* Ado V, 3, 27.

> The *grey*-eyed morn *smiles* on the frowning night,
> *Chequering the eastern* clouds *with streaks of light.*
> *Rom.* II, 3, 1.

120. Das Wortspiel mit „*crotchet* Viertelnote und Grille“ findet sich in Ado II, 3, 58 und *Rom.* IV, 5, 120.

121. *Friar.* And in *her* (*Hero's*) *eye* there hath appeared *a fire*,
To *burn the errors* that these princes hold
Against her maiden truth. Ado IV, 1, 164.

Romeo. When the devout religion of mine *eye*
Maintains such falsehood, then *turn tears to fires;*
And these, who often drowned could never die,
Transparent heretics, be *burnt for liars!* *Rom.* I, 2, 96.

Eine merkwürdige Parallele: beiden Stellen liegt die Vorstellung eines Autodafes zu Grunde, für welches die Augen das Feuer hergeben.

122. Das gleiche Motiv zum Szenenwechsel finden wir in den folgenden Stellen:

Hero (zu ihrer Kammerfrau). *Come, go in:*
I'll show thee *some attires*, and *have thy counsel,*
Which is the best to furnish me to-morrow.
Ado III, 1, 102.

Juliet. Nurse, *will you go with me into my closet,*
To help me sort such needful *ornaments,*
As you think fit to furnish me to-morrow. *Rom.* IV, 2, 34.

Beide, Hero und Juliet, befinden sich am Vorabend ihrer Vermählung.

123. Vornehmthuerei und geckenhaftes Wesen wird mit „*fashion-monging* (*fashion-monger*)“ bezeichnet: Ado V, 1, 94; *Rom.* II, 4, 34, und überhaupt an beiden Stellen sehr ähnlich geschildert.

Nehmen wir an, dafs die Übereinstimmungen mit *Rom.*, *LL.*, *R. III.*, und vielleicht auch mit *All's* in der Neubearbeitung dieser Stücke ihre Veranlassung haben, so fällt der Schwerpunkt der Parallelismen unbedingt in die mittleren neunziger Jahre, wenn wir die folgenden Stellen in Rechnung ziehen:

124. That what we have we prize not to the worth.
Whiles we enjoy it, but being lacked and lost,
Why, then we rack the value, then we find
The virtue that possession would not show us
Whiles it was ours. Ado IV, 1, 220.

Dieser Gedanke wird in den Versöhnungs-*Sonetten* 118, 119 des breiteren ausgeführt.

125. *Benedick.* If a man do not erect in this age his own tomb ere he dies, he shall live no longer in monument than *the bell rings and the widow weeps.* Ado V, 2, 81.

No longer mourn for me when I am dead
Than you shall hear the surly sullen bell
Give warning to the world that I am fled . . . *Sonn.* 71.

126. How still the evening is,
As hushed on purpose to grace harmony. Ado II, 3, 40.

Portia. Methinks it (music) sounds much sweeter than by day.

Nerissa. Silence bestows that virtue on it, madam.
Merch. V, 1, 100.

Die Fortsetzung dieses Gespräches findet ihr laut vernehmliches Echo im 102. *Sonett*, das mit einem Verse auch an Ado erinnert:

her (Philomel's) *mournful hymns did hush the night.*

127. „*I am a Jew*" als Verwünschungsformel kommt in den Dramen dieser Jahre dreimal vor:

Benedick. if I do not love her, I am a Jew.
Ado II, 3, 272.

Launcelot. I am a Jew, if I serve the Jew any longer.
Merch. II, 2, 119.

Peto. No, no, they were not bound.

Falstaff. You rogue, they were bound, every man of them; or I am a Jew else, an Ebrew Jew.
1 H. IV. II, 4, 198.

128. Die, wie es scheint, vulgäre Wendung „*I scorn that with my heels*" findet sich Ado III, 4, 50 und *Merch.* II, 2, 10.

129. Hero findet, dafs Beatrice an jedem Manne, wie er auch beschaffen sein möchte, etwas auszusetzen haben würde. Wenn er z. B. klein wäre, würde sie sagen:

an *agate*, very vilely cut. Ado III, 1, 65.

So sagt auch Falstaff mit Bezug auf seinen Pagen:

I was never manned with *an agate* till now.
2 H. IV. I, 2, 19.

130. Der Ausdruck „*eat one's word* (zurücknehmen)" kommt vor Ado IV, 1, 280; *2 H. IV.* II, 2, 149 und *As* V, 4, 155.

131. Beatrice nennt sich „*sunburnt*“ und meint damit „brünett“, d. h. unschön nach dem damaligen Geschmack (Ado I, 1, 145). So wird auch Hektor sagen, wenn kein Grieche sich auf seine Herausforderung stellt:

> The Grecian dames are sunburnt and not worth
> The splinter of a lance. *Troil.* I, 3, 282.

Zu diesen Parallelismen gehören nun noch die 5 aus As (**77—81**) und eine stattliche Reihe aus *Hamlet*, die später folgen werden. Dem gegenüber sind die Parallelstellen in späteren Dichtungen äufserst geringfügig.

132. *Claudio.* Lady, as you are mine, I am yours: I *give away myself for you* and dote upon the exchange.
Ado II, 1, 319.

> *take thou my oblation*, poor but free;
> Which is not mixed with seconds, knows no art,
> But *mutual render, only me for thee.* *Sonn.* 125.

133. Die gleiche Verstellung desselben Attributes im Munde komischer Personen:

Dogberry. We are the *poor duke's officers.*
Ado III, 5, 22.

Elbow. I am the *poor duke's constable.*
Meas. II, 1, 47.

134. „*Thatch a roof*“ für „falsche Haare anlegen“:

Don Pedro. My visor is Philemon's *roof*, within the house is Jove.
Hero. Why then your vizor should be *thatched.*
Ado II, 1, 102.

Timon (zu den Hetären). and *thatch your poor thin roofs*
With burthens of the dead. *Tim.* IV, 3, 144.

Die Parallelstellen von Ado — das ist zuzugeben — haben im Einzelnen geringere Beweiskraft als die von *As* und *Troil.* Im Ganzen aber verraten sie eine starke Hinneigung nach den Jugenddichtungen, wie sie die Dramen aus den letzten Jahren des Jahrhunderts: *2 H. IV.*, *H. V.*, *Tw.*, *Wiv.* nicht im entferntesten zeigen; während Übereinstimmungen mit späteren Stücken, welche in diesen vier Dramen verhältnismäfsig stark vertreten sind, fast gar nicht vorkommen. Die bedeutendsten Parallelismen finden sich in *Sonn.* 41, *Gentl.* (**104**), *Mids.* (**106**),

2 H. VI. (109), *All's* (117) einerseits und *Rom.* (102, 121, 122), *As* (77—81), *1 H. IV.* (101), *Merch.* (126) andererseits, am nächsten schliefst Ado sich in dieser Beziehung an *Rom.* und *As* an. Die Parallelstellen weisen das Drama also ebenfalls in jene Zeit, wo die Reminiscenzen an die Jugenddichtungen in Shakspere noch lebendig sind, wo der jugendliche Stil noch nicht vollständig überwunden ist und die Welt von reifen Gedanken, wie sie *Merch.*, *H. IV.*, *H. V.* und vor allem *Haml.* verherrlichen, in dem Geiste des Dichters erst emporzudämmern beginnt.

f) Einen Beweis, dafs Ado nicht in die Mitte der Neunziger gehört, giebt es nicht. Dagegen machen die verschiedenen metrischen Proben (b) die Anspielungen auf fremde Schriften (c), die nahen Beziehungen zu seinem Pendant *LL.* (d) und die Parallelstellen (e) es mehr als wahrscheinlich, dafs **Ado in die Übergangszeit zwischen der konventionellen jugendlichen und reifen männlichen Periode gehört, in die Jahre 1595/96.** Ob *As* früher oder später als Ado geschrieben ist, wird sich schwerlich feststellen lassen; dagegen spricht alles dafür, dafs *Troil.* (Liebesgeschichte) und *Rom.* (zweite Redaktion) in die Zeit vor Ado gehören.

---

4. Julius Cæsar.*

Das Drama wurde verfafst nach

Malone, Chalmers, Drake, Skottowe, Tieck, Knight, White, Ulrici	ca. 1607.
Craik	spätestens 1607, aber vielleicht viel früher.
Collier, Hunter, Gervinus, Delius (1872) kurz vor	1603.
Halliwell-Phillips, Dyce, Gildemeister, Dowden (1601), Wright, Prölscholdt, Schmidt, Rolfe . . vor	1601.
Fleay	1600 (1613).
Stokes	1590/1600.

(Differenz 8 [10 s. unten] Jahre.)

a) Für die Annahme des Jahres **1607** können nur sehr **subjektive Gründe** — die mir übrigens unbekannt sind — mafsgebend gewesen sein.

---

* Zuerst in der Fol. gedruckt.

b) **Collier** entdeckte eine **Stelle in** der zweiten Ausgabe von **Draytons „Barons' War"** (1603), die dieser Dichter einer Stelle aus Cæs. nachgeahmt haben sollte:

> His (Brutus') life was gentle, and the elements
> So mixed in him that Nature might stand up
> And say to all the world „This was a man!"
> Cæs. V, 5, 73.

> Such a one he was, of him we boldly say,
> In whose rich soul all sovereign powers did suit,
> In whom in peace the elements all lay
> So mixed, as none could sovereignty impute;
> As all did govern, yet all did obey,
> His lively temper was so absolute,
> That 't seemed, when heaven his model first began,
> In him it showed perfection of a man.
> Barons' War, Book III.

Da diese Stelle sich in der ersten Ausgabe des Gedichtes (Mortemerias 1596) nicht befand, so setzte Collier Cæs. kurz vor das Jahr 1603.

Die Stelle ist indessen für die Abhängigkeit Draytons von Shakspere nicht beweisend; die wörtliche Ähnlichkeit ist nicht in die Augen fallend. Der Gedanke aber, dafs die Vortrefflichkeit eines Menschen auf der richtigen Mischung der vier Elemente, aus denen man damals ihn sich zusammengesetzt dachte, beruhe, ist ein für jene Zeit sehr gewöhnlicher. Bei Shakspere erscheint diese Vorstellung mehrfach: *Tw.* II, 3, 10; *H. V.* III, 7, 22; *Sonn.* 44, 45 und auch *Haml.* I, 2, 130; I, 4, 27; *Lear* I, 2, 11; *All's* I, 2, 20. Malone führt eine der obigen sehr ähnliche Stelle aus *Ben Jonsons* „Cynthia's Revels" an, White andere Stellen aus zeitgenössischen Schriftstellern. Ich selbst habe die Vorstellung in *Sidneys* Arcadia gefunden, sie liegt auch der Atomenlehre *Giordano Brunos* zu Grunde.

Und selbst wenn eine Nachahmung vorläge, so ist die Annahme, dafs Cæs. kurz vor 1603 verfafst sei, dennoch durch nichts begründet.

c) Stokes hat in **„Sorrowes Joy"** (1603), einer Sammlung von Gedichten auf den Tod der Königin Elisabeth, eine zweifellose Anspielung auf eine Stelle unseres Dramas entdeckt:

Upon the Death of our Late Queene.

They say a *comet woonteth* to appeare,*
When Princes baleful destinie is neare;
So *Julius starre* was *seene with fiery crest,*
Before his fall to blaze among the rest.

When beggars *die* there *are no comets seen*;
The *heavens themselves blaze forth the death of princes.*
Cæs. II, 2, 31.

d) Halliwell-Phillips fand 1865 (s. die Einleitung zu seinem „Julius Cæsar") eine äufserst beweiskräftige Stelle in **Weevers „Mirror of Martyrs" (1601):**

The many-headed multitude were drawne
By Brutus' speech, that Cæsar was ambitious:
When eloquent Mark Antonie had showne
His virtues, who but Brutus then was vicious?

Diese Stelle paſst genau auf die Vorgänge der zweiten Scene des dritten Aktes: Brutus macht in seiner Rede dem toten Cäsar den hier genannten Vorwurf; hier finden wir auch die Gegenüberstellung der Rede des Brutus und Antonius, ihre gegensätzliche Wirkung auf das Volk, dramatische Effekte, die das ausschliefsliche Eigentum Shaksperes, nicht seiner Quelle entlehnt sind.**

* Stokes giebt das unmögliche Wort „woöteth"; jedenfalls hat im Text gestanden „wooteth" oder wooteth, d h. woonteth, eine Orthographie für wonteth, die auch sonst vorkommt (bei More, in der 1. Folio, Err. IV, 4, 39). Die Form ist interessant; weder Webster noch Skeat (Etymol. Dict.) kennt sie, bei Shakspere kommt nach Schmidt nur die Form wont als 3. Sing. vor. „Wont" ist bekanntlich Imperf. von mittelengl. „won", das im 16. Jahrhundert nicht mehr vorkommt. Hier wird „wont" (aufser als Subst.) als Verbum in der Bedeutung „pflegen" gebraucht; es wird sogar ein Imperf. — also mit doppelter Endung — „wonted" gebildet; hier haben wir auch eine Präs.-Bildung „wonts", das auch bei Spenser (z. B. „Faerie Queene" Book III, Canto XII, St. 20) vorkommt. Das Zeichen oo stellt in jener Zeit meistens einen langen hellen o-Laut (oou) dar, der in einzelnen Wörtern vielleicht schon uu ist; es wird aber auch für den deutschen kurzen u-Laut gebraucht; das scheint in diesem Worte der Fall zu sein, wie unsere heutige Aussprache wůnt schliefsen läfst.

** Interessant, aber doch wohl nicht beweisend ist die Parallelstelle aus „A Warning for Fair Women" 1599 (?), welche Stokes anführt:

I have given him fifteen wounds,
Which will be *fifteen mouths* that do accuse me;
In every mouth there is *a bloody tongue,*
Which will speak although he holds his peace.

(I) Show you sweet Cæsar's *wounds, poor poor dumb mouths,*
And *bid them speak* for me, but were I Brutus,
(I would) *put a tongue*
In *every wound* of Cæsar. Cæs. III, 2, 229.

Nach dieser Stelle war Cæs. im Jahre 1601 ein bekanntes Stück, was durchaus nicht zu dem Schlusse berechtigt, dafs es auch erst in diesem oder dem vorhergehenden Jahre verfafst sein müsse. Vielmehr ist die Ansicht *Schmidts* (s. die Einleitung in der Übersetzung der deutschen Shakspere-Gesellschaft) als die richtige zu betrachten, nach welcher es in irgend einem der letzten Jahre des 16. Jahrhunderts verfafst ist, da die Stilgleichheit zwischen Cæs. und H. V., H. IV., Merch. nicht zu bezweifeln ist.

d) Die verschiedenen metrischen Proben geben ein widersprechendes Resultat (s. Ado, b): Nach der **Double Ending-** und **Alexandriner-Probe** würde Cæs. in die mittleren Neunziger, nach der **Light Ending-** und **Reim-Probe** in das Ende des Jahrhunderts und vielleicht noch später fallen.

e) Wir überlassen die Entscheidung der Frage im wesentlichen den **Parallelstellen.**

135. Die jugendlichen Dichtungen bieten nur drei, von denen eine aufserdem nur die gleiche klassische Anspielung enthält.

> I (Cassius), as *Æneas*, our great ancestor,
> *Did from the flames of Troy upon his shoulder*
> *The old Anchises bear*, so from the waves of Tiber
> *Did I* the tired Cæsar. Cæs. I, 2, 112.

> As *did Æneas old Anchises bear*,
> So bear I thee upon my manly shoulders.
> *2 H. VI.* V, 2, 62.

136. Das Wortspiel zwischen „*Rome*“ und „*room*“ findet sich Cæs. I, 2, 156 und *John* III, 1, 180.

137. Between the acting of a dreadful thing
And the first motion, all the interim is
Like a phantasma, or a hideous dream:
The *Genius and the mortal instruments*
Are then in council; and the *state of man*,
Like to a little *kingdom*, suffers then
The *nature of an insurrection*. Cæs. II, 1, 66.

Sehr ähnliche Worte, in denen er seinen inneren Zustand ebenfalls mit einem in Aufruhr befindlichen Staate vergleicht, spricht König Johann bei dem Empfange der Nachricht von Arthurs Tode:

Nay, in the body of this *fleshly land*,
This *kingdom*, this confine of blood and breath,
Hostility and civil tumults reign
Between my *conscience* (= Genius) and my cousin's death.
John IV, 2, 245.

Noch ähnlicher klingt freilich die folgende Stelle, wo Ulysses von Achilles sagt:

'twixt *his mental and his active parts*
Kingdomed Achilles in commotion rages
And batters down himself. *Troil.* II, 3, 184.

Present fears
Are less than horrible imaginings;
My thought, whose murder yet is but fantastical,
Shakes so my single state of man that function
Is smothered in surmise, and nothing is
But what is not. *Macb.* I, 3, 137.

Auch Falstaff nennt den Menschen „this little kingdom" (*2 H. IV.* IV, 3, 118). Das Bild ist also eins von den nicht wenigen, die Shakspere eine gewisse Zeit hindurch gern anwendet.

138. Eine auffallende Wiederholung ist die folgende:*

Cæs. Tell me, good Brutus, can you see your face?
Bru. No, Cassius, *for the eye sees not itself,*
But by reflection, by some other things. Cæs. I, 2, 52.

The beauty that is borne here in the face
The bearer knows not, but commends itself
To others' eyes; *nor doth the eye itself,*
That most pure spirit of sense, *behold itself,*
Not going from itself; *but eye to eye opposed*
Salutes each other with each other's form.
Troil. III, 3, 105.

Das Bild vom *Kolofs zu Rhodus* (s. **33**) findet sich in Cæs., *Troil.*, *1 H. IV.*, *Ant.*

139. Das Wortspiel zwischen *souls* und *soles:*

A trade, sir, that, I hope, I may use *with a safe conscience;*
which is, indeed, sir, a *mender of bad soles.* Cæs. I, 1, 15

* Diese und die vorige Parallelstelle aus Troil. gehören der *Lagergeschichte* an.

kehrt wieder in:

you have dancing shoes
With *nimble soles*: I have a *soul of lead*
So stakes me to the ground I cannot move.
Rom. I, 4, 15.

Not on thy *sole*, but on thy *soul*, harsh Jew,
Thou makest thy knife keen. *Merch.* IV, 1, 123.

140. Porcia nennt das Ehegelübde

that great vow
Which did *incorporate and make us one.* Cæs. II, 1, 273.

Denselben Ausdruck braucht Bruder Lorenzo:

Till holy church *incorporate two in one.* *Rom.* II, 6, 37.

141. Das Wortspiel zwischen „*heart*“ und „*hart*“ findet sich an folgenden Stellen:

O world, thou wast the forest of this hart (Cæsar),
And this, indeed, O world, the heart of thee.
Cæs. III, 1, 208.

Celia. He was furnished like a hunter.
Rosalind. O ominous, he comes to kill my heart.
As III, 2, 260.

He started (aufjagen) one poor heart of mine in thee.
Tw. IV, 1, 63.

(Olivia zu Sebastian mit Bezug auf ihren rauflustigen Vetter.)

142. And Cæsar's spirit, ranging for revenge,
With *Ate* by his side come *hot from hell* ....
Cæs. III, 1, 271.

Benedick. Talk not of her (Beatrice); you shall find her *the infernal Ate* in good apparel. *Ado* II, 1, 263.

143. Cäsar führt als einen Verdachtgrund gegen Cassius an:

he hears no music. Cæs. I, 2, 204.

Lorenzo spricht sich darüber ausführlicher aus:

The man that hath no music in himself,
Nor *is not moved with concord of sweet sounds,*
Is fit for treasons, stratagems, and spoils;
The motions of his spirit are dull as night
And his affections dark as Erebus:
Let no such man be trusted. *Merch.* V, 1, 84.

144. Cassius vergleicht mit dem Honig von Hybla die Worte des Antonius:

> for your words, they rob the *Hybla* bees
> And leave them *honeyless.* Cæs. V, 1, 34.

Prinz Heinrich weniger passend die Wirtin der Boar's-Head tavern:

> *Fal.* And is not my hostess of the tavern a most sweet wench?
>
> *Prince.* As the *honey of Hybla*, my old lad of the castle. *1 H. IV.* I, 2, 47.

145. Der Beginn der Klage des Antonius über der Leiche Cäsars:

> O mighty Cæsar! dost thou lie so low?
> Are all *thy conquests, glories, triumphs, spoils,*
> *Shrunk to this little measure?* Cæs. III, 1, 148

gleicht sehr den Worten des Prinzen Heinrich an der Leiche Hotspurs:

> Ill-*weaved ambition, how much art thou shrunk!*
> When that this body did contain a spirit,
> A kingdom for it was too small a bound;
> But *now two paces of the vilest earth*
> *Is room enough.* *1 H. IV.* V, 4, 88.

146. Der Gebrauch des Wortes „stab" mit obscönem Nebensinn findet sich an zwei Stellen:

> Three or four wenches cried „Alas, good soul!" and forgave him (Cæsar) with all their hearts: but there's no heed to be taken of them; if Cæsar had *stabbed their mothers*, they would have done no less. Cæs. I, 2, 277.
>
> *Hostess.* Alas the day! take heed of him (Falstaff)! he *stabbed me* in mine own house. *2 H. IV.* II, 1, 15.

147. „Figures" im Sinne von „Bilder der Phantasie, Einbildungen (figures of the brain, figures nor fantasies)" kommt nur vor Cæs. II, 1, 231; *Wiv.* IV, 2, 231.

148. And Cæsar's spirit, ranging for revenge . .
> Shall in these confines with a monarch's voice
> Cry „Havoc", and let slip *the dogs of war.*
> Cæs. III, 1, 272.

Der Chorus des ersten Aktes von H. V. belehrt uns, was unter „dogs of war" zu verstehen ist:

Then should the warlike Harry, like himself,
Assume the port of Mars; and at his heels,
Leashed in like *hounds*, should *famine, sword* and *fire*
Crouch for employment. *H. V.* I, Prologue 5.

149. He (Lepidus) shall but bear them (honours) *as the ass bears gold*,
To groan and sweat under the business. Cæs. IV, 1, 22.

If thou art rich, thou'rt poor;
For, *like an ass whose* back with ingots bows,
Thou bear'st thy heavy riches but a journey,
And death unloads thee. *Meas.* III, 1, 26.

150. Auf Cäsars Ehrgeiz (s. die Rede des Brutus III, 2) wird angespielt in den Worten Cymbelines:

Cæsar's ambition,
Which swelled so much that it did almost stretch
The sides o' the world, against all colour here
Did put the yoke upon's. *Cymb.* III, 1, 50.

151. Auf den Selbstmord des Cassius (V, 3) und des Brutus (V, 5) wird offenbar angespielt in den Worten Macbeths:

Why should I play the Roman fool and die
On mine own sword. *Macb.* V, 8, 1.

152. This day I breathed first; *time is come round*,
And where I did begin, there shall I end;
My life is run his compass. Cæs. V, 3, 23

sagt Cassius vor seinem Ende; dieselbe Metapher braucht der zum Tode verwundete Edmund:

The *wheel is come full circle*: I am here. *Lear* V, 3, 174.

153. Cäsars Worte:

Cowards die many times before their deaths;
Of all the wonders that I yet have heard,
It seems to me most strange that men should fear;
Seeing that death .... will come. Cæs. II, 2, 32

finden ihre Wiederholung in den Worten Edgars wenige Verse weiter:

O, our lives' sweetness!
That we the pain of death would hourly die
Rather than die at once. *Lear* V, 3, 185.

154. Menschen in grofser Gefahr werden verglichen mit gehetzten Bären.

Octavius. *we are at the stake,*
And *bayed* about with many enemies. Cæs. IV, 1, 48.

Gloucester. *I am tied to the stake,* and I must stand the course. *Lear* III, 7, 54.

155. Die höchste Gewalt des Gewittersturmes wird in seiner Eichen zerschmetternden Kraft gezeichnet:

I have seen tempests, when the scolding winds
Have *rived the knotty oak.* Cæs. I, 3, 6.

charge thy sulphur with a bolt
That should but *rive an oak.* *Cor.* I, 3, 153.

156. *As fire drives out fire,* so pity pity (Cæs. III, 1, 71)
sagt Antonius zu den Verschworenen, die aus Mitleid gegen Rom das Mitleid mit Cäsar verloren hatten. Ähnlich schildert Aufidius sein Verhältnis zu Coriolan:

One fire drives out one fire; one nail, one nail;
Rights by rights falter, strengths by strengths do fail.
Cor. IV, 7, 54.

157. Das Verbum „*stretch out*“ im Sinne von „einen möglichst ausgiebigen Gebrauch von etwas machen“ erscheint zweimal:

let
Our best friends [meet],* our *means* be *stretchèd out.*
Cæs. IV, 1, 44.

Rather our state's defective for *requital*
Than we to *stretch it out.* *Cor.* II, 2, 55.

158. Das niedere Volk heifst die „*Herde*“ Cæs. I, 2, 266 und wiederholt in *Cor.:* I, 4, 31; II, 1, 105; III, 1, 33; III, 2, 32.

159. „Think“, resp. „take thought“ in der Bedeutung „trauern“ und in Verbindung mit „die“ findet sich zweimal:

If he (Antony) love Cæsar, all that he can do
Is to himself, *take thought and die* for Cæsar.
Cæs. II, 1, 187.

Cleo. What shall we do, Enobarbus?
Eno. *Think, and die.* *Ant.* III, 13, 1.

---

* Eigene Konjektur; s. meine Cäsar-Ausgabe p. 145.

160. Now is that noble *vessel full of grief*
That it runs over even at his eyes. Cæs. V, 5, 13

sagt Clitus von dem sinnenden Brutus. So auch Antigonus von der Traumerscheinung der Hermione:

I never saw a *vessel of like sorrow*,
So *filled* and so becoming. *Wint.* III, 3, 21.

161. Cassius berichtet folgendermafsen von seinem Wettschwimmen mit Cäsar:

The torrent roared, and we did *buffet it*
With lusty sinews, throwing it aside
And *stemming it* with hearts of controversy.
Cæs. I, 2, 107.

Ähnlich Francisco von Fernando:

I saw him *beat the surges* under him,
And ride upon their backs; he trod the water,
Whose enmity he flung aside, and *breasted*
The surge most swoln *that met him* ... and oared
Himself with his good arms *in lusty stroke*
To the shore. *Temp.* II, 1, 114.

Die Parallelstellen sind durchweg ziemlich bedeutungsvoll. Nach den geringen Anklängen an die frühesten Dichtungen und der recht entschiedenen Hinneigung nach den Dramen aus dem Beginne des neuen Jahrhunderts gehört Cæs. in die letzten neunziger Jahre, in denen es die Hauptmasse (s. Hamlet) der Parallelismen hat. Andererseits sind die Übereinstimmungen mit *Macb.*, *Lear*, *Cor.* zahlreich und gewichtig genug, dafs die Annahme Fleays, das Drama sei im Anfange des 17. Jahrhunderts noch einmal — meines Erachtens wohl nur sehr oberflächlich — überarbeitet worden, keine Ungereimtheit ist.

f) Ein Parallelismus verdient eine besondere Beachtung.

162. Die Stelle im Prolog des fünften Aktes von *H. V.*:

But now behold ...
How London doth pour out her citizens!
The mayor and all his brethren in best sort,
Like to the senators of the antique Rome,
With the plebeians swarming at their heels,
Go forth and fetch their conquering Cæsar in

weist direkt auf die erste und zweite Scene von Cæs. hin, und schwerlich wäre der supponierte Einzug des siegreich von Irland heimkehrenden Essex mit dem Einzuge des Diktators verglichen worden, wenn nicht um diese Zeit — 1599 — der Cæs. bereits fertig oder wenigstens in Arbeit gewesen wäre. Unterstützt wird diese Annahme durch zwei später zu behandelnde Stellen in *Haml.* (darunter eine der auffallendsten Wiederholungen, die überhaupt in Shaksperes Werken vorkommen), welche sich auf den Inhalt des Cæs. beziehen und nur in der zweiten Quarto, die wir als zweite Redaktion des Haml. erweisen wollen, sich finden. Danach wird es höchst wahrscheinlich, dafs **Cæs. zwischen der ersten und zweiten Redaktion des Haml. entstanden** ist oder — noch enger begrenzt — **zwischen der ersten Redaktion (ca. 1598) und H. V. (1599).**

Eine fernere gewichtige Unterstützung ist das Verhältnis, in dem Cæs. zu den *Sonetten* steht (s. „Sonett-Periode", Sh.-Jahrb. XIX, pag. 261). Während die späteren Sonette eine Reihe von Anklängen an die bis zum Jahre 1598 und die im Beginne des 17. Jahrhunderts entstandenen Dramen aufweisen, fehlen dieselben in vier Dramen, welche entweder sicher oder höchst wahrscheinlich in die Jahre 1599/1600 fallen: es sind *H. V.* (sicher 1599), *Wiv.*, *Tw.* und — *Cæs.** Das letztere Stück fällt also auch in die Pause der lyrischen Thätigkeit Shaksperes, die ich in der angeführten Arbeit nachgewiesen zu haben glaube.

* Die Ansicht *Fleays* über den uns vorliegenden Cæs. mag der Kuriosität wegen hier angeführt werden: er meint, dafs das Drama eine verkürzte Bearbeitung der eigentlichen Shakspereschen Dichtung von *Ben Jonson* sei. Mit anerkennenswerter Ehrlichkeit beginnt er das betreffende Kapitel: „My theory as to this play is so unlike anything hitherto advanced that I shall begin by stating it; so that the *startled reader* may have it in his power to shut the book at once, if the *hypothesis seems to him too absurd* to be entertained." Auch ich habe zu den „verdutzten" Lesern gehört, die der Verfasser gefällig genug ist zu supponieren; ich habe auch von seiner gütigen Erlaubnis Gebrauch gemacht und das Buch sofort nach Lesen dieser Zeilen „zugeschlagen", ohne die geringste Befürchtung, von deutschen Shakspere-Forschern ungenügender Litteratur-Kenntnis angeklagt zu werden. Wenn man sich für befähigt und es für möglich hält, eine Stelle von zehn Versen aus Dryden in die verschiedenen Stilarten eines halben Dutzends elisabethanischer Dramatiker umzudichten (pag. 123), d. h. wenn man sich eine philologische Akribie, eine poetische Anempfindungsgabe zutraut, die kein Philologe besitzen, kein Dichter bethätigen kann, so nimmt man dem denkenden Leser das Vertrauen und giebt ihm das Recht, alle weiteren Extravaganzen unbeachtet zu lassen.

163. Es existiert nur eine Übereinstimmung zwischen Cæs. und den Sonetten:

> This rudeness is a sauce to his (Casca's) good wit,
> Which gives men stomach to digest his words
> With better appetite. Cæs. I, 2, 304.

> Like as, to make our appetites more keen,
> With eager compounds we our palate urge ...
> Even so, being full of your ne'er-cloying sweetness,
> To bitter sauces did I frame my feeding etc. *Sonn.* 118.

> Epicurean cooks
> Sharpen with cloyless sauce his appetite. *Ant.* II, 1, 24.

g) In der zweiten Hälfte der Neunziger beschäftigt den Dichter lebhaft der Gedanke, dafs *das Übermafs des Guten ein Übel* ist, der in den verschiedensten Tonarten und Beziehungen variiert wird (s. „Sonett-Periode" a. a. O. S. 252 die Parallelstellen zu den Sonetten 118, 119, besonders zum ersteren). In den ernsten Dramen dieser Zeit gestaltet Shakspere mit Vorliebe das tief tragische Lebensgesetz, dafs das rein und ungemischt Gute auf dieser unvollkommenen Welt existenzunfähig, dem Untergange geweiht ist. Es ist wohl das Höchste, was Shakspere auf sittlichem Gebiete für die Menschheit geleistet hat, dafs er mit so unendlicher Liebe und Bewunderung und mit dem schmerzlichsten Mitgefühl die Erhabenheit und Gröfse und zugleich die Schwäche und Tragik des einseitigen Idealismus dargestellt hat. War es der Verfolg der meteorartigen Lebensbahn seines hohen Gönners und Freundes, des Grafen Essex, der zu vielem Grofsen und Schönen, nur nicht zum Realpolitiker und Höfling geboren war, was ihn zu der Zeichnung so vieler ähnlicher Charaktere drängte? — Gewifs ist, dafs ein Dichter von dem Herzen Shaksperes eigene herbe Erfahrungen und schwere Kämpfe durchmachen mufste, ehe er sich zu der klaren Höhe der Lebensanschauung erheben konnte, auf der nur Goethe neben ihm steht. Er lehrt uns in den Dichtungen dieser Periode, dafs es Zeiten und Lagen im Leben der Einzelnen wie der Völker giebt, wo das, was sonst Tugend ist, zur Sünde wird: wo Vertrauen Thorheit und Milde Unsinn ist; wo der gerechteste Zorn verhalten werden mufs; wo derbes, rücksichtsloses Zuschlagen allein uns retten

kann; wo starres Festhalten an dem erhabensten Princip ins Verderben führt. Und neben all diese einseitige Idealisten — den embryonalen Jaques in *As*, die Vollgestalten des Antonio, Hamlet, *Brutus* stellt er das leuchtende Gegenbild des ideal-realistischen Heinrich V., sein eigenes Mannes-Ideal. — So steckt **in Caes. der Gedankengehalt der Dramen der zweiten Hälfte der Neunziger.**

Die Technik der Luzerner Heiligenspiele.

Von

Dr. Renward Brandstetter.

I.

In Luzern wurden im 16. Jahrhundert vor allem Osterspiele, daneben aber auch „Heiligen-“ und Fastnachtspiele aufgeführt. Zu den Heiligenspielen wird auch das Spiel von der Kreuzerfindung gerechnet. Dieses sollte im Jahre 1575 aufgeführt werden, alle Vorbereitungen waren getroffen, da kam die Pest dazwischen und die Aufführung mufste unterbleiben.

Über die technische Seite dieser Heiligenspiele sind mancherlei Notizen überliefert, allerdings ist alles nur fragmentarisch. Daher läfst sich nicht gut eine zusammenhängende Darstellung geben, und somit ziehe ich es vor, über jedes einzelne Spiel vorzubringen, was sich sagen läfst. Das meiste ist bekannt über das auf 1575 planierte Spiel von der Kreuzerfindung.

Das Argumentum des Spieles von der Kreuzerfindung.

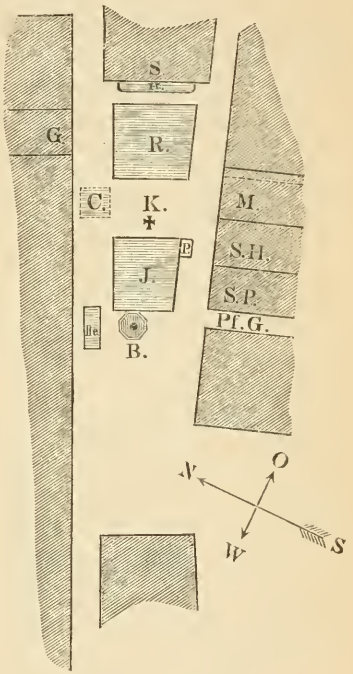
wir jetz üch darthuon wend,
wie die juden hand für genon,
Das Crütz Christi vergraben Lon,
Tieff jn die Erd wol verscharren,
wie dann sy deß vorhabens waren,
Das vnsers Herren Lyden vff erden,
vß menschen gmüett möcht gnomen werden,
Daruff nun volgt jn kurtzer frist,
was straff über die erloffen jst,
So an Christj Tod hand schuld getragen,
wie die jr end genomen haben,

Alls Cayphas, Annas, Pylatus,
Herodes vnd darneben ander suß,
Die fürnembsten wie jr wüssen,
Ins Herren vnschuld habend gflissen,
Die straff über hierusalem stat,
wie Gott dieselbig gstrafft hatt,
kann man spilen nitt vff diß mal,
Aber da mencklich verstan sol,
Durch den Leerer gar kurtzer frist,
wie söllichs alls verloffen jst,
Demnach so sol man sehen fry
von grusamer that vnd Tyranny,
keysers Maxencij jn der statt Rom,
wie söllicher jst zum scepter kon,
von junger Adelicher Ritterschafft,
Die jnn zu keiser hand gemacht,
wie er gelept vnd gwüttet hatt,
vndern Burgern zu Rom der statt,
wirdt alles schynbar dargethan,
Der Leerer würdt üch gen zverstan,
vff alle Actus ordenlich gestellt,
Darinn die gantz Substantz wirt gmellt,
So nun söllchs keisers Tyranny,
wirdt man hören sehen ouch daby,
wie söllch sachen zu end sind kon,
Erschrockenlich würdt es zuo gan,
Constantinus jn Eeren tugentrych,
Der domal regiert jn Franckrich,
würdt sin macht Temmen vnd vßrütten,
Mitt grosser frówd der armen Lütten,
Dann er Ein schlacht wirt für sich nän,
Dem Gott von himmel ouch würt gän,
Stercke, trost, zeigt jm darneben,
wie Er jm vß gnad den sig wöll geben,
Durch das zeichen sheilgen Crützes zart,
Mitt dem der find erschlagen ward,
Constantinus würdt daruff guotter Christ,
Vom Bapst Siluestro getoufft jst,
Richt an vil gutts gott dem Herren,
vnd synem Lyden zu danck vnd Eeren,
Laßt er syn muotter Helenam brichten fry,
was alls mitt jm verloffen sy,
die dann jn yl nitt ful vnd träg,
Sich ylentz rüstet vff den wäg,
Sucht zu Hierusalem by der Statt,

Da vnser heyland gelitten hatt,
Mitt allem ernst gatt sy darhinder,
Ob sy das Crütz Christi möcht finden,
Das gschicht alls wies dschrifft anzeigt,
Nun hand jr sspils den gantzen bscheid,

Bühne.

Der beigegebene Plan ist von mir nach den vorhandenen Notizen, nach Liebenaus Altem Luzern, im Vergleich mit anderen vorhandenen Plänen berechnet und von dem trefflichen Techniker Dr. V. Fischer gezeichnet worden. Die Lage des Hofes des Konstantin ist nur vermutet, über den Turm am Roddan läfst sich nichts ermieren. Die gesamte Aufrüstung des Spielplatzes bleibt während der ganzen Dauer des Spieles unverändert. Die Zuschauer halten sich längs den Häusern und an den Fenstern. Der Platz ist der Weinmarkt. *B* der Brunnen. *G* das Gerichtshaus. *S* das Haus zur Sonne. *M* der Gasthof zun Metzgern. *S H* das Haus des Schultheifsen Helmlin. *Pf G* Pfyffers Gäfslein. *H* der Himmel, ein Balkon, angebaut an das Haus zur Sonne. *R* die Rom-brügi, eine gröfsere, etwas über das Pflaster erhöhte, ringsum freie Bühne, darauf einzelne durch niedere Schranken abgeteilte Höfe, z. B. der Kaiserhof, das Capitol u. s. w. *J* die Jerusalem-brügi. *C* der Lagerplatz des Konstantin. *P* das Höflein des Proklamators. *He* die Hölle. *K* der Ort, wo die Kreuze vergraben werden. *S P* Sch. Pfyffers Haus.



I.

Jerusalem Am vischmerkt brunnen, ein erhabne brügj darinn sind abgetheilt volgende höff,

Pylatus hatt sin hoff zu vorderst gegen h. Schulltheis pfyffers

hus, mitt disen personen Pylatus Syn Houptman 2 Trabanten 4 Personen vff kriegsch gerüst,

Annas, hatt sin bsonder höfflin, Allein ein hohen stuol oder sessel vffgerüst, niemand by jm,

Jerusalem Synagog,

Hatt ein bsondern hoff, glych hinden an Pylatj hoff gegen h. Schulltheiß pfyffers gesslj, mitt disen personen Salathiel der Synagogmeister, vnd dise knaben. Obed, Sobna, Sophroniae Son, die 4 weißlin, 1 knab jn hungersnot, vnd sonst noch 4 knaben, so die judisch Synagog vß jst dann komend die knaben wider ein jeder an sin Ort, jn gebürender bekleidung,

Jerusalem Tempelherren

hand kein bsondern hoff dann sy sind hin vnd wider zertheilt, allein söllen sy jr Ort mitt stüelen rüsten darinn sy Rat hand, zu jnen hörend dise personen, Nathanael, Isachar, Romelias, Aminadab, Gamaliel, Nicodemus, Joseph von Arimathia, Canzler,

Abner, vnd der Doctor behelffend sich ouch wo sy mögent,

Jherusalem Cayphas.

Hat ouch sin bsondern hoff, mitt disen personen Cayphas, Pharuch sin diener, Abdenago, Zambri, Obed, Sobna, Er hatt ouch ein stuol oder Sessel wie Annas,

Jherusalem Herodes,

Hatt ouch ein bsondern hoff, mitt disen personen Herodes, Herodias, Salome, die 4 hoff jungkfrawen, 2 diener, Agrippae Marschalck Marcellinus, Jacob Rottenfluoh Trabant, vnd sonst noch einer,

So herodis sach vß gspillt jst blypt das wyber volck ze Rom, die Trabanten komend an Maxentij Hoff die 2 diner zu Constantino, Marcellinus wider jn sin stand gan Rom, Agrippae Marschalck ouch zu Constantino,

Jherusalem, Helena

Die hatt ouch ein höfflin, für sich selbs allein vnd Magdalena by jr,

Item Judas, Bischoff Macharius, Ananus, Josias.

II.

Proclamator,

vssert Jerusalem an den schrancken gegen h. Schulltheißen helmlins hus, ein hoff oder Tisch, by jm die 2 Leerer,

III.

Pylati gefengknus,

IV.

Rom.

Ein bsondre erhabne Lidige brügj,

Mitten jm platz, oben gegen der Sunnen,

Cayus Keyser,

Hallt Hoff an dem ort da harnach Maxentius hoff hallten würt vast jn Mitte der prügj, mitt disen personen

Cayus, sin Houptman, sin hoffmeister, die 4 Trabanten deß Herodes, die 2 Schand diener, vnd 4 personen vff kriegsch gerüst, der Narr.

Wann Cayus sin stand verwesen kompt er vß disem, jn ein andern sonderbaren jme zugeeigneten hoff, glich vff der brügi ettwas darhinder, Sin gsind kompt dann zu Maxentio, die wyl aber Caij wäsen wärt jst Maxentius jn Caij hoff, hatt by jm, sine 2 houptlüt, den Feldherren, den Narren,

Rom Fabricius Sophronia,

Die hand ein sonderbar ort ouch an Eim Egg vff der brügj vnd Sophronia ein bsonder gmach darinn sy sich selbs ersticht, hand niemant by jnen denn jre 2 kind, vnd jren knecht.

Rom Bapst Syluester,

Hatt ouch sin hoff vff der prügj, mitt disen personen, Siluester vnd 2 Cardinäl die 6 Actus vß, aber jm 7 Actu hatt er noch darzuo 4 priester vnd 4 schuoler, doch jn dem 5 Actu wann er jns Ellend gat, mag er die priester vnd schuoler ouch by jm han,

Rom Capitolium, oder Rathus jst yngfasset vnden ans bapsts hoff vff der brügj Die Rathsherren sind aber nit darinn dann allein wan es Rath jst, Sonst enthalltend sy sich vff stüelen hin vnd wider jeder nach siner gelegenheit, Namlich die 2 Burgermeister, die 2 Zunfftmeister Lentulus, vnd der weybel, dann fabricius hat ein eignen Ort

Rom Tempel, Abgott, Sul,

Glych vnden am Capitolio ze vorderst vff der prügj gegem grichthus, die Sul mitt dem Abgott grad vornen am Tempell

Rom Römisch volck,

vff der sytten gegen Metzgern, vff der prügj, behilfft sich ein yeder wo er mag, allein der erst Römisch Burger hatt ein klein Tischlin daruff sin silber Credentz, Ouch der 4 burger hatt sin frow vnd kind by jm, glych daran, vnd die andren zwen darnach,

Item nach disen 4 burgern die Handtwerckslüt,

Item der Fendrich,

Item der Hencker vnd sin buob,

Item die 3 schwangern wyber,

Item die vertriben burgerin vnd burger

Item die hungerigen

Item die weißlin

Item die gleerten vnd Zauberer

Item die gfangnen,

Item die 4 hoff jungkfrowen, nachdem sy mitt herode gan Rom kommen vnd verschickt worden,

Item Herodias vnd Salome

Rom Maxentius keyser

Sobald Cayus sin stand verwäsen, kompt er an sin verordneten hoff, vnd kompt Maxentius an selben hoff Mitten vff der brügj, Sampt sinem gsind vnd noch darzu Caij gsind ouch wie vor begriffen, sind 12 personen, Noch über das hatt er den Narren, Ouch Ein Feldherrn vnd sin 2 Houptlüt, Titus ein kriegsman jst ouch by jnen, Item die Spillüt, Seyttenspiler,

Item die 2 Trabanten Herodis,

Item der Houptman, die 2 Trabanten vnd 4 söldner Pylati nach dem sin handel vß gspillt jst

S^{a} by Maxentio 27 personen

Item ein gfengknuß darinn erstlich die schwangern wyber vffgschnitten vnd harnach die gfangnen enthallten werden,

V.

Constantius, nebent Jerusalem hatt sin hoff vnden bim brunnen vssert den schrancken mit disen personen Constantius, Crispus sin son, Sin Marschalck, sin Feldherr, sin panerherr, sin Fendrich, 2 Houptlüt, 2 diener herodis, Item sō mag er ouch jm nemen für kriegsvolck, die 7 Tempelherren, Abner, Cayphas Annas, Abdenago Zambri,

VI.

Himmel, zwüschen beiden Ergklen am hus zur Sonnen darinn die 5 Engell,

Vffrüstung,

Proclamator vnd die Leerer jren hoff selbs. Cayphas Annas Herodes Pylatus rüst jeder sin hoff selbs zu, Tempelherren Rüstend dz ort da man rat hallt

Constantinus Siluester, Cayus, Maxentius, Fabricius, der 1 Burger rüst jeder sin hoff selbs zu,

Den Tempel vnd die Sul rüstend die gleerten vnd künstler

Die Rathsherren das Capitolium, vnd harnach den Triumphbogen, sampt dem Tittel,

Die rüstung zum Touff,

Die 3 Crütz vergraben glych an der brügj vor Jherusalem am platz

Die 3 schwangern wyber rüstend 3 kindlin jnnwendig hol voll blut,

Der Prolog.

Das Publikum ist bereits versammelt. Die Schauspieler ziehen in den Platz ein und alle begeben sich an ihre Höfe. Darauf tritt der Vorfändrich des Proklamators auf und beginnt:

Nun gruess üch Gott jn aller summ,
Eines jst da bitt jch drumm.

Darauf zeigt er an, es werde sogleich der Proklamator auftreten und der Versammlung die Sache auseinandersetzen. Es sollen aber während des Spieles alle ruhig sein, würde einer Skandal machen, so würden die von M. H. bestimmten „Ufmerker“ kommen.

Die farend mitt jm darvon geschwind,
An Ort da jm Liechts gebrist,
vnd er vor überlouff sicher ist.

Der Vorfändrich hat damit fertig geredet, und der Proklamator tritt auf. „Erstlich so entdeckt Er sin Houpt, keert sich gegen dem Himmel vnd spricht zu Gott. Dann kehrt er sich gegen der Hohen Oberkeit vnd fürnemmen personen geistlich vnd welltlich, Entdecket sin Houpt“ und teilt ihnen den Inhalt des zu spielenden Stückes mit. Darauf sagt er, ein jeder solle beten:

Ein pater noster, ouch daneben,
Söllend jr den gruss Mariae geben.

Nach Beendigung des Gebetes spricht er:

Nun hörend jetz wies an würt gan,
Cayphas jst schon hie, wils anfan.

Das Spiel auf der Bühne.

I. Aktus.

„Der Bischoff Cayphas hatt die jüdisch Synagog by jm vff fryem platz, redt“ über das Überhandnehmen des christlichen Glaubens.

Annas schlägt vor, man solle den Pilatus um die Erlaubnis bitten, die drei Kreuze, welche den Hauptanziehungspunkt für die Anhänger des neuen Glaubens bilden, entfernen zu dürfen. Isachar äufsert Bedenken, Romelias lacht ihn aber aus, „die andern schüttlend dköpff, lachend vnd hand gfallen dran“. Gamaliel, der Christus verteidigt, wird aus dem Buch gestrichen und fortgejagt, ebenso Nikodemus und Joseph von Arimathea. Kaiphas bringt nun den Vorschlag, an Pilatus zu gelangen, zur Abstimmung: Alle heben die Hände auf. Aminadab und Romelias werden zu Pilatus gesandt, währenddem bleiben die Ratsmitglieder ruhig auf dem Versammlungsplatze. Die beiden Boten begeben sich an den Hof des Pilatus. Dieser gewährt ihnen zwar ihre Bitte, behandelt sie aber sehr hochmütig, und wie sie replicieren wollen, befiehlt er, „man solle sie dstägen nider werfen. Man wil sy angryffen, sy flühent davon“ und eilen wieder in die Ratsversammlung, Bericht zu erstatten. Cayphas befiehlt darauf dem Abdenago und Zambri, sie sollen in der kommenden Nacht hingehen, die Kreuze wegschaffen und vergraben. Sogleich greifen die zwei nach „Bickel, schuffel vnd howen“, die in der Nähe in Bereitschaft liegen, gehen zu den Kreuzen, fällen sie und vergraben sie auf dem freien Platze zwischen der Rombrügi und der Jerusalem-brügi.

II. Aktus.

1. Scena. Die Ratsmitglieder haben sich wieder in ihre „Gwarsamminen“ zerstreut. Die Handlung spielt nun an Pilati Hof. Pilatus teilt seinen Kriegsleuten mit, die Juden seien „ihm vffsetzig geworden, das er zum Tempelstock that gryffen“. Sie sollen auf den Platz hingehen und die meuterischen Juden beobachten. Er werde später nachkommen und nötigenfalls das Wortzeichen geben. Die Kriegsleute vollführen den Befehl und haben mit den auf dem Platze sich zusammenrottenden Juden verschiedene Zusammenstöfse. Nun kommt auch Pilatus, „selb 4 geleitet, pfyfft mit dem mul, gibt den kriegslüten das wortzeichen; Jetz jagends die Jüden vff dem platz vmbher“. Die Juden zerstreuen sich.

2. Scena. Ratsversammlung. Man beschliefst, den Romelias und Aminadab zu Vitellius nach Syrien zu schicken, um Hilfe gegen Pilatus zu erbitten. Die beiden Boten rüsten sich in ihrer Gwarsammi, kommen wieder vor den Rat, empfangen vom Kanzler die Briefe und ziehen aus dem Spielplatze fort (Syrien ist aufserhalb des Weinmarktes gedacht).

3. Scena. Magdalena verläfst ihren Hof auf der Jerusalem-brügi, schreitet langsam über den freien Platz nach der Rom-brügi zu, spricht mit sich selber, sie wolle zum Kaiser gelangen, um ihm zu klagen, wie Pilatus Christum unschuldig verurteilt habe. Auf der Rom-brügi angelangt, „tringt sy jns keisers Caij Hoff mitt gwallt, die Diener wöllend jro das mit den waffen weeren, sy aber lafst nit ab bis sy für kompt“. Sie bringt ihre Klage vor. Der Kaiser antwortet gnädig, er wolle ihre Bitte in Erwägung ziehen. Unterdessen begiebt sich Magdalena in eine Herberge auf der Rom-brügi.

4. Scena. Auf der Rom-brügi bleibt nun alles wieder ruhig sitzen, und die Handlung geht auf der Jerusalem-brügi weiter. Kaiphas sitzt in seinem Hofe auf seinem Thronsessel und klagt über fürchterliche Leibesschmerzen. Durch seinen Dienstknaben Obed läfst er den Doktor Gerson herbeirufen, der in der Hoffnung ein gutes Stück Geld zu verdienen, eiligst herbeikommt. Kaiphas reicht ihm in einem Fläschchen sein Wasser, der Doktor beschaut es, macht ein sehr bedenkliches Gesicht und erklärt, die Lage sei hoffnungslos. Nach einigen Schmerzensrufen stürzt Kaiphas tot zu Boden. Das gleiche geschieht mit Annas, der auf die Kunde von der Krankheit des Kaiphas hin herbeieilen will. Kaum aufserhalb seines Hofes angelangt, fällt er tot auf den Boden der brügi. Darauf öffnet sich das Thor der Hölle, zwei Teufel kommen mit einem Karren, laden unter Spott und Hohn die beiden Toten auf denselben und fahren mit ihnen der Hölle zu. Währenddem geht ein „Füwr rasen“ durch die Luft.

5. Scena. Am Ende der zweiten Scene sind die Ratsherren in ihre Gwarsamminen zurückgekehrt. Jetzt reiten die zwei nach Syrien gesandten Boten wieder ein. Das Ratsmitglied Isachar empfängt sie auf dem freien Platze zwischen der Rom-brügi und der Jerusalem-brügi. Die Boten vernehmen zu ihrem grofsen Schrecken den plötzlichen Tod des Kaiphas und des Annas, melden dagegen ihrerseits, sie hätten Erhörung gegen Pilatus gefunden. Der Legat Marcellinus, der mit ihnen hergekommen, begiebt sich darauf an den Hof des Pilatus, zeigt ihm an, er sei nach Rom citiert, und übergiebt ihm bezügliche Papiere. Pilatus liest den Brief, „vnd so er jn gläsen byßt er drin, schüttlet den kopff, spricht zornig“ gegen die Juden, mufs sich aber fügen. Er kommt nun gänzlich von der Jerusalem-brügi weg, Marcellinus nimmt seinen Hof und Stuhl ein und bleibt nun ruhig da.

6. Scena. Herodes und Herodias ziehen mit vier Trabanten von

der Jerusalem-brügi nach der Rom-brügi, um des Kaisers Huld und womöglich den Königstitel zu bekommen. Sie werden dem Kaiser angemeldet und vorgelassen, nachdem die Kriegsleute des Kaisers sich um diesen halbmondförmig aufgestellt. Herodes thut den Fufsfall und bringt seine Bitte vor. Der Kaiser hört ihn gnädig an, verspricht, dieselbe in Erwägung zu ziehen, und heifst ihn in einer Stunde wiederkommen. Herodes und Herodias verlassen den Hof. Der Kaiser befiehlt seinem Hofmeister, er solle nachsehen, ob unterdessen niemand in Rom eingeritten sei. Dieser meldet nach einiger Zeit, Pilatus sei hergekommen. Zugleich bringt er einen Brief, den ein Mann aus Syrien für den Kaiser gebracht. Der Kaiser liest den Brief, es sind Klagen darin, welche das Mafs seines Zornes gegen Pilatus voll machen, daher giebt er seinen Kriegsleuten Befehl, sie sollen sogleich den Pilatus herbeiführen. „Sy fürend jn mitt trommen vnd pfyffen für den keiser, Er fallt für jn nider, der keiser spüwt gegen jm," und verurteilt ihn zu lebenslänglicher Gefangenschaft in einem Turm am Roddan. Pilatus wird sogleich hingebracht, hält drinnen einen langen Monolog und ersticht sich mit einem Messer. Die Teufel kommen mit ihrem Karren, schleppen den toten Pilatus aus der Umfriedigung, welche den Turm bedeutet, heraus, laden ihn auf, und unter dem Rufe „ho ho ho farend Sy mit Pylato darvon der hell zuo". Nun länft am Hofe des Kaisers ein fernerer Brief ein, und zwar von dem gegen Herodes intrigierenden Agrippa, wodurch nun auch Herodes und Herodias kompromittiert werden, „der Keiser thuot die brieff vff, lißt still, schüttlet den kopff", und läfst den Herodes aufsuchen. Man findet „jn vff dem platz mitt synen Trabanten. Er gat für den Keiser die gwardj knecht vmbstellend jn". Der Kaiser verurteilt ihn zu ewiger Gefangenschaft in Frankreich. Der Hauptmann giebt seinem Trabanten Befehl, den Herodes dorthin zu bringen, und eröffnet ihm, er könne damit hübsch Geld verdienen. „Trabant hupfft vff, frölich:

Ich schwör by einem bratnen huon
will alle sachen flyssig thuon

Man fart mit jnen vß dem platz hinweg, Da soll man jmen Haggenschütz ablaßen." Cajus verläfst nun den Kaiserhof, bleibt aber auf der Rom-brügi, jedoch als blofser Zuschauer.

III. Aktus.

Der Anagnostes tritt auf und thut den Inhalt des kommenden Aktes dar.

1. Scena. Vier ältere römische Bürger kommen von ungefähr auf dem Platze zusammen und klagen über die Grausamkeit des neuen Kaisers Maxentius. Wie sie sich wieder zerstreut haben, kommen junge Handwerker auf den Platz, die, im Gegensatz zu den älteren Bürgern, sich über das neue Regiment freuen. Sie beschliefsen, dem Maxentius ihre Dienste anzubieten. Einer wirft sein Handwerkszeug weg. „Sy gand am platz vmbher, düttent mit den fingern gegem hoff, halltend sich an einem örtlin nit wyt von Maxentij hoff."

2. Scena. Im Hofe des Maxentius. Der Kaiser redet seine Kriegsleute an und ermahnt sie zur Ergebenheit. Jetzt treten die Handwerksleute auf und bitten den Maxentius, sie in seinen Dienst zu nehmen. Das geschieht. Sie bekommen sogleich ihre Rüstung, einer erhält das „Fendli". Darauf spricht des Kaisers Hauptmann dem neuen Fändrich den Diensteid vor, „der sagt naher mitt vff gehepter hand". Darauf der Handschlag. Darauf spricht Maxentius, er wolle einige römische Bürger seine Gewalt fühlen lassen, und schickt den Hauptmann mit den vier neu angeworbenen Soldaten aus, seinen Befehl zu vollführen. Der Hauptmann thut zuerst einen tüchtigen Schluck aus seiner Feldflasche und begiebt sich dann zum ersten römischen Bürger. „Die 2 Trabanten geleitend den zum Kaiser die andern 2 blybend bim Houptman der kompt hiemit zum 2. burger." Da dieser widerstrebt, wird er mit Stricken gebunden und vor den Kaiser geschleppt. Maxentius fordert nun die beiden auf, ihm ihre Kostbarkeiten auszuliefern. Während nun der erste nach Hause geht, um einen Sack voll Kleinodien und Silbergeschirr zu holen, weigert sich der zweite Bürger, worauf „Der Hencker inter milites prosiliens Catullum (den Bürger) gryfft vnd ihm mitt der part oder Richt Ax den kopf spallt. Dan kompt der 1 Burger mitt dem Sack voll kleinoten für den keiser, schütts vß." Der Kaiser, erfreut über den Gehorsam, nimmt nur eine goldene Kette und entläfst den Bürger in seine Gwarsammi.

3. Scena. Dieser Bürger geht nun ruhig an seinen Ort, Maxentius und sein Gefolge bleiben am Hof und die Handlung geht nun im Kapitol weiter. Dahin kommen die römischen Bürger zusammen, beschliefsen eine Gesandtschaft zu Konstantin nach Frankreich zu schicken und bestimmen zwei Legaten. Obgleich die Ratsversammlung nichts weiteres zu thun oder zu sprechen hat, bleiben doch alle im Kapitolhofe beieinander, und auch die Legaten rühren sich nicht vom Platze.

IV. Aktus. Zuerst der Prolog des Anagnostes.

1. Scena. Maxentius sendet seine Kriegsleute mit einer Botschaft nach dem Kapitol. Diese ziehen mit kriegerischer Musik hin und eröffnen den versammelten Vätern, auf Befehl des Maxentius sei ihnen für künftighin das Ratsherrensalar „abgestrickt". Die Bürger sind darob sehr erschrocken, klagen laut und lassen den Kaiser bitten, er solle ihnen nur gestatten, ihre früheren Gewerbe und Beschäftigungen wieder aufzunehmen. Wie die Kriegsleute mit militärischer Musik wieder an den Hof ziehen, brechen nun auch die Legaten nach Frankreich, über die neue Gewaltthat entrüstet, schleunigst auf und die Ratsherren zerstreuen sich an ihre Orte.

2. Scena. Maxentius sendet zwei Schanddiener aus, ihm schöne Weiber abzufangen. Sie kommen zu einem römischen Bürger, melden ihm das Verlangen des Kaisers. Wie sich der Bürger weigert, dem Ansinnen zu entsprechen, stößt ihm ein Schanddiener den Dolch in die Seite und der andere erschießt ihn mit einem Pfeil. Durch seine Schmerzensrufe herbeigelockt, stürzt sein Weib, das sich in der Nähe aufgehalten, hinzu, wird aber gleich von den Schanddienern ergriffen und fortgeschleppt. Das Kind des Bürgers läuft auch herbei, jammert um den toten Vater, fällt ihm, dem Daliegenden, um den Hals und schläft da ein.

3. Scena. Die Schanddiener berichten dem Kaiser, sie hätten unterwegs eine sehr schöne Frau gesehen, die hätte bei ihrem Vorbeigehen zum Fenster herausgeschaut, dasselbe aber sogleich zugeschlagen und sich zurückgezogen. Dieses ist Sophronia, die Frau des Fabricius. Sogleich werden die Schanddiener zu ihr gesandt. „Fabricius schlacht dhend ob dem Houpt zamen vmbfacht Sophroniam redt kläglich. Diener trättend ein wenig ab." Beide sind ratlos. „Fabricius kratzt jm haar." Sophronia schlägt endlich vor, sie wolle zum Kaiser gehen und sein Herz zu rühren suchen. Fabricius willigt ein, wenn auch ungern, und entfernt sich. Die Schanddiener treten wieder ein. Sophronia bittet, sie möchten ihr einige Zeit lassen, damit sie sich umkleiden möge, sie wolle ihnen unterdessen eine Flasche Malvasier bringen lassen. Die Schanddiener sind einverstanden. Ein Diener bringt die Flasche. „Sy suffend vnd spilend, darzwüschen gat Sophronia vor jrem gmach hin vnd wider", stellt Erwägungen an über ihre Lage und endlich „sticht sy sich selbs mitt einem meßer sinkt nider, redt nüt meer, blypt allso bis man sy dannen tragt".

Von der letzten Scene dieses Aktes und den drei letzten Akten sind nur die auftretenden Personen überliefert:

Scena 3: Sternsäher, 1. Zauberin, 2 Zauberin, 1 Zauberer, 2 Zauberer, Ariolus heidnisch pfaff, 1 Schwanger fraw, 2 Schwanger fraw, 3 Schwanger fraw, Apollo, abgott, Tüffel.

Aetus 5.

Post, Sylvester Bapst, 1 Cardinal, 2 Cardinal, 4 priester, 4 schuler, 1 vertriben burger, 2 vertriben burger, 3 vertriben burger, Ein vertriben burgerin, 2 weißlin, 3 weißlin, 4 weißlin, Hoffmeister Maxencij, 1 Burger jn hungersnot, 2 Burger jn hungersnot, 3 Burger in hungersnot, Ein burgerin jn hungersnot, Ein knab jn hungersnot, Ein Töchterlin jn hungersnot,

Actus 6.

Titus kriegsman, Constantinus keyser, Feldherr Const., Panerherr Const., Marschalck Const., Fendrich Const., 1 Houptman Const., 2 Houptman Const., 1 Engell, 2 Engel, 3 Engel, 4 Engel, 5 Engel, 1 gefangner, 2 gfangner.

Actus 7.

1 wyb, 2 wyb, 3 wyb, 4 wyb, Petrus Apostolus, Paulus Apostolus, 1 gfangner, 2 gfangner, 3 gfangner, Crispus Constantinj son, Helena königin, Constantinj Muotter, Hoffmeister Constantini, Phisicus, Müntzmeister, Schmittenmeister, 1 Müntzer gsell, 2 Müntzer gsell, 4 Helenae diener, Macharius Bischoff, Judas Jud, Ein Todtner, Bettriß, Blind, vssetziger, krüppell, wassersüchtiger, Helenae kämmerling, Ananus, Josias, Helenae Houptmann, 1 Helenae Hoff jungkfrow, 2 Hoff jungkfrow, 3 Hoff jungkfrow, 4 Hoff jungkfrow.

Kostüm.

Das Kostüm ist teils jüdisch, teils heidnisch, teils römisch. Annas und Kaiphas sind als jüdische Bischöfe gekleidet, Kaiphas ist sehr korpulent. Herodias und Salome legen, wenn sie mit Herodes in die Verbannung gehen, ihre reichen Kleider ab und ziehen andere an. Wie die jungen Handwerksleute dem Kaiser ihre Dienste angeboten haben, werden aus „einer goffren“, die daneben steht, allerlei Sachen herausgenommen und ihnen überreicht, nämlich „Sammetin parret mit fädren, schön Lädergöller, guldin kettin, Tolchen, Ring vnd derglychen“.

Musik und Gesang.

Wenn die Handlung auf der Jerusalem-brügi spielt, so wird in der Synagoge, wenn auf der Rom-brügi, im kaiserlichen Hofe gesungen oder musiziert (meist Saitenspiel). Indessen scheint das unten mitgeteilte Lied nicht für die Synagoge zu passen, daher noch eine fernere Tonkünstler-Abteilung erforderlich. Am Anfang, sobald der Vorfändrich fertig gesprochen, blasen die Trompeten. Im ersten, dritten und vierten Akte schliefst sich an den Spruch des Anagnostes Musik oder Gesang an, im zweiten Akte findet der Gesang vor dem Auftreten des Anagnostes statt:

Hörent all vnd jeder bsunder,
wie es doch ergangen jst,
jst es nitt ein grosses wunder,
das man wider Jesum Christ,
By den synen so vil gewalltt,
getriben hatt jnnsonderheit
wider alle maß vnd gstallt,
Das jnen noch sol werden leid,
Ein volck jst es on bscheidenheit, (Vierstimmig.)

Ferner findet in der Regel zwischen je zwei Scenen Musik oder Gesang statt. Die Handlung selber wird ein paar Mal mit Musik begleitet, so wird Pilatus unter dem Klang von Pfeifen und Trommeln zum Kaiser geführt. Die Trabanten ziehen mit Pfeifen, Trommeln und Trompeten zum Kapitol. Wenn die Schanddiener das Weib des ermordeten römischen Bürgers herbeigeschleppt haben, so ist am Hofe „Musica und Hoffdantz“. Endlich dient die Musik einmal blofs dazu, die Sprechpause auszufüllen, nämlich wenn die Legaten, die nach Syrien ziehen wollen, sich rüsten.

Zur Volkskunde.

Die Teilnahme, die sich heutzutage allerorten für Volksüberlieferungen kundgiebt, erfüllt das Herz jedes Kulturfreundes mit inniger Freude. Ein bescheidenes, nicht umfangreiches Wörterbüchlein mit österreichischen Pflanzennamen legte uns kürzlich der Bürgerschullehrer aus Bruck an der Leitha Franz Höfer vor. Ein Teil dieser Namen hat specifisch bayerisch-österreichische Heimatberechtigung, ein anderer nur bayerisch-österreichisches Gepräge. Zu der ersteren Gattung gehören Vulgärnamen, wie z. B. *alti Monahäut*, auch scherzweise *alti Weiberhäut* (lepidium draba L.), *Arschkratzerl*, *Hötscherln*, die Früchte der rosa canina L., Hiatawermat (artemisia austriaca). Sträufschen dieser Pflanze werden in der Umgebung von Krems auf Stangen gebunden, die man an den Wegen aufrichtet, die zur Zeit der Traubenreife nicht betreten werden dürfen. Auch jeder Weinhüter trägt ein Sträufschen aus Hiatawermat auf dem Hute. Zur anderen Gattung sind Namen zu rechnen wie etwa *Judnkerschn*, *Kinigskerzen*, *Himlsschlissl* u. a.

Dafs Höfer hier und da auch den derben volkstümlichen Ausdruck verzeichnet hat, wie z. B. das Wort *Arschkratzerl*, verdient eher Lob als Tadel, der ihm in dieser Beziehung nicht erspart geblieben ist. Ein solches Büchlein ist ja kein Sittenbüchlein für die Schuljugend, sondern eine Sammlung von Vulgärnamen, die derberen und kräftigeren Bezeichnungen keineswegs aus dem Wege gehen soll; denn gerade solche geben Zeugnis von dem schlichten Sinn des Volkes, der in natürlichen Dingen nichts Unartiges, nichts Unschickliches er-

blickt. Viel besser hätte Höfer gethan, wenn er sein Büchlein einer sorgfältigeren Korrektur unterzogen hätte. Es sind wohl nicht übermäfsig viel Druckversehen darin, doch immerhin ein erkleckliches Sümmchen.

Hätte Höfer bei den einzelnen Vulgärnamen auch auf etwaige Sitten und Bräuche geachtet und solche Überlieferungen der Namen in ähnlicher Weise beigefügt, wie das bei Hiatawermat geschehen ist, so wäre der Wert dieses Büchleins ein bedeutend höherer geworden. Bei der rosa canina hätte auf den *Hetscherlberg*, von dem noch niemand zurückgekommen ist, verwiesen werden sollen. In der Oberpfalz kennt man ja einen *Hetschaberg* (Schönwert III, 178). Dr. Henne am Rhyn (Die deutsche Volkssage S. 568) hält den Hetscherlberg für ein volksetymologisches Gebilde, angelehnt an die alte Herka. Das mag sein, aber unrichtig ist die Bemerkung, nach der es heifst, dafs wir Österreicher bei dem Hetscherlberg schwüren. Das thuen wir nicht, sondern wir wünschen nur die Leute dorthin, die wir lieber mit der Ferse als der Zehe sehen. Wo der Hetscherlberg ist, wissen wir auch nicht; nur das ist uns bekannt, dafs auf diesem Berge ein Teich ist, in dem viele Fische, lauter verbannte Geister, sind.

Die Früchte der rosa canina spielen hierzulande im Grabkultus eine grofse Rolle. Fast jedes Grab, gewifs aber das einer „armen“ Seele wird am Allerseelenfeste mit den Früchten des Hagebuttenstrauches auf das zierlichste geschmückt und rund herum damit eingefafst. Von diesen Hetscherlbergen, wer nämlich da eingegangen ist, kommt so wenig zurück, wie einer, der im mythischen Hetscherlberge weilt. Vielleicht decken sich die Begriffe Totenreich und Hetscherlberg. Übrigens ist noch der Umstand von Interesse, dafs das Volk hierzulande von einem, der in Gewahrsam genommen wird, sagt: „er wird eing'hetscherlt.“

Ein anderes niedliches Büchlein danken wir dem Sammeleifer eines Oberösterreichers, dem Schulleiter aus Peuerbach, Alois Gloning, der anderthalb hundert Volkssagen aus dem Erzherzogtume ob der Enns zusammengetragen hat. Was die Einteilung dieser Sagen anlangt, so mufs man freilich gestehen, dafs sie mehr als befremdend ist. Volle Anerkennung aber verdient der Umstand, dafs die meisten Sagen schlicht und

volkstümlich einfach, wie eben das Volk spricht, wiedergegeben sind. Von den drachenartigen *Bergstutzen* erfährt man einen neuen Zug, nämlich den, dafs sie auch dem arglosen Wanderer mitten durch das Herz fahren und augenblicklichen Tod bringen, während anderwärts, wie Vernaleken in den Alpensagen meldet, die Bergstutzen den Menschen nicht von freien Stücken angreifen. Wo solche Übereinstimmung herrscht wie bei der *Wetterhexe des Dachsteins* (s. Krainz, Myth. u. Sage Nr. 181) und bei der allgemein bekannten Sage von dem Donauweibchen, hätte es genügt, wenn auf die betreffende Überlieferung verwiesen worden wäre. Sagen aus leicht zugänglichen Sagensammlungen sollten nicht entlehnt werden, am allerwenigsten ohne Angabe der Quelle, wie bei der Sage von dem Donaufürsten geschehen ist, die wörtlich Vernalekens Mythen und Bräuchen entnommen wurde.

Für den Sagenfreund haben die charakteristischen mythischen Gestalten das höchste Interesse. Neben dem *Donaufürsten*, den *Bergstutzen*, dem *Donauweibchen* noch das *Dullweibchen*, das im Dullbach haust und die kleinen Kinder bringt; das *Zuserbeutlein*, ein frauengetauftes Kind in der Schar der Wallfahrer, die am unschuldigen Kindertag nach Marie Schnee in Böhmen gehen; *das böse Weib von der Drachenwand*, mit dem der Teufel durch das Teufelsloch fährt; die *beiden Riesinnen*, Töchter eines Wirtes, die keinen Widerspruch ertragen konnten, die jeden vernichteten, der nicht nach ihrem Geheifs that, und die trotz ihres Reichtumes und ihrer Schönheit unvermählt sterben mufsten.

Oberösterreich hat auch seine Leandersage; es ist die Überlieferung vom Jungfernsprung. Das Gewässer, das das in Liebe glühende Herz in stiller Nachteinsamkeit durchschwamm, wenn tausend Sterne auf der Himmelsdecke prangten, ist der Traunsee; und das Gebäude, von dem das vielverheifsende Licht in das Dunkel der Nacht hinausstrahlte, und wo die Geliebte mit Sehnsucht und Bangen des kühnen Schwimmers täglich harrte, war der Erker des Nonnenklosters zu Traunkirchen.

An die wilde Jagd und den wilden Jäger gemahnt die schauerliche Sage von dem Totenwagen: „es ist ein viereckiger Kasten, rings schwarz verhängt, der nachts zwischen 11 und 12 Uhr dahertobt. Die Räder sprühen Funken, oder statt der

rollenden Räder tragen ihn vier Schwarze. Hoch oben sitzt der Leibhaftige, der, eine feurige Geifsel in der Hand, mit näselndem Rufe die Toten antreibt. Sie sind in schwarze Mäntel gehüllt, so dafs nur die blendend weifsen Schädel in die Nacht hinausgrinsen. Aus dem Wagen aber erschallt angstvolles Gestöhn und Gewimmer.“

Nun einen Blick zu den Siebenbürger Sachsen! Der vierte Jänner dieses Jahres, der Tag, an dem vor hundert Jahren J. Grimm das Licht der Welt erblickt hat, ist Ursache gewesen, dafs manches treffliche Schriftchen zur Erinnerung und zum Gedächtnis des grofsen Sprachforschers der Öffentlichkeit übergeben worden ist. Eine der würdigsten Gaben darunter ist das Buch *Zur Volkskunde der Siebenbürger Sachsen* (Wien, Karl Gräser, 1885), welches die kleineren Schriften von Josef Halterich in neuer, von J. Wolff besorgter Ausgabe enthält. Dieser, über 500 Seiten umfassende Band von Volksüberlieferungen giebt ein schönes Zeugnis, wie der nach Siebenbürgen vorgeschobene deutsche Bruderstamm seines Nationalbewufstseins bis zur gegenwärtigen Stunde eingedenk ist, wie ihm Sitte und Brauch der Vorfahren heilig gilt und wie er das höchste Gut und schönste Erbe der Väter, die deutsche Sprache, in liebende Obsorge nimmt. Die ganze Volksseele des Siebenbürgersachsen, was sie ahnt und empfindet, spiegelt sich in diesen Blättern rein und unverfälscht ab: Ungefähr ein halbes Hundert launiger Tiermärchen nebst den dazu gehörigen Sprichwörtern und Redensarten, eine erkleckliche Zahl von Überlieferungen, die das Zigeunerleben näher zur Anschauung bringen, sächsischer Volkswitz und Volkshumor, Kinderspiele und Kinderlieder, Märchen von Stiefmüttern, Stief- und Waisenkindern, dann ein vorzügliches Kapitel über die Macht und die Verbreitung des Aberglaubens, eine reichliche Auswahl von Sprichwörtern, Redensarten, Interjektionen, Volksrätseln und Inschriften von Häusern — das alles bildet den Inhalt dieser Volkskunde.

Aus dem reichen Born dieser Volksüberlieferungen sei nur zur besseren Orientierung des Lesers auf folgendes verwiesen: In das Gebiet der Volksetymologie gehört die Bezeichnung *Pfundloch* für Spundloch. *Mitzpuf* ist ein Katzenname, *Schnaderintchen* heifst das Entlein, *Hutzelbein* und *Hipertiperchen* der

Frosch, *Wenjwâjeltchen* der Segelfalter und der Schwalbenschwanz, *Härgottischen* der Marienkäfer. Einen eigentümlichen Namen hat Herr Streckfufs, der Tod, er heifst *Brotsparer*. Grofs ist die Zahl der Kinderscheuchen. Man kennt da den *Bilibau*, den *Baubau*, *Baguz*, den *Steck in den Sack*, den *Bubusch*, den *Mörlef*, die *Brunnenfrau*, den *Hackenmann*, den *Thut dir nichts*.

Unter den Kinderspielen fällt besonders das *Quadrat* auf, weil es in Mühlbach kaum zehn Jahre her bekannt sein soll. Es ist das Spiel, das Gutsmuths (S. 127) Fufsscheibenspiel nennt, Rochholz im „Alem. Kindersp." S. 401 mit dem Namen Hoppen bezeichnet und die „Spiele und Reime der Kinder in Österreich" S. 38 als ein „Tempelhupfen" beschreiben.

Welche bezeichnenden und kraftvollen Wörter lernt man nicht in den Sprichwörtern dieses Volksstammes kennen. *Krebsnieser* ist doch ein treffliches Wort für einen Spintisierer. Besser kann man den verdriefslichen Vetter auch nicht kennzeichnen als mit dem Worte *Karfreitaggesicht*. Trotz und Eigensinn veranschaulicht der Ausdruck „wie eine *Schlittendeichsel* schauen". Und welche Fülle von Kraft und Stärke liegt in dem Worte *Donnerwettergesicht*, womit der Siebenbürger Sachse das Antlitz des Zornesmutigen bezeichnet.

Wer nicht gerne die milde Hand aufthut, wie der Wiener sagt, ist nach österreichischer Überlieferung nicht von *Gebatshausen*. Deutschland hat in dieser Hinsicht sein *Gebingen* und *Nehmingen*, die Schweiz ihr *Gibenach* und Siebenbürgen sein *Schenk*.

In der Stadt und auf dem Lande kennt man in Niederösterreich, ob einer die Spendierhosen anhat, denn das Fremdwort Spendage und Spendagi ist auch da den Bauern bekannt. In Siebenbürgen scheint der Ausdruck nur städtisch zu sein.

Zur bekannten Redensart „ins Gras beifsen" sei noch bemerkt, dafs in Niederösterreich unter der Kinderwelt das Spiel des Gänstreckelns üblich ist (s. Spiele und Reime der Kinder in Österr. S. 28), bei dem die Toten, das sind die Spieler, welche die Aufgaben des Spieles nicht vollständig zu stande bringen, mit einem Büschchen Gras geschoppt, d. i. gestopft werden, also thatsächlich ins Gras beifsen müssen. Für Sterben sagt man in Niederösterreich übrigens auch *ins Grab beifsen*.

Nicht mehr rein volkstümlich, aber doch zutreffend in seiner Art ist das Siebenbürger Rätsel: „Welches ist der besonnenste Handwerker?“ — Der Fafsbinder, weil er alles reiflich überlegt und fafslich darstellt.

Wie armselig ist nicht das, was in Lehrbüchern der Erdbeschreibung u. dergl. über die Zigeuner bemerkt ist. Welch lebensvolles Bild giebt diese Volkskunde von dem seltsamen Völklein! Zum Schlusse nur ein paar Striche, damit der Leser auch den ethnographischen Wert dieser Volkskunde kennen lerne:

Schlau waren und sind sie; weder Fleifsige, noch Anstellige, noch Treue, noch Gutmütige, sondern sie sind Schlaue, Verschmitzte, ein schlechtes, aller Ordnung und Zucht abholdes Gesindlein. Man hat sie zu belehren und zu bekehren gesucht, aber sie sind vom Glauben wieder abgefallen; man hat sie Handwerke gelehrt, aber sie haben sie nicht getrieben; man hat ihnen Äcker gegeben, aber sie haben sie nicht besäet; man hat sie zu Soldaten gemacht, aber sie sind davongelaufen.

O die Glücklichen, wie sind sie zu beneiden, dafs, obwohl sie hier 150000 Seelen, also eine respektable Zahl bilden, keine Furcht vor Vergewaltigung und Vernichtung ihrer Nationalität haben! Auch der Kulturdrang, der in den anderen Nationalitäten jetzt so mächtig ist und dem unzufriedenen Sinn immer neue Nahrung bietet, ist ihnen ganz fremd. Denn wer hat je von einem grofsen Gelehrten unter den Zigeunern, von einem grofsen Theologen, Juristen, Mediziner, Sprachforscher, Philosophen, von einem grofsen Feldherrn, Staatsmann gehört? Die weifsen Raben sind gewifs leichter zu finden. Und doch sind die Zigeuner von Natur mit Verstandesgaben wohl versehen; aber die Harmlosigkeit des Gemütslebens ist bei ihnen stärker als der spekulierende und stete Unruhe erzeugende Verstand; daher kommt es, dafs sie ihre irdischen Wünsche, wie sonst nur die Weisesten unter den anderen Völkern, auf das bescheidenste Mafs beschränken.

Hat der Zigeuner zu essen und zu trinken, dafs er satt wird, und kann er dann das dolce far niente geniefsen, in der Sonne liegen und den heiteren Himmel anschauen, so ist seiner Wünsche Ziel erreicht: er ist vollkommen glücklich und zufrieden. Auch sind es nicht Leckerbissen, nach denen sein

Gaumen verlangt: Schwarzbrot, Palukes, ranziger Speck und Branntwein genügen ihm vollständig. Ist einer alle sieben Pfingsten einmal so glücklich, statt Branntwein Rosolie (süfsgemachten und rotgefärbten Branntwein) zu trinken, so schwimmt er in Seligkeit und preist grofse Herren und den Kaiser zumal nur darum glücklich, dafs sie in der Lage seien, jeden Morgen Rosolie frühstücken zu können. Und wäre ich Kaiser, sagte einer von ihnen, so wäre nach dem Rosolie das zweite, was ich mir gönnen würde: ich würde auf einer ganzen Fuhre Stroh schlafen, und das dritte wäre: ich würde das Fett mit dem Löffel essen. Aber Kaiser kann er nicht werden, ein gutes Essen und einen guten Trank möchte er dennoch von Zeit zu Zeit haben; nur Arbeit soll es nicht kosten. Da greift er denn, wenn Betteln und Stehlen versagen, zu ganz eigentümlichen Mitteln. Er hält gern sechs bis zwölf Prügel aus für einen tüchtigen Schluck Branntwein, für ein Stück ranzigen Speck und das dazu gehörige Brot. Walachische Knechte machten sich Sonntags oft das Vergnügen, für einige Prügel zwei oder drei Zigeuner zu speisen.

Die Kleidung der Zigeuner, namentlich der ärmsten, der Ziegelmacher, sind Lumpen, gerade hinreichend, die Blöfse zu decken. Die Sommerkleidung ihrer Kinder ist die Adams und Evas vor dem Sündenfall. Es macht sich daher komisch, wenn ein zigeunerisches Familienhaupt bettelnd eine grofse Zahl seiner also gekleideten Kinder vorführt und dabei zusetzt: Én ruházom, ich kleide sie! Doch sieht man zuweilen solche Zigeuner auch bekleidet, und zwar oft blofs mit einem Fetzen von einem Halstuch um den Hals oder mit den Trümmern eines alten Strohhutes oben mit einer Feder geschmückt, stolz einhergehen. Die Zigeunerfrauen lieben das Hochrote und überhaupt kreischende Farben.

Die Arbeit liebt der Zigeuner wie der Hund die Peitsche. „Faul zu sein sei meine Pflicht, diese Pflicht ermüdet nicht!“ ist das Moralprincip der Zigeuner. Seinem Hang zum süfsen Nichtsthun kommt das Talent für die Musik zu statten. Nach den Künstlern unter den Zigeunern, den Musikanten, welche die erste Stufe der Ehre einnehmen, kommen die Schmiede. Dieses Handwerk treiben die meisten; einige beschäftigen sich

auch mit Flickschusterei, die Frauen mit Weifsmachen (Häusertünchen); in den Landgemeinden leisten viele auch den kinderarmen sächsischen Familien Hilfe bei den Feldarbeiten im Sommer, wofür sie dann jahraus jahrein ihrem Wirte im Brotkorb liegen.

Die sogenannten wandernden Zigeuner sind in gröberen Holzarbeiten nicht ungeschickt. Löffel, Spindeln, Quirle, Tröge, Körbe sind die Hauptfabrikate.

Das Geschäft der Abdecker und Henker versehen in den Ländern der ungarischen Krone meist Zigeuner, ohne Konkurrenz von seiten der anderen Nationalitäten.

Wahrsagerei in Verbindung mit Diebstahl, Pfiffigkeit und Schelmerei, womit sie gutmütige Naturen übertölpeln, Zank- und Streitsucht und Lärmen, Toben und Gestikulieren dabei, Schimpfen, das sie aus dem Grunde verstehen, Furcht in der Gefahr, Trotz, wenn sie vorüber ist, Scheu vor der Wehrpflicht, so dafs sich mancher selbst verstümmelt, um den Untauglichen beigezählt zu werden, endlich ihre unverwüstliche Heiterkeit, das Hinleben ohne Kummer und Sorge um die grofsen Weltfragen: das sind die hervorstechendsten Eigentümlichkeiten dieses merkwürdigen Volkes.

Genug. Ein Buch, das so Vielseitiges bietet wie diese Volkskunde, bedarf nicht erst eines Empfehlungsbriefes, wenn es seinen Weg in die weite Welt antritt.

Für die Freunde der Volkssagen und Volksmärchen wird noch der Umstand von Interesse sein, zu vernehmen, dafs die österreichischen Volksmärchen, die vor geraumer Zeit Th. Vernaleken gesammelt und herausgegeben hat, kürzlich in englischer Übersetzung und in prachtvoller Ausgabe von Johnson zu London erschienen sind.

Wien. Franz Branky.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

Bibliothek gediegener und lehrreicher Werke der englischen Litteratur. Zum Gebrauche der studierenden Jugend ausgewählt und ausgestattet von Dr. Anton Goebel. Münster, Aschendorff, 1881—1884.

Der hervorragende Schulmann, welcher damit begonnen hat, die bedeutenden Werke der französischen Litteratur unserer Jugend zugänglich zu machen, hat sich durch die grofse Zahl der Nachahmer, welche, das Zeitgemäfse und Zweckdienliche seines Unternehmens erkennend, es zum Teil nach anderen Grundsätzen weiterführten, nicht beirren lassen, seine Veröffentlichungen nach den altbewährten Principien fortzusetzen und sie auf das Gebiet der englischen Litteratur auszudehnen. Diese englische Bibliothek soll an Stelle dürftiger Brocken in jedem Bändchen ein abgerundetes Ganze von klassischem Werte bieten. Alles Frivole und Platte, alles in sittlicher und religiöser Hinsicht Anstöfsige ist ausgeschieden, ebenso alles, was die Gefühle Andersgläubiger verletzen könnte. Die Texte sind ohne Kommentare gegeben; „grammatische und lexikologische Anmerkungen verwirft der Verfasser als unnötigerweise die Schulbücher verteuernd, als nicht blofs überflüssig, sondern auch richtigen pädagogisch-didaktischen Grundsätzen widerstreitend.“ Ein Verzeichnis der Eigennamen mit knappen Erläuterungen ist jedem Bändchen angehängt.

Es liegen uns elf Bändchen der Sammlung vor: 1) Oliver Goldsmith, Alexander the Great; 2) John Gillies, The Persian Wars; 3) John Gillies, Illustrious Statesmen and Philosophers of Ancient Greece (Lycurgus, Pythagoras, Pericles, Socrates, Plato); 4) David Hume, Alfred the Great. Richard the Lion-hearted; 5) David Hume, William the Conqueror; 6) Edward Gibbon, History of the First and Fourth Crusades; 7) The Autobiography of Benjamin Franklin; 8) Edward Gibbon, History of the Heroes of Old Germany; 9) Jonathan Swift, Gulliver's Travels; 10) Samuel Smiles, Deeds of Heroism; 11) Alexander Pope, The Adventures of Odysseus. Wahrscheinlich sind im Jahre 1884 noch einige Werke hinzugekommen.

Was die Auswahl des Dargebotenen anlangt, so ist zunächst hervorzuheben, dafs der Herausgeber in Band 1—3 und 11 griechische Stoffe in englischem Gewande bietet. Damit hat er der Realschule einen grofsen Dienst erwiesen; denn in dieser ist jeder Hebel, welcher zur Förderung der Kenntnisse im Gebiete des klassischen Altertums, namentlich des griechischen, angesetzt wird, willkommen, da dem Realgymnasiasten wenigstens

in die Geschichte und Poesie der Römer vermittelst des Latein einen Blick zu thun gestattet ist. Durch die Lektüre von nicht übertroffenen Werken einer fremden Litteratur, welche sich noch dazu zum Teil an die Darstellung griechischer Autoren anschliefsen, wird der doppelte Zweck erreicht, den Geschichtsunterricht zu beleben und die Sprachkenntnisse zu mehren. Somit werden die in Band 1—3 dargebotenen Werke gewifs allerseits freudig aufgenommen werden. Anders dürfte sich dies mit dem Teile aus Popes Odyssee-Übersetzung verhalten, welche wir, die Landsleute Heinrich Vofs', nicht von dem Standpunkte Samuel Johnsons aus beurteilen dürfen. Die Popesche Bearbeitung hat nichts von der einfachen Gröfse Homers und erscheint nicht geeignet, den Teil der deutschen Jugend, welcher durch seine Bildung vom Genufs der griechischen Dichtung ausgeschlossen ist, den Geist derselben ahnen zu lassen. Bd. 4—8 werden Lehrende und Lernende freudig begrüfsen, ebenso Bd. 10 (Deeds of Heroism by S. Smiles), aus welchem die Jugend Begeisterung für Edles und Grofses in der Geschichte schöpfen wird, wenn auch der historische Blick des Autors, sobald er sich über das ethische Gebiet hinaus verliert, sehr stark den Insulaner verrät, welcher als Standpunkt für seine geschichtlichen Beobachtungen nur sein stolzes Albion kennt, this happy breed of men, this little world, this precious stone set in the silver sea. So heifst es z. B. auf S. 50 und 51: Power and Commerce generally go together. When a country loses its commerce, it loses its power. The one depends upon the other ... In Canada, North America, New Zealand, the Cape of Good Hope, the Isles of India, the English language is spoken; and in another century it will be the most widely spoken language throughout the world (!). — In Gulliver's Travels ist eine bedeutende Purifizierung nötig gewesen, um sie der studierenden Jugend bieten zu können. Ohne Kommentar sind sie nicht lesbar; da sie aber zur Lektüre in der Klasse, wo der Lehrer die Erklärungen zu liefern hätte, schwerlich geeignet gefunden werden, so wäre hier wohl von dem Grundsatze, keinen fortlaufenden Kommentar zu bieten, abzuweichen gewesen.

Meistens ist eine knappe Biographie des betreffenden Autors dem Werke vorausgeschickt oder in den Anmerkungen gegeben. Von der alphabetischen Anordnung der letzteren ist in Bd. 9 abgewichen, wohl deshalb, weil dort auch grammatische Bemerkungen gegeben werden.

An unbedeutenden, in anderen Besprechungen dieser Veröffentlichungen noch nicht erwähnten Druckfehlern oder orthographischen Eigentümlichkeiten ist uns folgendes aufgefallen: X, 34, Zeile 10 v. u. to civilise; VIII, 13, Z. 14 v. o. convesation; S. 20, Z. 7 v. o. *te* time, Z. 4 v. u. the countenan*c*e were; S. 62, Z. 8 v. u. opinio*u*s; S. 108, Z. 6 v. u. a*n* heavy train; S. 112, Z. 16 v. o. a*n* universal ardour. Zu S. 107 Anm. fehlt zu Verina die Bemerkung im Register.

VIII, S. 75 ist — wohl in zu peinlicher Wahrung des oben erwähnten Princips — im Gibbonschen Texte eine Stelle über die Vergewaltigung römischer Frauen gestrichen, in der ein edler Zug erzählt wird, welcher wahrscheinlich F. Dahn in seiner Felicitas vorgeschwebt hat.

In einer der bereits erschienenen Besprechungen dieser Publikationen ist der Wunsch geäufsert worden, dafs jedem Bändchen ein Lexikon beigefügt werden möchte, damit die Schüler entlastet würden. Diesem Wunsche vermögen wir uns nicht anzuschliefsen, zunächst aus den gegen Specialwörterbücher sprechenden Gründen, welche eines erneuten Vortrages wohl nicht bedürfen; sodann aus Rücksicht auf den Preis der einzelnen Bändchen, welcher jetzt so billig gestellt ist (40 bis 50 Pf. pro Band), dafs die Beschaffung jedem ermöglicht wird, während eine nicht unbedeutende Erhöhung desselben bei Erfüllung jenes Wunsches unerläfslich sein würde. Wohl aber würden auch wir die Bezeichnung der Aussprache der Eigennamen im Register für recht zweckmäfsig halten.

Wir wünschen dem gediegenen, das Studium der englischen Sprache und Litteratur fördernden Unternehmen den besten Erfolg.

Lichterfelde. E. Gerlach.

Lehrgang der französischen Sprache. Herausgegeben von Dr. Heinrich Löwe, Oberlehrer am Herzogl. Realgymnasium zu Bernburg. Teil I: Lehr-, Sprech- und Lesestoff zu einem naturgemäfsen Unterricht in den beiden ersten Jahren (Quinta und Quarta). Berlin, Friedberg & Mode, 1885. 258 S. Mk. 1,80.

Der Verfasser des vorliegenden Buches hat seine Ansichten über den Anfangsunterricht im Französischen auf der letzten Philologenversammlung in Dessau ausführlich in einem Vortrage dargelegt, der bei Friedberg & Mode im Druck erschienen ist. Am Schlufs desselben wurde von der Versammlung einstimmig folgende These angenommen: „Im französischen (wie im englischen) Anfangsunterricht ist der Lesestoff zum Ausgangs- und Mittelpunkt des Unterrichts zu machen und die Grammatik zunächst immer induktiv zu behandeln.“ Ich bin ein eifriger Anhänger dieser Methode und kann im allgemeinen der Art und Weise, wie Löwe dieselbe durchgeführt wissen will, vollkommen zustimmen, besonders hebe ich die Sprechübungen, die er von Anfang an im Anschlufs an die Lesestücke anstellte, lobend hervor. Leider kann ich mich in einem Punkte nicht mit ihm einverstanden erklären. Er bringt in seinem Lehrbuche keinen einzigen deutschen Satz zum Übersetzen ins Französische. Er will diese Übung nicht etwa aus der Welt schaffen, — es giebt ja Fanatiker, die jede Übersetzung aus dem Deutschen in eine fremde Sprache überhaupt verdammen — er hält es nur nicht für nötig, dafs ein Lehrbuch dergleichen Übungen enthält. Er sagt in der Vorrede zu seinem Buche darüber: „Die gänzlich fehlenden deutschen Übungsstücke werden viel wirksamer übersetzt durch mündliche und schriftliche Rückübersetzungen, sowie durch Auswendiglernen des Gelesenen. Auch den Minderbegabten ist es auf diese Weise möglich, dem Unterrichte zu folgen; die Extemporalnot wird wesentlich gelindert, während Nachhilfe leichter und wirksamer ist. Daraus folgt eine nicht unwesentliche Entlastung des Schülers und des Lehrers; die häusliche Arbeitskraft des Schülers wird nur wenig in Anspruch genommen.“ Bei solchen Rückübersetzungen kann es sich doch nicht nur darum handeln, dafs dem Schüler der deutsche Text des Stückes gesagt wird und dieser das Gelesene resp. Auswendiggelernte hersagt, sondern der Text mufs mehr oder weniger variiert werden; ja, viel wichtiger und fruchtbringender sind vollkommen neue Sätze, die aus dem gelernten Sprachstoff gebildet werden. Durch das Fehlen solcher Sätze versetzt Löwe den Lehrer in die Lage, sich selbst ein vollständiges Übungsbuch für seine Stunde ausarbeiten zu müssen, was man doch schliefslich keine Entlastung des Lehrers nennen kann. Doch dies könnte ja geschehen; aber auch für den Schüler ist das Fehlen dieser Übungen keine Erleichterung, besonders für den Minderbegabten. Gerade dem letzteren wird es daran liegen, dafs er sich zu Hause auf diese Übungen präparieren kann, um die Zufriedenheit des Lehrers zu erringen. Dies könnte er aber nur, wenn der Lehrer die deutschen Sätze, resp. die umgearbeiteten Stücke diktierte, was sehr zeitraubend wäre. Man pflegt ja öfter für die sogen. Exercitien den Schülern den deutschen Text zu diktieren, doch können diese mit den Extemporalien abwechselnden Übungen nicht die einzige Gelegenheit zu schriftlichen Übersetzungen bilden. Wir dürfen doch nicht vergessen, welche Ziele z. B. das Realgymnasium hat. Der Schüler mufs im Abiturientenexamen einen ihm unbekannten Text schriftlich aus dem

Deutschen in das Französische übersetzen können. Wie soll er dazu im stande sein, wenn der Unterricht nicht von Anfang an darauf eingerichtet ist? Es ist deshalb nicht nötig, dafs derartige Übungen den Mittelpunkt des Unterrichts bilden, wie dies heute zum Teil noch der Fall ist, sie dürfen aber nicht ganz verschwinden, wenn sie auch auf das geringste Mafs reduziert werden. Ich hätte es aus diesem Grunde für sehr wünschenswert gehalten, dafs auch Löwe in seinem Buche derartige Übungssätze resp. zusammenhängende Stücke gegeben hätte. In dieser Beziehung kenne ich kein besseres Buch als die Elementargrammatik von Plattner. Derselbe bringt im Anschlufs an jedes Lesestück eine grofse Anzahl deutscher Sätze, und, was das Beste ist, jedes Stück ist zur Retroversion derartig umgearbeitet, dafs der Schüler mit dem erlernten Sprachstoff ohne grofse Schwierigkeit das Stück übersetzen kann und dabei etwas Selbständiges leistet. Das Plattnersche Buch ist daher in dieser Hinsicht dem Löweschen bei weitem vorzuziehen; leider hat das erstere den Mangel, dafs die französischen Stücke oft zu schwer für den Anfänger sind.

Ich gehe nach diesen allgemeinen Bemerkungen im einzelnen auf das Buch näher ein. Den ersten Teil desselben bildet eine kurzgefafste Grammatik. Sie behandelt auf 50 Seiten Aussprache und Formenlehre und ist zum Auswendiglernen bestimmt. Sie hält im allgemeinen das richtige Mafs dessen inne, was ein Quartaner nach zweijährigem Unterricht an Formen und Regeln fest beherrschen mufs. Im einzelnen habe ich folgendes zu bemerken. Unter den verschiedenen Lauten des e vermisse ich das sogenannte stumme e. Löwe nennt nur offenes, geschlossenes und dumpfes e. Will er das e in rue, emploierai, maniement als dumpfes e bezeichnen? Für die Nasallaute hat er die vortrefflichen Bezeichnungen ã, ã̂, õ, õ̂, welche dem Schüler ein deutliches Bild davon geben, dafs er es mit einem einzigen Laute zu thun hat. Leider nimmt er dem Schüler wieder diese Vorstellung, indem er in Klammer ang, äng, ong und öng dahintersetzt; solche Darstellungen verführen diesen geradezu, den Nasallaut schlecht auszusprechen. — Die Regel über das h aspirée ist nicht klar genug für einen Quintaner. Die Regel über die Stellung des Adjektivs ist für ihn gar nicht zu gebrauchen. Dieselbe lautet: „Wenn das Eigenschaftswort betont oder hervorgehoben werden soll, so tritt es hinter das zugehörige Hauptwort.“ Was macht ein Schüler der unteren Klassen damit? Nach meiner Erfahrung kann man diesem vorläufig nur sagen: Du stellst das Adjektiv hinter das Substantiv: 1) wenn es länger ist als das Substantiv, 2) wenn es ein adjektivischer Völkername ist, 3) wenn es dir besonders gesagt wird. Alles übrige geht über seinen Horizont hinaus. — In Bezug auf die Aussprache der Zahlen 5 bis 10 sagt Löwe: „Der Endkonsonant lautet, wenn diese Zahlen allein stehen: sonst auch wenn sie mit dem folgenden Worte gebunden werden.“ (Dieselbe Regel giebt übrigens auch Plattner in seinem oben erwähnten Buche.) Was heifst allein stehen? In vingt-cinq z. B. steht cinq nicht allein, und trotzdem lautet das q. Bei dix-huit und dix-neuf hätte die Aussprache des x erwähnt werden können; ebenso vermisse ich bei cent un die Bemerkung, dafs t nicht gebunden wird. In dem Verzeichnis der Fürwörter fehlt das zurückbezügliche. Die Regel über den Gebrauch des interrogativen lequel ist für den Anfänger unklar. Die kurze Regel über den Unterschied zwischen dem Imperfektum und dem historischen Perfektum könnte anders gefafst sein. Sie lautet: „Das französische Imperfekt läfst sich mit ‚pflegen‘ umschreiben, das historische Perfekt antwortet auf die Frage ‚Was geschah?‘ und verträgt den Zusatz ‚alsdann‘.“ Ich glaube, es ist für die Praxis eines Quartaners vorteilhaft und er wird weniger Fehler machen, wenn man ihm vorläufig sagt: Das deutsche Imperfektum wird durch das historische Perfektum übersetzt auf die Frage: Was geschah dann? Sonst gebraucht man das Imperfektum. Die Umschreibung des Imperfektums mit „pflegen“ ist doch nur ein ganz besonderer Fall, nach

der Regel müfste der Schüler denken, dies wäre immer möglich. — Zum Paradigma für die erste Konjugation hat Löwe wie die meisten seiner Vorgänger aimer genommen, das ich wegen der verschiedenen Aussprache des ai in betonter und unbetonter Silbe nicht für genügend halte. Sehr zu loben ist, dafs der Verfasser nur von drei regelmäfsigen Konjugationen spricht. Das Verzeichnis der gebräuchlichsten unregelmäfsigen Verben, das den Schlufs der Grammatik bildet, ist übersichtlich und praktisch.

Auf die Grammatik folgt das Lesebuch. Der Sprechstoff für Quinta enthält 30, der für Quarta 80 Seiten. Die Auswahl der Stücke ist im allgemeinen gut. Das Buch zeichnet sich in dieser Beziehung vor allen anderen Lesebüchern für die unteren Klassen durch Einfachheit des Inhalts und des Ausdrucks aus. Es enthält: Anschauliches, Histörchen, Biblisches, Fabeln, Mythologisches, Geschichtliches, Naturgeschichtliches, Briefe, Poetisches, Rätsel und Sinnsprüche. Der Sprachstoff geht in beiden Abteilungen von der Umgebung des Schülers aus: eine Reihe von Sätzen behandeln die Schule, die Familie, den menschlichen Körper, das Haus, die Stadt, das Dorf. Einige Sätze erinnern etwas an Ollendorf, z. B. les maîtres sont justes. Pendant les leçons le bon élève pose les mains sur la table. Nous marchons convenablement, nous nous comportons bien dans les rues et nous ne jouons pas avec les polissons. Eine Anzahl von Stücken hat Löwe aus der Bibel entnommen. Ich halte dieselben für ungeeignet, da ihr Stil an vielen Stellen zu altertümlich ist, als dafs er dem Anfangsunterricht zu Grunde gelegt werden könnte. Löwe hat hierbei nicht einmal die neueste französische Bibelübersetzung benutzt, die dem modernen Sprachgebrauch Rechnung trägt. Dies zeigt sich z. B. in folgenden Sätzen: Et le Seigneur fit tomber un profond sommeil sur Adam, et *il* (?) s'endormit. In der französischen Bibel, die ich besitze, steht: qui s'endormit. Ferner: Et Dieu prit une de *ses* (?) côtes et resserra la chair *dans* la place *de cette côte*. David prit un bâton *en* sa main, *et* se choisit *du* torrent cinq cailloux bien unis, et les mit dans sa *mallette* de berger *qu'il avait*. Il en frappa le Philistin *au front*, tellement que la pierre s'enfonça *dans son front*. Joseph *songea* un songe, et le *récita* à ses frères. Auch in den Stücken anderer Gattungen finden sich bisweilen stilistische Ungenauigkeiten und inkorrekte Ausdrücke, z. B. p. 63: Le renard et le raisin, richtiger les raisins; p. 68: Ce guerrier arrivait *lorsque* le roi de G. venait de déclarer; p. 87: les âtres des cuisines; in den Küchen hat man keine âtres, sondern fourneaux; die ersteren finden sich wohl nur noch auf dem Lande; p. 133: se consolait *par la vertu* de l'injustice de sa patrie.

Zu dem Sprachstoff für Quinta finden sich ausführliche Präparationen, mit deren Hilfe der Schüler die Lesestücke ohne Schwierigkeit verstehen kann; auf die Stücke der zweiten Abteilung hat sich dieser vermittelst eines Wörterbuches zu präparieren, das den Schlufs des Buches bildet. Die in demselben gebrauchte Aussprachebezeichnung läfst zu wünschen übrig; so wird das offene o immer mit ò bezeichnet, gleichviel ob es lang oder kurz ist, õ für das letztere wäre deutlicher gewesen. Auch einige Fehler finden sich. Anglais und Angleterre sollen gesprochen werden: ã-lä und ã-lė-tär. Lautet etwa das g nicht? Hinter Mahomet findet sich et = é anstatt è; hinter distinct steht: f-ãk anstatt ãkt. Bei distinction vermisse ich die Aussprachebezeichnung; der Schüler ist geneigt, das c nicht auszusprechen; ebenso wäre eine solche bei abbage, anecdote, sculpteur, Vosges wünschenswert gewesen. Monsieur soll mit offenem o gesprochen werden, während doch thatsächlich alle gebildeten Franzosen das Wort mit dumpfem e sprechen. Ich sehe nicht ein, warum wir unseren Schülern eine andere Aussprache beibringen sollen, die sich nur in Wörterbüchern findet, und die ich höchstens von Bauern gehört habe.

Die Ausstattung des Buches ist gut, doch haben sich manche Druckfehler eingeschlichen. Zunächst finden sich mehrere Accentfehler: p. 68

Thèbes für Thèbes, p. 70 delices für délices, p. 90 èdificer, dèlicat für édifice, délicat. Der Accent über den grofsen Buchstaben fällt wohl besser weg; in Frankreich wird er weder geschrieben noch gedruckt, und dieser Gebrauch ist doch wohl auch für uns mafsgebend. Ferner sind zu erwähnen: p. 64 leur für leurs, p. 67 Hippolite für Hippolyte, p. 87 différents für différentes, p. 161 gros für grosse, p. 167 merveilles für merveille, p. 232 exacte für exact, p. 234 pied für pieds, p. 248 drêtre für prêtre.

Abgesehen von diesen Mängeln, die in einer folgenden Auflage leicht zu beseitigen sind, halte ich das Lesebuch für vortrefflich. Doch fürchte ich, dafs das Werk als „Lehrbuch", das dem Unterricht ausschliefslich zu Grunde gelegt wird, wegen seines Mangels an deutschen Übungsstücken unter den Fachgenossen nicht viel Anhänger finden wird.

Berlin. Dr. Ernst Gropp.

Éléments de grammaire française à l'usage de l'enseignement moyen, par J. Delbœuf, professeur de langues anciennes à l'université de Liège et à l'école normale des humanités, et L. Rœrsch, professeur de langues anciennes et de grammaire générale aux mêmes établissements.

Das Büchlein gehört zu den bemerkenswerten Erscheinungen auf dem Gebiete der pädagogischen Litteratur Belgiens und verdient wohl den besseren Schriften der Art an die Seite gestellt zu werden. Es beruht durchaus auf wissenschaftlicher Grundlage, wenn die Verfasser sich auch durchgängig sprachvergleichender und sprachgeschichtlicher Erläuterungen enthalten. Die Gruppierung des Stoffes, die Begriffsbestimmungen und die Fassung der Regeln sind teilweise originell, meist klar und treffend; sie eröffnen zugleich dem Kundigen vielfache Aussicht auf das Gebiet der Sprachgeschichte und bieten so wohl öfters Anhaltspunkte zu etwaigen historischen Erläuterungen, welche in einigen wenigen Fällen die Verf. selbst hinzufügen. Damit scheint dem Ref. allerdings nicht genug gethan. Dafs die für die höhere Mittelschule bestimmte Grammatik der Muttersprache einen Einblick in deren geschichtliche Entwickelung gewähre, ist eine Forderung, die sich wohl auch in Belgien nicht lange mehr abweisen läfst. Ein Buch, welches die Aufgabe in der Weise löste, wie etwa die deutschen Schulgrammatiken von Hoffmann, Bauer, oder der zweite Teil der von Wilmanns würde wohl bald dem dort noch ziemlich allgemein herrschenden Vorurteile ein Ende machen, als ob jede Verwertung der Resultate der historischen Sprachwissenschaft im Schulunterricht von Übel sei; würde zeigen, dafs dieselben im Gegenteile das trefflichste Bildungsmittel für die Jugend abgeben. Es ist zu bedauern, dafs die Verfasser sich dieser schönen Aufgabe entziehen zu müssen glaubten, „pour ne pas nuire au caractère élémentaire de l'œuvre", wie es in der Vorrede heifst: als ob solche an der richtigen Stelle und in geeigneter Form angebrachte Erläuterungen auf Grundlage der historischen Grammatik nicht recht geeignet wären, das Verständnis der sprachlichen Erscheinungen bei dem Schüler zu fördern, das Sprachgefühl zu wecken; als ob solche Erläuterungen dem elementaren Charakter des Buches entgegen wären, als ziemlich eingehende begriffliche Erörterungen, vor denen die Verfasser doch (und mit Recht) nicht zurückgeschreckt sind. Die wenigen Stellen übrigens, wo dennoch vorhandene Erscheinungen durch Hinweis auf die geschichtliche Entwickelung erklärt werden, beweisen zur Genüge die Zweckmäfsigkeit solchen Verfahrens. Leider ist das Gebotene für die höhere Mittelschule, für die das Buch doch auch bestimmt ist, durchaus unzureichend.

Die als notions préliminaires eingeführte kurze Lautlehre gehört entschieden zu den besten Teilen des Buches. Von dem gesprochenen Laute

ausgehend entwickelt sie dessen graphische Darstellung in durchaus faſslicher Weise. Hervorzuheben ist die Erklärung des Doppellautes, welcher nach den Verfassern durch Verbindung eines Vokals mit voranstehendem oder folgendem Halbvokal zu einer Silbe entsteht. Noch über einige Punkte möchte man Einsprache erheben: so wenn e in ferai und aime in gleicher Weise als stummes e bezeichnet wird; wenn deutsches w mit dem niederländischen w und dem französischen Halbvokal in oi = *wa* oder in douane = *dwane* identifiziert wird.

In der Wortlehre ist die schon angedeutete Klarheit und Richtigkeit, mitunter Originalität der begrifflichen Entwickelungen hervorzuheben. Hier und da möchte wohl der praktische Schulmann Einsprache erheben: so etwa bei der allerdings ganz originell gefaſsten (im wesentlichen auf die Heysesche hinauskommenden) Definition des Artikels: sicher scheint dem Ref., daſs die historische Entwickelung der Bedeutung dieses Redeteiles dem Schüler faſslicher und belehrender wäre als jene begriffliche Erörterung, so treffend dieselbe auch an sich sein mag.

Anerkennung verdient auch die Umsicht, mit der fast überall in den klaren und bündigen Regeln das Wesentliche aus der Wortlehre mitgeteilt wird. Hervorzuheben ist z. B. in dieser Hinsicht die Einteilung und Pluralbildung der Substantiva, die Motivierung und Darstellung der Umwandlung der Adjektiva, die Erläuterung der Konjugationsformen, die durchaus übersichtliche Zusammenstellung der unregelmäſsigen Verba u. a.

Dasselbe gilt von dem dritten Teile, der Satzlehre. In übersichtlicher, streng logischer Anordnung und klarer Fassung ist wohl auch hier alles zusammengetragen, was in die Schule gehört. Einzelne Kapitel dieses Teiles können als musterhaft bezeichnet werden. Zu den besten zähle ich die Erörterung der Satzteile und der verschiedenen Arten einfacher Sätze (140 bis 148), das Kapitel von dem Gebrauche des Artikels (157 bis 159), das von der Übereinstimmung des participe passé (200 bis 204), das vom Gebrauch der Zeitformen u. a.

Irrtümer sind dem Ref. in diesem Teile nicht aufgestoſsen.

Helene Lange, Précis de l'histoire de la littérature française. Berlin, L. Öhmigke, 1885. 138 S. 8. Mk. 1,10.

Der Gedanke, der die Verfasserin zu ihrer Arbeit angeregt hat, ist ein guter und ihr Büchlein durchaus kein überflüssiges. Seit langer Zeit schon fehlte es an einem Werke, das der Jugend unserer Schulen einen leicht übersichtlichen und gut geordneten Stoff über französische Litteratur bot. Daher wäre das Erscheinen des vorliegenden Buches mit Freude zu begrüſsen (um so mehr, da es verständig und zweckmäſsig eingerichtet ist), wenn die Verfasserin nicht den unglücklichen Drang, ihr Buch in französischer Sprache zu schreiben, gehabt hätte.

Die Sprache ist für eine Fremde sehr gut, allein sie kann unmöglich als Muster gegeben werden; es ist aber das eine Forderung, die man an jedes Schulbuch zu stellen verpflichtet ist, wenn man es mit seinem Lebensberufe ernst nimmt. Die Verfasserin hat Französisch fleiſsig getrieben, denn in den 138 Seiten ist nicht ein einziger Partieip-Fehler und nur ein Subjonctif-Fehler (S. 64, es muſs dort heiſsen: Il est presque le seul ... qui *n'ait eu* aucune part, etc.). Dies genügt aber noch lange nicht, denn in diesem Buche wimmelt es an Germanismen (S. 27, 47, 54, 57, 96, 100 etc.), an Solecismen (S. 14, 24, 57, 66, 96, 97), an falschen Wendungen oder Stellungen des Adverbs oder adverbialen Zusatzes (S. 10, 18, 20, 29, 30, 31 etc.), an illogischen Zusammensetzungen oder Gedanken gar (S. 10,

11, 21, 31, 33, 43 etc.), an Fällen des Doppelsinnes, durch die falsche Anwendung des Fürwortes oder der Inversion hervorgerufen (S. 29, 54, 60, 79, 82, 102 etc.). Geradezu komisch sind: Une épopée dont les héros sont des animaux (S. 16); une compression admirable des évènements (S. 33); le vieil Horace s'emporte (S. 36); Malherbe proscrivit en vers l'hiatus (S. 29) statt „l'hiatus dans les vers" u. a. m. Dann sagt uns die Verfasserin (S. 75), dafs Voltaire zweimal in der Bastille eingeschlossen worden ist, einmal „plus d'une année", das zweite Mal „six mois", während wir doch wissen, dafs Voltaire das erste Mal nur 10 Monate und 25 Tage, vom 17. Mai 1717 bis 11. April 1718, und das zweite Mal wiederum nur 15 Tage, vom 17. April bis 2. Mai 1726, in dem Gefängnisse geblieben ist. Ich war auch sehr erstaunt zu erfahren, dafs man unrecht hat (S. 85: On supposa, mais à toit, . . .) zu glauben, dafs J. J. Rousseau sich selbst das Leben genommen habe, während die besten Werke die Sache für unerklärt und unbestimmt halten. An Ungenauigkeiten fehlt es überhaupt in diesem Buche nicht (S. 13, 31, 37, 42, 55, 76 etc.). Über die litterarischen Ansichten der Verfasserin will ich hier nicht sprechen, es hat ja ein Jeder seine Meinung. Ich mufs aber doch ihr Urteil über J. J. Rousseau und A. de Musset anführen: (S. 89) En tout cas „Rousseau a fait réfléchir le monde et opéré quelques réformes salutaires". S. 118: „A. de Musset avait tout ce qu'il fallait pour devenir un poète de premier ordre, mais." Danach wäre das Verdienst Rousseaus um die Menschheit doch zu sehr geschmälert, und Musset, der wirklich grofse Dichter, würde nur ein Dichter de deuxième oder gar de troisième ordre sein.

Nach alledem mufs ich sagen: Die Verfasserin würde etwas für Schulen recht Passendes und in manchem Gelungenes herausgegeben haben, wenn sie nicht ihr Buch französisch geschrieben hätte. Sollte eine zweite Ausgabe nötig werden, so wird die Verfasserin gut thun, ihr Werk deutsch umzuschreiben oder es von einem seine Sprache vollkommen beherrschenden und gewissenhaft korrigierenden Franzosen durchsehen zu lassen.

Berlin. Louis Feller.

Phèdre, tragédie par Racine. Erklärt von H. Kirschstein, Oberlehrer am Königl. Gymnasium zu Marienburg. 94 Seiten. Berlin, Weidmann.

Eine treffliche Ausgabe dieses schönsten aller Werke Racines, auf das die Franzosen stolz sind, in dessen Titelrolle Adrienne Lecouvreur und die Rachel glänzten, und dem auch Schiller durch seine, eine gewisse Hingabe an das Original nicht verkennen lassende Übersetzung den Tribut der Anerkennung gezollt hat. In der Einleitung dieser Ausgabe wird neben einer ausführlichen Analyse des Inhalts auch eine kurze, unparteiische Würdigung der antiken Phädra und der des Racine gegeben. Der Schwerpunkt liegt in den Anmerkungen, die gehaltvoll sind und der poetischen Diktion, insbesondere den Tropen eingehende Aufmerksamkeit schenken. Nur wenige Zusätze seien im Folgenden gemacht.

V. 6 konnte bei Besprechung der Synekdoche tête für homme auch des Eingangsverses der Antigone des Sophokles gedacht werden: *ὦ κοινὸν αὐτάδελφον Ἰσμήνης κάρα.*

V. 122: Craint-on de s'égarer sur les traces d'Hercule? Diese Worte bedurften um so mehr einer kurzen Note, als Schiller dieselben unrichtig wiedergegeben hat („kann man sich auf der Bahn des Herkules verirren?"). Littré sagt: s'égarer sur les traces d'H. = suivre l'exemple d'H.

V. 395. Die Anmerkung über Reime wie fils : avis hätte bereits bei V. 80 (punis : Sinis) gegeben werden sollen.

V. 437: Non que, par les yeux seuls lâchement enchantée, J'aime en lui sa beauté etc. Die Bemerkung: „Ein Komma hinter que zu setzen ist falsch: non que — enchantée nicht als ob ich mich hätte bezaubern lassen" erweckt den Glauben, als wäre hier je sois zu ergänzen: non que je sois enchantée. Offenbar jedoch ist j'aime das von non que abhängige Verb, enchantée aber das Attribut zu je, ein Komma hinter que also nicht falsch.

V. 556. In der Anmerkung: „moi un captif étrange qui ne sais le langage de l'amour" darf doch wohl pas nach sais nicht fehlen.

V. 709: Ou si d'un sang trop vil ta main serait trempée etc. Die Erklärung dieser wegen des Konditionalis nach si in der Grammatik zu einer gewissen Berühmtheit gelangten Stelle durch die Bemerkung: „Das Conditionnel nach si deutet hier auf eine versteckte Bedingung (si tu frappais)" ist nicht recht verständlich, wenigstens nicht in dieser unvollständigen Fassung. Auch mit der Schmitzschen Erklärung: „Ausdruck der unsicheren Behauptung" (S. 219) ist nicht viel anzufangen. Wir haben hier offenbar eine Vermischung zweier verschiedener konditionaler Perioden, deren eine der anderen subordiniert ist. Vollständig ausgeführt müfste der Satz lauten: ou prête-moi ton épée, *si tu crois* que ta main serait trempée d'un sang trop vil, *si tu frappais*. Es hat hier also eine Zusammenziehung des ersten durch si und des durch que eingeleiteten Satzes, d. h. des Nebensatzes der ersten und des (ursprünglichen) Hauptsatzes der zweiten hypothetischen Periode stattgefunden. Ganz analog läfst sich die bekannte Stelle Mol. Av. III, 11 erklären: J'ai à vous dire que les choses sont fort égales, et que, *si vous auriez* de la répugnance à me voir votre belle-mère, je n'en aurais pas moins à vous voir mon beau-fils = *si vous dites* que vous auriez de la répugnance *si vous me voyiez votre belle-mère*, j'ai à vous dire que je n'en aurais pas moins, si je vous voyais mon beau-fils. Man sieht auch, dafs die Ergänzungen zum ersten si (tu crois, vous dites) nicht willkürlich gewählt sind, sondern sich aus dem Satze von selbst ergeben (Rac. 707: si tu le crois indigne de tes coups).

V. 843: Le cœur gros de soupirs etc. In der Note steht: „Zur Verdeutlichung des Sinnes von le cœur gros denke man zwischen Substantiv und Adjektiv étant: während mein Herz schwer ist." Ist es nicht viel einfacher, statt des Accus. absol. die konjunkte Participialkonstruktion anzunehmen und ayant statt étant zu ergänzen? Cf.: il a le cœur franc, la mémoire sûre etc.

V. 968. In der Note mufs es doch wohl heifsen: par lesquels statt par qui.

V. 1162. In der Anmerkung steht: „Entrailles kühner poetischer Ausdruck für Herz, Mitleid." Das qu. Wort kommt in dieser Bedeutung auch sonst, z. B. in Voltaires Briefen vor.

V. 1379: Mais n'étant point unis par un lien si doux, Me puis-je avec honneur dérober avec vous? Die Note sagt: „Unis für comme nous ne sommes point unis, kühne Syllepse, da sich unis nur auf ein zu ergänzendes Subjekt im Plur. beziehen kann." Es erscheint einfacher, statt der Syllepse einen Accus. absol. anzunehmen, dessen Subjekt (nous) weggelassen ist: nous n'étant point unis.

An Druckfehlern sind zu erwähnen: in der Einleitung: S. 3 Interesse; auf. S. 10 gewissenlosen. S. 11 Statue. S. 12 scheint. S. 17, Anm. 11 il n'y a rien. S. 20, Anm. 53 Racine; il. — Im Texte: V. 20 amours. V. 124 seriez-vous. V. 193 obscure. V. 234 reçue. V. 435 ist die Verszahl in 435 zu verbessern. V. 453 c'est. V. 541 vous. V. 621 protège. V. 631 amour. V. 702 Thésée. V. 744 a. V. 934 a. V. 1074 à. V. 1168 a. V. 1377 quels. V. 1418 heureux. — In den Anmerkungen: zu V. 124 thut.

Zu V. 164 verlangtest. Zu V. 421 postérité. Zu V. 456 yeux. Zu V. 460 orgueilleux. Zu V. 822 orgueilleux. Zu V. 937 à. Zu V. 961 Theseus. Zu V. 1156 befahl. Zu V. 1304 *Ὀλύμπια*. Zu V. 1324 Gräueln. Zu V. 1570 bekennt.

Zittau. R. Scherffig.

James Connor, Manuel de conversation en français, en allemand et en anglais. Heidelberg, Winters Univ.-Buchhdlg.

Dieses praktische Büchlein, welches auch in England viel gebraucht wird, erscheint soeben in einer achten, sehr verbesserten Auflage, die sich zugleich durch Schönheit der Ausstattung vorteilhaft auszeichnet. Das Ganze zerfällt in sechs Teile, deren erster dem Schulunterrichte gewidmet ist und die Regeln der Grammatik durch Beispiele erläutert; es folgen sodann Gespräche über Gegenstände des gewöhnlichen Lebens und schliefsen sich daran Musterbriefe, eine gute Sammlung von Sprichwörtern und ein treffliches Vokabular. Namentlich Reisenden dürfte das Buch sehr nützlich sein.

1) Campagne de 1806—1807. (Aus Histoire de Napoléon Ier par P. Lanfrey.) Für den Schulgebrauch erklärt von J. V. Sarrazin. Leipzig, Renger.

2) Béranger. Auswahl von 50 Liedern. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von Dr. J. Sarrazin. Leipzig u. Bielefeld, Velhagen & Klasing.

3) Tableaux ethnographiques et géographiques. Mit deutschen Anmerkungen von Dr. J. Baumgarten. Kassel, Th. Kay.

4) Ausgewählte französische Kanzelreden. (Bossuet, Fléchier, Marsillon.) Erklärt von A. Krefsner. Leipzig, Renger.

Unter der Menge von Materialien für die französische Schullektüre, womit der Büchermarkt jetzt förmlich überschwemmt wird, zeichnen sich die vorstehend genannten vier Hefte sehr vorteilhaft aus. Man sieht sofort, dafs man es nicht mit der gewöhnlichen Fabrikarbeit zu thun hat, dafs die Herausgeber tüchtige Schulmänner sind und ihrer Aufgabe gewachsen, und deshalb nicht nötig haben, aus Grammatiken und synonymischen Wörterbüchern ihre Anmerkungen auszuschreiben. Mit ganz besonderem Interesse hat Ref. die beiden Arbeiten des Herrn Sarrazin gelesen und findet namentlich die Auswahl der 50 Lieder von Béranger als äufserst zweckmäfsig und geschmackvoll. Die Noten sind vortrefflich, und die beigefügte Einleitung sowie die Bemerkungen zur französischen Verslehre werden gewifs Lehrern und Schülern höchst willkommen sein. Das Lanfreysche Werk hat zwar, wie der Herausgeber sehr richtig bemerkt, hin und wieder Mangel an der beim Historiker erforderlichen Objektivität, verdient indessen wegen der Entschiedenheit und Mannhaftigkeit, mit welcher der Verfasser bei Lebzeiten Napoleons III. der Legende des alten Thiers entgegentrat, das höchste Lob und empfiehlt sich überdies durch die Gedrungenheit und wirkliche Schönheit seines klassischen Stiles. Es war deshalb ein sehr guter Gedanke des Herausgebers, seinen Lesern diesen trefflichen Schriftsteller zugänglich zu machen, der in Deutschland noch viel zu wenig bekannt ist. Wir wollen hier zugleich bemerken, dafs die sehr geschickt getroffene Auswahl sicherlich das Verlangen nach näherer Bekanntschaft mit den Erzeugnissen des Schriftstellers und namentlich mit der ganzen Geschichte Napo-

leons I. anregen wird. Die Ausstattung ist recht gut und der Druck korrekt. In Nr. 2, welches auch mit einer Karte des Feldzuges von 1807 und von Thüringen, sowie mit einer genealogischen Tabelle der Familie Bonaparte versehen ist, finden sich nur ein paar typographische Versehen, z. B. S. 104, Z. 15; S. 105, Z. 22 u. 34; S. 107, Z. 2, aber alles nur unbedeutende Kleinigkeiten, die dem Werte des Buches keinen Eintrag thun.

Die Baumgartensche Arbeit, welche als zehntes Heft der rühmlich bekannten Bibliothek interessanter und gediegener Studien und Abhandlungen aus der wissenschaftlichen Litteratur Frankreichs erschienen ist, will beim Studium der modernen Sprache die Lektüre nicht auf Belletristik und Geschichte beschränkt wissen, und soll dem Verlangen genügen nach gröfserer Berücksichtigung der Naturwissenschaften, Geographie und Ethnographie. Der Inhalt weist folgende Abschnitte nach: Les Nègres. Les Noirs du pays des gorilles. Traversée du continent africain. Découvertes des sources du Niger. Les populations natives voisines de la colonie du Gabon. Les Fâns ou Pahouins. Le Pays diamantifère. Les Peuplades de l'Afrique australe. Le Pays du Mahdi. Die Aufsätze sind ohne Ausnahme höchst anziehend und guten Quellen entlehnt und empfehlen sich ganz besonders zur Privatlektüre für Geübtere. Dasselbe gilt von den durch Dr. Krefsner veröffentlichten vier Reden, welche sich auch im Schulunterrichte sehr gut werden verwenden lassen. Der Inhalt gewährt den Schülern vielfache Anregung und in stilistischer Beziehung die reichste Belehrung. Die beigefügten Anmerkungen entsprechen den Anforderungen in höchst befriedigender Weise, und die Charakteristik der drei Redner ist sehr gut. Bezweifeln möchten wir nur, dafs Bossuet, wie der Herausgeber sagt, bei seinem Tode „allgemein geliebt“ gewesen. Schliefslich sei noch bemerkt, dafs sich die Steigerung von Partieipien, z. B. (p. VII) „durchdachtesten“, (p. III) „hervorragendste und vollendetste“, oder bei Sarrazin (p. VII) „dieses epochemachendsten Werkes“ doch wohl kaum rechtfertigen lassen.

1) The Lady of the Lake by W. Scott. Mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. M. Krummacher. Berlin, Friedberg & Mode.

2) The Merchant of Venice by W. Shakespeare. Mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Hermann Isaac. Berlin, Friedberg & Mode.

3) Julius Cæsar by W. Shakespeare. Mit Anmerkungen herausgegeben von Dr. Hermann Isaac. Berlin, Friedberg & Mode.

Auch die vorstehend genannten drei Schulausgaben verdienen warme Empfehlung; sie sind äufserlich gut ausgestattet, das Format ist sehr handlich, und die mit den Bedürfnissen der Schüler wohl vertrauten Herausgeber haben fast überall in ihren Erläuterungen das Richtige getroffen. Herr Krummacher, welcher durch mehrere sehr schätzbare Programme über englische Litteratur und die Methode des Sprachunterrichts den Lesern dieser Zeitschrift bestens bekannt sein wird, hat seinem Werke eine kleine Karte beigegeben, welche zum Verständnis der ganzen Scenerie von wesentlichem Nutzen sein wird. Nach einer kurzen Charakteristik des Dichters folgt eine Angabe über die Bezeichnung der Aussprache, welche insofern keineswegs überflüssig ist, als sich im Schottischen mancherlei Abweichungen von der gewöhnlichen englischen Aussprache vorfinden, was bei Erläuterung des Gedichtes nicht ganz unberücksichtigt bleiben konnte. Weniger not-

wendig, ja als ziemlich überflüssig erscheinen die Aussprache-Angaben in den beiden Büchern, welche den Kaufmann von Venedig und Julius Cäsar zum Gegenstande haben; Leute, die sich an die Lektüre Shakespearescher Tragödien machen, sollten im allgemeinen über solche elementare Dinge hinaus sein, wenngleich hier und da ein gelegentlicher Wink zweckmäfsig sein mag.

Die jedem einzelnen Hefte beigefügten ganz kurzen Specialwörterbücher sind mit grofsem Fleifse und viel Umsicht zusammengetragen und bieten in den wenigen Seiten vieles, was der Schüler vergebens in seinem Wörterbuche suchen würde. Besonders wertvoll sind noch in den Ausgaben des Herrn Isaac die metrischen Bemerkungen und die kurze Zusammenstellung veralteter Shakespearescher Ausdrücke und Wendungen, wodurch dem Leser Aufschlufs über vielerlei Schwierigkeiten in sehr anschaulicher Weise geboten wird.

Angenehm ist es, dafs die Noten überall gleich unter dem Texte stehen und der Leser nicht erst nötig hat, viel umherzublättern; es ist eine reine Täuschung, wenn man sich einbildet, dadurch pädagogisch viel zu nützen, dafs man dem Schüler den Einblick in die Noten erschwert. Die Hauptsache ist nur, dafs die Noten rechter Art sind, und das kann man in der That den vorliegenden drei Schulausgaben nachrühmen. Höchst beachtenswert sind die von Herrn Isaac gegebenen Einleitungen, welche sich über die Charakteristik der Dichtung, die Abfassungszeit, Quelle und Idee der beiden Tragödien eingehend verbreiten und alles Erforderliche in anschaulicher und schwungvoller Weise vorbringen. Über das Mafs der angeführten Erläuterungen wollen wir nicht rechten, obwohl es zuweilen erscheint, als ob zu viel gegeben wäre. Unzweifelhaft werden übrigens die drei Bücher in weiten Kreisen Anerkennung und Beifall finden.

Christmas. (Aus dem Sketch Book von Washington Irving.) Für den Schulgebrauch erklärt von Gustav Tanger. Leipzig, Gebhardt & Wilisch.

Eine treffliche Arbeit, der ein sehr eingehendes Studium zu Grunde liegt und in welcher die antiquarische Seite des Stoffes die sorgfältigste Berücksichtigung gefunden hat. In kürzester Form findet hier der Leser alles, dessen er irgend zum genauen Verständnisse des schönen, interessanten Inhalts bedarf, und man kann mit vollem Rechte behaupten, dafs das Werk bei seinem geringen Umfange eine wahre Fülle von Belehrung bietet. Aufser vielen sachlichen Anmerkungen enthalt die Ausgabe aber auch eine Reihe feiner sprachlicher Bemerkungen, welche sehr geeignet sind, das Wissen zu erweitern und zu vertiefen. Ref. kann demnach die Ausgabe zum Schulgebrauche bestens empfehlen. H.

Sir Walther Scott, Tales of a Grandfather. Mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von F. Friedrich. Bielefeld und Leipzig, Velhagen & Klasing, 1885.

Von den für die Erstlingslektüre im Englischen so vorzüglich geeigneten Scottschen Tales of a Grandfather liegen jetzt eine ganze Reihe deutscher Schulausgaben vor, so dafs eine neue Bearbeitung dieses Werkes auf den ersten Blick überflüssig erscheinen möchte. Dafs dem aber keineswegs so ist, leuchtet schon bei einem flüchtigen Einblick in die meisten der früheren Ausgaben ein, von denen ich nur Bendan und Löwe in kurzen Worten erwähnen will. Bendans Arbeit charakterisiert eine Anmerkung, die sich auf

Seite 9 seiner 1879 in Berlin erschienenen Ausgabe findet. Zu the rage heifst es dort: „französ. rage (rasen) vergl. wrath u. roth (werden vor Zorn).“ Das genügt. Löwes Ausgabe (Leipzig 1883) in der Schule zu benutzen, würde mich aufser den zahlreichen Druckfehlern schon die höchst mangelhafte und oft falsche Aussprachebezeichnung abhalten. Denn wer möchte dem Schüler ein Buch in die Hand geben, in dem er findet p. 44 champion (schehm'piönn), p. 45 Treasurer (tre'schörrer, mit weichem sch = frz. j), p. 48 human (jum'men), p. 49 jealousy, NB. dschih'lösi? Für den grammatischen Standpunkt Löwes nur ein Beispiel: p. 19 wird zu den Worten: „And they (the witches) said that he should not be so great as Macbeth, but that .... his children should succeed to the throne of Scotland ..“ gesagt: „should ist mehrmals der gröfseren Bestimmtheit wegen für would gesetzt.“

Die einzige beachtenswerte frühere Ausgabe ist die von Pfundheller (Berlin 1876), der aber in den Anmerkungen, wie er selbst in der Vorrede angiebt, das Hauptgewicht auf die Aussprache legt. Demgemäfs beziehen sich von den ersten zwanzig Anmerkungen Pfundhellers, abgesehen von den meiner Meinung nach unstatthaften Accent- und Quantitätsbezeichnungen im Texte, dreizehn einzig auf die Aussprache. Diesen zwanzig Anmerkungen entsprechen in der neuesten Ausgabe der Tales von Friedrich dreiundsechzig, von denen nur acht der auch sonst nebenbei berücksichtigten Aussprache gewidmet sind, und zwar so, dafs allerdings auch, wie bei Pfundheller durchgängig, die Aussprache einzelner Wörter angegeben, dafs aber auch häufig dem Schüler eine Regel für eine ganze Klasse von Wörtern geboten wird. (Cf. p. 19, Anm. 6, p 24, Anm. 4, p. 25, Anm. 2, p. 26, Anm. 5, p. 36, Anm. 2.) Da die Erfahrung lehrt, dafs der Accent der romanischen Wörter den Schülern besondere Schwierigkeiten bereitet, so ist es gewifs gutzuheifsen, dafs dieser Punkt speciell ins Auge gefafst wird. Die Mehrzahl der Anmerkungen aber ist sachlicher und grammatischer Erklärung gewidmet und entspricht gewifs allen Forderungen, die man billigerweise an ein Schulbuch stellen kann. Geschichtliche, geographische und andere Erläuterungen werden hier im Gegensatze zu Pfundheller in ausreichendem Mafse gegeben; die durch Schärfe des Ausdrucks ausgezeichneten grammatischen Anmerkungen besprechen abweichend von anderen Ausgaben nur Fälle, in denen der Anfänger wirklich einer Hilfe bedarf, und sind so eingerichtet, dafs sie seine grammatischen Kenntnisse in geeigneter Weise erweitern. Ganz vereinzelt, z. B. p. 22, Anm. 1, könnten diese an Zahl naturgemäfs allmählich abnehmenden grammatischen Erläuterungen vielleicht noch etwas vereinfacht und so dem Schüler mehr mundgerecht gemacht werden. Zu loben ist endlich auch die Sorgfalt des von Fehlern fast vollständig freien Druckes.

Noch mufs erwähnt werden, dafs von dem Büchlein auch eine Ausgabe B existiert, in der, was den Wünschen vieler Leser entspricht, sämtliche Anmerkungen hinter den Text verwiesen sind, und dafs auch ein Vokabularium dazu erschienen ist.

Referent kann demgemäfs nur wünschen, dafs der Verfasser mit der Fortsetzung dieser Auswahl, die nur bis zum Tode des Robert Bruce reicht, nicht lange möge auf sich warten lassen. Ernst Wetzel.

Scott, History of France from 1328—1380. Erklärt von Dr. H. Fehse. Leipzig, Renger.

Unter den für die Schullektüre geeigneten fremdsprachlichen Werken nehmen die Geschichtsbilder unstreitig die erste Stelle ein. Wenn sie schon einerseits dem Streben nach Konzentration des Unterrichts wesentlich in

die Hände arbeiten, so ist gerade die Form der Erzählung und Schilderung, in welcher sich die historische Darstellung bewegt, bei selbst nur einigermafsen geschickter Behandlung am besten geeignet, das Sprachgefühl der Schüler zu wecken und auszubilden. Wenn aufserdem der Stoff ein wichtiger und interessanter und der Schriftsteller von hervorragender Bedeutung und Mustergültigkeit in Bezug auf Sprache und Darstellungsweise ist, so mufs die Wahl gewifs als eine glückliche bezeichnet werden. Solches ist in hohem Mafse der Fall mit dem uns vorliegenden IX. Bändchen der Rengerschen Schulbibliothek, in welchem uns aus W. Scotts „Tales of a Grandfather" die Geschichte Frankreichs während der ereignisvollen und wichtigen Jahre von 1328—1380 (Edwards III. Kämpfe mit Frankreich) für den Schulgebrauch dargereicht wird. Es ist diese Wahl auch noch besonders deshalb zu begrüfsen, da dem Schüler die markige und doch elegante und anziehende Prosa W. Scotts nicht unbekannt bleiben darf, und auf der anderen Seite sich dessen Erzählungen schon wegen ihrer Ausdehnung nicht gut zur Schullektüre eignen.

Dem Bändchen sind eine biographische Einleitung über den Verfasser nebst einer historischen beigegeben, welche den Schüler sofort „in medias res" einführt. Die Anmerkungen am Schlusse beschränken sich auf das rein Sachliche, und nur gelegentlich finden sich sprachliche Erklärungen am Fufse der Seiten. Wertvolle Beigaben sind ferner zwei Stammtafeln, ein Plan der Schlacht von Cressy, eine Zeittafel und eine Karte von Frankreich unter den ersten Valois.

Wir zweifeln nicht, dafs das Büchlein viele Verwendung finden wird und können es nur aufs wärmste empfehlen.

Baden-Baden. Prof. Dr. Bierbaum.

Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen ins Englische. Von Dr. F. J. Wershoven. Trier, Fr. Lintz, 1885.

Der durch eine grofse Anzahl sehr tüchtiger Schulbücher für den neusprachlichen Unterricht vorteilhaft bekannte Verfasser bietet in dem vorgenannten Buche eine Sammlung zusammenhängender Stücke, in denen die im Vorworte angedeuteten, durchaus billigenswerten Grundsätze praktisch durchgeführt werden. Das Ganze gliedert sich in drei Abschnitte. Der erste (Formenlehre und einige wichtige Regeln der Syntax) enthält 13 Nummern; der zweite (Syntax) 27 Nummern; der dritte 14 Nummern. Die Disposition macht den Eindruck des durchaus Planmäfsigen, Wohldurchdachten, nicht nur in Bezug auf die behandelten grammatischen Materien, sondern auch in Bezug auf das Fortschreiten vom Leichteren zum Schwereren im Stil. Der erste Abschnitt wird sich bereits während des Elementarkursus, der sich vorzugsweise mit der Formenlehre befafst, sehr gut verwenden lassen. Gerade auf der Unterstufe ist die Beschaffung zweckmäfsiger zusammenhängender Übungsstoffe mit sehr erheblichen Schwierigkeiten verbunden. Hier liegen sie zur Benutzung bequem bereit. Gern wird man auch in den oberen Klassen der zeitraubenden Mühe des Diktierens überhoben sein; und wenn man diese nicht scheut, bleibt jedenfalls noch das Bedürfnis passender Texte für die mündlichen Übungen bestehen, zu denen, nach des Referenten unmafsgeblicher Meinung, deutsche Originaltexte absolut unbrauchbar sind. Doch es erübrigt sich vielleicht, die Unentbehrlichkeit von Übersetzungsbüchern dieser Art nachzuweisen; die grofse Menge derartiger Hilfsmittel beweist, dafs dieses Bedürfnis ziemlich allgemein gefühlt wird.

Der Inhalt der Stücke ist erzählenden, beschreibenden und vorwiegend historischen Charakters, und mit Recht treten englische Verhältnisse, Per-

sönlichkeiten und Ereignisse in den Vordergrund. Den meisten Lehrern wird es angenehm sein, vielen bekannten Sachen zu begegnen, die mehr oder weniger abgekürzt und vereinfacht, dem didaktischen Zwecke in äufserst geschickter Weise angepafst sind. Ohne dem deutschen Ausdruck Gewalt anzuthun, sind sie durchweg so gehalten, dafs der Lehrer mit Hilfe der eingestreuten Notizen, des Vokabelverzeichnisses und der leicht zugänglichen Originale ohne Zweifel eine ganz korrekte Übersetzung wird herstellen können, so dafs selbst die vom Verfasser in Aussicht gestellte Herausgabe einer Übersetzung nicht unbedingt nötig sein dürfte. Da jedoch „Schlüssel" allgemein üblich und fast zu einer Existenzbedingung neusprachlicher Übungsbücher geworden sind, so ist Referent weit entfernt, dem Verfasser dieses Vorhaben zu widerraten. In solchen Dingen kann man nur dann gegen den Strom schwimmen, wenn man auf einen erheblichen äufseren Erfolg von vornherein verzichtet — was keinem pädagogischen Schriftsteller zuzumuten ist. Um so anerkennenswerter ist es, dafs der Verfasser seine Texte so eingerichtet hat, dafs sie auch ohne „Schlüssel" brauchbar sind. Ein Übungsbuch, das für den Lehrer nur durch einen „Schlüssel" verwendbar wird, ist für den Schüler unbrauchbar, da es an ihn zu grofse Anforderungen stellt. Diesen so häufig gemachten Fehler hat der Verfasser sorgfältig vermieden. Er sagt im Vorwort ausdrücklich, dafs er „den Schüler nicht durch Häufung von Schwierigkeiten entmutigen" wolle, und die strenge Durchführung dieses gesunden Grundsatzes mufs als einer der gröfsten Vorzüge des Buches bezeichnet werden.

Die äufsere Ausstattung ist sehr gefällig, der Druck von lobenswerter Korrektheit, der Preis sehr mäfsig.

Falls, wie zu erwarten, eine zweite Auflage nötig wird, dürfte es sich empfehlen, stellenweise eine kleine orthoëpische Bezeichnung beizufügen; z. B. bei executive einen Accent oder ein Häkchen auf das zweite e (exécutive oder exĕcutiv), bei legislative auf das erste e (législative oder lĕgislative), bei refugee auf ee (refugēē). Schon dies möchte in den meisten Fällen genügen. Noch besser freilich wäre es, der Verfasser führte die Aussprachebezeichnung in der Weise durch, wie er es in seinem englischen Lesebuche gethan hat. Referent ist der Meinung, dafs jede Gelegenheit benutzt werden mufs, um dem Schüler jede etwa verbleibende Unsicherheit in der Beurteilung der Aussprache zu nehmen. Die Zahl der Schüler, die sich die nötige orthoëpische Belehrung jedesmal aus ihrem Wörterbuche verschaffen, wird immer nur verschwindend klein sein. Orthoëpische Gewissenhaftigkeit und Selbständigkeit, die auf der Höhe ihrer Aufgabe steht, ist nicht jedermanns Sache. Eine je schwerere Aufgabe die englische Orthoëpie an Lehrer und Schüler stellt, desto dankbarer müssen beide für jede auch nur gelegentliche Förderung auf diesem Gebiete sein.

Obwohl es durchaus nicht die Aufgabe einer Sammlung von Übungsstücken zum Übersetzen in das Englische ist, alle Stilgattungen vorzuführen, so dürfte die Aufnahme einiger Briefe doch gewifs von manchem gern gesehen werden. Die beiden in dem Stücke „der Knabe ohne Genie" (S. 11) vorkommenden Briefe können als besonders glückliche Proben des wirklichen Briefstils wohl kaum gelten.

Dialogisches findet sich in einigen Stücken vertreten. Daneben liefse die für die Schulpraxis so wichtige Übung der didaktischen Frageform im Anschlufs an einige der dazu besonders geeigneten Stücke leicht eine recht dankenswerte Erweiterung zu. Recht gute Muster dafür finden sich in vielen englischen Schulbüchern, z. B. den hübschen Miscellaneous Questions und den Historical Questions von Chambers. Sehr viele englische Schulbücher, und zwar keineswegs blofs solche elementarer Art, sind mit vortrefflichen Fragesammlungen ausgestattet, die eine gröfsere Ausbeutung in unseren Lese- und Übungsbüchern verdienen, als sie zu finden scheinen. Herr Dr. Wershoven hat einige der Stücke seines englischen Lesebuches

mit solchen Fragen versehen; es würde sich gewifs empfehlen, auch das Exercitienbuch damit auszustatten. Die Bildung rein analytischer Fragen, d. h. solcher, auf die blofs mit einem bestimmten Satzteil geantwortet wird, macht freilich keine besonderen Schwierigkeiten. Doch auch deren Einübung ist nicht zu umgehen, da sie in der gewöhnlichen Schulkonversation naturgemäfs den Grundstock bilden müssen. Aber eine Fragensammlung dürfte sich auf solche nicht beschränken. Es müfsten auch solche eingestreut werden, deren Beantwortung eine etwas selbständigere, ausführlichere Gedankenbildung erfordert. Damit wäre dem Schüler zugleich Veranlassung zu elementaren Versuchen in der selbständigen Anwendung der Sprache gegeben. Ähnliche Übungen lassen sich natürlich auch bei der Lektüre anstellen; aber schriftliche Versuche dieser Art behalten aus naheliegenden Gründen ihren besonderen Wert.

Wie bereits erwähnt, ist der Druck sehr korrekt; das geringfügige typographische Versehen South-America, North-America (statt South America, North America) ist wohl auf Conto des Setzers zu bringen, da andere Eigennamen (New World, Great Britain, the West Indies u. s. w.) richtig (ohne hyphen) figurieren.

Wenn Ref. angedeutet hat, was nach seiner unmafsgeblichen Meinung die Brauchbarkeit des Buches erhöhen könnte, so vermindert dieses noch Fehlende den Wert des bereits Gegebenen nicht im mindesten. Schliefslich sei noch bemerkt, dafs Regeln oder Verweisungen auf bestimmte Lehrbücher gänzlich vermieden sind; das Buch eignet sich also aus diesem Grunde zur Benutzung neben jeder beliebigen Grammatik.

Breslau. W. Bertram.

A. Stange, Auswahl französischer und englischer Gedichte zum Gebrauch an Realschulen. Minden, Bruns, 1884. 84 S. Preis 1 Mk. kartoniert.

Ein Parallelstück zu der in dieser Zeitschrift besprochenen hübschen Auswahl von Strien. Beide Büchlein werden Nutzen stiften und bereitwillig eingeführt werden, da eine ausschliefslich lyrische Anthologie für höhere Schulen wirkliches Bedürfnis ist. Abgesehen von der schönen Ausstattung — diese wird endlich auch bei deutschen Schulbüchern Mode — ist die von Stange zusammengestellte Blumenlese von 40 französischen Gedichten wirklich geschmackvoll. Für die untere Stufe hat La Fontaine den Löwenanteil (9 Stücke gegen 3 von Béranger und 3 von anderen); in der mittleren (Nr. 16—30) finden wir 6 Lieder von Béranger, 2 Fabeln von La Fontaine und 7 sonstige Gedichte, zum Teil zum erstenmal in Deutschland gedruckt, wogegen von den 10 Stücken für die Oberstufe die Hälfte aus Victor Hugo stammt. Die Übersetzungspoesie ist mit zwei Musterpièccn vertreten, der bekannten Nachdichtung von „Ich hatt' einen Kameraden" durch einen unbekannten Dichter und dem Mignonliede von X. Marmier. Von dem letzteren scheint mir die von Heller (Gallia I, 277) wieder ausgegrabene Al. Dumas' weit besser. Auch hätte für die zwei schwachen Gedichte der sonst rühmlichst bekannten Louise Ackermann sich gewifs passenderer Ersatz finden lassen; endlich könnte die Fabel la Laitière et le Pot au Lait bei *adieu*, *vache*, *cochon*, *couvée* aufhören.

Druckfehler finden sich, abgesehen von zwei Interpunktionsversehen S. 6, Anm. 1 und S. 7, Z. 6 v. u., nur drei: S. 13, Z. 8 v. u. épanonie, S. 19, Z. 16 v. u. là, S. 39, Z. 8 v. u. *butteur* st. *lutteur*. Letzteren Fehler hat der Herausgeber offenbar in seiner französischen Ausgabe gefunden, da er in einer Anmerkung erklärt: „Henker", ein Wort, das nur im Argot vorkommt (cf. Villatte). Dafs aber manche französische Ausgaben wenig

zuverlässig sind, beweist z. B. die Hachette-Ausgabe von Victor Hugo, wo unter anderen Schnitzern und abgesehen vom schlechten Druck in dem einzigen Gedichte Nr. 39 der Chants du Crépuscule zwei gröbliche Versehen vorkommen: V. 3 que suivent quatre enfants dont le *premier* chancelle (st. dernier) und V. 48 si nous *chantons* (st. chancelons).

Der englische Teil scheint dem französischen zu entsprechen und berücksichtigt auch etliche sonst in Schulen weniger gelesene Poeten. — Wozu die paar Anmerkungen eigentlich dienen sollen und weshalb nur über die bekanntesten Dichter im Anhang Notizen gegeben sind, ist Ref. nicht recht klar. Konsequenz ist besonders in Schulausgaben erforderlich.

Diese Ausstellungen sind aber so geringfügig, dafs sie den Wert des Buches nicht zu schmälern vermögen. Es sei daher der Berücksichtigung empfohlen.

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.

Zur Abwehr.

Herr Dr. Franz Lütgenau hat in Bd. LXXII, S. 415 dieser Zeitschrift in seiner Abhandlung „Zur englischen Synonymik", in welcher sieben Gruppen behandelt sind, einzelne Ausstellungen über meine, in diesen Blättern zweimal besprochene Synonymik (Bd. LXV, S. 110; Bd. LXX, S. 88) gemacht, welche mich veranlassen, einiges zu erwidern.

„Die deutschen Verfasser synonymischer Lehr- oder Hilfsbücher des Englischen (Dreser, Klöpper, Meurer) haben überhaupt keine selbständigen Studien über englische Synonymik getrieben, sondern blofs die Ergebnisse der englischen Forschung (wenn man es Forschung nennen kann) in deutscher Sprache dargestellt." Auf diese Bemerkung erwidere ich mit einer Stelle aus Kölbings Engl. Studien Bd. 8, p. 178: „Den schwierigsten Teil eines solchen Werkes werden unstreitig immer die Definitionen bilden. Erfordert schon die Zusammenstellung der Gruppen grofse Kenntnisse und Umsicht, so sträubt sich die Begriffsentwickelung der einzelnen Synonyma oft gegen jeden Versuch einer faſslichen, durchsichtigen Darstellung. Um so verdienstlicher ist die Selbständigkeit, mit welcher Dreser dieser Aufgabe zu Leibe geht: Die Auswahl der Gruppen wird stets von individuellen Gesichtspunkten bestimmt werden; aber bei den Definitionen ist die Kontrole leicht, leichter noch der Tadel und die Kritik überhaupt. Ich erkenne rundweg an, dafs ich das vorliegende Werk gerade wegen des Versuches, möglichst unabhängig von anderen zu definieren und zusammenzustellen, für eine wissenschaftlich bedeutende Leistung halte."

In der sehr kurz gefafsten Vorrede der gröfseren Ausgabe habe ich nichts von meinem „möglichst unabhängigen" Vorgehen gesprochen, da ich es als selbstredend voraussetzte, dafs ein gründlicher Arbeiter kaum anders verfahren würde, zweitens mir auch sagte: der wirkliche Kenner wird es schon selbst herausfinden.

An dieser Stelle gestehe ich übrigens offen, dafs ich anfangs, freilich nur kurze Zeit, alle Hilfsmittel beiseite legte und nur nach den von mir gesammelten Beispielen neuerer Autoren definierte. Zweierlei war die Entdeckung, die ich dabei machte: 1) dafs ich zweimal so viel Zeit nötig gehabt hätte, welches dem Verleger nicht entsprach und in der That nicht entsprechen konnte; 2) dafs die englischen Synonymiker sehr oft recht wertvolles Material in ihren Forschungen geliefert.

Auf S. 420 behauptet Herr Lütgenau in Parenthese: „Dresers Beispiele passen freilich gröfstenteils nicht zu seinen Erklärungen." Ich ersuche

Herrn Lütgenau, den Beweis für seine Aufstellung zu liefern, weiter nichts. Die Leser des Archivs bitte ich, den Kausalkonnex der Lütgenauschen Behauptung mit dem Vorhergehenden herauszufinden.

In meiner Vorrede, die Herr Lütgenau nicht gelesen zu haben scheint, trotz ihrer Kürze, habe ich ausdrücklich bemerkt, dafs die Belegstellen, die ziemlich reichhaltig vertreten sind, entweder mit den Definitionen kongruieren oder, wie Storm in seiner englischen Philologie treffend sagt: „dafs die Definitionen daraus erwachsen."

Was die „wesentlich anderen Resultate" anlangt, zu denen Herr Lütgenau gekommen, so bitte ich dringend die Herren Kollegen, welche im Besitze englischer Synonymiken (auch der meinen) sind, doch einen Vergleich anstellen zu wollen zwischen den sieben Gruppen des Herrn Lütgenau und den korrespondierenden anderer Werke. Auch wird es interessant sein, den von Lütgenau aus Macaulay zuletzt angeführten Satz, der als Belegstelle zu „to search" dienen soll, einmal scharf und gründlich zu analysieren, um zu sehen, welche Bedeutung das darin vorkommende „searching" hat. Vergebens sucht man indes nach dem „wesentlich anderen Resultat" in dieser Gruppe: Herr Lütgenau hat etwas Eigenes gar nicht darin gegeben; höchstens kann man den Satz: „durchsuche dieses Zimmer nach meinen Handschuhen" bahnbrechend finden.

Speyer. Dr. W. Dreser.

Miscellen.

Ludwig Lemcke.

Vor wenigen Monaten wurde die Universität Giefsen von einem schweren Verluste betroffen. Am 21. September vorigen Jahres starb daselbst Dr. Ludwig Lemcke, Professor der romanischen und der englischen Philologie.

Als des Verstorbenen einstiger Schüler am Gymnasium und Universität, als späterer Kollege und Freund treibt mich das Gefühl dankbarer Gesinnung, an dieser Stelle mit einigen Worten den Lebensgang des verehrten Mannes zu skizzieren und sein segensreiches Wirken auch weiteren Kreisen noch einmal in die Erinnerung zu rufen.

Ludwig Gustav Konstantin Lemcke wurde am 25. Dezember 1816 zu Brandenburg an der Havel geboren, wo sein Vater, Ludwig Julius Lemcke, anfangs als Apotheker, später als Rentier und Stadtrat lebte. Nach des Vaters Tode zog die Mutter im Jahre 1827 mit dem Sohne nach Braunschweig. Hier besuchte derselbe bis Ostern 1836 zuerst das Gymnasium, dann anderthalb Jahre das Collegium Carolinum, an welcher Anstalt er vor allem die Vorlesungen von Petri, Fr. K. Griepenkerl u. a. besuchte. Im November 1836 siedelte er nach Berlin über. Ohne sich für ein bestimmtes Fachstudium entscheiden zu können, liefs er sich bei der philosophischen Fakultät einschreiben, hörte die Vorlesungen von Bopp, Lachmann, Ranke, Ritter, Homeyer u. a. und gewann eine reiche wissenschaftliche Ausbildung. Nachdem er Berlin 1840 wieder verlassen hatte, verheiratete er sich noch im selben Jahre mit Mathilde Pfaff, einem jungen, durch Geist und Schönheit hervorragenden Mädchen, und liefs sich mit ihr, nach einem kurzen Aufenthalte in Uslar, dauernd in dem liebgewonnenen Braunschweig nieder. Jahre des reinsten Glückes folgten. Umgeben von der Sorgfalt einer geliebten Frau und beglückt durch die Verehrung einer heranwachsenden Tochter, lebte er hier in anregendem Verkehre mit vielseitig gebildeten Freunden, zu denen die Löbbeke, v. Meier, Graf Görtz-Wrisberg u. a. gehörten, und gab sich ganz nach Neigung den verschiedensten wissenschaftlichen Arbeiten hin. Vor allem waren es die Litteraturen der romanischen Völker und der Engländer, denen er ein gründliches, tief eingehendes Studium widmete. Langsam und in aller Stille reifte die Hauptfrucht seiner damaligen wissenschaftlichen Thätigkeit heran. Der Umstand, dafs die Beschaffung wichtiger spanischer Texte damals in Deutschland mit den grofsten Schwierigkeiten verbunden war, veranlafste ihn im Jahre 1853, Paris für die Dauer eines Jahres als Aufenthaltsort zu wählen, um dort die „kaiserliche" Bibliothek für sein „Handbuch der spanischen Litteratur" zu benutzen. Es folgte diesem grofs angelegten Werke noch eine Reihe selb-

ständiger Arbeiten und kritischer Besprechungen, die wir hier in einer chronologisch geordneten Übersicht zusammenstellen.*

Ehe wir die äufseren Begebenheiten seines Lebens weiter verfolgen, sei uns gestattet, bei seinen Arbeiten noch einen Augenblick zu verweilen.

Was ihn an der Ausführung zahl- und umfangreicherer Werke hinderte, war zunächst der weiter unten noch näher zu besprechende harte Schicksalsschlag, der aus heiterem Himmel auf ihn niederfuhr und ihn, den Widerstrebenden, dem ruhigen Gange wissenschaftlicher Studien entrifs — es waren widrige Stürme, die sein Lebensschifflein jahrelang zwischen den Klippen der Not umhertrieben. Als zweiter schwerwiegender Grund läfst sich der Umstand anführen, dafs er erst spät, d. h. im 47. Lebensjahre, in die akademische Laufbahn eintrat. Diesen Umstand darf eine gerechte Würdigung seiner wissenschaftlichen Thätigkeit nie aus den Augen verlieren.

Der Mafsstab unserer Beurteilung mufs ein anderer werden, wenn wir es mit einem Manne zu thun haben, der von vornherein den akademischen Beruf als Lebensziel betrachtet. Schliefslich mufs daran erinnert werden, dafs in späteren Jahren seine Zeit vollauf in Anspruch genommen war durch die Herausgabe des von Adolf Ebert und Ferdinand Wolf begründeten hochgeschätzten „Jahrbuchs für romanische und englische Litteratur", welches er im Januar 1865 übernahm und zwölf Jahre hindurch fortführte. Er erweiterte das Programm des Jahrbuches dahin, dafs es seit 1865 auch rein philologischen Untersuchungen seine Spalten öffnete und dem streng philologischen Teile der englischen und der romanischen Sprachen jene Berücksichtigung angedeihen liefs, welche der augenblickliche Standpunkt der Wissenschaft erheischte. Wie ihm die Herausgabe dieser Zeitschrift viel Mühe und manche Unannehmlichkeit bereitete, so hinderte sie ihn auch, wie gesagt, an der Ausführung gröfserer wissenschaftlicher Arbeiten. Aufser den oben genannten Werken und Abhandlungen übersetzte er noch Macaulays Geschichte von England und die Schriften von Fernan Caballero.

Die von ihm im Laufe seines Lebens verfafsten Schriften zeigen, dafs

---

* 1885. Handbuch der spanischen Litteratur. Bd. I. Die Prosa. Bd. II. Die epische, lyrische und didaktische Poesie. Bd. III. Das Drama. — 1859. Cintio dei Fabrizii. Ein Beitrag zur Geschichte der Monstrositäten der Litteratur und der erzählenden Dichtung in Italien. (In Eberts Jahrb. I. 298—320.) — 1862. 1) Über einige bei der Kritik der traditionellen schottischen Balladen zu beobachtende Grundsätze. (Ebendas. IV, 1—16, 142–158, 297—311.) 2) Zur Textkritik und Erklärung der Divina Commedia. (Ebendas. IV, 70—78.) 3) Anzeige von Krafft, Dantes lyrische Gedichte. (Ebendas. IV, 346—350.) — 1864. Shakspere in seinem Verhältnisse zu Deutschland. Leipzig, Vogel. — 1865. Games, Bruchstücke. Marburg, Elwert. — 1866. 1) Barlow, Contributions to the study of the Divina Commedia, 2) Morris, Early English Alliterative Poems etc., 3) Un mucchietto di gemme. (In Eberts Jahrb. VII, 205—216, 344—347, 360.) — 1867. 1) Morris, Chaucer-Edition; 2) d'Ancona, La Storia di Ottinello e Giulia; 3) A. Pucci, In lode di Dante; 4) E. Zoller, Cervantes' Don Quijote; Rapp, Spanisches Theater; Eitner, Miltons Verlorenes Paradies. (Ebendas. VIII, 94—111, 429—430, 431, 432—437.) — 1868. K. Elze, Chapman's King Alphonsus. (Ebendas. IX, 106—113.) — 1869. Mussafia, Über eine spanische Handschrift der Wiener Hofbibliothek. (Ebendas. X, 236—240.) — 1870. 1) Pio Rajna, Morgante etc.; 2) d'Ancona, La Rappresentazione drammatica etc.; 3) Michaelis, Tres Flores del Teatro antiguo español. (Ebendas. XI, 225—231, 324—334.) — 1871. 1) Arber's English Reprints; 2) Spenser Society; 3) Hazlitt, Roxburghe Library; 4) Grosart, Fuller's Worthies Library; 5) C. Michaelis, Romancero del Cid; 6) Scartazzini, La Gerusalemme liberata di T. Tasso. Ebendas. XII, 73—91, 415—417. — 1873. Die Wechselbeziehungen zwischen Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften. Akademische Festrede, gehalten am 17. Juni 1873. 4°.

er die litterarischen und sprachlichen Erscheinungen nicht von einem einseitig specialistischen Standpunkt aus betrachtete, sondern mehr von demjenigen eines das grofse Ganze, das wirklich Bedeutende nie aus den Augen verlierenden feinsinnigen Kritikers und Litterarhistorikers. Des öfteren hat er, sowohl mündlich als auch in Briefen, dem Schreiber dieser Zeilen sich dahin ausgesprochen, dafs er keinen Gefallen an Arbeiten finde, die „nach einem gewissen Schema, man möchte sagen, einem feststehenden Rezept, angelegt, mit minutiöser Genauigkeit z. B. den Gebrauch einer einzelnen grammatischen oder dialektischen Eigentümlichkeit bei einem einzelnen, oft unbedeutenden, ja obskuren Autor verzeichnen und das so gefundene dürftige Resultat als wissenschaftlich wichtige Entdeckung hinzustellen belieben. Allzu häufig stumpft sich bei dem Verfasser solcher Arbeiten das Gefühl für das wirklich Hervorragende ab; der klare Überblick über das Ganze geht ihm dabei verloren."

Obgleich daher Lemcke, wie P. Meyer sehr richtig bemerkt,* kein Romanist in der jetzigen Bedeutung des Wortes war, so erkennt man doch an den Früchten seiner wissenschaftlichen Thätigkeit einen vielseitig beanlagten, mit reichem Wissen ausgestatteten Geist, einen scharfen kritischen Blick, ein feines sicheres Gefühl für das dichterisch Schöne und Hervorragende, wo immer es nur in die Erscheinung tritt. Denn Lemcke war in den Litteraturen der romanischen Völker nicht weniger bewandert als in denen der Engländer und der Deutschen. Und wie er einerseits die neuere und neueste Zeit in den Bereich seiner Studien zog, so war er andererseits auch auf dem schwierigen und weitverzweigten Gebiete der mittelalterlichen Schriftwerke ein zuverlässiger Führer. Trefflich kamen ihm diese Eigenschaften und Kenntnisse zu statten bei der Abfassung seines Handbuches der spanischen Litteratur — ein Werk, das auch jetzt noch als das beste seiner Art gilt, bei seinem Erscheinen im Jahre 1855 ein nicht gewöhnliches Interesse erregte und dem Verfasser schnell einen geachteten Namen in der Gelehrtenwelt eintrug.

Was ferner seine kleineren Anzeigen und kritischen Besprechungen der Werke anderer charakterisiert. das ist das liebevolle Eingehen auf den Gegenstand, der feine weltmännische Ton, in welchem er die Ansichten Andersdenkender vorfuhrte oder widerlegte. Was uns jetzt nicht selten in ähnlichen Arbeiten der jüngeren Generation so unangenehm und störend entgegentritt, das Sichgeltendmachen der eigenen Persönlichkeit, das Betonen kleiner Mängel und Versehen, um die eigene Gelehrsamkeit in ein möglichst günstiges Licht zu stellen, der Ton anmafsender Überlegenheit — das alles war seinem einfachen, geraden Wesen absolut fremd und unsympathisch. Wie im persönlichen Verkehr, so war auch in seinen Schriften liebenswürdige Urbanität der Charakterzug, welcher ihn allen, die ihn kannten, so lieb und teuer machte. Hierin war er ganz unserem Altmeister Diez, dem Begründer der romanischen Philologie, ähnlich: dieselbe „anima gentile", dieselbe einfache Bescheidenheit, verbunden mit der schärfsten Klarheit und Bestimmtheit der Ansichten, dasselbe Wohlwollen gegen junge aufstrebende Kräfte, dieselbe aufrichtige Anerkennung aller, auch der bescheidensten, Leistungen, sofern sie die Wissenschaft zu fördern geeignet waren.

In der praktischen Handhabung der modernen Sprachen hatte er es zu einer seltenen Meisterschaft gebracht. Vor allem sprach und schrieb er das Französische und das Englische mit einer bei Ausländern mustergültigen Gewandtheit.

Kehren wir noch einmal zu den äufseren Ereignissen seines Lebens zurück. Eine schwere Prüfung stand ihm bevor. Sorge, bedrückende Sorge

---

* Romania 1884, XIII, S. 636.

um das tägliche Brot klopfte an die Thür des bis dahin vom Schicksal Verwöhnten. Bis Mitte der fünfziger Jahre hatte er in sehr behaglichen, ja glänzenden Verhältnissen gelebt. Da sah er sich plötzlich, infolge ungünstiger Konjunkturen, von bedeutenden Verlusten bedroht. Ein Freund hätte ihn im kritischen Momente retten können. Derselbe verweigerte ihm aber das nötige Darlehen, und Lemcke verlor mit einem Schlage sein nicht unbeträchtliches Vermögen von mehr als 200 000 Mark. Er befand sich vis-à-vis de rien!

Haus und Hof wurden verkauft. Ja, er mufste sich sogar entschliefsen, den gröfsten Teil seiner herrlichen, mit feinem Verständnis und grofsen Opfern angelegten Bibliothek zu veräufsern. Blutenden Herzens sah er sie scheiden, die langjährigen, treuen Genossen seines Studierzimmers, jene wertvollen Ausgaben seltener, schwer zugänglicher Werke. Mit männlicher Ergebung trug er das ihm und den Seinen auferlegte schwere Schicksal. Alle mir aus sicheren Quellen gewordenen Mitteilungen stimmen darin überein, dafs er den Verlust seines Vermögens in liebenswürdigster Fassung, mit heiterem Gleichmut trug, und in seinem Wesen durchaus der Alte blieb. Er richtete sich einfach ein und arbeitete jetzt ebenso freudig, um davon zu leben, wie früher zum Vergnügen. Mit thatkräftiger Energie machte er — der Vierzigjährige — sich an die Beschaffung neuer Existenzmittel. Bei seiner allgemein anerkannten Tüchtigkeit konnte es ihm nicht schwer fallen, angemessene Beschäftigung zu finden. Von früh bis spät war er mit schriftstellerischen Arbeiten beschäftigt, oder mit dem Erteilen von Unterricht sowohl privatim, als auch an verschiedenen öffentlichen Anstalten, vor allem an dem Collegium Carolinum, dessen humanistische Abteilung damals noch bestand, ferner an der höheren Töchterschule und in den beiden obersten Klassen des humanistischen Gymnasiums. Hier lernte ich ihn im Jahre 1860 kennen. Einem Manne, wie Lemcke, war es leicht, sich das Vertrauen und die Anhänglichkeit seiner Schüler zu erwerben. Wir alle blickten an ihm mit Verehrung und Bewunderung empor. Seine ihn auszeichnende Herzensgüte und sein gewinnendes Wesen einerseits, seine umfassende Gelehrsamkeit andererseits imponierten uns derart, dafs wir von ihm zu sagen pflegten: „Er ist zu gut und zu gelehrt für uns; er gehört an eine Universität.“ Niemand von uns ahnte aber, dafs sich ihm wirklich noch ein Feld höherer Thätigkeit eröffnen sollte! Da trat wieder eine in doppelter Beziehung überraschende Wendung in seinem Leben ein. Es fiel ihm ein nicht unbedeutendes Erbe zu — man sprach von mehr als 100 000 Mark — und zugleich wurde ihm die noch gröfsere Genugthuung zu teil, an eine deutsche Hochschule berufen zu werden. Er übernahm im Jahre 1863 den durch Eberts Fortgang von Marburg daselbst erledigten Lehrstuhl für romanische Philologie. Hier wirkte er in erfolgreicher Weise von Ostern 1863 bis Herbst 1867, dann in der Nachbaruniversität Giefsen, welcher er trotz mehrfacher ehrenvoller Berufungen, wie 1873 nach Breslau und 1874 noch einmal nach Marburg, bis zu seinem Tode treu blieb. Wie sein Landesherr seine Verdienste durch Verleihung des Ritterkreuzes Philipps des Grofsmütigen ehrte, so übertrug ihm das Vertrauen seiner Kollegen das Rektorat der Universität, welches er 1873—1874 verwaltete.

Am 17. Juni 1873 hielt er die Festrede. Da der von ihm bei jener Gelegenheit behandelte Gegenstand — die Wechselbeziehungen zwischen Geisteswissenschaften und Naturwissenschaften — auch für weitere Kreise von Interesse ist, so dürfte eine gedrängte Wiedergabe seiner Ausführungen manchem nicht unwillkommen sein.

Die durch die menschliche Schwäche notwendig gewordene Trennung aller wissenschaftlichen Bestrebungen in verschiedene Gebiete hat den Nachteil, dafs sie den Blick auf das Ganze und damit die Erkenntnis des inneren Zusammenhanges der Teile, der Einheit der Wissenschaften erschwert, wohl gar unmöglich macht. Die spekulative Philosophie glaubte den Zusammen-

hang der Dinge erklären, die erstrebte Wahrheit aus dem reinen Gedanken konstruieren und somit das Rätsel der Welt lösen zu können. Aber dieser Versuch ist noch jedesmal mifslungen. Zahllose philosophische Systeme haben einander abgelöst, das spätere hat immer dem vorhergehenden das Grablied gesungen, um bald darauf selbst wieder diese letzte Ehre zu empfangen. Obgleich daher die wissenschaftliche Forschung die philosophischen Systeme verwirft, so darf sie doch auch fernerhin die Philosophie als ihre Führerin und Wegweiserin nicht von sich weisen, zugleich mufs sie aber in den durch unmittelbare Beobachtung oder durch Kritik gewonnenen Thatsachen die feste Grundlage suchen, auf welcher allein der Bau der menschlichen Erkenntnis sich erheben kann. Thatsachen zu sammeln und zu ordnen, vom Einzelnen zum Allgemeinen aufzusteigen, in der scheinbaren Zufälligkeit und Willkür das Gesetz zu finden, kurz, von der Erfahrung auszugehen und auf der Staffel derselben allmählich in das Gebiet zu gelangen, wo die Spekulation beginnen darf, weil sie sich dort von selbst aufdrängt — das ist die Forderung, welche heute mit Recht an jede Art der Forschung nach Wahrheit gestellt wird. Damit ist aber die Aufgabe, welche die spekulative Philosophie allein vergebens zu lösen versucht hat, in die Hände der einzelnen Wissenschaften, welche einen realen Inhalt haben, zurückgelegt.

Seitdem nun die einzelnen Wissenschaften den Glauben an die Allmacht der reinen Spekulation verloren haben, ist ihnen auch das Gefühl der Einheit abhanden gekommen. Wie sie äufserlich getrennt nebeneinander stehen, so fühlen sie sich nicht mehr als Glieder eines Leibes — ja, einzelne stehen sich sogar mit dem Gefühle eines schroffen Gegensatzes gegenüber. In diesem Falle befinden sich die Geisteswissenschaften und die exakten Wissenschaften.

Wie die Geisteswissenschaften, vielfach noch befangen in den Banden bestimmter philosophischer Systeme, die Berührung mit der Welt der rein materiellen Vorgänge scheuen, so empfindet der Naturforscher Scheu vor der Welt des reinen Gedankens. Durch eine solche Haltung wird aber auf beiden Seiten der wissenschaftliche Fortschritt verzögert. Vielmehr mufsten die beiden grofsen dem Geiste und der Materie gewidmeten und miteinander in Wechselbeziehung stehenden Wissenschaften sich gegenseitig unterstützen und voneinander empfangen. Die Folge dieser gegenseitigen Unterstützung kann keine andere sein als die einer allmählichen Ausdehnung ihrer Gebiete und schliefslichen Annäherung zwischen denselben. Zu einer solchen wird es kommen, wenn man bedenkt, welch innige Verbindung im Grunde zwischen Naturwissenschaften und Geisteswissenschaft besteht.

Die Wissenschaft des Philologen hat der des Naturforschers vorgearbeitet. Denn die Aufgabe der Philologie beschränkt sich nicht nur auf die Ausbildung der Sprache, auf die Aufstellung sprachlicher Gesetze zu praktischen Zwecken; ihre höhere Aufgabe besteht auch vor allem darin, die Erkenntnis des geistigen Lebens eines ganzen Volkes oder einer Volksgruppe zu fördern und in dem Medium ihrer Bestrebungen, in der Sprache, liegt die Brücke zu der Naturforschung vorgezeichnet. Obgleich nun auch die Philologie dem materiellen Elemente der Sprache, dem Laute, stets Rechnung trug, so nahm sie ihn doch nur als einfaches Faktum hin, ohne ihn einer weiteren Untersuchung zu unterwerfen. Sobald aber die neben der Philologie entstehende und sich aus ihr entwickelnde vergleichende Sprachwissenschaft oder Linguistik anfing, die natürlichen Bildungs- und Entwickelungsgesetze des lautlichen Teiles der Sprache zu untersuchen, traten auch die Sprachstudien den reinen Naturwissenschaften so nahe, dafs beide Gruppen sich bereits um das Besitzrecht an der neuen Disciplin streiten. Da in dem geistigen und dem körperlichen Elemente in der Sprache eine scharfe Grenze nicht besteht, beide vielmehr auf das innigste miteinander verbunden sind, so gehört auch die Linguistik weder ganz den

Geistes-, noch ganz den Naturwissenschaften an. Denn soweit die Bildung des lautlichen Teiles der Sprache den ewigen Naturgesetzen unterworfen ist, soweit gehört die Linguistik zu den Naturwissenschaften, da aber die Naturnotwendigkeit in den Bildungsgesetzen der Laute keine absolute ist, so gehört auch die Linguistik zum Teil in das Gebiet der Geisteswissenschaften. Die Sprachforschung steht noch vor einer Reihe von Rätseln, die sie mit ihren bisherigen Mitteln nicht lösen kann. Will der Sprachforscher ergründen, durch welche Beschaffenheit der Sprach- und Stimmorgane die regelmäfsigen Veränderungen der Laute zu erklären sind, will er eine sichere Grundlage für ein vollkommenes System gewinnen, so bedarf er notwendig der Hilfe der Naturforschung: der Anatom und der Naturforscher müssen seine Mitarbeiter werden. So trennt sich von der vergleichenden Sprachforschung ein neues Gebiet ab, welches dem der reinen Naturforschung noch näher steht als sie selbst. Für die Linguistik ist die Anatomie der Sprachwerkzeuge, die Physiologie der Laute, eine unentbehrliche Hilfswissenschaft geworden, mit deren Beistande sich die Naturgesetze des Sprachbaues und seiner Fortentwickelung ergründen lassen.

Wir sehen, dafs auf dem Gebiete der Sprachforschung die künstlichen Grenzen zwischen Natur- und Geisteswissenschaften bereits teilweise durchbrochen sind. Auf dem rein geistigen Gebiete der Philologie hatte die wissenschaftliche Beschaftigung mit der Sprache begonnen, um von ihr aus durch die blofse Expansivkraft der Wissenschaft allmählich in ein scheinbar ganz fremdes, ja feindliches Gebiet zu gelangen. Die Arbeiter können sich bereits die Hände reichen.

Das ist in kurzem der Gedankengang jener Festschrift, der letzten selbständigen Arbeit seiner Thätigkeit.

Jenes Jahr 1873/74 bildet in mancher Beziehung den Glanz- und Höhepunkt seines durch ungewöhnliche Schicksale reich bewegten Lebens. Neue schwere Prüfungen standen ihm bevor. Zunächst ward ihm die Gattin durch den Tod entrissen. Bald auch zeigten sich bei ihm die ersten Vorboten desselben qualvoll-tückischen Leidens, das auch die Kräfte unseres unvergefslichen Bursian untergrub. Dasselbe steigerte sich so, dafs er von 1881 an gezwungen war, seine Vorlesungen mehr und mehr zu beschränken und sie zu Anfang des Jahres 1884 gänzlich einzustellen. Leider brachte ihm der erbetene Ruhestand die gehoffte Wiederherstellung nicht. Seit Monat März bettlägerig, litt er viel Schmerzen, ohne je seine Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit zu verlieren, ohne einen Augenblick die Hoffnung auf Genesung aufzugeben, ja ohne eine Ahnung von seinem eigentlichen Leiden zu haben. Die Schwäche nahm zusehends überhand, so dafs er zuletzt, wie die Ärzte sagten, zu seinem Glück an Entkräftung starb. Eine einzige Tochter beweint den geliebten Vater.

Unermüdlich thätig im Dienste der Wissenschaft, hatte Lemcke der Giefsener Hochschule fast zwei Decennien angehört und sich daselbst als Mensch und Gelehrter einen hochgeachteten Namen erworben. Warm und aufrichtig war daher die Teilnahme, welche sich bei seinem ihm selber unerwartet kommenden Hinscheiden in den wissenschaftlichen Kreisen aller Orten und vor allem in den Kreisen seiner zahlreichen Freunde und ehemaligen Schüler kundgab. Die Universität betrauerte in ihm nicht nur den Gelehrten, sondern auch den biederen Kollegen, der arglosen Sinnes, frei von Strebertum und Streitsucht, ebenso frei von wissenschaftlichem Hochmut bei allen Gelegenheiten offen und ruhig seine Meinungen äufserte und in selbstloser Hingabe an seinen Beruf stets nur der Sache zu dienen, nie seine eigene Person geltend zu machen suchte.

Hermann Breymann.

Doktor Faust.

Fliegendes Blatt aus Köln.

Bei der allgemeinen Teilnahme, welche heutzutage der Faustlitteratur zugewandt wird, dürfen sogar einschlägige Stoffe unbedeutenderer Art nicht übersehen werden. Ein solcher Stoff sei hier in Kürze besprochen: Das Volkslied „Doktor Faust", welches als „Fliegendes Blatt aus Köln" bekannt und u. a. in „Des Knaben Wunderhorn" mitgeteilt ist.

Hört, ihr Christen, mit Verlangen
Nun was Neues ohne Graus,
Wie die eitle Welt thut prangen
Mit Johann dem Doktor Faust;
Von Anhalt war er geboren,
Er studiert mit allem Fleifs,
In der Hoffart auferzogen,
Richtet sich nach alter Weis'.
Vierzigtausend Geister
Thut er sich citieren
Mit Gewalt aus der Hellen.
Unter diesen war nicht einer,
Der ihm könnt recht tauglich sein,
Als der Mephistophiles. Geschwind
Wie der Wind
Gab er seinen Willen drein.
Geld viel Tausend mufs er schaffen,
Viel Pasteten und Konfekt,
Gold und Silber, was er wollt';
Und zu Strasburg schofs er dann
Sehr fürtrefflich nach der Scheiben,
Dafs er haben konnt sein' Freud',
Er thät nach dem Teufel schieben,
Dafs er vielmal laut aufschreit.
Wann er auf der Post thät reiten,
Hat er Geister recht geschoren,
Hinten, vorn, auf beiden Seiten,
Den Weg zu plastern auserkoren;
Kegelschieben auf der Donau
War zu Regensburg sein' Freud',
Fische fangen nach Verlangen
Ware sein' Ergetzlichkeit.
Wie er auf den heiligen Karfreitag
Zu Jerusalem kam auf die Strafs',
Wo Christus an dem Kreuzesstamm
Hänget ohne Unterlafs,
Dieses zeigt ihm an der Geist,
Dafs er wär für uns gestorben,
Und das Heil uns hat erworben,
Und man ihm kein' Dank erweist.
Mephistophles geschwind wie der Wind
Mufste gleich so eilend fort,
Und ihm bringen drei Elle Leinwand
Von einem gewissen Ort.
Kaum da solches ausgeredt,
Waren sie schon wirklich da,
Welche so eilends brachte
Der geschwinde Mephistophila.

Die grofse Stadt Portugal
Gleich soll abgemalet sein;
Dieses geschahe auch geschwind
Wie der Wind;
Dann er malt überall
So gleichförmig,
Wie die schönste Stadt Portugal.
„Hör, du sollt mir jetzt abmalen
Christus an dem heiligen Kreuz;
Was an ihm nur ist zu malen,
Darf nicht fehlen, ich sag es frei,
Dafs du nicht fehlst an dem Titul
Und dem heiligen Namen sein."
Diesen konnt er nicht abmalen,
Darum bitt' er Faustum
Ganz inständig: „Schlag mir ab
Nicht mein' Bitt', ich will dir wiederum
Geben dein zuvor gegebne Handschrift.
Denn es ist mir unmöglich,
Dafs ich schreib: Herr Jesu Christ."
Der Teufel fing an zu fragen:
„Herr, was giebst du für einen Lohn?
Hättst das lieber bleiben lassen,
Bei Gott findst du kein Pardon."
Doktor Faust, thu dich bekehren,
Weil du Zeit hast noch ein' Stund,
Gott will dir ja jetzt mitteilen
Die ew'ge wahre Huld;
Doktor Faust, thu dich bekehren,
Halt du nur ja dieses aus.
„Nach Gott thu ich nichts fragen
Und nach seinem himmlischen Haus!"
In derselben Viertelstunde
Kam ein Engel von Gott gesandt,
Der that so fröhlich singen
Mit einem englischen Lobgesang.
So lang der Engel dagewesen,
Wollt sich bekehren der Doktor Faust.
Er thäte sich alsbald umkehren,
Sehet an den Hellengraus.
Der Teufel hatte ihn verblendet,
Malt' ihm ab ein Venusbild.
Die bösen Geister verschwunden
Und führten ihn mit in die Hell'.

Dieses Lied, welches einen freien, kecken und munteren Ton anschlägt, ist offenbar nicht sehr alt, sondern erinnert an jüngere Darstellungen der Faustsage, z. B. an den polnischen Faust (Twardowski). Dazu ist es augenscheinlich nicht in seiner ursprünglichen Gestalt auf uns gekommen, sondern hat manche Änderungen, sei es nun durch Abschreiber oder fahrende Sänger, erlitten. Die wahrscheinlichste Ansicht möchte dahin gehen, dafs das Volkslied mündlich überliefert worden und daher so mannigfachen Verderbnissen und Willkürlichkeiten, Wortverstümmelungen, Umsetzungen, Auslassungen, vielleicht sogar einigen Um- und Zudichtungen ausgesetzt gewesen ist, wie das Kölner „Fliegende Blatt" erkennen läfst. Trotz dieser unscheinbaren Gestalt, in welcher das Volkslied uns überkommen ist, läfst der wertvolle Kern sich nicht abstreiten; Goethe äufserte über dasselbe

kurzweg: „Tiefe und gründliche Motive, könnten vielleicht besser dargestellt sein.“ Versuchen wir hiermit, das Lied uns mundgerechter zu machen, als es auf den ersten Blick scheinen möchte. Schon von anderen ist darauf aufmerksam gemacht worden, dafs dasselbe ursprünglich in vierzeiligen Strophen gedichtet gewesen ist; auf dieser Grundlage wollen wir weiter bauen, um das Lied möglichst in seiner ursprünglichen Gestalt wieder zu gewinnen.

I. Hört, ihr Christen mit Verlangen
Nun was Neues, ohne Graus,
Wie die eitle Welt thut prangen
Mit Johann dem Doktor Faust.

II. Von Anhalt war er geboren;
Er studiert mit allem Fleifs,
In der Hoffart auferzogen,
Richtet sich nach alter Weis'.

III. Vierzigtausend Geister
— — — — — —
Thut er sich citieren
Mit Gewalt aus der Hell'.

IV. Unter diesen war nicht einer,
Der ihm könnt recht tauglich sein,
Als der Mephistophiles; geschwind wie der Wind
Gab er seinen Willen drein.

V. Geld viel Tausend mufs er schaffen,
Viel Pasteten und Konfekt,
Gold und Silber, was er wollte,
— — — — — — — —

VI. Fische fangen nach Verlangen
Ware sein' Ergetzlichkeit,
Kegelschieben auf der Donau
War zu Regensburg sein' Freud.

VII. — — — — — — —
Und zu Strafsburg schofs er dann
Sehr fürtrefflich nach der Scheiben,
Dafs er seine Freud konnt han.

VIII. Er thät nach dem Teufel schiefsen,
Dafs er vielmal laut aufschreit.
— — — — — — — —
— — — — — — — —

IX. Wann er auf der Post thät reiten,
Hat er Geister recht geschorn,
Hinten, vorn, auf beiden Seiten,
Den Weg zu pflastern auserkorn.

X. Wie er auf den heiligen Karfreitag
Zu Jerusalem kam auf die Strafs',
Wo Christus an dem Kreuzesstamme
Hanget ohne Unterlafs —

XI. Dafs er wär für uns gestorben
— Dieses zeigt ihm an der Geist —
Und das Heil uns hat erworben,
Und man ihm kein' Dank erweist.

XII. Mephistophles geschwind wie der Wind
Mufste gleich so eilend fort
Und ihm bringen drei Elle Leinwand
Von einem gewissen Ort.

XIII. Kaum da solches ausgeredet,
Waren sie schon wirklich da,

Welche so eilend brachte
Mephistophiles heran.
XIV. „Hör, du sollt mir jetzt abmalen
Christus an dem heiligen Kreuz
— — — — — — — —
— — — — — — — —
XV. Der Teufel fing an zu fragen:
Herr, was giebst du für einen Lohn?
Hättst das lieber bleiben lassen:
Bei Gott findst du kein Pardon.“
XVI. „Was an ihm nur ist zu malen,
Darf nicht fehlen, ich sag es frei;
Dafs du nicht fehlst an dem Titul
Und dem heiligen Namen sein.“
XVII. Diesen konnt er nicht abmalen.
Darum bitt' er Faustum
Ganz inständig: „Schlag mir nicht ab
Mein' Bitt'; ich will dir wiederum
XVIII. Geben dein' zuvor gegebne Handschrift;
Denn es ist
Mir unmöglich,
Dafs ich schreib: Herr Jesus Christ.“
XIX. In derselben Viertelstunde
Kam ein Engel, von Gott gesandt;
Der thät so fröhlich singen
Mit einem englischen Lobgesang —:
XX. „Doktor Faust, thu dich bekehren.
Weil du Zeit hast noch ein' Stund!
Gott will dir ja jetzt mitteilen
Die ew'ge wahre Huld.“
XXI. So lang der Engel dagewesen,
Wollt sich bekehren der Doktor Faust.
Er thäte sich alsbald umkehren —
Sehet an den Hellengraus:
XXII. Der Teufel hatte ihn verblendet,
Malt' ihm ab ein Venusbild.
— — — — — — — —
— — — — — — — —
XXIII. „Doktor Faust, thu dich bekehren,
Halt du nur ja dieses aus!“ —
„Nach Gott thu ich nichts fragen
Und nach seinem himmlischen Haus!
XXIV. — — — — — — — —
— — — — — — — —
Die bösen Geister verschwunden
Und führten ihn mit in die Hell'.

Ob alles, wie ich hier niedergelegt, sachgemäfs erscheine, will ich nicht entscheiden; das Meiste ist es unbestreitbar. Die Lücken lassen sich bei einiger Phantasie leicht ausfüllen und die Unebenheiten ebnen. In Strophe VIII, Vers 29 ist entsprechend der überlieferten Reihenfolge des Liedes „schiefsen“ anstatt „schieben“ gewählt worden; jedoch könnte diese Scherzerei mit dem Teufel sich auch auf das „Kegelschieben auf der Donau“ beziehen, für welchen Fall eine Umstellung jener Strophe erforderlich sein würde. Die Verse des „Fliegenden Blattes“ 49 bis 55, die bildliche Darstellung der „grofsen Stadt Portugal“ behandelnd, möchte ich für jüngeren Zusatz halten, weil sie durchaus nicht zur schlichten Folge der Handlung stimmen.

Adalbert Rudolf.

Die Mafsbenennungen in den Schulwörterbüchern von Sachs und von Thibaut.

Es ist eine nicht seltene Erscheinung, dafs man sich beim Lesen oder Hören einer benannten Zahl nicht die Mühe giebt, sich eine klare Vorstellung von derselben zu machen. Besonders leicht kann dies eintreten, wenn die Benennung eine Einheit eines uns fremden Mafssystems ist. Liest man beispielsweise von 100 Werst, so begnügt man sich nur zu oft mit dem Worte, ohne diese Mafsbestimmung auf eine bekannte Einheit zurückzuführen. Es ist unserer Ansicht nach eine Pflicht des Unterrichts, den Schüler schon so früh als möglich vor dieser Klippe zu warnen. Die Aufgabe des Unterrichts im Rechnen und in den anderen mathematischen Disciplinen bezüglich der hier berührten Frage besteht darin, dem Schüler einerseits ein klares Bild von unserem Münz-, Mafs- und Gewichtssystem zu geben, andererseits ihn zu befähigen, eine fremde Mafsbestimmung durch Umrechnung auf die heimische zurückzuführen; das Bedürfnis, welches in jedem gegebenen Falle zu dieser Zurückführung drängt, in dem Schüler zu wecken, oder, wo es vorhanden, wenigstens nicht zu ertöten, ist aber nicht nur Sache der genannten Unterrichtsfächer, sondern auch des Sprachunterrichts. Es gehört zu einer guten Präparation, dafs der Schüler die vorkommenden auf ein fremdes System gegründeten Zahlendaten in Bezug auf das metrische System umrechnet; dafs er nicht oft diese Aufgabe zu lösen hat, ist kein Grund, die Anforderung an ihn gar nicht zu stellen. Ausgaben, in deren Anmerkungen die Umrechnungen schon durchgeführt sind, verfehlen unserer Ansicht nach in diesem Punkte ihren Zweck; der Schüler darf nur den Umrechnungssatz für die fremde Einheit erhalten. Diese mufs ihm sein Wörterbuch an die Hand geben. Auf diesen Punkt haben aber die Wörterbücher bis jetzt wenig Rücksicht genommen, und wo sie es gethan haben, leiten sie den Schüler nicht selten irre durch eine Übersetzung der fremden Benennung, so dafs die Begriffe sich keineswegs decken.

Von den französisch-deutschen Schulwörterbüchern hat den ersten Schritt zur Abhilfe nach dieser Seite hin das von Sachs gethan, leider aber häufig in nicht einwandfreier Weise; besser steht es mit der neuen von Wüllenweber und Dickmann besorgten Bearbeitung des Thibaut, in welcher diesem Punkte besondere Aufmerksamkeit geschenkt ist, während die alte Ausgabe des Thibaut noch das früher allgemeine, tiefe Niveau zeigt.

Da eine von dem angeführten Gesichtspunkte aus unternommene Vergleichung des alten Thibaut, des neuen Thibaut und des Sachs nicht ohne Interesse ist, so sind in Nachstehendem einige der betreffenden Artikel aus den genannten drei Werken zusammengestellt; es folgen jedesmal die Bemerkungen, die für nötig gehalten wurden. Der Kürze wegen ist die alte Ausgabe des Thibaut durch A. T., die neue durch N. T., Sachs durch S. bezeichnet. Sämtliche grammatischen Bezeichnungen sind als für unseren Zweck unwesentlich ausgelassen worden.

1) A. T.: arpent, der Morgen Landes (100 Quadratruten).
N. T.: arpent, Stück Land (ungefähr $^1/_3$ Hektar).
S.: arpent, Morgen von 100 Quadratruten (= 1418,4579 qm).

A. T. und S. übersetzen arpent durch Morgen; nun ist aber der preufsische Morgen gleich 2553 qm, der arpent de Paris gleich 3419 qm, der Unterschied von arpent und Morgen erweist sich also als ein so grofser, dafs die Berechtigung der Übersetzung nun und nimmermehr zugestanden werden kann, wenn nicht der Gedankenlosigkeit Thür und Thor geöffnet werden soll. Wer den Einwand machen wollte, die Übersetzung müsse gestattet sein, weil beide, arpent und Morgen, die Haupteinheiten der alten Flächenmafse seien, mufs konsequenterweise aus demselben, unserer Ansicht nach ganz hinfälligen Grunde zugeben, dafs man dann auch Franc, Lira,

Florin, Dollar, Rubel samt und sonders durch Mark übersetzen darf. Ein anderer möglicher Einwand, dafs nämlich A. T. und S. einen in einem anderen deutschen Lande früher gebräuchlichen Morgen im Auge gehabt haben könnten, ist auch nicht stichhaltig, da für diese anderen Morgen die Differenz vielmehr noch gröfser ausfällt.

A. T. und S. sprechen beide von einem Morgen von 100 Quadratruten; der Leser, welcher die Untereinteilungen von arpent und Morgen nicht kennt, mufs glauben, dafs der preufsische Morgen gleich 100 Quadratruten war. Das ist aber nicht der Fall, denn er war gleich 180 Quadratruten; auch kein anderer deutscher Morgen, mit Ausnahme des von Nassau, hatte 100 Quadratruten. Wohl aber war ein arpent gleich 100 perches carrées, also haben offenbar A. T. und S., auch wieder unberechtigterweise, perche carrée durch Quadratrute übersetzt und so die Verwirrung so grofs wie möglich gestaltet.

Den Gipfel dieses Berges von Verwirrung bildet aber die bei S. angeführte Zahl 1418,4579 qm. Die Genesis dieser Zahl war dem Referenten lange Zeit vollständig unerfindlich. Die Gröfse eines preufsischen oder irgend eines anderen deutschen Morgens giebt sie nicht an, nicht einmal die des nassauischen, denn dieser war gleich 2500 qm. Man kann nun aber zu der Zahl gelangen durch folgende Scherzrechnung: ein arpent ist gleich 100 perches carrées, perche carrée wird übersetzt durch preufsische Quadratrute, folglich ist ein arpent gleich 100 preufsischen Quadratruten; nun ist aber eine preufsische Quadratrute gleich 14,184579 qm, also 100 preufsische Quadratruten, oder was nach der gemachten Supposition dasselbe ist, ein arpent gleich 1418,4579 qm. Wenn also nicht ein neckischer Zufall vorliegt, der gerade die Zahl 1418,4579 in S. hineinbrachte, so haben wir hier ein eklatantes Beispiel dafür, wohin das Übersetzen einer fremden Mafsbenennung zu führen vermag.

Die Notiz bei N. T., dafs ein arpent ungefähr $^1/_3$ Hektar sei, ist richtig, bezieht sich aber nur auf den gebräuchlichsten arpent, den von Paris, der arpent d'ordonnance enthielt 5107 qm, der arpent commun 4220 qm; für Stück Land stände besser Flächenmafs oder Feldmafs.

2) A. T.: boisseau, Scheffel.
N. T.: boisseau, französischer Scheffel (12,5 Liter).
S.: boisseau, Scheffel.

N. T. giebt als Gröfse des boisseau richtig 12,5 Liter an, es ist offenbar der boisseau usuel gemeint, welcher für die Übergangszeit vom alten französischen zum metrischen System dienen sollte, während der eigentliche alte boisseau 13,12 Liter enthielt; für französischer Scheffel stände besser altes französisches Trockenmafs oder Getreidemafs. A. T. und S. übersetzen boisseau einfach durch Scheffel, wieder ohne Berechtigung, da ein alter preufsischer Scheffel 55 Liter hatte.

Als Getreidemafs existierten im alten französischen System aufser dem boisseau noch minot, mine und setier. Es war 1 setier gleich 2 mines, 1 mine gleich 2 minots, 1 minot gleich 3 boisseaux.

3) A. T.: minot, halbe Mine, Metze.
N. T.: minot, halbe Mine (39 Liter).
S.: minot, halbe Mine, Metze (= picket).

Nur N. T. giebt die richtige Gröfse des minot, 39 Liter, an; A. T. und S. übersetzen durch Metze, während doch die preufsische Metze nur 3,44 Liter enthielt. S. weist aufserdem auf picket hin; schlägt man aber dort nach, so findet man: picket, 1. ehm. Kanne (Liter) Wein; 2. = minot. Man wird also in Bezug auf picket als Fruchtmafs wieder auf minot zurückverwiesen und ist so klug als wie zuvor.

4) A. T.: mine, Mine (früheres Mafs).
N. T.: mine, Mine (früheres Mafs = $^1/_2$ setier = 78 Liter).
S.: mine, Mine, ehm. halber Scheffel.

Auch hier giebt allein N. T. den Umrechnungssatz der mine in metrisches Mafs und weist aufserdem auf den setier hin. S. giebt wieder durch seine Übersetzung halber Scheffel zu Irrtum Anlafs.

5) A. T.: setier, Sester (altes Feld- und Flüssigkeitsmafs).
N. T.: setier, Septier, a) altes Getreidemafs (150 Liter): b) altes Flüssigkeitsmafs (7,44 Liter).
S.: setier, Sester (altes Hohlmafs, etwa 1½ Hektoliter).

Wieder ist N. T. am zuverlässigsten; die Übersetzung Septier stützt sich vermutlich auf die von Sybel, welche dieser in seiner Geschichte der Revolutionszeit anwendet; zu Irrtümern kann sie zwar nicht führen, da die Benennung Septier unseres Wissens anderweitig nicht verbraucht ist, nötig ist sie nicht. S. berücksichtigt nicht, dafs der setier als Flüssigkeitsmafs eine andere Kapacität wie als Getreidemafs besitzt. Aufserdem übersetzt S. setier fälschlich durch Sester, welches ein altes badisches Mafs für sackfähige Dinge war und 15 Liter fafste, Sester ist also nur der zehnte Teil von setier.

6) A. T.: muid, Fafs; Tonne; Oxhoft.
N. T.: muid, Muid (ehem. französ. Hohlmafs von verschiedener Gröfse).
S.: muid, Mud (altes französisches Hohlmafs, das je nach den Provinzen verschieden war).

Bei A. T. haben wir die Erscheinung, dafs ein und dasselbe französische Mafs als zwei verschiedenen preufsischen gleichartig hingestellt wird; es war nämlich eine Tonne Bier gleich 114 Liter, ein Oxhoft dagegen gleich 206 Liter. N. T. ist trotz seiner vollständigen Unbestimmtheit am genauesten, denn gegen S. ist zu bemerken, dafs der muid nicht nur nach den Provinzen, sondern auch nach den zu messenden Dingen variierte. Es giebt in der That wohl kaum ein anderes Mafs, welches eine solche Latitüde zeigte, als das französische muid, es existierte nämlich, um wenigstens die Grenzen der Schwankung anzugeben, einerseits ein muid von 270 Liter, andererseits eins von 4163 Liter, doch ist die Anzahl der in Gebrauch gewesenen muids keine so grofse, dafs nicht auch ein Schulwörterbuch dieselben einzeln anführen könnte. N. T. vermeidet eine Übersetzung; S. übersetzt durch Mud. Es ist aber Mud ein ursprünglich holländisches Mafs, das im Kapland im Grofshandel noch in Gebrauch steht; aufserdem hat Marokko ein Mud. Das marokkanische Mud enthält 14 Liter, die übrigen genannten annähernd 100 Liter. Wenn nun auch die Gefahr, dafs die S.sche Übersetzung Irrtümer zur Folge haben könne, bei der geographischen Lage der Länder, die sich des Mud bedienen, keine sehr grofse ist, so mufs doch die Übersetzung immerhin als unberechtigt bezeichnet werden.

7) A. T.: verste, Werst, russische Meile.
N. T.: verste, Werst, russische Meile (= 1067 Meter).
S.: verste, Werst, russische Meile = 1,066 Kilometer.

Alle drei Wörterbücher übersetzen Werst durch russische Meile; da aber bei uns zur Zeit des Norddeutschen Bundes und bis zum Jahre 1873 eine Meile als eine Länge von 7500 Meter definiert war, ein Werst nur der siebente Teil einer Meile ist, so vermögen wir die Berechtigung einer solchen Übersetzung nicht anzuerkennen. Besser stände russisches Wegmafs für russische Meile.

Das Vorstehende mag genügen, um zu zeigen, dafs der Lexikographie nach der angedeuteten Richtung hin noch manches zu thun übrig bleibt. Eine verwandte Frage, bezüglich der höheren decimalen Einheiten unseres Zahlensystems und der Übersetzung ihrer Benennungen, berührt Moers in seiner interessanten Programmabhandlung der höheren Bürgerschule zu Bonn 1884: Die Form- und Begriffsveränderung der französischen Wörter im Deutschen.

Berlin. Fritz Scheele.

La Fête de Victor Hugo.

Il y a quatre ans, tout ce que la France possédait de sociétés et de corporations était accouru pour fraterniser avec le vaillant peuple de Paris. On fêtait le sublime vieillard qui venait d'atteindre sa quatre-vingtième année. Ce jour-là, toute la France était en fête, toutes les discordes se taisaient. On s'accordait à rendre gloire au Génie français personnifié dans un seul homme; Victor Hugo, de son vivant, assistait à son apothéose.

Cette année-ci, l'anniversaire du Maître a été célébré par le monde des lettres; les hommages dont on l'a comblé, pour être moins bruyants que ceux de 1881, n'en ont pas été moins brillants ni moins unanimes. Toutes les illustrations de la capitale s'étaient réunies à l'appel de Mr. Lemonnyer, qui va publier une Édition Nationale des œuvres du poète. Cette édition illustrée, qui doit être terminée pour le centenaire de la Révolution et qui figurera à l'Exposition Universelle de 1889, est destinée à former un monument digne de la gloire du Maître.* Tous les journaux du 27 février, sans distinction d'opinion politique, ont rendu compte de la fête qui a eu lieu la veille à l'Hôtel Continental, et tous nos lecteurs, du moins tous ceux qui s'intéressent au poète national de nos voisins d'Outre-Vosges, auront lu ces rapports plus ou moins dictés par l'enthousiasme.

Si, cependant, celui qui écrit ces lignes a demandé un peu de place pour entretenir les lecteurs de cette Revue du glorieux anniversaire, c'est à l'effet de leur communiquer quelques miettes de l'esprit français que le *Gil-Blas* a rassemblées dans le numéro spécial imprimé en l'honneur du jour. Ce numéro contient des hommages en prose et en vers adressés ad hoc au journal par des admirateurs de tous les pays et de tout l'univers. Sur cette feuille couverte d'autographes, on lit toutes les langues, on voit toutes les écritures, jusqu'à des caractères chinois et arabes. Des noms royaux (Carol et Carmen Sylva) se mêlent aux noms plébéiens de Zola, l'infatigable détracteur des romantiques, à ceux de Dumas, Sardou, Ohnet; Bradlaugh et Mme Ratazzi font chorus avec Lord Lyons, Emilio Castelar avec Wilkie Collins. La Turquie, la Hongrie donnent la main à la Grèce, l'Alsace-Lorraine fait bon voisinage avec l'Allemagne, représentée d'ailleurs par une assez triste figure, — par Sacher-Masoch. Enfin tous les pays du monde ont payé leur tribut d'admiration. Aussi la parole sera donnée d'abord à Jules Simon, qui a exprimé les sentiments de tous les collaborateurs: „D'autres remercieront Victor Hugo de ses œuvres. *Je le remercie de l'admiration unanime qu'elles inspirent. Tous les partis et tous les peuples applaudissent ensemble à sa gloire. De tous les spectacles que ce siècle nous a donnés, il n'y en a pas de plus consolant et de plus rassurant.*"

Nous renoncerons à citer toutes les pensées émises, soit en français, soit dans leur propre idiome, par des hommes éminents de nationalités si différentes et nous nous contenterons de reproduire les vers écrits pour la circonstance par les poètes français de la génération actuelle.

1) Sully-Prudhomme:

Corneille t'envierait, car vieux il a pu croire
Qu'il voyait son laurier, de son vivant, périr.
Toi, sans rival, bravant l'oubli même illusoire,
Tu te sens immortel et vois ta jeune gloire
Accompagner tes jours, et chaque an refleurir.

* Les frais seront couverts par souscription nationale. La première édition est déjà enlevée d'avance malgré les prix énormes de 1200 à 6000 francs pour les exemplaires de luxe. Une société d'actionnaires a fourni un capital d'un demi-million pour faire face aux premiers frais.

2) Leconte de Lisle:

Toi, dont le nom sacré fait resplendir la cime
De ce siècle géant que ta force a dompté,
Salut, Maître, debout sur ton œuvre sublime,
Dans ta vieillesse auguste et dans ta majesté.

3) Théodore de Banville:

O Père des Odes sans nombre,
Ton œuvre murmure, éternelle.
Comme une forêt pleine d'ombre,
Et dans ta pensive prunelle
Qui vit les deuils et les désastres
S'épanouit le ciel, plein d'astres.

4) Joséphin Soulary (de Lyon):

Vienne le jour néfaste où, trompant notre appel,
Et l'espoir des aubes prochaines,
Tu tomberas, vaincu, sous le bras éternel
Qui brise tout, même les chênes;
Nous sacrerons le sol où tu seras frappé,
Et l'on te verra, mort splendide,
Toi, si grand aujourd'hui par l'espace occupé
Bien plus grand par ta place vide.

5) François Coppée:

Père, bénis tes fils versant d'heureuses larmes.
Maître, nous t'apportons notre prose ou nos vers.
Français, reçois les vœux de l'immense univers.
Drapeau, le régiment te présente les armes.

6) Pierre Véron (Rédacteur du Charivari et du Journal Amusant):

Quatre-vingt-trois .... fier chiffre, imposant de noblesse,
Mais d'un Victor Hugo doit-on compter les ans?
Puisque sa gloire et lui sont vieux d'une vieillesse
Que rajeunit chaque printemps.

7) Jean Richepin (l'auteur des Blasphèmes!):

Toi, qui sors en régnant de l'arène insultante
Où nous autres, tes fils, entrons en combattant,
Donne-nous pour braver le sort qui nous attend,
La bénédiction douce et réconfortante
De tes mains où fleurit la palme qui nous tente.

8) Armand Silvestre (du Gil-Blas):

Hugo, glorieux nom dont un siècle est rempli,
Soleil illuminant le vol des météores,
Lampe vivante au seuil éternel de l'oubli,
Couchant dont la splendeur fait pâlir nos aurores.

Nous en passons, et des meilleurs, tels que les félibriges Mistral et Aubanel. Il y a un vers qui dépasse tous les autres dont la feuille du Gil-Blas est couverte, un vers que Massenet a mis en musique. Ce vers, les lecteurs de la Légende des siècles le connaissent bien:

Il n'a pas un remords et pas un repentir;
Après quatre-vingts ans, son âme est toute blanche.

Baden-Baden, 1er mars 1885. Joseph Sarrazin.

Christianus.

Unter den fremden, gröfstenteils durch die christliche Kirche eingedrungenen Einzelnamen, aus denen deutsche, d. h. in Deutschland übliche, Geschlechtsnamen entstanden sind, ragt der von **Christus** (mittelhochd. Krist) gebildete, zunächst adjektivische, sodann substantivische Name **Christianus** (mittelhochd. kristen, christlich, Christ) durch eine Menge sehr bemerkenswerter, zum Teil noch gar nicht oder anders erklärter Familiennamen, welche von ihm stammen, hervor.

Die lateinische Form selbst scheint als heutiger Geschlechtsname nicht vorzukommen, was insofern auffallen kann, als viele andere Namen derselben Art auch in der Grundform vorhanden sind, wie *Ambrosius. Bartholomäus, Benedictus, Cornelius, Dionysius, Gregorius, Jacobus, Nikolaus.* Während ferner von diesen Namen vermöge ihrer Betonung sehr häufig eine oder mehr Anfangssilben schwinden, z. B. *Brosius* u. *Brösicke, Merius* u. *Meves, Dictus* u. *Dix, Nelius* u. *Nehl, Nisius* u *Nies, Gorius* u. *Görres, Kobus* u. *Kob, Claus* u. *Klages*: findet sich, wenn es erlaubt ist, nach den bisherigen Sammlungen zu urteilen, von **Christianus**, dessen Tonverhältnis doch dasselbe ist, keine aphäretisch gekürzte Form; der etwa in Betracht zu ziehende Name *Jahnus* mufs als Latinisierung von *Jahn* (zu *Johannes*) gelten.

Die nicht erhebliche Frage, ob die Familiennamen *Kristen, Christen* und *Christ* sich auf den Eigennamen gründen oder appellative Bedeutung haben, läfst sich objektiv natürlich nicht entscheiden: es mag hinreichen, die Berechtigung der zweiten Erklärung durch die gleich oder ähnlich gearteten Namen *Jüde* u. *Judt, Ketzer, Jesuriter, Quäker* (*Heiden, Heyden, Haydn* verlangen bessere Deutung als aus mittelhochd heiden, paganus) zu stützen.

In der folgenden Zusammenstellung sollen zuerst die feststehenden, teils allgemeiner bekannten, teils neu zu erweisenden Ableitungen auftreten; sodann wird eine Anzahl zweifelhafter Namen, welche gleichwohl mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit derselben Quelle angehören, besprochen werden.

1) *Christian, Kristan, Christan, Christann, Kristen, Christen, Cristen, Christern, Chrestern, Christier* (die drei letzten Namen gründen sich auf die in holsteinischen Chroniken und anderswo vorkommende Form Christiernus), *Krischen* (vgl. plattd. Krischân = Christian), *Christe, Christ, Krische, Krisch; Christel, Christl, Krestel, Christlin, Christeinicke, Krischke; Christians, Krystians, Christiani, Christiansen, Christensen, Christesen; Christmann, Cristmann, Chrismann, Christma* (fris.), *Christelmann; Kristner, Kristler, Kristeller, Christeller, Christinger.*

Kirstan, Kirsten, Kürsten, Kirschten, Kirstein, Kirschstein, Kirste, Kirst, Kirscht: Kirsting.

Kerstan, Kersten, Kärsten, Kerstein, Kerschstein, Kerst; Kerstens, Kersting.

Karsten, Carsten, Carstenn, Karstein, Karst; Karsteineke, Carstanjen; Carstens, Karsjens, Carstensen.

Kisten, Kist (*Klugkist*); *Kistel; Kisting.*

Kesten, Kestein, Kest; Kesting.

Kastan, Kasten, Casten, Kassen, Cassen, Sassen (fris.), *Kastein, Kaste, Kast, Cast; — Kästle, Kasteineke; Kastens, Castens, Kassens, Cassens, Kasjens, Castensen; Kastmann.*

2) Da *Kirscht* gleich *Kirst* ist, so liegt es nahe, nach *Kirsch* zu fragen. Zwar können *Kirsche, Kirsch* sich auf die Frucht beziehen und mit Namen wie *Obst, Pfirsch, Quidde, Brambeer, Citron, Kirbis* verglichen werden; allein die abgeleiteten Formen *Kirschke, Kirschken, Kerschgen, Kirschgens, Kerschling* dürften mehr für „Christian“ als für „Kirsche“ sprechen, und

Kerschen läfst sich unstreitig bequemer als *Kersten* fassen denn als Plural von „Kirsche“.

Die Namen *Korsten*, *Corsten*, *Kohrsten*, welche sich jeder anderen Erklärung zu weigern scheinen, können aus *a* vergröbertes *o* enthalten, mithin gleich *Karsten* gelten; *Corssen* dagegen, obwohl die Assimilation aus *Corsten* nichts Auffallendes hätte, wird richtiger, wie *Coorfsen*, *Kohrssen*, als *Cordsen* (zu *Konrad*) verstanden.

Wahrscheinlich gehören *Kresse*, *Kress*, *Creſs* nebst *Kressel* (vgl. oben *Krestel*) und *Kressmann*, denen doch nimmermehr der Pflanzenname „Kresse“ zu Grunde liegt, zu *Christian*.

Ob *Karsch* und *Kasch* (*Kasche*, *Kaschke*) als *Karst* und *Kast* zu erklären, oder einem niederdeutschen Adjektiv mit der Bedeutung „frisch, stark“ (dän. karsk) gleichzustellen seien, wird nicht leicht ermittelt werden können; *Karsch* verhält sich, äufserlich genommen, zu *Karst* wie *Krisch* zu *Christ* und wie *Kirsch*, falls die Deutung dieses Namens den ihm beigemessenen Vorzug verdient, zu *Kirst*. Ferner: wenn *Kasch* aus *Kast* = *Karst* entstanden ist, so darf *Kisch* aus *Kist* = *Kirst* erklärt werden. Auch *Kass*, *Caſs* (latinisiert *Cassius*), verglichen mit *Cassen* aus *Kasten* = *Karsten*, können als *Kast* = *Karst* gedeutet werden; zu *Kass* gehören *Kaske*, *Kassmann*, *Cassmann*.

Schwer fällt es, über den Namen *Kritz* ein befriedigendes Urteil auszusprechen. Altdeutsch, wie *Ditz*, *Fritz*, *Ritz*, *Sitz*, *Witz*, kann er nicht sein, da kein entsprechender Stamm zu Gebote steht. Dagegen ist es nicht unmöglich, dafs er mit dem lausitz. Kosenamen Kritscho, einer Nebenform von Kristo, zusammenhängt; auf *Kritz* folgt *Kritzmann*.

Bonn. K. G. Andresen.

Auf Wunsch des Herrn Dr. David Asher unterlassen wir nicht, zu bezeugen, dafs die Darstellung der Verhandlungen zwischen ihm und Herrn Münter in der Angelegenheit des Lucasschen Wörterbuches, die er im 2. und 3. Hefte des 65. Bandes des Archiv veröffentlicht hat, in allen Punkten der Wahrheit entspricht. Nur durch eine Namensverwechselung der Berichterstatter, bei denen Dr. Asher Erkundigung über den dort Genannten einzog, ward er zu der verletzenden Bemerkung veranlafst, die einen „Widerruf“ nötig machte. Die Redaktion.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

G. Meyer, Essays und Studien zur Sprachgeschichte und Volkskunde. (Berlin, Oppenheim.) 7 Mk.

K. Brugmann, Zum heutigen Stand der Sprachwissenschaft. (Strafsburg, Trübner.) 2 Mk. 50 Pf.

F. Hornemann, Zur Reform des neusprachlichen Unterrichts auf höheren Lehranstalten. (Hannover, Meyer.) 1 Mk. 60 Pf.

R. Hirsch, Über schriftliche Übungen beim Unterricht in den fremden Sprachen. (Berlin, Gärtner.) 1 Mk.

M. Schieszl, System der Stilistik. Eine wissenschaftliche Darstellung und Begründung der stilistischen Entwickelungstheorie. (Straubing, Attenkofer.)

A. Rambeau, Der französische und englische Unterricht am Gymnasium. Methode und Lehrplan. (Progr. d. Wilhelms-Gymn. in Hamburg.)

Ph. Wegener, Untersuchungen über die Grundfragen des Sprachlebens. (Halle, Niemeyer.) 5 Mk.

F. L. O. Rœhrig, The Irish Language: A letter addressed to the President of the New York Society for the preservation of the Irish Language. (New York.) 25 c.

Grammatik.

Th. de Saussure, Étude sur la langue française. De l'orthographe des noms propres. (Paris, Fischbacher.) 3 fr. 50 c.

W. Köritz, Über das S vor Konsonanten im Französischen. (Strafsburg, Dissert.)

C. Wolff, Futur und Konditional im Altprovençalischen. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 20 Pf.

Henri Doniol, Les Patois de la basse Auvergne, leur grammaire et leur littérature. (Paris, Maisonneuve.) 6 fr.

A. Braam, Malherbes Hiatusverbot und der Hiatus in der neufranzösischen Metrik. (Leipzig, Dissert.)

H. Schmidt, Das Pronomen bei Molière im Vergleich zu dem heutigen u. altfranzös. Sprachgebrauch. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 1 Mk. 60 Pf.

A. Jensen, Syntaktische Studien zu Robert Garnier. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 1 Mk. 60 Pf.

Aug. Western, Englische Lautlehre für Studierende und Lehrer. (Heilbronn, Henninger.)

Aug. Western, Kurze Darstellung der englischen Aussprache. (Heilbronn, Henninger.)

Lexikographie.

G. Azaïs, Dictionnaire des idiomes romans du midi de la France. (Paris, Maisonneuve.) III vol. 48 fr. 40 c.

H Stappers, Dictionnaire Synoptique d'Étymologie française. (Bruxelles, Muquardt.) 7 fr. 50 c.

A. L. Melzer, Deutsch-engl.-franz. Lexikon der Ausfuhr-Industrie. (Berlin, Föllen.) 8 Mk.

L. P. Delinotte, Dictionnaire pratique des synonymes français. (Rotterdam.) 8 fl. 50 c.

A. Pougin, Dictionnaire historique et pittoresque du théâtre et des arts qui s'y rattachent. (Paris.) 40 Mk.

Litteratur.

F. Böhm, Ilias und Nibelungenlied. Eine Parallele. (Znaim, Fournier & Haberler.) 1 Mk. 60 Pf.

F. Hirsch, Geschichte der deutschen Litteratur. Lfrg. 17—19. (Leipzig, Friedrich.) à 1 Mk.

H. Hitzigrath, Andreas Gryphius als Lustspieldichter. (Progr. d. Gymn. zu Wittenberg.)

Klötzer, Schiller in seinen Beziehungen zur Musik. (Progr. d. Gymn. zu Zittau.)

K. Knortz, Goethe und die Wertherzeit. Mit dem Anhange: Goethe in Amerika. (Zürich, Verlagsmagazin.) 80 Pf.

Schillers Verhältnis zur französischen Revolution, von K. Rieger. (Wien, Konegen.) 1 Mk.

Emanuel Geibel, Ein Gedenkbuch von A. Holz. (Berlin, Parrisius.) 4 Mk.

R. Springer, Essays zur Kritik und Philosophie und zur Goethe-Litteratur. (Minden, Bruns.) 6 Mk.

F. Tendering, Das poitevinische Katharinenleben und die übrigen südwestlichen Denkmäler. (Progr. d. Gymn. in Barmen.)

M. Rivière, Mirèio, traduite en prose dauphinoise, avec une étude dilectale et quelques textes modernes. (Paris, Maisonneuve.) 6 fr.

H. Bächt, Sprachliche Untersuchungen über Huon de Bordeaux. (Erlangen, Dissert.)

F. Bangert, Die Tiere im altfranz. Epos. (Marburg, Elwert.) 6 Mk.

Chabaneau, Vie de sainte Marie Madeleine, poëme provençal. (Montpellier, Hamelin.)

R. Diehl, Guillem Anelier von Toulouse, der Dichter des zweiten Teils der Albigenserchronik. (Marburg, Elwert.) 80 Pf.

A. Rudolf, Über die Vengeance Fromodin, die allein in der Hs. M^a erhaltene Fortsetzung der Chanson de Girbert de Mez. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 20 Pf.

H. Schnell, Untersuchungen über den Verfasser der Miracles de Nostre Dame par personages. (Marburg, Elwert.) 2 Mk.

E. Wirtz, Lautliche Untersuchung der Miracles de St. Eloi. (Marburg, Elwert.) 2 Mk.

Les 5 livres de F. Rabelais, avec une notice par le bibliophile Jacob. Variantes et glossaire par P. Chéron. T. I. (Paris, Librairie des bibliophiles.) 3 fr.

Gaston Paris, La poésie du moyen âge, leçons et lectures. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 c.

P. Albert, La littérature française au XIXe siècle. T. II. (Paris, Hachette.) 3 fr. 50 c.

Th. Droz, L'esprit gaulois dans la littérature française. Conférence faite au Rathaus de Zurich le 15 Janv. 1885. (Zürich, Meyer & Zeller.) 80 Pf.

E. Combes, Madame de Sévigné historien. Le siècle et la cour de Louis XIV d'après Mme. de Sévigné. (Paris, Perrin.) 6 fr.
A. Tilley, The literature of the French renaissance. (Cambridge-Warehouse in London.) 6 sh.
Victor Hugo. Eine biographische Skizze. (Basel, Bernheim.) 80 Pf.
H. Körting, Geschichte des französischen Romans im 17. Jahrhundert. (Oppeln, F. Franck.) I. Lfrg. 2 Mk.
G. P. R. Hahn, Basedow und sein Verhältnis zu J. J. Rousseau. (Leipzig, Weifs & Schack.) 1 Mk. 50 Pf.
Rich. Hülsen, André Chénier, Die Überlieferung seiner Œuvres poétiques. (Progr. d. Sophien-Gymn. in Berlin.)
L. Radignet, Études islando-américaines. L'Humour dans la littérature américaine. (Paris, Marpon.) 1 fr. 50 c.
F. Hawkins, Annals of the French stage, from its origin to the death of Racine. (London.) 33 Mk. 50 Pf.
H. Fernow, The three Lords and three Ladies of London. By Robert Wilson. Ein Beitrag zur Geschichte des englischen Dramas. (Hamburg, Nolte.) 1 Mk. 50 Pf.
W. Fick, Zum mittelenglischen Gedicht von der Perle. Eine Lautuntersuchung. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 1 Mk. 20 Pf.
G. Chaucer, Werke übersetzt von A. v. During. II. Bd.: Canterbury-Erzählungen, I. Teil. (Strafsburg, Trübner.)
Floris und Blauncheflur. Mittelengl. Gedicht aus dem 13. Jahrh. Hrsgb. von E. Hausknecht. (Berlin, Weidmann.) 6 Mk.
H. Breymann u. A. Wagner, Historisch-kritische Ausgabe von Marlowes Werken. I. Bd.: Tamburlaine. (Heilbronn, Henninger.) 4 Mk.
Dante's Divine Comedy. (London.) 18 Mk.

Hilfsbücher.

J. Winkler, Deutsche Sprach- und Aufsatzlehre für Bürgerschulen. (Prag, Tempsky.) 60 Pf.
J. Seemüller, Leitfaden zum Unterricht in der deutschen Grammatik am Obergymnasium. (Wien, Hölder.) 1 Mk.
W. Fricke, Grundrifs der Geschichte deutscher Jugendlitteratur. (Minden, Bruns.)
O. Dolch, Elementarbuch der französischen Sprache. (Leipzig, Teubner.) 1 Mk. 20 Pf.
O. Dolch, Schulgrammatik der französischen Sprache. I. Teil: Formenlehre. (Leipzig, Teubner.) 2 Mk.
O. Wendt, Französische Briefschule. Systematische Anleitung zur selbständigen Abfassung franz. Briefe. (Hannover, Meyer.) 1 Mk. 20 Pf.
G. Luppe u. J. Ottens, Elementarbuch der französischen Sprache für Oberrealschulen. I. (Zürich, Füfsli & Co.) 1 Mk. 50 Pf.
A. Baumgärtner, Lehrbuch der franz Sprache. (Zürich, Füfsli & Co.) 2 Mk.
J. Masberg, Kurzgefafste franz. Syntax. (Stuttgart, Spemann.)
A. Rothenbücher, Hauptregeln der franz. Syntax nebst Übungsbeispielen. (Kottbus, Differt.) 80 Pf.
F. Golotusow, Leitfaden zum ersten Unterricht in der russischen Sprache für Deutsche. (Reval, Kluge.) 1 Mk. 50 Pf.

Dickens und seine Hauptwerke.

Eine kritische Studie.

II.

Die Pickwickier.

Als Dickens die erste Nummer seiner Pickwick Papers verfafste, war er 25 Jahre alt, unverheiratet und noch nie weit über London und Umgegend hinausgekommen. Die Veranlassung zu diesem Werke war eine Bitte der Herren Chapman und Hall, zu den Karikaturenzeichnungen Seymours (und später Brownes) den Text zu liefern. Gar bald aber änderte sich das abhängige Verhältnis des Schriftstellers zum Zeichner, und der Text bestimmte die Figuren. Diese anfängliche Abhängigkeit macht sich an dem schwulstigen Beginn des Werkes sehr wohl bemerkbar; der Fehler wird jedoch durch Dickens' köstlichen Humor einigermafsen verwischt.

Den Pickwick Papers liegt die Idee zu Grunde, dafs Pickwick, der Präsident eines nach ihm benannten Klubs, begleitet von seinen drei Freunden Winkle, Snodgrass und Tupman, sich im Auftrage ihres Klubs auf Reisen begeben, um ihren Klubbrüdern über die geschauten Sehenswürdigkeiten und Erlebnisse Bericht erstatten zu können: in Wirklichkeit jedoch will der Verfasser die Sitten und Gewohnheiten des englischen Mittelstandes in London und Umgegend schildern. Während in den ironischen „Lettres Persanes" des französischen Satirikers Montesquieu die Berichterstatter durch Witz und Schärfe der Beobachtungsgabe glänzen und weit über die Dummheiten ihrer Landsleute erhaben sind, zeichnen sich die Personen unseres Humoristen durch Unerfahrenheit des Herzens und eine

naive Beobachtungsgabe aus. Es ist also bei der Beurteilung der Charaktere in Pickwick höchst wichtig, zu bedenken, dafs man sich unter Gemütsmenschen bewegt. Obwohl der unerfahrene Pickwick und seine noch weniger erfahrenen Begleiter im Kontakte mit Leuten wie Jingle und Job Trotter in Konflikt geraten, sind diese letzteren keineswegs raffinierte Verbrecher, sondern auch Gemütsmenschen wie die getäuschten Helden unserer Erzählung. Dodson und Fogg, die intrigierenden Advokaten, dürften allerdings eine Ausnahme machen. — Da sich also meistens nur Gemütsmenschen einander entgegenstehen, mufs das Werk eine gewisse Monotonie in den Kontrasten entwickeln, und darin liegt sein Hauptfehler; denn in keiner Dichtungsform stört eine mangelhafte Kontrastbildung so sehr als im Roman. — Wir können schon aus diesem Grunde Forster nicht zustimmen, welcher Pickwick und seinen Diener Sam Weller als den Don Quixote und den Sancha Panza von London bezeichnet. Während in dem spanischen Werke Herr und Diener sich durch einen grofsartigen Gegensatz des Charakters auszeichnen, macht es sich der Londoner Diener zur Aufgabe, dieselbe gemütvolle Rolle seines Herrn zu spielen; ja, er sucht sogar diesen in Grofsmut zu übertreffen. Er ist Gemütsmensch wie sein Herr; in seiner gröfseren Lebenserfahrung liegt der einzige Unterschied.

Obwohl der Horizont des Stückes ein weiter ist, da er Kaufleute, Abenteurer, Municipalbeamte, Journalisten, Advokaten und ihre Schreiber, Rittergutsbesitzer, das Militär, Doktoren und Apotheker umfafst, ist doch die Perspektive eine sehr geringe, und inmitten des vielen Elends, das unser Held im Fleet-Gefängnis erblickt, fehlt dem mit Affekten tändelnden Dichter das erlösende Wort. — Ebenso ist von einem eigentlichen epischen Strome gar nicht die Rede; als Ersatz macht sich jedoch ein roter Faden, der sich lose durch eine Reihe von Skizzen und Situationen zieht, deutlich genug bemerkbar. Ehe wir also zur Charakteristik der Personen übergehen, sei bemerkt, dafs die Stärke des Werkes weniger im Ganzen als im Detail zu suchen ist.

Pickwick ist ein fetter, kurzsichtiger Junggesell von 50 bis 55 Jahren, mit einer Glatze, den Tafelvergnügen nicht abgeneigt

und von einem hitzigen Temperament. Da der Edelmut seiner Gesinnung und die Anspruchslosigkeit seiner Sitten mit diesen Äufserlichkeiten sich wenig zu vertragen scheinen, d. h. die unscheinbare Schale nicht auf den guten Kern schliefsen läfst, den sie umfafst, liegt in dieser Figur eine unerschöpfliche Quelle für den phantastisch-grotesken, wie auch für den pathetischen Humor unseres Novellisten, und des letzteren Fähigkeit, das Erhabene und Lächerliche in einer Person zur Darstellung zu bringen, wird durch dieses erste Kind der Dickensschen Muse aufs glänzendste nachgewiesen. Diese so humoristisch wirkende Type ist echt germanisch und mit mancher Schöpfung in den deutschen Romanen unseres Jahrhunderts eng verwandt, nur dürfte sie dort weit eckiger und derber sein und weniger in Schnürstiefelchen und Gamaschen erscheinen. Doch wenn sich jene deutschen Brüder Pickwicks auch weniger gewandt in Leo Hunters litterarischem Cirkel bewegen würden, so geben sie doch auch in Deutschland, wenn sie glauben, im Recht zu sein, Proben von derselben Hartnäckigkeit und Widerstandsfähigkeit, die unser Pickwick an den Tag legt, da er lieber in das Schuldgefängnis wandert, als ungerechterweise eine für ihn unbedeutende Summe zahlt. Diese echt germanische Bekundung des zähen Widerstandes bei äufserem Drucke, welcher Deutschland die Reformation und England seine Great Charter verdankt, hat Goldsmith aufs herrlichste in seinem Traveller durch einen Vers ausgedrückt, den er allerdings nur auf den englischen Bauer anwendet, welchen wir jedoch auf alle Germanen ausdehnen wollen:

„True to imagined right, beyond control."

Es ist oft schon von Kritikern tadelnd hervorgehoben worden, dafs der anfänglich so originelle und pedantische Pickwick im zweiten Teile und gegen das Ende der Erzählung aus seiner Rolle falle und ein ganz anderer Mann werde. Indem wir nun auch mit Bedauern zugeben müssen, dafs der „gute alte Knabe" am Ende mehr den Philanthropen herauskehrt, so kann dies doch nicht wunderbar erscheinen, wenn wir bedenken, dafs Dickens in dieser Mulde zwei sich einander widersprechende Eigentümlichkeiten verschmolzen hat. In Pickwick führt der lokalisierende Feuilletonist uns eine germanische, und ganz

besonders eine englische Type vor Augen, welche so kurz durch die einheimische, in andere Sprachen nur durch gröfsere Umschreibungen übersetzbare Redeweise bezeichnet wird: „He improves on acquaintance", er gewinnt bei (näherer) Bekanntschaft. — Es ist jedoch ein anderer Umstand, der uns veranlafst, Dickens' Idee von Pickwick als inkorrekt und ungenau zu bezeichnen: Boz will uns nämlich glauben machen, dafs dieser unbeholfene, pedantische und unerfahrene Junggesell ein ehemaliger Kaufmann sei, welcher sich „durch tüchtige Geschäfte" ein bedeutendes Vermögen erworben habe. Ein Privatlehrer, der durch Erbschaft plötzlich reich geworden, oder ein Gentleman Farmer aus einem entlegenen Teile Englands, welcher sein Gut verkauft hat, dürfte viel eher ein so klägliches Bild „im Strome der Welt" entfalten als ein routinierter Kaufmann.

Während diese germanische Type mit den sich widersprechenden Zügen humoristisch wirkt, wird in Sam Weller, einer Schöpfung „aus einem Gufs", der Humor aufs glücklichste zum komischen Humor. Die komische Wirkung der Sklaven bei Plautus und der französischen und italienischen Bedienten bei Molière und Ariost wird jedoch in der germanischen Litteratur noch eine gröfsere und reinere Befriedigung hervorrufen, als hier der den Germanen so eigene, gesunde Zug den Schriftsteller veranlafst, sich auf die Seite der untergeordneten Lebensstellung zu schlagen. In den Menächmen des Plautus, die Shakespeare für seine „Komödie der Irrungen" benutzte, stiehlt der mit seinem Herrn auf gutem Fufse stehende schlaue Sklave das Kleinod, welches er dessen Geliebten zu überbringen hat; der germanische Dichter schildert uns den Diener als einen ehrlichen Mann, der jedoch von seinem Herrn als Botenlohn eine Tracht Prügel erhält. In dem Amphitryon des Plautus und Molière wird eine gewisse Komik dadurch erreicht, dafs Sklaven und Bediente sich bemühen, ihren Herrn linkisch nachzuäffen, während Shakespeares Adam (in As you like it) und Dickens' Sam Weller einen komischen Humor dadurch zu erzielen wissen, dafs sie die Grofsmut ihrer Herren und Meister nachahmen oder gar zu übertreffen suchen.

In der germanischen Litteratur streift der auf diese Weise

hergestellte komische Humor an das Pathos, während in dem Amphitryon jener beiden Repräsentanten der romanischen Litteratur die Komik oft — zur Mimik herabsinkt.

Im Gegensatz zu seinem unerfahrenen Herrn, welcher sich an die Allgemeinheit aufopfert, indem er allen und jedem ein Wohlthäter sein will, ruft Sam Weller, der klügere und erfahrenere Diener, einen weit gröfseren Beifall des Lesers hervor, da er seine Grofsmut auf den Brotgeber beschränkt, welchen er liebt und den er ohne zu zaudern, in das Schuldgefängnis begleitet. Es entspricht daher dem Wunsche aller Leser, dafs dieser sich nicht an die Allgemeinheit verlierende Philosoph in der Bedientenlivree seine Marie heimführt und am Ende des Buches einen kleinen Herd sein eigen nennen kann.

Dafs dieses Verhältnis zwischen Herrn und Knecht nicht nur für verschiedene Völker, sondern auch für verschiedene Perioden charakteristisch ist, ersehen wir leicht aus einer Parallele zwischen Sancho Panza und Sam Weller. Der spanische Knappe des 16. Jahrhunderts, seines Herzogtums gewifs, folgt seinem Herrn blindlings in den unternommenen Extravaganzen, wogegen es bei dem englischen Diener des 19. Jahrhunderts nur mit Kopfschütteln und dem Bewufstsein geschieht, dafs der unerfahrene Unternehmer eines praktischen Beistandes und eines stärkeren Armes bedürfen möchte. Wer dürfte jetzt noch zweifeln, dafs die vergleichenden Litteraturen der Nationen der beste Spiegel ihrer Sitten, Anschauungen und — ihrer Fortschritte sind?

Sam Weller ist das getreue Bild eines Cockney, welcher seine Erziehung in den Strafsen Londons fand; seine Sprache, die Dickens leider in übertriebener Weise mit Citaten und sprichwörtlichen Redensarten gespickt hat, erinnert uns an die von Erfahrungssätzen begleiteten Orakelsprüche der Londoner Omnibusführer, mit denen der Kutscherssohn Sam ohne Zweifel in seiner Jugend viel zu thun hatte. — Dafs eine Unze Mutterwitz mehr wert ist als ein Pfund Schulweisheit, zeigt Pickwicks Diener aufs trefflichste bei Gelegenheit des mit Naturfarbe gezeichneten Bardellschen Termines, wo er der Gegenpartei durch einige eingestreute Bemerkungen den gröfsten Schaden zufügt und dabei die Richter persifliert. Des früheren

Gassenbuben kaltblütiges Verhalten den drohenden Richtern gegenüber ist frei von jeder Übertreibung und nach dem Leben gezeichnet, und Sam Wellers kluges Benehmen mufs um so überraschender erscheinen, als der sich nie auf platonische Liebe beschränkende Diener seinen Herrn für schuldig hält. — Die Sprache unseres Cockney, die Begleitung der Worte durch Gesten, ja durch Grimassen, alles das hat Sam Weller zu einer populären Volkstype gemacht. — Während sein Herr mehr oder weniger eine Verkörperung von Tugenden ist, trägt der Bediente individuelle Züge.

Diese letztere Erfahrung, dafs die Hülle der dichterischen Idee oft von einer einfachen, ungekünstelten Type begleitet wird, machen wir jedoch an den meisten dramatischen wie epischen Kunstprodukten. Man stelle Sancho Panza neben Don Quixote, den Vikar von Wakefield an die Seite seiner Gattin Frau Primrose, und endlich Margarete neben Faust, so wird man in allen erstgenannten Figuren die Natur abspiegelnde und rasch gefertigte Photographien erkennen, welche den mit Künstlerhand sorgfältig ausgeführten Ölgemälden gleichsam als Zugabe beigegeben sind. Dafs oft die letzteren hinter den ersteren zurückbleiben, ist nicht zu verwundern; denn während der Dichter in jenen nur wiedergiebt, was er gesehen, will er in diesen etwas Neues schaffen. In jenen zeigt er uns, wie der Mensch ist, in diesen, wie er sich ihn vermöge seiner dichterischen Phantasie denkt. In jenen bewundern wir die Imitation, in diesen die Exaltation der menschlichen Natur. Bei jenen wollen wir Wahrheit, bei diesen Schönheit, Kühnheit und Erhabenheit. Wollte der Dichter nur jene liefern, und wäre sein Werk ein Photographiealbum, so würde er zum ästhetischen Fortschritte der Menschheit wenig beitragen; würde er dagegen nur diese fertigen, dürfte der frivole Leser einer materiellen Welt, wie die vom Adler getragene Schildkröte, zu plötzlich in eine ideale Höhe versetzt werden und sich kaum in dem ungewohnten Elemente wohl fühlen. — Dickens dürfte an jenem, Schiller mehr an diesem Fehler kranken. Shakespeare, Molière und Goethe verstanden es jedoch herrlich, Schöpfungen beider Art in einem Werke zu verschmelzen.

Die von populären Citaten allzusehr strotzenden Bemer-

kungen Wellers finden eine glückliche Abwechselung in der mit vereinzelten Sprichwörtern mäfsig gespickten Ausdrucksweise seines Vaters, des korpulenten, schlauen und grofsmütigen Orakels der Kutscherwelt, welcher mit den Schwächen seiner frommen (zweiten) Gattin Geduld hat, aber der unversöhnliche Feind des Seelenhirten Stiggins ist. Des Vaters Stolz, einen Sohn wie Sam zu besitzen, den er behufs Erziehung auf die Strafse verwiesen, zeigt sich aufs köstlichste in ihren Unterredungen; wenn jedoch der alte ungebildete Mann unverstandene Fremdwörter (wie dispensarium und aliby) gebraucht, hat sein Sohn genug Geduld, den geschwätzigen, vornehm und klug thuenden, aber unverbesserlichen Alten, unbeschadet allen Respekts, zu belehren.

Pickwicks drei Begleiter sind aller Energie bar und kommen uns wie Tapetenfiguren vor; es sind nur des Scherzes wegen geschaffene dürftige Karikaturen, und die erforderliche Umspinnung mit Temperament, Instinkt und Neigungen hat Dickens hier gänzlich unterlassen. Dafs Snodgrass der sentimentalen Richtung angehört, erfahren wir von Dickens, aber wir ersehen es nicht aus seinen Handlungen. Diese Tölpel sind so unbeholfen und unerfahren, dafs ihr pedantischer Freund und Wohlthäter Pickwick an ihrer Seite als ein Weltweiser erscheint. Ungezogenen Kindern ähnlich nehmen sie zu ihm nur ihre Zuflucht, wenn sie seines Rates oder seiner Börse bedürfen, und es erfüllt uns mit Unwillen, dafs diese drei Freunde, welche mit ihren eigenen Angelegenheiten zu sehr beschäftigt sind, ihren Wohlthäter nicht gleich am ersten Tage seiner Gefangennahme besuchen, und dafs die freien Männer sich durch die Grofsmut eines Dieners beschämen lassen. — Der Vater von einem dieser Jünger Pickwicks, der alte Winkle, ein praktischer, geschäftsmännisch vorgehender Hafenbeamter in Birmingham, ist dagegen aufs herrlichste getroffen.

Dasselbe können wir von dem alten Wardle, dem kentischen Gutsbesitzer sagen, welcher umgeben von Tanten, Grofsmüttern und Töchtern, uns in seinem Hause wie ein vielgeplagter, mild lächelnder Pantoffelheld erscheint, der allen Anforderungen gerecht werden möchte; der im Verkehr mit der Welt jedoch die unbedingte Unterwerfung unter seinen mit Ungestüm angekün-

digten Willen erwartet, was bei Gelegenheit von Jingles Entführung der alten jungfräulichen Tante, seiner Schwester, sich am deutlichsten zeigt. Im allgemeinen dürfte Frau Winkle also recht haben, wenn sie dem wild auffahrenden Farmer vorwirft, ein zorniger Tyrann wie er könne nur durch eine Flasche Wein erträglich gestimmt werden. Der alte Wardle ist der Squire Western des 19. Jahrhunderts; jedoch nicht nur die Zeit dürfte die rohen Sitten des Ökonomen gemildert, sondern auch lokale Verhältnisse einen Unterschied hervorgerufen haben, indem der wilde Squire (in Fieldings Tom Jones) einem wütenden Stier gleich, als unumschränkter Herr in einem entlegenen Teile Englands haust, während Wardles Rittergut sich mehr in der Nähe einer der grofsen, in unserer Zeit die Menschheit nivellierenden Metropolen befindet.

Der „fette Junge", ein Bursche von ungefähr 17 Jahren, ist unbestreitbar nach dem Leben gezeichnet, und der Reiz, den diese pausbäckige, schläfrige und einfältige Figur auf die Lachmuskeln der Leser ausübt, liegt in der glücklichen Verschmelzung einer an Idiotismus grenzenden, boshaften Naturanlage mit einer durch reichliches Essen geweckten Sinnlichkeit. Obwohl diese Figur schon in seines Brotherrn Munde nicht frei ist von Überladung, so nimmt sich dieselbe jedoch dort noch besser aus als in Dickens' Anschauung, welcher in der Karikatur hier oft des Guten zu viel gethan hat. Doch sind die meisten Situationen, in welchen unser fat boy eine Rolle spielt, höchst gelungen und mit seinen sich widersprechenden Charakterzügen vereinbar. So verrät dieser boshafte Cöliban das Rendezvous der alten Jungfer mit Tupman, die den vermeintlichen Idioten zu wenig beachten, nur durch einen Hinweis auf frühere Wohlthaten und auf zukünftige Gaben; sein Heulen während des Pickwickschen Toastes und seine Liebeserklärung an Marie nach vollendetem Mahle vervollständigen die Zeichnung.

Jingle vollendet die Galerie trefflicher Figuren; es ist ein schlau berechnender, gutmütiger Abenteurer, der bei Gelegenheit jener Entführung lieber mit dem schlauen Advokaten Perker verhandelt, sich aber vom hitzigen Wardle nicht beikommen läfst. Seine aphoristische, lebhafte Sprache, die nur die Haupt- und Zeitwörter angiebt, da alle übrigen Beiwörter als unnötige

Zugaben verschluckt werden, kennzeichnet ihn als den schnell denkenden und noch rascher handelnden Mann der Welt. Obwohl dieser auf Abwege geratene Gemütsmensch der Reue fähig ist, kann diese, seiner Naturanlage gemäfs, nur eine oberflächliche sein und sich wenig von der Sinnesänderung Jenkinsons in Goldsmiths Landpfarrer von Wakefield unterscheiden.

Frau Bardell, die Pläne schmiedende Witwe, und ihre zwei Freundinnen sind wie Sam Weller mit Naturfarbe gezeichnet; wir können daher getrost den Satz aufstellen, dafs unser Novellist in allen seinen Werken Londoner Hauswirtinnen und Bediente aufs glücklichste getroffen hat; dafs er dagegen unfähig ist, Repräsentanten fremder Nationen zu zeichnen. Der in Leo Hunters Cirkel erscheinende deutsche Graf Smorltork kann nämlich nur die Lachmuskeln derjenigen Engländer erregen, die Deutsche noch nie englisch sprechen hörten; denn unser deutsche Landsmann radebrecht hier wie ein im Englischen sich versuchender Franzose. Dagegen finden wir bei Gelegenheit eines Captain Boldwig die von Dickens in späteren Werken bei seiner Figurenzeichnung so oft angewendete kurze, drastische, mit komischen Pinselstrichen geführte Charakteristik der Sitten und Eigentümlichkeiten. Die Advokaten Dodson und Fogg sind die einzigen gemütlosen, konsequenten Charaktere, während Stanley den mechanisch verfahrenden Beamten repräsentiert. Und in diesem letzteren erblicken wir daher den Vorläufer der in späteren Werken eine so grofse Rolle spielenden Büreaukraten und verknöcherten Beamten.

Schliefslich gedenken wir noch der Episoden, zu welchen wir auch die aus Sam Wellers Schatz der Erfahrungen gemachten längeren Mitteilungen und Anekdoten rechnen, die in den Übersetzungen bedeutend verlieren müssen, da der Reiz hier weniger in der Erzählung als in der Art des Erzählens liegt. — Nirgends dürfte eines Schriftstellers Hirn Schrecklicheres ausgebrütet haben, als in den Episoden dieses Romanes und namentlich in der Erzählung „Das Manuskript des Wahnsinnigen (The Madman's Manuscript)“ geschieht, und der Gedanke, dafs Dickens, wie sein Biograph, Lewes und Taine zum Trotz, behauptet, frei von Hallucinationen und stets mit kühler Überlegung zur Feder gegriffen habe, macht in uns ein klein

wenig den Verdacht rege, hier sei ein gutes Teil Effekthascherei mit im Spiele, und bei Abfassung dieser und ähnlicher Episoden sei der Schriftsteller sich wohl bewufst gewesen, dafs das englische Volk eine so kräftige Speise lieben dürfte.

Dafs Dickens in diesem Romane wie in späteren Schriften uns für das traurige Los und die geringe Bezahlung der Advokatenschreiber und Expedienten Interesse einflöfst und hierin dem deutschen Verfasser (Hackländer) von „Europäisches Sklavenleben" (1854) zur Seite tritt, kann nur dankend anerkannt werden. Works of fiction können sicherlich dazu beitragen, dafs diesen Stiefkindern der menschlichen Gesellschaft mit der Zeit ein besseres Los zu teil werde.

Während wir in Frau Bardells Erscheinen im Fleet höchstens ein beruhigendes Moment erkennen, vermissen wir leider aufser dem befreienden Momente zuweilen noch eine weitere Ausbildung der in dem Buche wirklich enthaltenen sittlichen Momente, und Dickens' Schadenfreude über die Trennung der Pottschen Eheleute kann nur dadurch einigermafsen entschuldigt werden, dafs der Novellist den Pantoffelhelden Pott der Lächerlichkeit überliefern will, da sich derselbe von den Drohungen seines Weibes und noch mehr von den ihres Bruders, „des Lieutenants", ins Bockshorn jagen läfst. — Naturscenerie und Hintergrund sind ebenfalls nur dürftig bedacht, und auch dieser Umstand erinnert uns an den Salaschen Ausspruch, dafs beim Erscheinen der Pickwick Papers die Kritik durch das Gelächter erstickt wurde.

Oliver Twist.

Ehe unser Novellist die Pickwick Papers beendete, hatte er schon ein neues Werk begonnen, dessen Idee ihm wahrscheinlich durch die in den Pickwickiern geschilderten traurigen Gefängnisscenen eingegeben worden war. Der Held dieser Romane ist Oliver, ein armer Waisenknabe und vermeintliches Kind der Liebe, welches aus den Schmutzhöhlen des Lasters unversehrten Herzens hervorgeht, um endlich seine Verwandten wiederzufinden. Während wir jedoch in den Pickwick Papers nur eine am roten Faden aufgereihte Perlenschnur von Genrebildchen erblicken, finden wir hier einen gemeinsamen Mittel-

punkt und eine regelrecht angelegte Intrigue, und nachdem der Anfang des Werkes bis zu Olivers Erscheinen in London (Kap. I bis IV) nach Art der Pickwickier auch nur mühsam zusammenhängende Sittenbildchen vor unseren Augen entrollt hat, so wirkt dann der von da ab ununterbrochene epische Strom der Erzählung um so wohlthuender.

Die ganze Anlage dieses höchst interessanten Buches zeugt von Dickens' Befähigung für Werke dieser Gattung, und wir müssen es begrüfsen, dafs er sich nach den humoristischen Ergüssen der Pickwickier dem ernsteren tendenzlosen socialen Romane zugewendet hat. Der Dichter zeigt uns die menschliche Gesellschaft auf einer wahren Stufenleiter des Lasters und der Verworfenheit. Während Oliver Twist instinktmäfsig vor dem ersten Schritte zum Laster zurückbebt, finden wir am Ende jener socialen Leiter Nancy, die arme Prostituierte, und den häfslichen Juden als Diebeshehler und Anstifter; und ist der letztere wohl noch gefährlicher als der Dieb, Einbrecher und Mörder Bill Sykes, dessen nur flüchtig angedeutete häuslichen Verhältnisse uns an den Bully, den Zuhälter öffentlicher Dirnen, erinnert. Noah Claypole, ein anderer Waisenknabe, den der Dichter des Kontrastes halber geschaffen hat, durchläuft schnell die Sprossen jener socialen Leiter, um als Dieb und häfslicher Spion in des Juden Dienste zu treten. — Auf der anderen Seite sehen wir einen biederen, von Optimismus erfüllten Greis, ein unschuldiges, naives Liebespärchen, Henry und Rosa Maylie, eine menschenfreundliche Familie (Maylie) und mechanisch handelnde Polizeibeamte. Doch wie uns jenes Liebespärchen kalt läfst, da sich all unsere Teilnahme Bill Sykes und Nancy, einem interessanteren Paare, zuwendet, so können wir im allgemeinen sagen, dafs die Stärke des Dichters in der Schilderung der Nachtseiten unserer socialen Verhältnisse zu suchen ist, alles Regelmäfsige und Tugendhafte im entgegengesetzten Lager dagegen als fade und hausbacken erscheint. Die Entschuldigung, dafs unser Novellist hier als Anwalt des verkommenen Volkes gehandelt und das Interesse des Lesers absichtlich von den geordneten Verhältnissen auf diese Hefe des Volkes übertragen habe, kann hier durchaus nicht gelten, denn in diesem Falle würde er Rosa nicht mit derselben Aus-

zeichnung behandelt haben, die Nancy zu teil wird: das technische Ungeschick des Anfängers, dem Abstufung, Kontrast und Nüancierung noch nicht geläufig sind, trägt hier die einzige Schuld. Nun aber hat Lessing in „Nathan der Weise", wo Selbstsucht und Selbstlosigkeit einander gegenüberstehen, ein schönes Beispiel gegeben, dafs der Harmonie anstrebende Dichter zuweilen den Schachkünstler nachahmen müsse, indem er aus den zwei entgegengesetzten Feldern mit einander gegenüberstehenden Figuren allmählich vorrückte und indem er in seinem Werke zuletzt den Patriarchen als den selbstsüchtigsten, und Nathan als den selbstlosesten der angewandten Figuren einander gegenüberstehen läfst. Somit gleicht sein Werk der Treppenpyramide, die nicht nur auf der Aufgangsseite eine Stufenfolge aufweist, sondern auch entsprechende Abstufungen auf der anderen Seite enthält. In jenem Drama hat dieser höchst logisch denkende Kritiker und Figurenkünstler dem Schriftsteller aufs glänzendste bewiesen, wie glücklich man mit der Nüancierung Kontrastbildung zugleich anbahnen könne. Es wird aus der Besprechung der folgenden Romane hervorgehen, ob Dickens sich überhaupt zu dieser Höhe der Schöpfungskraft aufgeschwungen hat. Obwohl wir nun Kontraste vermissen, läfst die Nüancierung oft nichts zu wünschen übrig, und wollen wir nur auf Bill Sykes und den Juden, auf Brownlow und Grimwig, auf Nancy und Charlotte hinweisen. Ansätze zur Kontrastbildung finden sich in Oliver Twist und Noah Claypole, und ganz besonders in Nancy und der Köchin im Maylieschen Hause. Die Art und Weise, wie die letztere Tugendheldin, welche über die arme Strafsendirne die Nase rümpft, von unserem menschenfreundlichen Novellisten abgefertigt wird, beweist, dafs man bei der Beurteilung der Charaktere der zwei entgegengesetzten Lager den Unterschied machen müsse, welchen der gröfste Menschenfreund aus Nazareth durch das Gleichnis vom Pharisäer und Zöllner so herrlich veranschaulichte. Somit giebt Dickens, dieser Anwalt der verkommensten Geschöpfe, die Hoffnung einer Änderung der Dinge nicht auf. Sein Werk lehrt uns, dafs ein kleiner Teil der zerlumpten und schmutzigen Bevölkerung, trotz der schlechten Hülle, noch ein reines, unversehrtes Herz haben könne (Oliver Twist), dafs alle wirk-

lich Gesunkenen nicht gleich tief stehen und der Dieb noch vor dem Mörder zurückschrecken könne (Karlchen Bates und Sykes), dafs dieser letztere sogar noch Spuren des Guten habe und der fürchterlichsten Reue fähig sei, und dafs endlich selbst die am äufsersten Pole des Elends stehende Prostituierte (Nancy) noch von der Bahn des Lasters gerettet werden kann, falls sich nur menschenfreundliche Herzen finden, welche die in gewissen Stunden so stark hervortretenden Regungen zum Guten wieder anfachen. In Nancys Besuch im Mayliescheu Hause behufs Rettung ihres Lieblings Oliver von geistigem und physischem Elende hat Dickens aufs glänzendste angedeutet, dafs zwischen den beiden Lagern, trotz der lasterhaften Verkommenheit auf der einen Seite und der vornehmen Tugendheuchelei auf der anderen, noch eine Versöhnung möglich ist. Somit hat Dickens das in den Pickwickiern vermifste versöhnende Moment in dem vorliegenden Werke zum Ausdruck gebracht, und die weitgehende Perspektive, welche uns jene Situation eröffnet, ist bei dem umfassenden Horizonte dieser Prosadichtung ein weiterer Beweis von der zunehmenden Kraft unseres Schriftstellers.

Indem wir nun zur Besprechung der einzelnen Figuren übergehen, fügen wir zu dem, was wir von unserem kleinen Helden (Oliver) schon erwähnten, noch hinzu, dafs wir uns in ihm, bei seinem ersten Auftreten im Roman und in London, ein schmächtiges, furchtsames, nervöses Kind vorzustellen haben, dessen hübsche Augen und sympathische Gesichtszüge sich hinter einer Kruste von Schmutz noch vorteilhaft genug abheben, aber nur den genauer hinsehenden Menschenfreunden (Herrn Brownlow, Frau und Rosa Maylie und deren Hausarzte) auffallen. Dem im Blute liegenden Instinkte, welcher auch die Neigungen bestimmt, dürfte unser Novellist in unserem Helden zu viel zugemutet haben; dafs ein ihn fragend anblickendes Bild, welches sich später als das seiner Mutter herausstellt, die er jedoch nie gekannt hat, einem fieberkranken Kinde zu schaffen macht, ist durchaus nicht auffallend, und ein ähnliches Erstaunen dürfte ein an Porträts ungewöhnter Landmann noch im vorgerückten Alter äufsern; dafs aber ein dem Andenken seiner Mutter zugefügter Schimpf dem sonst alles duldenden

schwächlichen Waisenknaben den Mut und die Stärke verliehen habe, den stärkeren Beleidiger zu Boden zu schmettern, müssen wir als „Cant“ bezeichnen. Eine solche Verehrung an den Tag zu legen, selbst der Mutter gegenüber, von deren Existenz der arme Junge jedoch kaum überzeugt sein konnte, heifst dem Instinkt zu viel zumuten; oder sollte etwa diese Verehrung einer toten Mutter ein Beweis für des Knaben aufserordentlich gute Erziehung sein? Die Möglichkeit, dieselbe zu erteilen, spricht ja der Dichter dem sich mit Olivers Erziehung befassenden Instituten geradezu ab! Wir verlassen unseren Helden in dem Augenblicke, wo er in Rosa Maylie seine Schwester, und in dem gefürchteten und ihn verfolgenden Monk seinen Onkel wieder erkennt, sich als legitimes Kind entpuppt, und in den Besitz seiner rechtmäfsigen Erbschaft gelangt.

Der pedantische gutmütige Brownlow dürfte zuweilen nur der Träger der Gedanken des Dichters sein; da er jedoch noch der würdigste und verständigste Repräsentant seines Lagers ist, wollen wir die hier zu Tage tretenden Unebenheiten in dem zweiten Romane unseres Dichters einigermafsen entschuldigen. Wenn wir jedoch Molières „Gelehrte Frauen“ oder seinen „Tartuffe“ ins Auge fassen, so wird man in Clitandre und in Dorine aufser Molières Lebensweisheit noch des Dichters technisches Geschick bewundern, welcher mit kurzen, eindringlichen und in den übrigen Dialog sich gut einfügenden Worten uns seine Ansichten über den Gegenstand (eheliches Glück u. s. w.) mitteilt. Die umfangreichen Moralpredigten unseres wunderlichen Alten lassen nur zu deutlich merken, dafs derselbe oft nicht seinem Selbstgefühl Ausdruck giebt, sondern in des Dichters Pathos verfallen ist. Wir verlangen also auch in der epischen Dichtungsgattung von dem Träger der dichterischen Idee vor allen Dingen Kürze, Bestimmtheit und Übereinstimmung der ausgesprochenen Gedanken mit seinem sonstigen Charakter.

Ein noch gröfseres Original ist der alte Grimwig, welcher ohne Pessimist zu sein, nur durch scheinbaren Widerspruch Brownlows optimistische Ideen hervorlocken mufs. An dergleichen Figuren mangelt es nie in den Romanen eines jugendlichen Verfassers.

Wenn wir eine weitere Figur näher ins Auge fassen, so nehmen wir eine neue Eigentümlichkeit unseres jugendlichen Novellisten wahr. Rosa Maylie repräsentiert nämlich das schwache Schöne. Da nun das Schöne aus einer harmonischen Vereinigung zweier entgegengesetzten Grundbedingungen hervorgeht, dieser ursprüngliche Widerspruch, welcher der harmonischen Auflösung vorhergeht, jedoch schwer darzustellen ist, pflegen Anfänger der Dichtkunst oft diese zu Grunde liegenden Widersprüche zu mildern oder ganz zu verwischen, und es entsteht das schwache Schöne und eine Art Namby-Pamby-Stil; Rosa Maylie dürfte jedoch der beste Beweis dafür sein, wie leicht das schwache Schöne in das Fade übergeht.

Ein Polizeichef, der sich zu des Dichters Lebzeiten durch Zornesausbrüche bei den Verhören unpopulär gemacht, hat das vortreffliche Dickenssche Porträt des Herrn Fang geliefert, dessen Erfolg und Eindruck auf die Leserwelt vielleicht zu der bald darauf erfolgten Abberufung des Originals von seinem Amte beigetragen hat.

Indem wir nun zu einer anderen, interessanteren Gruppe übergehen, können wir nicht besser thun, als den zwischen den beiden Lagern stehenden gefährlichen Intriganten Monk zunächst ins Auge zu fassen. Die bei jedem Anblicke seines Neffen sich wiederholenden, von Epilepsie begleiteten Wutausbrüche dieses Mannes sind nicht genügend motiviert; die Art und Weise, wie man sich seiner Person bemächtigt, und die Rede, durch welche der sonst so verschlossene Mann den Abschlufs des Stückes herbeiführt, alles dies ist unnatürlich und die Figur ist unmöglich. Dies dürfte jedoch in dem zweiten Romane unseres Schriftstellers nicht auffallen; denn gerade die Möglichkeit eines Intriganten, dieses Verbindungsgliedes zweier entgegengesetzter Lager, ist eine verhängnisvolle Klippe für so manchen jugendlichen Verfasser, und Carker (in Dombey und Sohn) wird nichts mehr zu wünschen übrig lassen.

Neben dem Egoisten Noah Claypole hebt sich die für ihren Geliebten leidende und für ihn fehlende Charlotte vorteilhaft ab; übrigens hat Dickens oft die unter der Roheit ihrer Männer duldenden Frauen der niederen Klasse zum Gegenstand der Betrachtung erhoben.

Noch rührender ist das Bild der schon oft erwähnten Nancy. Dickens stellt dieses Mädchen aus der Hefe des Volkes nicht auf der Höhe ihrer lasterhaften Laufbahn dar, wie es Alfred de Musset, Dumas und Zola gethan, sondern auf der von der Höhe des Lasters zur Reue und vielleicht zur Tugend führenden schiefen Ebene. Die wenigen Züge, die er am Anfange von dem unglücklichsten aller Wesen entwirft, lassen uns keinen Augenblick im Zweifel, mit wem wir es zu thun haben; jedoch nach wenigen flüchtigen Andeutungen bezüglich Kleidung und Lebensweise sehen wir in ihr nur die Haushälterin und Geliebte des furchtbaren und brutalen Bill Sykes, welchem sie aus Furcht gehorcht, und den sie, trotz aller Furcht, wahrhaft liebt. Im vorliegenden Werke sehen wir also weniger das lasterhafte Leben einer Prostituierten, sondern den aus diesem Lebenswandel entspringenden traurigen Zustand. Während man nämlich in der Grammatik wohl eine von der Gegenwart losgelöste und eine noch in derselben fortdauernde Vergangenheit unterscheidet, verwendet die ernstere Litteratur für ihre Figuren nur die erstere, und überläfst die mit „Es war einmal" beginnende, von der Gegenwart losgelöste Vergangenheit dem Couplet und höchstens der Posse. Bei einer Person dieses Gewerbes dürfte die Motivierung besonders ins Auge zu fassen sein. Wir haben es mit einem eigensinnigen Mädchen zu thun, welches, wenn einmal für etwas gewonnen, aus dem einen Zustande rasch und leichtsinnig in den entgegengesetzten verfällt. Sie hafst den Juden, der sie zuerst auf die Bahn des Lasters gelockt; somit motiviert Dickens sowohl ihr früheres Gewerbe, als auch ihre Handlungsweise in unserem Romane. Der dem Schulwesen freundlicher gesinnte deutsche Schriftsteller hätte vielleicht in ungenügender und vernachlässigter Schulbildung einen Grund für ihr späteres schändliches Handwerk gesucht; im Gegenteil beweist jedoch Nancys klare und verständige Ausdrucksweise eine gute natürliche Begabung und ein durch Zufall gut entwickeltes Intellekt, wodurch wiederum ihre Reue motiviert wird. Dafs Dickens ein von Natur leichtsinniges, extremes und leichtlebiges Mädchen durch allmähliche Verführung dem versumpften Laster zuführen läfst, mufs ebenfalls als ein glücklicher Griff bezeichnet werden, und wenn im gleichen

Falle so mancher Romanschriftsteller den Hunger zur poetischen Motivierung verwendet, dürfte hier Dickens entschieden der Wahrheit näher kommen, da selbst das Elend in der höchsten Potenz nicht eine so schnell wirkende Korruption der Seele bewirken kann. Und sollte dies im realen Leben wirklich ausnahmsweise der Fall sein, so ist doch der Hunger weder als dichterisches Motiv noch bei dichterischer Motivierung zu verwerten; denn wie sehr auch der Roman das reale Leben darzustellen hat, so bleibt der Romanschriftsteller nicht nur in der Wahl des Motives, sondern auch in derjenigen der Motivierung „der Halbbruder des Dichters". Das lasterhaft befleckte Mädchen mit dem jungfräulichen Herzen ist ganz geeignet, der tragischen Vernichtung anheimzufallen, und bringt der Dichter durch ihren Tod entschieden das herrlichste Sühnopfer, welches zunächst die Vergangenheit der Prostituierten gut machen mufs und zugleich dem Helden einen glücklichen Ausgang sichern hilft.

In Bill Sykes, einer Figur mit individuellen Zügen, haben wir uns einen starken, kühnen und jähzornigen Choleriker in den dreifsiger Jahren zu denken, der jedoch wegen mangelhafter Entwickelung des Intellekts nur dem Juden, einem alten, schwächeren, aber schlaueren Gauner, als Werkzeug dient. Die unbeholfene Ausdrucksweise dieses rohen Gesellen kontrastiert gar wunderbar mit der Nancys, seiner Zuhälterin. Grofs mufs in der That des Dichters Geschick sein, welcher des Lesers Interesse für diesen Dieb, Einbrecher und Mörder zu fesseln versteht. Shakespeare, Balzac und Byron pflegen dies durch die Idealisierung ihrer Verbrecher und dadurch zu bewirken, dafs sie solch einem Ungeheuer geistige Erhabenheit über beschränktere Menschen einräumen (Macbeth) oder den seine Opfer hinraffenden Verbrecher als Gottesgeifsel hinstellen (Richard III.), oder aber dem Auswurf der menschlichen Gesellschaft einige gute Seiten, Grofsmut, Dankbarkeit oder Empfänglichkeit für reine Liebe lassen (Byrons Helden, wie der Corsair u. s. w.). Dickens nimmt nichts dergleichen für Bill Sykes in Anspruch; im Gegenteil haben wir es mit einem rohen, geistig vertierten und hingebender Liebe unfähigen Geschöpfe zu thun; aber gerade diese Charakter-Eigentümlichkeit beutet der Dichter ganz herrlich für seine Zwecke aus, und seine Figur erregt

nichtsdestoweniger unser Interesse, ja unser Mitleid. Die Kunst, mit welcher er es hier thut, mufs als die gröfste bezeichnet werden, und sollten sich Ästhetiker mehr für jene idealisierten Verbrecher erklären, so dürften doch Ethiker die Dickenssche Methode um so mehr rühmen, als hier der Künstler die Natur, diese grofse Lehrmeisterin nachahmt. Wie das vom Blitze gestreifte Eichenholz nur an gewissen Stellen geschwärzt erscheint, und unversehrte Splitter das blendendste Weifs entfalten, so kann auch der lasterhafteste Mensch in gewissen kleinen Dingen beweisen, dafs, obwohl der seelische Organismus in der Hauptsache krankt, sich doch noch einige versteckt und geschützt liegende Teile der allgemeinen Korruption entzogen haben. Dadurch dafs beispielsweise Bill Sykes nach fehlgeschlagenem Einbruch immer noch John Bullsche Züge entfaltet und den schwächlichen Jungen retten will, unterscheidet sich derselbe von jenem verwandten Ungeheuer in anderen Romanen, bei welchem der ganze Organismus wie bei einem Arsenikkranken vergiftet erscheint. Es ist wahr, dafs hier der Einbrecher instinktmäfsig auch an sich denkt, da er nicht einen Angeber hinter sich zurücklassen will, aber er verschmäht es, das schwache Wesen, welches ihm bei seiner Arbeit beigestanden, durch einen Schufs stumm zu machen. Hätte der kleine Diebshelfer während des Einbruches verräterische Absichten durchblicken lassen, würde Sykes vor einem Morde sicherlich nicht zurückgeschreckt sein; doch bei jenem Fluchtversuch droht er nur dem feige fliehenden Karlchen Bates mit einer Kugel. Nach Nancys Tode verwandelt sich unser Interesse für den Urheber „des faulsten Mordes“ zu Mitleid und Teilnahme. Während nämlich die Furcht und Reue des leichtsinnigen Lebemannes (Claudius) in Hamlet sich mit der schwachen Hoffnung verbinden: „Vielleicht wird alles wieder gut“, brennen die Gewissensqualen des rastlos umherirrenden Mörders wie höllisches Feuer. Sowohl die fürchterliche Unruhe, in welche Bill Sykes nach vollbrachter That verfällt, als auch der Schimmer von Hoffnung, dem sich Hamlets Stiefvater bei seiner Reue noch hingiebt, finden ihre psychologische Erklärung in dem Umstande, dafs dem Zorn und der Freude, diesen beiden Affekten der Wirklichkeit oder des Seins, Unruhe und Hoffnung als

Affekte der Vorstellung entsprechen; und wie Claudius, der Mann des Genusses, selbst noch bei der Reue Hoffnung, d. h. eine in der Vorstellung gedachte Freude empfindet, so kann der Zorn des brutalen Mörders sich nicht nach vollbrachter That sofort beruhigen, sondern mufs der Unruhe, einem Gedankenkampf in den Trieben, Platz machen. Aus der furchtbaren Gemütsaufregung Sykes' ersehen wir, dafs wir es nicht mit einem Massenmörder zu thun haben, der instinktmäfsig wie die Ungeheuer und Giftmischer so mancher französischen Romane Opfer auf Opfer vernichtet, und dessen Schädelbildung schon Mordtrieb andeutet, sondern im grofsen ganzen mit einem noch ziemlich gesunden körperlichen wie seelischen Organismus. Taine dürfte hier wenigstens nicht recht haben, wenn er es Dickens zum Vorwurfe macht, er fasse nicht die Schädelbildung seiner Mörder in das Auge. Während die Verbrechen jener Gewohnheitsmörder nur für die Gerichtszeitung und die Kriminalnovelle taugen, ist die entsetzliche That unserer Figur um so passender für den ernsten socialen Roman, als in derselben weniger phrenologische, als vielmehr psychologische Grundsätze sich bewahrheiten. Wohl mag die englische Redensart „His head lies behind his ears" auch auf den die Keule ergreifenden Mörder Anwendung finden und der Zerstörungstrieb seines Hirnes stark entwickelt sein; aus seiner furchtbaren Unruhe nach vollbrachtem Verbrechen können wir jedoch schliefsen, dafs Bill Sykes einen zweiten Mord kaum wagen wird, wenn er auch bei seinem verzweifelten Fluchtversuche einem früheren Genossen damit droht. Nach so furchtbaren Qualen sehnen wir selbst die Erlösung herbei, welche diesem umherirrenden Kain zu teil wird, und freuen uns sogar, dafs ihm bei seinem Fluchtversuche ein unfreiwilliger Tod vergönnt ist. Dafs der unzähmbare Bill Sykes zum verdienten Tode gebracht wird, ohne bevor in einsamer Zelle die belastende Kette am Knöchel gespürt zu haben, verträgt sich also nicht nur mit der poetischen Gerechtigkeit, sondern auch mit unserem Gefühl und dem Charakter der Figur.

Diesem jüngeren brutalen Manne steht der alte, schlaue Jude Fagin entgegen. Während aber Bill Sykes uns selbst im nüchternen Zustande den Eindruck eines Halbtrunkenen macht,

dessen Geisteskräfte sich nur bei seinen nächtlichen Unternehmungen zu entfalten scheinen, haben wir in Fagin einen nüchternen, wachsamen Alten vor uns, der zu jeder Zeit alle seine Geisteskräfte spielen läfst. Wie er wahrscheinlich schon in der Jugend vor der Ausführung kühner Handlungen zurückschreckte, mufste sich dieser Mangel persönlichen Mutes im Alter zur Feigheit steigern, welche jedoch gewaltsame Handlungen aus Grausamkeit oder aus Rachsucht nicht ausschliefst. Die Scene, wo er von dem soeben erwachten Oliver bei einer Durchsicht seiner Schätze ertappt wird, ist nicht nur fesselnd, sondern auch psychologisch gerechtfertigt. Nur das schnell abgelegte Geständnis, des Juden Schätze wirklich gesehen zu haben, konnte Oliver vor dem Stiche des mehrfach erhobenen Messers bewahren, da die kindliche Offenheit den Gauner als etwas ganz Ungewöhnliches entwaffnet. Diese Probe von Fagins Handlungsweise ist also ebenso überraschend als die unkluge Rückkehr des flüchtigen Sykes nach London. Im Gegensatz zum letzteren entspricht es der Eigenart des Charakters unseres Juden, dafs er „wie eine häfsliche Spinne“ in einsamer Zelle sitzen mufs, bevor er dem Stricke des Henkers verfällt.

Der Jude hat zu allen Zeiten eine wichtige Rolle in der Litteratur gespielt, und obwohl wir es hier mit einer exotischen Erscheinung zu thun haben, trägt er doch in den Werken verschiedener Schriftsteller verschiedene Züge, die zwar der Natur der fremden Rasse eigenartig, jedoch auch zugleich die des Schriftstellers sind. So bricht in Isaak von York zuletzt dasselbe Wohlwollen gegen die Menschheit durch, welches Scott, den Verfasser des Ivanhoe, selbst beseelt. Nathan der Weise zeigt die „dialektische Schärfe“ des Kritikers im Herumholen für seinen Zweck, die Lessing selbst auszeichnete, und die Art und Weise, mit welcher Fagin unangenehme Sachen (das Abrichten der jugendlichen Taschendiebe) so angenehm als möglich zu machen weifs, beweist, dafs ihm Dickens etwas von seinem Humor beigemischt hat, den wir jedoch bei Bill Sykes vergeblich suchen. — Doch selbst diese humoristische Weise, Geschäfte zu thun, dürfte nicht als individueller Zug betrachtet werden, da er der ganzen Rasse eigen ist. Unser Novellist folgt also auch hier dem Zuge des englischen Schriftstellers der

jetzigen Periode, Repräsentanten gewisser Klassen vorzuführen, eine Eigentümlichkeit, an welcher die deutsche roman-litterarische Gegenwart fast gar nicht krankt; und greift der Deutsche zum exotischen Gewächs, wie z. B. Schiller im Mohr des Fiesko, so wird seine Figur sowohl generelle als individuelle Züge entfalten. — Dafs seinem Biographen, Forster, Fagins Mangel individueller Züge nicht aufgefallen ist, dürfte um so sonderbarer erscheinen, als er Dickens' Rechtfertigung einer Jüdin gegenüber anführt: Fagin führe den Beinamen „der" Jude, und nicht „ein" Jude.

Nach dieser kurzen Charakteristik der Personen bemerken wir noch, dafs bei dem ziemlich straff gehaltenen epischen Faden sich Episoden nur dürftig entwickeln können. In diesem Werke scheint übrigens Dickens' schriftstellerischer Instinkt das allerdings mangelhaft durchgeführte Grundgesetz des dreiteiligen Rhythmus schon zu ahnen, indem Oliver zweimal seinen Wohlthätern nahe gerückt wird, um dann endlich nach Nancys Katastrophe in diesen seine nächsten Verwandten zu erkennen. Die Naturscenerie und der Hintergrund bei Sykes' Flucht und Rückkehr nach London lassen einen wesentlichen Fortschritt gegen das vorige Werk erkennen; die Brandstätte, der Quacksalber, welcher die Blutspuren von des Mörders Hut entfernen will, alles dies ist sehr gut gezeichnet; jedoch die Beschreibung der Verbrennung der Mordkeule, an deren Ende noch drei blutige Haare des Opfers haften, die prasselnd in dem Kamin in die Höhe schlagen, müssen wir entschieden als einen Blitzstrahl des künstlerischen Genius bezeichnen.

Mögen Dumas und Zola mehr bewundert werden, wenn sie die socialen Zustände der Hefe des Volkes zeichnen, mag das Pathos eines Alfred de Musset und seine „Rolla" einen Taine entzücken, unser oft zu realistischer Engländer, welcher vielleicht zu lange bei den Lumpen und an dem elenden Lager in Sykes' Haushalt verweilt, verdient es, über jene Männer gestellt zu werden, sowohl aus ethischen Gründen, als auch seines Geschickes wegen, mit geringeren Kunstmitteln Grofses erzielt zu haben und trotzdem wahrer gewesen zu sein. Wenn nun auch seine Feder sich erkühnte, den Gipfelpunkt des Elends in Nancy zu schaffen und das Handwerk eines „Bully" in Um-

rissen anzudeuten, so werfe man doch keinen Stein auf den Verfasser, und man wende auf sein Leben wie auf dieses Werk das Wort eines anderen socialen Weisen an: „Ihm seien viele Sünden vergeben, denn er hat viel geliebt.“

Nicholas Nickleby.

Im Frühjahr 1838 wurde die erste Nummer dieses interessanten Romanes veröffentlicht, und das Werk im Laufe des Jahres noch vollendet. Die dem Buche zu Grunde liegende Idee könnte nicht besser ausgedrückt werden als durch die Eingangsworte von Goldsmiths Landpfarrer von Wakefield, dafs der ehrbare Mann, welcher heiratet und eine Familie ernährt, dem Gemeinwesen mehr nützt als derjenige, welcher unverheiratet bleibt. Diese Idee lieferte dem Novellisten das Motiv, eine arme Witwe nebst Sohn und Tochter einem (vermeintlichen) Junggesellen entgegenzustellen, der von Glücksgütern gesegnet ist, aber liebeleer sein Leben verbringt.

Das in der Ruhe aufgenommene Porträt dieses letzteren gehört zu den gelungensten; ja wir könnten fast sagen, dafs der Wucherer Ralph, der Schwager jener Witwe und Onkel der beiden Waisen, viel besser gezeichnet ist als seine mit Unglück und Widerwärtigkeiten kämpfenden Verwandten. Es ist ein breitschulteriger, untersetzter Mann, von störrigem Charakter, in den besten Jahren, welcher, obwohl derselbe im abgelegenen Golden Square wohnt, sich trotzdem eines gewissen Einflusses unter den Geschäftsleuten, Gründern und Advokaten erfreut. Dieser „Unmensch und Heuchler“, wie ihn ein ehrenwerter Geschäftsmann in der Entrüstung bezeichnet, hat für verschiedene Personen ein verschiedenes Benehmen; er kriecht hohen gegenüber, er droht den durch ihn heruntergekommenen; im Privatleben und im Umgange mit Verwandten, der Haushälterin und dem Schreiber macht uns dieser Geschäftsmann den Eindruck eines höchst unwirschen Menschen. So ist auch sein Benehmen gegen die Witwe und die Kinder seines verstorbenen Bruders ein ganz verschiedenes: er hafst und verfolgt seinen Neffen Nicholas, den Helden unserer Erzählung, wegen seines offenen, selbstlosen Charakters; er verachtet die schwatzhafte Schwägerin; seine Nichte Käthchen allein macht die harte

Rinde seines Herzens ein wenig schmelzen, und das thränenfeuchte Auge der Waise erinnert ihn zuweilen an seinen verstorbenen Bruder, einen weichen Gemütsmenschen. Geiz und Rachsucht sind die hervorstehenden Eigenschaften Ralphs, und obwohl beide Laster mit seinem Charakter eng verwachsen sind, sehen wir zuerst, bis zu dem Wendepunkte der Erzählung, mehr seinen Geiz, während zwischen Peripetie und Katastrophe dieses Laster mehr durch seine Rachsucht in den Schatten gestellt wird, welche den sonst so „umsichtigen“ und geizigen Mann zu einem unklugen und für ihn kostspieligen Prozefs treibt, der endlich seinen Sturz herbeiführt. Die Nachricht, dafs der soeben an der Schwindsucht verstorbene Smike, der Gegenstand des Prozesses, sein einziger Sohn gewesen, bringt ihn zur Verzweiflung, und er erhängt sich selbst.

Bei dieser Gelegenheit können wir nicht umhin, die für die Charakteristik dramatischer Personen allgemein gültige Bemerkung einfliefsen zu lassen, dafs die an der Figur vor der Peripetie beobachtete Handlungsweise für den Charakter derselben weit bezeichnender und wichtiger ist als diejenigen Eigenschaften, welche die Figur zwischen Peripetie und Katastrophe entwickelt, da durch das Gezeichnetsein durch das Schicksal allerdings im Inneren nur vorhandene und schlummernde Eigenschaften geweckt werden können, der Mensch jedoch aus seiner ursprünglichen Ruhe und Gemütsverfassung herausgehoben erscheint. So entfaltet der Königsmörder Macbeth weit charakteristischere Eigenschaften im zweiten Akte, als zwischen dem dritten und fünften Akte, wo er seine Unterthanen hinmetzelt. Die bei der Werbescene um Anna entwickelte kühne dämonische Eloquenz Richards III. ist weit bezeichnender für die Figur als seine Art des Vorgehens in der zwischen Peripetie und Katastrophe fallenden zweiten Werbescene um Elisabeths Tochter. Dafs der geschickte Bergbesteiger seine Kraft mehr bei der Besteigung des Bergriesen entwickelt als beim Heruntergehen, wo ihn das Gesetz des Falles unterstützen mufs, dürfte mit der in der Litteratur beobachteten Erscheinung eine gewisse Ähnlichkeit haben.

Nachdem wir Ralph seiner Wichtigkeit und Korrektheit wegen an erster Stelle besprochen haben, wenden wir uns von

dieser dramatischen Figur dem Romanhelden Nicholas Nickleby, seiner Schwester und seiner Mutter zu. Im Grunde genommen haben wir es hier mit drei epischen Figuren zu thun, und die in einer Weltstadt unumgänglichen Kämpfe um die Existenz und die Reibungen mit den Härten eines ihnen unbekannten Lebens müssen auf die drei armen verlassenen Provinzler schon der verschiedenen Charaktere und Gemütsarten wegen eine verschiedene Wirkung ausüben. Wenn Schopenhauer recht hat, dafs der Romanleser sich am meisten für den duldenden und kämpfenden Menschen interessiere, so müssen die in einem ihnen ungewohnten Element geführten inneren und äufseren Kämpfe der verwaisten Familie schon an und für sich interessant und ächt epischer Natur sein; da wir es aber eigentlich hier mit drei Romanhelden zu thun haben, so war es für den Verfasser wichtig, ein dreifaches Moment des Schmerzes und des Kämpfens zu unterscheiden, und schon wegen der Wahl der geweihten Zahl drei können wir unseren Novellisten nicht genug loben. Dieselbe Harmonie entfaltet schon der griechische Künstler, welcher in der Laokoon-Gruppe ein dreifaches Moment des Schmerzes und des Kämpfens plastisch darstellt, indem der stärkste Ringer in der Mitte die Höhe des Kampfes und den gröfsten Grad des Schmerzes repräsentiert, während sein Sohn zur Linken, ein schwächerer Kämpfer, bereits unterlegen erscheint und der (einen Schimmer von Hoffnung verratende) Sohn zur Rechten dagegen nur an dem von der Schlange umwickelten Arme einen Druck empfindet. Indem ich nun auf eine ähnliche Nüancierung des Schmerzes und Ringens in der Dickensschen Nickleby-Gruppe hinweise, setze ich mich allerdings der Gefahr des Vorwurfes aus, den verhängnisvollen Schritt vom Erhabenen zum Lächerlichen gethan zu haben. Warum sollten wir aber nicht selbst das Kunstgerechte und Schöne in einem Dickensschen Romane mit der hervorragenden Leistung eines Volkes in Verbindung bringen, welches in der Darstellung des kunstgerechten Schönen obenan steht? Dem Romanhelden Nicholas Nickleby, einem unerfahrenen, sanguinischen Jüngling von 19 Jahren, der „frisch von der Schule kommt“ und sich noch von der Zukunft Illusionen macht, mufs der Kampf mit den Widerwärtigkeiten dieses Lebens am

härtesten treffen, da ihn sein edel angelegter und mit edlem Stolze begabter Charakter antreibt, sich als Beschützer seiner hilflosen Mutter und seiner noch hilfloseren Schwester anzusehen. Da der oft unvorsichtige und unpolitische Jüngling ein aufbrausendes Temperament hat und folglich zu Anfang stets in der Situation aufgeht und nie über derselben steht, so teilen wir gern die milde Ironie, mit welcher der Verfasser so oft über seinem Romanhelden schwebt, der jedoch allmählich in der Schule des Lebens immer gröfsere Selbstbeherrschung erlangt (Nicholas und Ledrook). — Der unberechnende Jüngling, welcher für sich so wenig thun kann, wird jedoch erfinderisch, sobald es gilt, seinen hiflosen Verwandten ein wenig zu nützen, und in dem einer alten Jungfer gegebenen Kusse, die etwas Zuneigung gegen seine Schwester gezeigt, müssen wir einen höchst bedeutsamen Charakterzug des 19jährigen Jünglings erkennen. In der im vorliegenden Romane geschilderten Lebensperiode des romantischen, abenteuerlichen Helden kann man deutlich drei Grofsthaten unterscheiden: Nicholas erscheint als Freund und Retter des durch schlechte Behandlung in einen idiotischen Zustand verfallenen Smike; er befreit seine Schwester von den Nachstellungen eines Wüstlings, den er verwundet, und endlich entdeckt er das von mehreren Schuften auf das Vermögen und die Hand der schönen Magdalena Bray gerichtete Komplot. Dickens rettet seinen Helden nur dadurch von der Gefahr, sich wie Pickwick an die Allgemeinheit zu verlieren, dafs er am Schlusse den mittlerweile verstorbenen Smike als den Cousin unseres Nicholas hinstellt und dafs Magdalena Bray ihrem hochherzigen Befreier die Hand reichen mufs.

Während wir den in der Schule des Lebens geführten Kämpfen des jungen, gesunden Mannes mit Befriedigung zuschauen, wirken die Leiden seiner schönen, klugen, hochherzigen und gemütvollen Schwester, der zarten hilflosen Waise, um so pathetischer. Selbst die wenigen milden Züge, die dem rauhen Ralph noch verblieben sind, kommen der zaghaften Nichte gegenüber zur Geltung, und wenn des selbstsüchtigen Onkels Wohlwollen ihr nur neue Leiden auferlegt, so liegt der Grund darin, dafs der Wucherer in den Herzensfalten eines zarten Geschöpfes nicht zu lesen versteht. Dickens jedoch entfaltet

diese Kunst in hohem Mafse und die zarte Keuschheit in der Schilderung des umherliegenden Sonntagsstaates unserer Waise berührt selbst die männlichen Leser höchst wohlthuend. Ganz unerklärlich dürfte es jedoch erscheinen, dafs das diskrete schöne Mädchen einem solchen unerfahrenen Dummkopfe wie Frank Cheerible so rasch die Hand reicht, wenn der Dichter diesen Schritt nicht durch die unbesonnenen Schwätzereien ihrer Mutter motiviert hätte. Dafs das klügste und diskreteste Mädchen endlich den Einflüssen ihrer Umgebung in dieser Beziehung zum Opfer fällt, hat Shakespeare aufs trefflichste durch Julia, den Zögling einer indiskret schwätzenden Amme, bewiesen. — Indem wir einen Schritt zurückgehen und auf Käthchens Aufenthalt in dem Hause der Damenschneiderin Madame Mantalini hinweisen, können wir nicht umhin, Schilderungen ähnlicher Scenen zu gedenken, welche in Paul de Kocks „La Dame aux trois corsets“ Korsettnäherinnen betreffen. Taine macht in seiner Abhandlung über Dickens folgende geistreiche Bemerkung: „Um wahrhaft glücklich zu sein, mufs man sich nicht um die Dinge kümmern, sondern sie geniefsen. Dickens dagegen kümmert sich darum und geniefst sie nicht.“ Die Wahrheit dieser Bemerkung sticht in die Augen, wenn wir die soeben angeführten Schilderungen bei Dickens und Paul de Kock vergleichen. In dem Mittelpunkt beider Erzählungen sehen wir eine arme, verlassene, unerfahrene, ländliche Waise, welche der Insolenz der Kunden einer Grofsstadt und, wegen ihrer Schönheit, den Angriffen der gefallsüchtigen Ehemänner der Geschäftsinhaberinnen und aufserdem den Eifersüchteleien ihrer von der Natur weniger begünstigten Mitarbeiterinnen ausgesetzt sind. Beide Schriftsteller finden für ihre Lieblinge einen pathetischen Schlufs, und die Endaufgabe, die weibliche Tugend als etwas Hohes hinzustellen, scheint sich diesmal selbst der frivolste französische Novellist zur Pflicht gemacht zu haben. Welch ein Unterschied waltet jedoch in dem Tone ob, den Dickens und Kock am Anfange ihrer Schilderungen anschlagen. Der milde pathetische Humor des Engländers, dieses Lächeln mit der Thräne im Auge, kontrastiert aufs ergötzlichste mit dem komischen Humor, in den der frivole Franzose sofort verfällt; nur am Schlusse versöhnen uns beide mit dem gleichen Pathos. Für-

wahr, um wahrer Humorist zu sein, mufs man sich um die Dinge kümmern, in ihr Wesen einzudringen suchen und sie nicht allzusehr geniefsen; der oberflächliche Genufsmensch ist nur der Komik zugänglich, ohne jedoch der pathetischen Beanlagung bar zu sein. Auf Seiten des Engländers Humor und Pathos, auf Seite des Franzosen Komik und Pathos: das ist der Unterschied, der sich aus der oben angeführten Parallele zwischen Dickens und Kock ergiebt.

Während das mit der Armut ringende Käthchen den fast unterlegenen Sohn des Laokoon uns ins Gedächtnis zurückrief, wird die noch zur Gruppe fehlende Figur durch die Witwe Nickleby ergänzt, und ist dies eine Person, welche zwar infolge ihrer Beschränktheit und ihres Dummstolzes am wenigsten leidet, deren freie Bewegungen jedoch nichtsdestoweniger von der Schlange „Armut" paralysiert werden. Wie sehr dieses Ungeheuer dem geschwätzigen Weibe zu schaffen macht, hat Dickens' grotesker Humor der Abwechselung halber aufs glücklichste verwischt, und nachdem wir wehmütige Zeugen von Käthchens Lebenskämpfen gewesen sind, arbeiten unsere Lachmuskeln um so kräftiger, je mehr wir uns von Frau Nicklebys erfinderischem Talent überzeugen, ihre Armut durch vornehmes Wichtigthun erträglicher zu machen und gleichsam hinwegzuschwatzen. Das Bild der Frau Nickleby ist um so vollendeter, als es — die Liebesscenen mit dem Nachbar ausgenommen — von Übertreibung frei ist. Wenn eine im Wohlstande lebende, von ihrem klugen Manne geleitete, beschränkte Frau wie Mrs. Bennet (in Jane Austen's Pride and Prejudice) in die Lage der verwitweten Mrs. Nickleby versetzt würde, sähen wir vielleicht dieselben Extravaganzen. Heiraten bildet das Lieblingsthema beider Weiber, und unserer Frau Nickleby, welche im Gespräch mit ihrer Tochter ihre Freier an den Fingern aufzählt, dürfen wir es ihres Witwentums wegen nicht verargen, dafs mitten in ihren Bemühungen, die Tochter unter die Haube zu bringen, sie auch ein wenig an sich denkt. Dieser klugen, umsichtigen Frauensperson, die alles vorhersieht, und die das Gras wachsen hört, machen Illusionen noch viel zu schaffen, und Nicholas dürfte dieses Erbübel seiner Mutter verdanken, mit welcher er überhaupt noch andere Züge gemein hat.

Schon bei Gelegenheit der Pickwick Papers erwähnten wir, dafs Dickens es oft liebe, das Innere eines Menschen mit dem Äufseren in Gegensatz treten zu lassen. Während er nun Pickwicks Äufseres einem korpulenten, geschmeidigen Fuhrwerksbesitzer (aus Bath) entnahm, wählte er für das gute Herz eines Schreibers die eigentümliche Körperhülle und den schäbigen Rock eines gesunkenen, gelähmten Trunkenboldes; wie sehr jedoch Newman Noggs sich der Sympathien seiner Landsleute erfreut, kann sich der kritische Leser doch nicht für diese, die Flickarbeit des Dichters oft verratende Figur erwärmen; die Gesichtsgrimassen und die Gestikulationen der gelähmten Handgelenke wirken nicht einmal auf die Lachmuskeln; die Umspinnung der Karikatur fehlt gänzlich, und am Ende führt der wortkarge Idiot die Entwirrung des Knotens durch seitenlange Strafpredigten herbei, die er seinem früheren Brotherrn Ralph hält. Bei Gelegenheit Monks fanden wir schon in Oliver Twist denselben Fehler heraus.

Der sich sogar im „Sokratisieren" versuchende Principal Squeers von Dotheboys Hall (do the boys = betrüge die Knaben) ist ein grausamer, unverschämter, boshafter, unwissender Schwindler, welcher nur an der Seite seiner Gattin gutmütiger und milder gegen den Hilfslehrer Nicholas erscheint. Während Frau Squeers gegen den „stolzen Gehilfen" von vornherein Vorurteile nährt, erwacht des Schulmeisters Hafs erst, als er sich von Nicholas in seinen Akten der Grausamkeit beobachtet sieht. — Trotz der im Schlufsworte des Werkes ausgesprochenen Beteuerungen des Verfassers ist ein Schulmeister wie Squeers undenkbar und unmöglich; nur Fräulein Squeers macht eine glückliche Ausnahme. Die Protektormiene, die Wichtigkeit, die sie sich giebt, wenn sie vom „Papa" spricht oder (im Londoner Hotel) nach ihm fragt, alles dies hat sie mit den Schulmeisterstöchtern anderer Verfasser gemein; denn selbst die in den Rantzau die edlere Seite des Schulmeisterlebens malenden Verfasser Erckman-Châtrian zeigen in der Schulmeisterstochter eine Figur, die infolge einer gewissen Beschränktheit in weltmännischen Dingen trotz der Enge der sie umgebenden Verhältnisse glücklich ist. Der von Fräulein Squeers an Ralph gerichtete Brief ist im höchsten Grade

humoristisch. Es ist nur schade, dafs auch die Tochter von dem Gifthauche der mit Schwefelsuppe fütternden Instituts-inhaber allzusehr verpestet ist; und indem ihr der Dichter fast gar keinen guten Zug läfst, setzt er sich dem Vorwurfe aus, an dieser Stelle zu sehr mit schwarzen Tinten gemalt zu haben. Anstatt der Schulmeisterstochter beutet Dickens den Kornhändler John Browdie und seine Frau Tilda, die kleine Landkokette, zu einem Kontraste mit der Familie Squeers aus. Wir müssen den Autor anklagen, diesen gutmütigen Lümmel, den John Bull des Bauernstandes, zu günstig bedacht zu haben. Anstatt den Dorfschulmeister, wie es am meisten geschieht, in den Konflikten der Halbbildung darzustellen, die trotzdem seiner noch unwissenderen Umgebung Respekt einflössen kann, zeigt Dickens in Squeers einen gänzlich unwissenden, selbst der Orthographie unkundigen Mann, den (der ungeschlachte) John Browdie natürlich vollständig übersehen mufs.

Der Wüstling Sir Mulberry Hawk, welcher einen reichen Adligen auszieht, den er seine Überlegenheit und seine Satire fühlen läfst, dürfte sich in Wirklichkeit der schönen Waise gegenüber klüger und umsichtiger benommen haben als in Dickens' Dichtung, und die hier geschilderten Situationen stehen weit zurück hinter Lord Fellamars Verführungsscene (in Tom Jones) des mit den Orgien adliger Wüstlinge besser vertrauten Fielding. Auch hat unser älter gewordener Novellist die Harthousesche Verführungsscene in Hard Times mit weit mehr Naturfarbe dargestellt. — Lord Friedrich Verisopht, ein junger blasierter Einfaltspinsel, der Shakespeare für einen „ganz klugen Menschen" hält, ist im Grunde des Herzens ein gutmütiger, nobel angelegter Charakter, welcher, weil er Nicholas' grofsmütiges Benehmen bewundert, mit seinem Begleiter Hawk allmälig zerfällt, dessen Opfer er in einem doppelten Sinne wird. Der Lapidarstil, mit welchem der Ausgang des Duells der beiden Adligen beschrieben wird, kontrastiert schlagend mit der ernsten Weitschweifigkeit Thackerays in einer ähnlichen Scene des Henry Esmond; nur dafs das gewaltige Pathos dieses pessimistischen Humoristen sich bei Dickens mit jenem Herzenston vereinigt, welcher unserem Optimisten nur zu eigen ist: und diese ernste Episode wie jene Scene, in welcher unser

Lord Verisopht zum erstenmal für Nicholas eintritt, liefern unserem an Adel, Menschheit, Weltordnung und an seinem Helden nicht verzweifelnden Schriftsteller das erste, der Peripetie unmittelbar folgende beruhigende Moment.

Was nun den Wendepunkt des Romans selbst betrifft, so wird derselbe durch Nicholas' Begegnung des Charles Cheerible am Schaufenster eines Versorgungsbüreaus herbeigeführt. Wir können auf die Brüder Cheerible, sowie auf ihren Buchhalter Tom Linkinwater ausdehnen, was wir schon an John Browdie, ja an dem Verbrecher Bill Sykes (in Oliver Twist), wie auch an Lord Verisopht erkannt haben, dafs sie mehr oder weniger John Bullsche Züge tragen, und indem wir diese Vertreter John Bulls aus den verschiedensten Gesellschaftsklassen hier zusammenstellen, müssen wir die Feinheit von Dickens' Lokalfarben, sowie den Schmelz der Übergänge rühmend anerkennen. Wenn wir jedoch die beiden Zwillingsbrüder mit anderen Geschwisterpaaren vergleichen (Saladin nebst Sittah in Lessings „Nathan" — Herr Allworthy und Frau Blifil; Squire Western nebst Schwester in „Tom Jones" — Olivia und Sophia im „Landpfarrer zu Wakefield" — die beiden Söhne Edwards in Shakespeares „Richard III."), so finden wir leider, dafs der Schriftsteller in der Nüancierung hinter anderen Meistern bedeutend zurückbleibt; denn in den beiden Zwillingsbrüdern Cheerible sowie in dem alten Buchhalter lassen sich unterscheidende Züge nicht erkennen, und weist selbst ihre Sprache zuweilen (Gebrauch der dritten Person als Anrede) dieselben Eigentümlichkeiten auf. — An Magdalena Bray sind fast gar keine charakteristischen Züge erkennbar. Miss La Creevy, die alte Jungfer, deren vergilbter Teint mit einem sonnigen Gemüt gar herrlich kontrastiert, ist dagegen wohlgelungen und steht im wirksamen Gegensatz zur grämelnden Mifs Knag. Übrigens weist das Werk noch andere wirkungsvolle Kontraste auf; so steht der das reale Leben kennende materielle Onkel einerseits einem abenteuerlichen Neffen, andererseits drei gemütvollen soliden, aber ebenfalls gut situierten Geschäftsleuten, der Cheerible-Gruppe, entgegen. Des beabsichtigten Kontrastes zwischen Squeers und Browdie, zwischen Hawk und Verisopht gedachten wir schon. Es finden sich auch einige Beispiele trefflicher Nüancierungen in dieser

Novelle, und ist dieser Schmelz der Übergänge besonders erkennbar an Ralph und Gride, an Frau Squeers und Frau Sliderskew, und wenn Frank zur Seite gestellt, so gewinnt selbst Nicholas, der Sohn einer schwatzhaften, einfältigen Mutter, wesentlich durch die Zusammenstellung.

Da das Grundthema einen teleologischen Erfahrungssatz beleuchtet, so liegt schon in dem Ausgange des Romanes das uns mit der Weltordnung versöhnende Moment offen zu Tage. „Kinder" und „Kinder haben" bildet gleichsam den Angelpunkt der ganzen Erzählung. Am Schlusse noch sehen wir die Kinder zweier Nachbarfamilien auf Smikes Grabe spielen, der im Duell getötete Junggesell Verisopht würde — nach des Dichters Ansicht — ohne Hawks Umgang, in seinem Bette, verheiratet und umgeben von Kindern, gestorben sein; Kinder endlich werden in dem Squeersschen Institute der specielle Gegenstand der Aufmerksamkeit des Dichters. Denselben teleologischen Erfahrungssatz brachte schon Shakespeare in Macbeth als versöhnendes Moment zum Ausdruck; nur dafs in jenem Meisterstücke der Technik dasselbe ziemlich versteckt liegt, aber trotzdem um so wirksamer aus dem Hintergrunde hindurchdringt, wenn Macduff trauernd den an seinen Kindern verübten Mord dadurch motiviert: „Er (der Mörder) hat keine Kinder." In Nickleby liegt das versöhnende Endziel der Wege der Vorsehung schon lange vor unseren Augen; in Macbeth dagegen überrascht dasselbe erst nach langer Wanderung durch eine hohle Bergschlucht und erscheint dem allmählich freier werdenden Blick als leuchtender Punkt im Hintergrunde.

Schliefslich gedenken wir noch zweier Episoden, welche das Buch an seinem Anfange enthält, und die in den Mund zweier verschieden beanlagter Mitreisenden gelegt werden. Indem Dickens den Gegenstand ihrer Erzählung, sowie Erzählungs- und Auffassungsweise des Lebens ihrem verschiedenen Charakter anpafst, steht er entschieden über Cervantes und Le Sage, deren Freude an der Bewältigung epischer Stoffe oft so grofs wird, dafs sie dabei den Charakter der episodischen Erzähler ganz aus dem Auge verlieren. „Der Baron von Grogzwig" überrascht uns durch phantastisch-grotesken Humor, während „Die fünf Schwestern von York" Dickens' pathetischen Humor

flüssig machen. In dieser letztgenannten Episode tritt des Verfassers Talent zur Naturmalerei zum erstenmal zu Tage, auch in dem Romane selbst erfreut sich Naturscenerie und Hintergrund der besonderen Aufmerksamkeit des Dichters. Die Fufsreise des Nicholas nach Portsmouth überrascht durch Einfachheit und Natürlichkeit; die Schilderungen von Golden Square und Cadogan Square sind wohl gelungen, und ohne zwar den gleichmäfsigen auf die Natur sich ablagernden deutschen Humor aufzuweisen, ist doch die erstere mit humoristischen, die zweitgenannte mit satirischen Pfefferkörnern untermischt, eine Würze, durch welche der an solide Kost gewöhnte Engländer sich den in Deutschland so beliebten süfsen Brei der Idylle geniefsbar macht. Die irisch-deutsche Sentimentalität der Idylle wird aber nicht nur vom Verfasser aufs glücklichste vermieden, sondern hier sogar an einer Stelle verspottet, nämlich in der die Semmelfrage behandelnden poetischen Rede des irischen Parlamentsmitgliedes. — Das am Anfange zu weit ausholende Buch ist aufs glücklichste angelegt, und mag es auch ohne bedeutende Tiefe der Perspektive sein, so hat es doch einen weiten und umfassenden Horizont, ist gut geschrieben und verrät des Dichters Geschick für dramatischen Dialog.

Martin Chuzzlewit.

Dieses Werk begann unser Verfasser am 1. Januar 1843 nach seiner Rückkehr von einer Reise nach Amerika (1842). Seine in diesem Lande gemachten Erfahrungen und Reiseerinnerungen spiegeln sich daher in diesem Werke in einer aus acht Kapiteln bestehenden, im satirischen Tone gehaltenen Episode ab.

Ein Schriftsteller, welcher das so umfassende, aber abgedroschene Thema der Liebe wie eine Scylla vermeiden will, fällt unwillkürlich dem anderen ebenfalls vielbesprochenen Grundthema, dem des Gebens und des Empfangens, wie einer Charybdis in die Hände. Wie alles in der Welt, bewegten sich schon die drei bisher besprochenen Romane um diesen wichtigen Angelpunkt. Während aber der Geber Pickwick Wohlwollen mit Unerfahrenheit vereinigt, Oliver Twist ein wegen seiner Ehrlichkeit des Wohlwollens würdiger Empfänger ist

und bei Nicholas Nickleby sich Wohlwollen mit Mittellosigkeit verbindet, entwickelt der Titelheld dieses Romanes ein durch Erfahrung temperiertes Wohlwollen.

Durch einen, in der Litteratur Gott sei Dank! nicht seltenen glücklichen Zufall schwebte unserem Schriftsteller die von Lessing 64 Jahre früher im Nathan so herrlich zum Ausdruck gebrachte, Dickens aber unbekannte Idee vor, den Leser durch sorgfältig abgestufte Kontraste der Selbstsucht und Selbstlosigkeit zu überraschen. Als fruchtbares Feld seiner Thätigkeit wählte Dickens die vom Egoismus beseelte, vom Gifthauche des Materialismus verpestete, weitverzweigte, jedoch mit einander zerfallene Familie Chuzzlewit, welche alles korrumpiert, was sich ihrem Gifthauche nähert, die sich aber in gegenseitigen Kämpfen, sei es komisch, sei es tragisch, selbst zu vernichten droht. Einige mit den Chuzzlewit in Beziehung tretende, aber nicht zur Familie gehörige Schurken (wie Tigg Montague) beschleunigen den Untergang, während andere mit jenem Egoisten in Kontakt lebende, aber auf besserem Familienboden gediehene Personen Beweise der herrlichsten Selbstverleugnung geben. Wie durch Jasons Saat der Drachenzähne zauberte unser Dichter aus den beiden so verschiedenen Feldern zwei sich einander entgegenstehende Heere von Figuren hervor. Indem wir uns zuerst den dem Giftfelde erstiegenen Gestalten zuwenden, welche wir alle in einer, das Vermögen eines noch lebenden Erblassers betreffenden Familienkonferenz (Kap. IV) zusammen versammelt finden, müssen wir unseren Dichter sowohl wegen der Deutlichkeit seiner Figurenzeichnung (Mr. Spottletoe — die korpulente Dame — der Hagestolz) als auch wegen der, Ärger oder Übertreibung ausschliefsenden Satire bewundern, vor der nichts Gnade findet, und welche die geheimsten Falten des Herzens, selbst das zuweilen gespannte Verhältnis zweier Schwestern zueinander mit elektrischem Lichte beleuchtet.

Als Haupt dieser Familie und als Vorsitzender dieser in seinem Hause stattfindenden Konferenz betrachtet sich wider den Willen seiner ihre eigenen Interessen selbst vertretenden Verwandten der wie ein Kater kahl geschorene Heuchler Pecksniff. Dieser salbungsvolle, sentenzenreiche, nie ärgerliche

Mann ist jedoch zuweilen betrunken, und dann pflegt er mit weinerlicher Stimme zu moralisieren. Er ist immer auf seiner Hut, tritt leise auf und fällt selbst im Rausche nicht aus seiner Rolle. Wie herrlich ist es, ihn, den Witwer, an der Seite seiner zwei Töchter zu sehen, die er mäfsig beherrscht und vor denen er sich nicht die geringste Blöfse giebt! Der gut lebende und daher wohlgenährte Architekt mit der weifsen Kravatte, dem aufwärts gerichteten Borstenhaar und dem immer lächelnden Gesicht, der wie ein Orakel spricht und die abgerundetsten Perioden baut, hat seinem Dorfe unentgeltlich eine Kirche errichtet, wo der in der Sakristei lauschende Heilige zwar nicht von der Kanzel, aber aus dem Munde zweier Hausgenossen einmal die nackte Wahrheit vernehmen mufs, dafs er ein Schurke ist. Dieser scheinbare Wohlthäter der Menschheit ist bei allem Wohlwollen der gröfste Egoist; er kauft seine Pensionäre aus und behält den tüchtigsten Zögling (Tom Pinch) halb unentgeltlich bei sich, damit dieser als lebendiger Prospektus diene. Dafs der schon durch das Alter erfahrenere Architekt den von einem Zögling und Anfänger gefertigten Grundrifs eines Gebäudes für sein Geistesprodukt ausgegeben, dürfte übertrieben sein, wenn Dickens nicht etwa meint, dafs der vorsichtige Alte den Embryo einer kühnen Idee des Jünglings benutzt und zur Reife gebracht habe. Dieser schlaue und kluge Gentleman, der mit anderen Weltmännern lacht und trinkt, und welcher für seine Person über die Vorurteile seiner Nation erhaben ist, versteht es gar prächtig, die Vorurteile der Frauen und die seiner Nation zu seinem Vorteile auszubeuten. Trotz aller Klugheit wird er jedoch von einem schärferen Beobachter erkannt und entlarvt, verliert durch listigere Schurken als er selbst ist, sein Vermögen, und begleitet von seiner Tochter, verbringt er den Rest seines armseligen Lebens in schmutzigen Kneipen, wo er mit durchlöchertem Rocke anderen Trunkenbolden Moralpredigten hält. Die komische Vernichtung dürfte Dickens nie besser gelungen sein als in unserem Falle. — Taine vergleicht diesen Dickensschen Heuchler mit dem Tartuffe und findet in dem Umstande, dafs der Heuchler bei Molière ein Temperament und heifses Blut habe, welches ihn kühn mache, einen Vorzug vor dem temperamentslosen Pecksniff. Ohne weiteres dürfte Taine

jedoch nicht recht haben; denn bei der Parallele müssen neben der verschiedenen Beanlagung der Figuren die verschiedenen Zeitperioden, die beiden Nationen, und bis zu einem gewissen Grade die Religionen in Betracht gezogen werden. Der verschiedenen Zeitabschnitte gedenkt Taine insofern, als er sagt, dafs auch jetzt in dem bereits aufgeklärteren Frankreich ein so grober Betrüger wie der Tartuffe unmöglich Glück haben dürfte; aber auch einem Pecksniff würde man in Frankreich — nach seiner Meinung — unmöglich Glauben schenken. Indem wir auf unsere Meinung zurückkommen, man müsse die Religion des Heuchlers in Betracht ziehen, will es uns scheinen, als ob die Konfession des Engländers insofern einem Pecksniff zu Hilfe komme, als sie die Verkündigung der Heilslehren durch Laien nicht nur gestattet, sondern bis zu einem gewissen Grade begünstigt. Verbindet sich nun die Neigung des englischen Laien, in Gesellschaften oder an Krankenbetten den Seelsorger zu spielen, mit einem anderen, einer kaufmännischen Nation so eigenen Zuge, auch seine Interessen zu wahren, so ist rasch ein Pecksniff fertig, der um so gelungener wird, wenn er als Gentleman auftritt und als praktischer Engländer und eifriger Zeitungsleser einen Fond von Sentenzen und praktischer Philosophie besitzt. Eine Nation, welche uncivilisierte Völker mit Bibeln und Hüftgürteln beschenkt, wofür sie deren Gold in Empfang nimmt, findet zwar nicht in Pecksniff einen Vertreter, — denn eine Nation, aus Pecksniffs bestehend, wäre eine Herde schrecklicher Raubtiere; — jedoch die englische Nation dürfte am leichtesten, infolge einer unglücklichen Kombination verschiedener Vorbedingungen, Mifsgeburten wie Pecksniff hervorbringen, ja denselben auf halbem Wege entgegenkommen. Zur Ehre der englischen Nation sei es gesagt, dafs Pecksniff keineswegs ein Normalengländer ist; aber wenn ich wage zu behaupten, dafs einige John Bullsche Züge in ihm zum Extrem entwickelt sind, so scheine ich mit Taine in Übereinstimmung zu sein. — Liegen nun in konfessionellen, wie in nationalen Vorbedingungen die Anfänge eines Pecksniff, so wird derselbe sich nicht der Religion und Ehrlichkeit wie einer Maske bedienen, die nach Belieben aufgenommen oder weggeworfen werden kann, wie dies bei dem Tartuffe der Fall ist; die Religion

und Tugend werden auch nicht das Panzerhemd sein, worunter ein Wolsey („Heinrich VIII.“) und ein Patriarch (in „Nathan der Weise“) ihren Egoismus verstecken: die Heuchelei wird dann von Jugend auf den sich allmählich entwickelnden körperlichen wie seelischen Organismus durchdringen, wie der Essig die darin aufbewahrten Konserven. Dies ist der Grund, dafs Pecksniff kein Temperament hat und dafs er nicht einmal bei seiner Entlarvung aus der Rolle fällt; und darin liegt der Gegensatz zum Tartuffe, dafs er selbst dann noch des Zornes unfähig ist. Am Anfange wie am Ende bleibt er dieselbe weinerlich sich rechtfertigende und in harmonische Phrasen zerfliefsende Redemaschine, und sogar nach der Katastrophe behauptet er (und er ist davon selbst überzeugt), Tom Pinch mit Wohlthaten überhäuft zu haben. — Dafs Molières Heuchler einer vergangenen Zeitperiode ein heifseres Blut und mehr Temperament besitzt als der Heuchler unseres Jahrhunderts, dürfte zum Teil noch in dem Umstande seine Erklärung finden, dafs sich in unserem alles nivellierenden Zeitalter die Menschheit überhaupt nicht mehr durch ein so scharf ausgeprägtes Temperament auszeichnet. Während es jedoch zu allen Zeiten Heuchler und Intriganten gegeben hat, so haben dieselben in den verschiedenen Zeitabschnitten nur verschiedene Formen angenommen. Indem sie alle räuberischen Bestien gleichen, sehen wir doch in dem bischöflichen Intriganten Wolsey wohl das Blut fordernde Raubtier, welches jedoch — ein echter Löwe — sich zum Niederen (Cromwell) herabläfst und von der gemachten Beute grofsmütige Schenkungen macht (Universität Oxford). Molières Tartuffe schon schliefst diese Grofsmut aus, und sein heifses, stürmisches Blut, verbunden mit Beutelust und Grausamkeit, erinnert mehr als einmal an den hungrigen, heifsgierigen Wolf. — Gesetze und andere, das Temperament einengende Schranken, wohl auch die aufgeklärteren Zeiten haben in unserem Jahrhundert den intrigierenden Heuchler zum schlauen Fuchse, zum Pecksniff umgewandelt. Und indem schon dieser nach der Meinung seines Schwiegersohnes „so schlau und kahl ist wie ein Kater“, läfst er uns schon die Form des heuchlerischen Intriganten der Zukunft erkennen, welcher nur durch die Nachahmung der sanft sich anschmiegenden und liebevoll

schmeichelnden Katze seinen Zweck erreicht, in die Geheimnisse seines Nächsten sich einzudrängen. Ist es nicht ein herrliches Zusammentreffen, dafs Lessing wie Dickens die höchste Stufe der Selbstsucht durch einen Religion und Tugend heuchelnden Intriganten repräsentieren!

Caritas (Wohlthätigkeit) ist die älteste Tochter Pecksniffs, und während wir in Frau Nicklebys ältestem Sohne die Züge seiner Mutter wiederfanden, bewahrheitet Caritas die oben ausgesprochene psychologische Konjektur, dafs die älteste Tochter das körperliche und seelische Ebenbild ihres Vaters ist. Des Vaters Lächeln umschwebt selten ihre Lippen; sie ist haushälterisch geizig und hafst ihren Schwager, der sie verschmäht hat. Um wahrhaft lieben zu können, zu egoistisch, scheint sie überhaupt in der Kunst des Hassens um so bewanderter, als ihr Herz ein Born von Bosheit ist, und sie hafst selbst nach ihres Schwagers Selbstmorde die unglückliche Schwester, weil diese sie einmal ausgestochen. Ergötzlich ist die Scene, in welcher sich die boshafte Tochter gegen den eigenen Vater, ihr Ebenbild, kehrt, und ihm den Gehorsam aufsagt. Um unter die Haube zu kommen, kapert sie einen sentimentalen Jüngling, der 10 Jahre jünger wie sie ist, der jedoch seine im bräutlichen Staate harrende Braut am Hochzeitstage verläfst. Die komische Vernichtung der heuchlerischen Jungfrau vollendet der Dichter, indem sie als eine zweite Antigone den Bettler Pecksniff begleiten mufs.

Dickens hat die glückliche Idee, eine heuchlerische Gruppe, aus drei Familiengliedern bestehend, uns vor Augen zu führen. Indem wir diese Gruppe mit der schon im vorigen Romane herangezogenen Laokoon-Gruppe vergleichen, finden wir wiederum heraus, dafs hier die Stärke des Lasters, wie dort die des Schmerzes, in der Mitte zweier Nüancierungen liegt. Während nun die ältere, magere Tochter am wenigsten die Tücke ihres Herzens verbergen kann, der fuchsschlaue gut genährte Vater dagegen für alles und für alle ein liebenswürdiges Lächeln hat, befindet sich an seiner Seite sein zweites, naives, munteres Töchterchen Mercy, welche, einem schmiegsamen Kätzchen gleich, gern auf dem Bänkchen zu des Vaters Füfsen verweilt. Das Liebenswürdige des Vaters ist in ihr noch mehr zum Aus-

druck gebracht, ja, der Dichter läfst sie bei jeder Gelegenheit in ein halb erstickes Lachen ausbrechen, ein Umstand, den Taine wegen der zu häufigen Erwähnung tadelt. Dieses Gelächter ist aber nicht Mercys alleiniger Charakterzug, was Taine zu meinen scheint; im Gegenteil ist sie ein volles, rundes Bild von einem launenhaft-eigensinnigen, tändelnden, oberflächlichen Mädchen. Den Zopf, welchen Ästhetiker als ein Zeichen der Abhängigkeit und Unterwürfigkeit betrachten, verschmäht sie und trägt ihr Haar à la Titus. In der auf dem Kirchhofe mit ihrem Onkel geführten Unterredung, welcher sie warnt, einen ihr verhafsten Tölpel zu heiraten, tritt in dem liebenswürdigsten Wesen der Pecksniffsche Charakter hervor. Da sie ihrem Onkel zu gefallen meint, schmäht sie ihren Bräutigam, welchen sie — ihrer Meinung nach — zu einem unterwürfigen Sklaven gemacht habe. Das oberflächliche Mädchen, welches in der Heirat nur einen Triumph über die Schwester erblickt, wird für den Fehltritt furchtbar bestraft. Der brutale, oft betrunkene Tölpel macht aus dem freiesten Wesen, das selbst den die weibliche Abhängigkeit verratenden Zopf verschmäht hat, die unterwürfigste Sklavin, die einem Ungeheuer zitternd gehorcht, in der Schule des Leidens dagegen reift, ihren brutalen Mann durch Milde und grofses Geschick auf einen besseren Weg zu führen sucht und im Gegensatz zu Vater und Schwester infolge ihrer Selbstverleugnung sich eine eigene Erlösung im Romane wie im Leben anbahnt, um am Schlusse das Goethesche Wort zu vernehmen: „Sie ist gerettet!“

Anthony Chuzzlewit, Pecksniffs Onkel, ein reicher Kaufmann in der City, ist ein phlegmatischer Greis mit roten, listigen Augen, der Pecksniff in jener Konferenz ermahnt, nicht den Heuchler zu spielen, obwohl er später selbst zugiebt, dafs die ganze weitverzweigte Familie aus Heuchlern bestehe. Er freut sich des Resultates der guten Lehren, die er seinem einzigen, pfiffigen Sohne gegeben, und die Sorge um eine haushälterische Schwiegertochter, die sein langsam aufgehäuftes Gut nicht vergeude, veranlafst ihn, sich Pecksniff zu nähern. So beschäftigt, ereilt ihn ein jäher Tod, vor dessen Eintreten er noch Gelegenheit hat, die seinem geldgierigen Sohne gegebene Erziehung zu verwünschen.

Jonas Chuzzlewit, sein Sohn, der älter und kahler aussieht als der Vater, für den er nur harte Worte hat, ist ein selbstsüchtig-berechnender, roher, linkischer Tölpel, dessen barscher Ton und ungeschickte Redeweise von den gentlemännischen Manieren seines Schwiegervaters sehr abstechen. Der nach Geld wie nach Unabhängigkeit verlangende Sohn sucht sich durch Gift seines Vaters zu entledigen, und unmittelbar nach dessen Tode wirbt er um Pecksniffs jüngste Tochter. Die Art und Weise seines Benehmens in dieser Werbescene, wo er sich der jüngeren gegenüber erklärt, indem er fast immer an die ältere Schwester das Wort richtet, legt mehrere Eigenschaften des Charakters blofs: denn Jonas ist feig, furchtsam, unbeholfen, plump und an Frauenumgang wenig gewöhnt. Diese Situation kontrastiert daher aufs herrlichste mit der vorhergehenden Scene, wo der in Geldsachen mehr bewanderte Brautwerber mit dem Schwiegervater geschickt und geschäftsmäfsig verhandelt. Jonas, dieser schlaue Mensch, welcher bei Geschäftsabschlüssen Spirituosen verschmäht, riskiert sein Vermögen in einem Unternehmen, und als er es aus den Händen des betrügerischen Agenten zurücknehmen will, findet er diesen in dem Besitz seines Geheimnisses. Von jetzt an beginnt sein Verfall: ein Fluchtversuch scheitert, indem ihn der Agent, sein Quälgeist, vom Schiffe zurückholt; von diesem findet sich der nach der früheren Unabhängigkeit und Freiheit dürstende, bisher unumschränkt waltende Haustyrann in allen Bewegungen eingeengt; sein Nachtschlaf ist dahin; er hört des Nachts alle Glockenspiele der Turmuhren; das Erlöschen des „Nachtlichtes“ flöfst ihm Entsetzen ein. Mordlust aus Hafs beschleicht den Mann, der schon vorher — aus Geiz — für seinen Vater Gift bereit halten konnte, und vollendet die Korruption seines seelischen und körperlichen Organismus. Nach Ralphs Vorgang sehen wir also auch hier vor der Peripherie mehr Habsucht, welche zwischen Wendepunkt und Katastrophe infolge der Verpestung des Gemüts mehr dem Hasse weicht. — Auf der Reise zu Pecksniff begriffen, macht der feige, aber mordlustige Jonas in stürmischer Gewitternacht mehrfache Versuche, seinen Plan an seinem Begleiter auszuführen; er schwingt die Flasche in die Luft, und beim Anblick des immer feiger werdenden Opfers

wächst des feigen Mörders Mut. Den durch einen Umsturz unter den Wagen geschleuderten Agenten sucht er durch Antreibung der Rosse zu zermalmen; und der von dem Kutscher gerettete Agent findet bei seinem Erwachen den ihn katzenhaft belauernden Jonas an seinem Bette, welcher ihn bald auf einem Waldpfade meuchlings ermordet. Nach dem Verbrechen nehmen wir bei Jonas keineswegs die furchtbare Unruhe wahr, die sich bei Sykes äufserte, da der Mörder (in diesem Romane) sich schon vor der That durch einen verfallenen, ungesunden Organismus kennzeichnet. Neben den Höllenqualen des Sykes nimmt sich die Unruhe des Jonas nach der Schreckensthat wie gemaltes Feuer aus; der im Nervensystem schon lange kranke Mörder, welcher aber bei vollem Bewufstsein den vorsätzlichen und sorgfältig geplanten Mord ausführt, empfindet mehr eine gewisse Gemütsleere, als er sein Weib nicht heimkehren sieht. Bei seiner Gefangennahme erfährt er erst aus Chuffeys Munde, dafs sein Vater nicht an seinem Gift, wohl aber aus Schmerz über einen ihm nach dem Leben trachtenden Sohn gestorben. Der bestechliche Chef der ihn abholenden Polizeibeamten, welcher selbst der selbstsüchtigen Familie der Chuzzlewit angehört, giebt gegen eine gefüllte Börse dem Verbrecher Zeit, sich im Nebenzimmer zu erhängen, welchen er jedoch nach Ablauf der gewährten Frist unentschlossen und mit entblöfstem Halse wiederfindet. Dem Charakterbilde dieses feigen Meuchelmörders giebt der Dichter den letzten noch fehlenden und ihn gänzlich komisch vernichtenden Pinselstrich, indem er uns den gefesselten Verbrecher, an eigenem Gift gestorben, mit dem Giftfläschchen in der Hand, am Boden der ihn zum Gefängnis führenden Kutsche zum letztenmal zeigt.

Tigg Montague, der Stutzer, Industrieritter und Hochstapler, ist ein begabter, aber charakterloser Mensch, der gewandt spricht, stets seine Rolle gut spielt, mit grofsem Geschick sich in des Jonas Geheimnis eindrängt und mit seinem Opfer mit katzenhafter Grausamkeit und Ironie spielt. Die Art und Weise, in welcher er sich Jonas zum erstenmal im Beisein einer dritten Person, die ihn vor Thätlichkeiten schützen soll, als Mitwisser des Geheimnisses zu erkennen giebt, ist für unseren feigen Gauner höchst bezeichnend. Über die wachsende Un-

ruhe seines Opfers triumphierend, ruiniert er pekuniär noch ein zweites Glied der Familie, den gut situierten Pecksniff, worauf ihn der verdiente Tod ereilt. Die Unentschlossenheit eines feigen Mörders mit einem noch feigeren Opfer, den Kämpfen zweier Katzen nicht unähnlich, ist gut gezeichnet und von dem höchsten psychologischen Interesse, und in des Gauners Ende, welches sich mit der poetischen Gerechtigkeit wohl verträgt, sowie in der Vernichtung anderer Glieder seiner eigenen, weitverzweigten Familie, erscheint der Mörder Jonas nur als die dem Giftfelde der Chuzzlewit entstiegene Gottesgeifsel.

In Frau Gamp hat Dickens eine Karikatur geliefert, diese jedoch höchst geschickt in die Ökonomie des Romanes mit verflochten; denn die mit Umschlagetuch, Regenschirm und einem grofsen Paket ausgerüstete Krankenpflegerin, die vor nervöser Gereiztheit mit dem Kopfe zittert, ist selbst ein Beispiel von der sich in den niederen Volksschichten bemerkbar machenden Selbstsucht, und die in der Krankenstube so herzlos handelnde Frau, welche ihre Fieberkranken des Kissens unter dem Kopfe beraubt, um sich darauf gütlich zu thun, verdient wohl die ihr am Schlusse von einem Greise erteilte Ermahnung, mehr Mitleid und Menschlichkeit zu üben. Schlau genug, ihren Pflegebefohlenen (Chuffey) abwechselnd, je nach Befund der Besucher, zu loben oder zu beschimpfen, sehen wir in ihr Selbstsucht mit Heuchelei gepaart, und unsere auf dem Hafenplatze promenierende Dame zeigt sich insofern der, die Engländerinnen niederer Stände vertretenden „Mrs. Brown“ nicht unähnlich, als sie dem sie anbrummenden Jonas auseinandersetzt, der Platz sei für beide grofs genug. Dafs sie die Gewohnheit hat, sich fast bei jeder Bemerkung auf Frau Harris zu beziehen, erwähnt schon Taine, welcher Dickens wegen der zu oft wiederholten Redensart „says Mrs. Harris“ tadelt; der es aber unterläfst, dem Dichter für einen den niederen Volksklassen scharfsinnig abgelauschten Zug zu danken, die eigene Meinung, Höherstehenden gegenüber, als das Gedankenprodukt einer Autorität, d. h. einer anderen unbedeutenden Person, auszugeben. Dafs Frau Gamp, wie Forster meint, ein Meisterstück des Dickensschen Humors sei, scheint mir jedoch eine gewagte Behauptung; im Gegenteil nehmen ihre Schwätzereien einen zu breiten Raum für ein Kunstwerk ein.

Der talentvolle 21jährige Architekt Martin Chuzzlewit, der Enkel des gleichnamigen Titelhelden, ist ebenfalls ein Egoist, zwar nicht aus Princip — denn dies setzt Erfahrung und Reife voraus —, sondern infolge seiner einseitigen Erziehung. Denselben Zug, den wir fast immer an dem einzigen Kinde eines Elternpaares finden, trägt also auch dieser einzige Pflegesohn eines alten, eigensinnigen egoistischen Grofsvaters, in dessen jugendliche Wirtin er sich wider den Willen seines Wohlthäters verliebt. Nach Pecksniffs Beispiel benutzt auch er den dienstfertigen Tom Pinch, welcher für ihn im Gasthofe die Klingel ziehen, auf dem Wagen seinen Koffer zu seinen Füfsen dulden, und daheim als Einschläferungsmittel ihm aus Shakespeare vorlesen mufs. Ein echter Engländer und frei von Schwärmerei und Enthusiasmus, hat er beim Abschiede von seiner Braut zu sehr die Zukunft im Auge, um sich in sentimentalen Klagen zu ergehen; frei von Argwohn, Eifersucht und Geheimnisthuerei enthüllt er Tom das Geheimnis seiner Liebe, und auf dem Schiffe folgt er keineswegs Tapleys Beispiel, an welchem die schmutzigen Kinder fremder Leute eine Kinderfrau finden. Trotz seines kleinlichen Egoismus können wir ihm nicht zürnen; denn Martin ist durch und durch ein Gentleman, hat einen guten Kern und läfst durchblicken, dafs er sich später nicht an die Allgemeinheit verlieren werde. Die so umfangreiche amerikanische Episode, von der Sala glaubt, dafs „diese einseitige Satire gegen die vereinigten Staaten gar nichts mit der Erzählung zu schaffen habe", ist eine Schilderung der Schule des Leidens, die das verwaiste und nun verstofsene Pflegesöhnchen durchmachen mufs; von den Schlacken des Egoismus geläutert, erniedrigt er sich vor seinem Wohlthäter, dem er, unbeschadet seiner Liebe zu seiner Marie, Sinnesänderung gelobt. Der von ihm zum zweitenmal, aber jetzt nur scheinbar verstofsene Jüngling giebt Proben von edler Selbstbeherrschung und zeigt sich somit würdig, der Erbe eines unermefslichen Vermögens und der Gemahl der verständigen, opferfreudigen Marie Graham zu werden. Indem nach dem Beispiel der Mercy Pecksniff Martin Chuzzlewit junior seinen Egoismus ablegt, bildet er die beste Brücke zu der Selbstverleugnung übenden Gruppe von Personen.

Den offenherzigen, gastfreundlichen Junggesellen John Westlock, welcher wie der vorige eine John Bullsche Type bildet, macht Dickens wohl nur zum Träger seiner (des Dichters) Ideen; oft dürfte dies jedoch nicht so augenscheinlich sein als nach der Zusammenkunft Toms und Martins mit John Westlock in Salisbury, wo der letztere von einer Höhe aus wahrnimmt, wie der dienstbeflissene Tom seines Begleiters Überzieher trägt.

Der nur dem Winke seines Chefs gehorchende Chuffey ist ein bereits kindisch gewordener Greis an der Grabespforte, welcher „vor Alter zugleich blind und taub“ erscheint und Chuzzlewit als Beispiel der Selbstverleugnung zur Seite gegeben ist. Sei es Entsetzen, sei es Verwunderung, bei dem Anblick des egoistischen Sohnes eines egoistischen Vaters pflegt der alte Buchhalter in die kindischen Worte auszubrechen: „Sein einziger Sohn!“ Obwohl sein Brotherr sich sterbend noch beklagt, dafs er vor seinem gebrechlichen Buchhalter (Chuffey) abgerufen werde, erscheint dieser Egoist bis in den Tod doch milder an der Seite des Wesens, welches ihm, dem unglücklichen Vater, bis an das Ende beisteht, und obwohl selbst ein gebrechliches Gefäfs, sich dann zum Beschützer Mercys aufwirft. Nachdem ihm der Dichter die erschütterndsten Accente entlockt, läfst er den stets in Aphorismen sprechenden Greis bei der Gefangennahme des Jonas behufs der Enthüllung des versuchten Giftmordes wohl eine zu anstrengende Rolle spielen, ein Umstand, der uns an Monk und Noggs erinnert.

Tom Pinch, der Liebling des Dichters und der Kinder, für den selbst ein mürrischer Chausseegeldeinnehmer ein Lächeln hat, ist ein kahlköpfiger, 35jähriger Mann, mit hohen Schultern und von unansehnlichem Äufseren, der zwar viel, aber langsam und weitschweifig spricht, sich mit Unrecht für einen starken Esser hält und überhaupt gering von sich denkt. Bei ihm ist also die Selbstverleugnung nicht frei von einem krankhaften Zuge, der Selbstverkleinerung. In der Kirche, wo er oft unentgeltlich Orgel spielt, hat er sich in Marie Graham verliebt. Nachdem dieser schwerfällig denkende Mensch infolge eines Mifsverständnisses das Geheimnis seines Herzens der Braut Martins selbst enthüllt hat, entsagt er als selbstverleugnender

Christ feierlich dieser Liebe in demselben Kirchlein, welches der egoistische Pecksniff seiner Gemeinde errichtet hat. Dieser so leicht zu betrügende Optimist verachtet mit einer ihm ungewohnten Energie Pecksniff, sein früheres Ideal, nachdem er ihn einmal als Schurke erkannt.

Indem sich neben dem englischen Texte und der deutschen Übersetzung die von Dickens selbst empfohlene Lorrainsche französische Version vor uns befindet, werden wir plötzlich in der französischen Übersetzung des Schlufskapitels durch einen Fehler überrascht, der durch die so verderbliche wörtliche Übersetzung herbeigeführt wurde, und der bezüglich Toms Charakterrolle das ärgste Mifsverständnis herbeiführen kann. In jenem, nur Aphorismen enthaltenden Schlufskapitel, welches uns einen Fernblick in die Zukunft gestatten soll, heifst es kurz, ohne uns nähere Details über Toms Vergangenheit oder eine etwaige Heirat zu geben: „Hier ist ein zartes Wesen, ihr Kind“ (französisch: son enfant), „welchem deine Augen folgen u. s. w.“ Da nun das französische Fürwort „son“ sich auf beide Geschlechter beziehen, und somit auch „sein Kind“ bedeuten kann, gewährt der französische Text dem oberflächlicheren Leser eine ganz falsche Perspektive, als hätte doch Tom Pinch, „dieser selbstlose Menschenfreund“, ein eigenes Heim gefunden. Obwohl wir zugeben, dafs der aufmerksamere französische Leser unter „son enfant“ das von Martin mit Marie Graham erzeugte Kind versteht, und des Charakters und der Selbstverkleinerung von Tom Pinch wohl eingedenk, sich diesen nicht als Familienhaupt und Gatten denken kann, so müssen wir doch den Übersetzer tadeln, durch die wörtliche Übersetzung eines fremden Sprachprodukts ein Mifsverständnis bezüglich Tom Pinch möglich gemacht zu haben, was ein in seiner (französischen) Muttersprache schreibender und mit ihren Sprachmitteln rechnender Schriftsteller durch eine Zusammenfassung der bisherigen Motivierungen vermieden hätte.

Was diese letztere betrifft, so läfst Dickens bezüglich Tom Pinch allerdings nichts zu wünschen übrig. Als sich dieser letztere mit Pecksniffs Geschirr an einem Wintermorgen nach Salisbury begiebt (Kapitel V), erscheinen an den Fenstern seines Dorfes die Frauen und Mädchen im leichten Morgenanzuge,

welche Tom durch das Fenster trotz ihrer entblöfsten Busen einen Morgengrufs zurufen, da „man es mit diesem unschuldigen Manne nicht so genau zu nehmen brauche".

Der von Dickens hier erwähnte Zug, bei welchem man unmittelbar an unseren Heiland denkt, dessen Selbstverkleinerung jedoch die Welt erlösen sollte, ist ein Blitzstrahl des dichterischen Genies; während andere Schriftsteller ihre Genialität durch ihren Geist zum Ausdruck bringen, ist es bei unserem Humoristen das Herz, das ihm die Blitzfunken des Genies entlockt.

Ein anderes Beispiel von Selbstaufopferung bildet Mark Tapley, der Hausknecht im „Blauen Drachen", ein zweiter Hans Ohnesorge, der ein so warmes Herz besitzt, dafs er selbst im Winter ohne Weste mit aufgeknöpftem Rocke Fufstouren unternimmt. „Ein Philosoph, ohne es zu wissen", sucht er das Unglück, damit in seiner Fröhlichkeit ein gröfseres Verdienst liege, obwohl, wie er Tom Pinch versichert, er dieses Princip nicht auf das Gebiet der Liebe ausdehnen möchte. Der dem germanischen Jüngling so eigene Zug, in die Ferne zu schweifen, obwohl das Gute so nahe liegt, veranlafst auch ihn, seine gut situierte Wirtin, Frau Lupin, ein dralles, munteres Weibchen, von der er sich geliebt weifs, zu verlassen und mit dem Architekten Chuzzlewit junior nach Amerika zu gehen. Sein egoistischer Begleiter, obwohl von allen Mitteln entblöfst, läfst den armen Burschen oft genug fühlen, dafs ein früherer Hausknecht kein Gentleman sein kann. Die Verhandlung mit dem „Eden" anpreisenden Agenten, wo unser sonst so optimistischer „Sans Souci" pessimistische Bedenken trägt, von seinem Reisebegleiter jedoch zur Ruhe verwiesen wird, zeigt deutlich die Stellung an, welche der unbezahlte und unbezahlbare Diener als Martins Compagnon in Eden zu erwarten hat. Dafs ein dienender Geist seinem ihn höflich behandelnden, aber armen Herrn umsonst dient, ist in germanischen Ländern, wie in den Litteraturen germanischer Völker ein nicht seltener Zug. Dafs aber ein gutmütiger Bursche im Dienste eines unhöflichen Herrn unentgeltlich ausharrt, ja ihn in das vorher erkannte Elend begleitet, das ist fürwahr ein grofsartiger Zug aufopfernder Menschenliebe. Und hier ist ein zweiter Punkt, in welchem

Lessing und Dickens sich begegnen; während der erstere den höchsten Grad der Selbstverleugnung einem die exklusivste Religion bekennenden Juden zuerteilt, läfst Dickens diese hohe Tugend durch einen ungebildeten Hausknecht üben. Doch dürfte Lessing hier vorurteilsfreier verfahren haben wie Dickens; denn Nathan zeigt selbstverleugnende Liebe, „obwohl“ er ein Jude ist, was sein Verdienst noch erhöht, während Tapley nach Dickens' Meinung derselben Aufopferung fähig ist, nicht „obwohl“, sondern „weil“ er ein Hausknecht ist. Der vorurteilsfreie Leser, welcher die Behauptung, die niederen Klassen seien ein Ausbund von Herzensgüte, als Cant bezeichnet, dürfte jedoch das „obwohl“ auch bei unserem Beispiel besser am Platze finden.

Die Witwe Lupin, Mark Tapleys Herrin und spätere Ehefrau, welche, in den Vorurteilen ihrer Nation befangen, Pecksniff als einen Heiligen betrachtet, giebt auch in ihrer Weise Beispiele von Opferfreudigkeit, die sie in dem friedlichen Dorfe, wo der Kampf um die Existenz nicht so hart ist, leichter üben kann, als die in London wohnende und Pecksniff gleichfalls bewundernde Frau Todger, welche trotz der Bemühungen, allen Anforderungen ihrer Gäste gerecht zu werden, und trotz des Pecksniffschen Verweises, für 18 Mark monatlich ihren Selbstrespekt verkauft zu haben, sich auch für das Wohl und Wehe ihrer Gäste interessiert. — In ihrer beschränkten Gutmütigkeit, einer alten Jungfer einen Mann zu verschaffen, wird sie jedoch das Werkzeug zum Ruin eines ihrer Pensionäre (Moddle); nur schade, dafs der am Ende von ernster Satire zur Karikaturenzeichnung übergehende Schriftsteller den anfangs so herrlich gezeichneten, von seiner lustigen Umgebung sich traurig abhebenden Sentimentalen zum Gegenstande des eigenen Spottes macht und so das vielversprechende Bild durch mutwillige Pinselstriche verdirbt. Diese mutwillige Verunstaltung einer Figur von seiten eines Humoristen scheint der Grund gewesen zu sein, dafs Taine unseren Moddle für wahnsinnig erklärt; jeder aufmerksame Leser dürfte jedoch mit Forster ausrufen: „Moddle wahnsinnig!“ Nach dieser originellen Widerlegung vergifst es jedoch der englische Biograph, die vom Schiffe aus an Caritas gerichtete sentimentale Abschiedsepistel Moddles als Beleg dafür

anzuführen, dafs der flüchtig gewordene Bräutigam über seine gesunden Sinne noch verfügt.

Der alte Martin Chuzzlewit ist der Hauptpfeiler und Mittelpunkt der Konstruktion des Romanes. Es ist ein solid gebauter, schöner Greis von cholerischem Temperament, welches sich aber schon mit dem Phlegma des Greises verbindet. Diese glückliche Temperamentsmischung ist der Grund, dafs er im Gegensatz zu Pickwick und Nicholas Nickleby, welche selten Herren der Situation sind, nicht in, sondern über der Situation steht. Sparsam, ohne geizig zu sein, macht es sich der reiche Erblasser zur Pflicht, für sein unermefsliches Vermögen einen würdigen und selbstlosen Erben zu finden, welchen Gold nicht korrumpieren kann. Stetig umlagert von sämtlichen Gliedern seiner habsüchtigen, egoistischen, weitverzweigten Familie, die ihn wie eine Horde Raubtiere umgeben, um nach seinem Tode sich auf die Beute zu stürzen, hat der Greis bei seinem ersten Erscheinen im Roman etwas Gedrücktes. Obwohl er noch mit einer Art überlegener Ironie die habsüchtige Gesellschaft behandelt und im „Blauen Drachen" mit ihnen nur durch das Schlüsselloch verhandeln will, so merkt man doch an dem gegen Frau Lupin, als auch gegen Marie Graham bei Gelegenheit einer Testamentsabfassung gezeigten Benehmen, dafs der edle Greis bereits mifstrauisch und bitter geworden ist und sich auf der Flucht vor der Menschheit befindet. Indem wir an Lessings „Klosterbruder" (im Nathan) dieselbe Wahrnehmung machen, begegnen wir somit einem dritten Berührungspunkte des englischen und des deutschen Dichters.

Die wachsende Misanthropie des edlen Greises hat aber die aus dem cholerisch phlegmatischen Temperament resultierenden Eigenschaften der Besonnenheit und der Energie nicht aufgezehrt, welche einen alternden, jedoch noch nicht kindischen Greis so recht zum Herrn der Welt machen. Der alte Chuzzlewit beschliefst, seine Familie zu studieren, zu prüfen und wenn möglich einige Glieder aus der zunehmenden Korruption zu erretten. Die Kirchhofsscene, wo er Mercy Pecksniff vor einer unüberlegten Heirat mit ernsten, eindringlichen und fast poetischen Wörten warnt, zeigt ihn als einen klugen, erfahrenen, beredten Weltmann, der durch geschickte Redewendungen die

Aufmerksamkeit der naiv ausweichenden, oberflächlichen Jungfrau auf die Wichtigkeit ihres Schrittes zu richten sucht. Der greise Seher ist jedoch selbst nicht frei von dem Erbübel seiner Familie. Aufser Egoismus und Mifstrauen hat er mit ihnen auch die Verstellungskunst gemein, die ihm jedoch bei der Sondierung Pecksniffs trefflich zu statten kommt, bei welcher Gelegenheit der reiche Erblasser oft die den ganz phlegmatischen Greisen eigene Schwerfälligkeit des Geistes heuchelt. Die Scenen, wo er mit Jonas zusammentrifft, sind von dem höchsten Interesse; denn die Gespanntheit der beiden hat in dem Umstande ihren Grund, dafs sich der Retter und die Gottesgeifsel einer Familie einander entgegenstehen. Und dieser herrliche von Menschenliebe wärmer werdende Kern, den eine rauhe Schale der selbstsüchtigen Misanthropie und des Mifstrauens zu ersticken drohte, macht allmählich die dicke Kruste schmelzen, und in dem Bestreben, andere zu prüfen und zu läutern, erfährt unser Greis an sich selbst denselben Läuterungsprozefs. Der heftige, eigensinnige Mann, der sich behufs der Entlarvung Pecksniffs Monate hindurch selbst bezwingen mufs, und welcher endlich seinem eigensinnigen Enkel verzeiht, hat in dem im Romane behandelten Zeitraum gelernt, den schönsten Sieg zu erfechten, nämlich den, sich selbst zu bezwingen. Wenn Mercy Pecksniff und Martin Chuzzlewit junior andere Menschen geworden sind, so haben sie es mehr ihrer Jugend und der Schule des Lebens zu danken; jedoch der starre, energische Greis, welcher nicht in, sondern über der Situation steht, welcher die Verhältnisse selbst gestaltet und nur schwerer in denselben umgestaltet werden konnte, übt die gröfste Selbstverleugnung, wenn er über sich selbst zu triumphieren vermochte. Während also die Selbstverleugnung eines Tom Pinch und des Klosterbruders an Selbstverkleinerung streift, die Selbstverleugnung eines Mark Tapley und eines Saladin in einer instinktiven Gutmütigkeit ihren Grund findet, erscheint die Selbstverleugnung eines Martin Chuzzlewit und eines Nathan als das Resultat eines Kampfes, welches das ganze Willensvermögen eines Cholerikers herausfordert. In diesem Sinne ist unser Titelheld ein zweiter Achilles, der über sich einen ähnlichen Sieg davontrug, und dieses Werk findet also nicht, was Jean Paul von allen Romanen

behauptet, in der Odyssee seinen Urroman, wo die Subjektivität des Helden über die Objektivität der Welt triumphiert, sondern er gehört der durch die Iliade angedeuteten höheren Gattung an, wo der Held diesen Sieg der Objektivität über die Subjektivität an sich selbst erfährt. In diesem Sinne nur konnte ein geistreicher Ästhetiker das Christentum das schönste Epos nennen, in welchem der Erlöser als epischer Held am Kreuze einen Sieg des Geistes über das Fleisch errang.

Was die schon mehrfach erwähnte umfangreiche Episode betrifft, so gehört sie allerdings insofern zu dem Ganzen, als sie den Charakter von Mark Tapley und ganz besonders den von Martin Chuzzlewit junior weiterspinnt; im grofsen ganzen drängt sich jedoch an derselben die Tendenz, die Prahlerei (Great Eaglism) in den Vereinigten Staaten zum Gegenstande der Satire zu machen, zu sehr in den Vordergrund. Dafs sich hier des Schriftstellers grotesker Humor mehr mit der ganzen Nation als mit dem Individuum beschäftigt, geht beispielsweise daraus hervor, dafs er bei Gelegenheit mehrerer Figuren nacheinander das häufige Extemporieren erwähnt. Wenn wir auch mit Sala die amerikanische Episode nur als „eine einseitige Satire“ gegen die Staaten ansehen, so dürfte doch die Detailausführung zuweilen ganz glücklich kleine Eigentümlichkeiten des englischen Amerikaners schildern. „Sind meine Hände schmutzig?“ fragt der rasch aus der gewöhnlichen Redeweise zum Bilde übergehende Agent, der Eden anpreist; ein einfacher Privatlehrer in New York wird zum „Professor mit ungewöhnlichen Fähigkeiten“; eine Hütte führt den Namen: „Die untergehende Sonne“, und ein ungesunder Sumpf wird zum Garten „Eden“.

Das Werk ist reich an sich auflösenden Kontrasten, was wir schon bei Gelegenheit des selbstsüchtigen Anthony Chuzzlewit bemerkten, der sich an der Seite des ihm ergebenen Chuffey milder ausnimmt. Was aber diese Kontraste noch wirksamer macht, liegt in der Verschiedenheit der Temperamente der sich gegenüberstehenden Figuren. Mag also Pecksniff zu Taines Bedauern eines Temperaments bar sein, als Entschädigung hat der Dichter bei den ihm zur Seite und gegenüberstehenden Personen das Temperament zwar mit wenigen,

doch mit kräftigen Rotstiftlinien angedeutet. Während Chuffey das Phlegma des kindischen Greises besitzt, ist der ein wenig zur Misanthropie neigende Titelheld cholerisch-phlegmatisch, und Anthony, sein Bruder, steht in der Mitte der beiden Alten. — Der sentimentale, zu tief angelegte Moddle findet in einem an der Oberfläche haftenden, naiven Mädchen (Mercy) sein Ideal. Der Schmelz der Übergänge wird nicht nur in den Kontrasten der Selbstsucht und der Selbstlosigkeit bemerkbar, sondern auch in der gut nüancierten Farbengebung einheimischer Typen. Während die Mifsgeburt Pecksniff am äufsersten Rande des heimatlichen Bildes steht, befinden sich John Westlock und der gentlemännische Egoist Martin Chuzzlewit junior im Vordergrunde, und Frau Gamp vollendet das Gemälde. Diese Feinheit der Lokalfarben wird bei dem köstlichen Helldunkel noch wirksamer und der düstere Hintergrund des Gemäldes dürfte sich selbst für psychologische Studien eignen.

In keinem Werke hat Dickens so viel Geist entwickelt als bei der Abfassung dieses Romanes. Ein Schriftsteller, welcher ihm verwandte Figuren wie Pickwick und Nicholas Nickleby mit Leichtigkeit darstellen konnte, mufste gewaltig aus sich herausgehen, um einen Martin Chuzzlewit junior zu zeichnen, der trotz seines Egoismus der Sympathie des Lesers gewifs ist. Indem sich Dickens in diesem Werke zu der Höhe Lessings erhebt, zeigt sich der letztere von jenem nur dadurch verschieden, dafs der deutsche Mann der Wissenschaft, des Moralisierens unkundig, an dem Menschen das Laster der Selbstsucht mit secierendem Messer blofslegt, während der englische Humorist diese nicht nur schildert, sondern auch deren zwei Hauptträger bestraft, indem er den Gentleman Pecksniff komisch vernichtet und den in unserer Anschauung bereits vernichteten Jonas Chuzzlewit einem schrecklichen Ende zuführt.

Sollte aber wirklich, was Taine zu behaupten scheint, Pecksniff, der englische Heuchler, neben Molières Tartuffe blafs erscheinen, so wird man doch in dem Umstande eine Entschädigung erblicken, dafs Dickens uns eine aus drei Personen bestehende und gut nüancierte heuchlerische Gruppe vor Augen führt. Während in Molières Charakterkomödie die gewaltige Figur des Tartuffe einzig den Vordergrund beherrscht und wir

im Hintergrunde nur eine bestürzte Familie sehen, deren Furcht erst am Schlusse durch den mysteriösen Spruch eines Königs verschwindet, hat der englische Dichter seinem Heuchler einen Mark Tapley und einen Tom Pinch zur Seite gegeben, damit der Leser „nicht an der Menschheit verzage". Während der königliche Urteilsspruch bei Molière nur ein beruhigendes Moment bildet, fühlt sich der Bewunderer des menschenfreundlichen Hausknechtes und des mifsgestalteten Philanthropisten Pinch mit der Weltordnung versöhnt. Der so aus dem Wirrsal befreite Blick, welcher vom Anfange des Werkes an einen umfassenden Horizont überblickte, erfreut sich am Schlusse der herrlichsten Perspektive.

Was die Naturscenerie in diesem Romane betrifft, so scheint das friedliche Dorf zuweilen vom Pecksniffschen Gifthauche wie angesteckt und läfst oft viel zu wünschen übrig. Von der bei Taine citierten Schilderung der Abfahrt des Omnibusses, welcher Tom Pinch nach London bringen soll, behauptet Forster mit Recht, sie gehöre nicht zu den gelungensten Produktionen unseres Schriftstellers. Das düstere Gemälde erfordert natürlich einen düsteren Hintergrund, und die prachtvolle Schrecklichkeit der Gewitternacht, in welcher Jonas und Tigg Montagne ihre früher erwähnte Reise antreten, kennzeichnet aufs trefflichste den Charakter der Naturschilderung in diesem Werke. Tom Pinchs Reise nach Salisbury, behufs Abholung des jungen Architekten, zerstreut ein wenig den Nebel der düsteren Winterlandschaft.

Dafs Dickens aus der ernsten, feinen Satire am Schlusse in den phantastisch-grotesken Humor verfällt, habe ich schon erwähnt. Was den Anfang und die Mitte dieses Werkes betrifft, so mag Forster also wohl recht haben, Taines Behauptung, Boz würde zu ärgerlich über die Laster der Menschheit, mit einem Hinweis auf Pecksniff zu widerlegen. Dickens, dieser anfangs so feine Satiriker, fällt jedoch gewaltig aus seiner Rolle, wenn er uns am Schlusse berichtet, Pecksniff (ein Gentleman!) sei durch einen Stockhieb zu Boden geschlagen worden, hätte eine geraume Zeit hindurch in sitzender Position verharrt und hätte in dieser kläglichen Stellung mit weinerlichem Tone seine Verteidigung geführt!

Der Stil läfst nichts zu wünschen übrig und der Dialog weifst die gröfsten Gegensätze auf. Die harmonischen Phrasen eines Pecksniff und der weitschweifige, schleppende Stil des schwerfällig, aber viel sprechenden Tom Pinch erfahren eine wirkungsvolle Abwechselung durch die um eine kurze Entgegnung nie verlegene Mercy, oder durch die ernsten, aber wohl berechneten Worte des greisen Romanhelden, der, dank seiner Überlegenheit, hier endlich einmal diesen Titel wirklich verdient.

Die Komposition ist spannend, und im Gegensatz zu den früheren Romanen erfordert dieses Werk eine höhere, gebildetere und reifere Klasse von Lesern, um die darin enthaltenen Schönheiten recht zu würdigen.

Chemnitz. A. Ball.

Über Form und Sprache

der Gedichte Thibauts IV. von Champagne.

Bevor wir auf die Form und Sprache der Gedichte des bedeutendsten unter den altfranzösischen Liederdichtern eingehen, wird es nötig sein, in kurzen Zügen das, was sich über sein Leben, seine Stellung in der Geschichte und über sein vielbesprochenes Verhältnis zur Königin Blanca, der Mutter des heiligen Ludwig, hat in Erfahrung bringen lassen, zusammenzustellen. Als Quellen sind benutzt worden: Histoire des Comtes de Champagne, Paris 1753, t. II. — Histoire de S. Louis, divisée en XV livres, par Filleau de la Chaize, Paris 1688, t. I u. II. — Histoire de France p. M. l'Abbé de Choisy, t. I. — Joinville, Histoire de St. Louis, suivie du Credo et de la lettre à Louis X, publ. par Natalis de Wailly, Paris 1868. — Phil. Mouskes, Chronique rimée, publ. p. le Baron de Reiffenberg, t. II. — Matthæi Parisii Opera ed. p. Wats, London 1640. — La Ravallière, Poésies du roi de Navarre t. II. — Paulin Paris, Romancero français.

Thibaut IV., Graf von Champagne und von Brie, König von Navarra, war der Sohn jenes Thibaut von Champagne, der zusammen mit dem Grafen Ludwig von Blois und von Chartres auf einem Turnier zur Adventzeit im Jahre 1199 mit einem Kreuz geziert erschien und zum Kreuzzuge aufforderte, zu dessen Anführer er gewählt wurde,[1] durch eine schwere Krankheit jedoch an der Teilnahme verhindert, am 25. Mai 1201[2] in der Blüte seiner Jahre starb. Kurze Zeit nach seinem Tode, im Anfang desselben Jahres, gab seine Gattin, Blanca

[1] Phil. Mouskes II, 20446.
[2] Nach Reiffenberg, Anm. zu Phil. Mouskes II, 20446 am 24. Mai 1200.

von Navarra, Tochter Sanchos des Weisen, einem Knaben das Leben. Dies ist unser Thibaut, auch der *Nachgeborene*, *le Posthume*, genannt.

Aus seiner Jugendzeit ist uns sehr wenig bekannt. Wir wissen nur, dafs seine Mutter im Jahre 1209 im Monat August mit dem König Philipp August von Frankreich einen Vertrag abschlofs, wonach der König den jungen Grafen Thibaut, ihren Sohn, an seinen Hof zu nehmen versprach, wenn sie sich verpflichtete, 15 000 Pariser Pfund in sechs Terminen zu bezahlen.[3] Während seiner Minderjährigkeit führte die willensstarke Mutter die Zügel der Regierung. Um das Jahr 1221 trat der junge Graf selbst die Regierung an, nachdem er sich mit der Schwester des Königs von Schottland verlobt hatte. Ein Jahr darauf aber vermählte er sich mit der Witwe Theobalds, Herzogs von Lothringen, Metz und Habsburg, Gertrude; nach wenigen Wochen jedoch löste er diese Verbindung wieder auf unter dem Vorwande der zu nahen Verwandtschaft und der Unfruchtbarkeit Gertrudens. Darauf verband er sich mit Agnes von Beaujeu, Tochter Guiscards IV. von Montpensier, mit welcher er eine Tochter Blanca hatte, die er 1235 mit dem Erben der Bretagne, Jean de Dreux vermählte.[4] Im Jahre 1230 oder 1231 starb Agnes.[5] Thibaut heiratete in demselben Jahre, nachdem er auf Veranlassung des Königs auf die Hand der schönen Jolanta, Tochter des Grafen der Bretagne Peter Mauclerc hatte verzichten müssen, die Tochter Archambauds VIII. von Bourbon, Margarete, aus welcher Ehe sechs Kinder entsprossen. Thibaut starb zu Pampeluna am 8. oder 10. Juli 1253. Sein Körper wurde beigesetzt in der Kathedrale zu Pampeluna und sein Herz in das Franziskanerinnenkloster zu Provins gebracht, welches er gegründet hatte.[6]

Das geschichtliche Auftreten Thibauts fällt in die Zeit der Kämpfe Ludwigs VIII. mit den Engländern 1224. Er war im Gefolge des Königs auf dessen Zuge gegen die Gascogne und verrichtete an seiner

---

[3] Hist. d. C. de Ch. t. II, p. 4.

[4] Nach Filleau de la Chaize I, p. 167 im Jahre 1236.

[5] Hist. de France par l'abbé De Choisy, Paris 1750, t. I, p. 32 wird 1230 als Todesjahr angegeben, dagegen Hist. de St. Louis p. Filleau de la Chaize I, p. 116 das Jahr 1231. — Joinville (p. Natalis de Wailly p. 29) sagt über das Todesjahr nichts. — La Ravallière (I, p 46) behauptet, 1231 oder 1232 sei Thibaut noch mit Agnes verheiratet gewesen: dann hätte aber Pierre Mauclerc, Graf v. Bretagne, ihm 1230 (nach De Choisy p. 32) oder 1231 (nach Filleau de la Chaize p. 116) nicht die Hand seiner Tochter Jolante anbieten können.

[6] Hist. des C. de Ch. II, p. 89.

Seite gegen die Engländer bei der Belagerung von La Rochelle die ersten Waffenthaten. Darauf begleitete er ihn auf dem Kreuzzuge gegen die Albigenser und wohnte anfangs der Belagerung von Avignon 1225 bei. Er scheint jedoch dem König nur widerwillig gefolgt zu sein, denn nach Verlauf von vierzehn Tagen verliefs er plötzlich das Heer. Über die Beweggründe zu diesem plötzlichen Aufbruch stehen sich zwei Berichte gegenüber, der des Ph. Monskes und der des Matthæus Parisius.

Ph. Mouskes erzählt uns, Thibant habe, da er durch die Bande des Blutes und der Freundschaft mit dem Grafen von Toulouse verbunden gewesen sei, und da er es mit den Grofsen des Südens nicht habe verderben wollen, unter der Hand die Einwohner Avignons begünstigt. Als der König ihm sein verdächtiges Benehmen vorgeworfen habe, sei er davongegangen.[7]

Nach *Matthæus Parisius* waren die Beweggründe ganz anderer Art. Er erzählt,[8] Ludwig habe sich wegen einer unter den Belagerern schrecklich wütenden Pest nach einer nahe gelegenen *Abtei*, genannt Muntpansier, begeben, um dort das Ende der Belagerung abzuwarten. Dorthin sei auch *Heinrich*, Graf von Champagne, gekommen und habe, da er schon während vierzehn Tage der Belagerung beigewohnt, „de consuetudine Gallicana“ um die Erlaubnis gebeten, in sein Land zurückkehren zu dürfen. Auf die Weigerung des Königs habe der Graf geantwortet, da seine vierzehn Tage, die er zu leisten habe, abgelaufen seien, so halte er sich nicht länger für verpflichtet zu bleiben. Darüber von Zorn entbrannt habe der König sich heilig verschworen, er würde, wenn er sich so entferne, seinerseits sein Land mit Feuer und Schwert verwüsten. „Tunc Comes,“ fährt Matthæus fort, „ut fama refert, procuravit Regi venenum propinari, ob amorem Reginæ ejus, quam carnaliter illicite adamavit: unde libidinis impulsu stimulatus, moras ulterius nectere non volebat. Comite igitur taliter recedente infirmabatur Rex usque ad desperationem; et pervagante ad vitalia veneno, perducitur ad extrema. Licet alii asserant, ipsum non veneno, sed morbo dysenterio expirasse.“

Zu diesem Bericht ist zu bemerken: Erstlich, dafs er nach dem Geständnis des Autors selbst nicht auf sicheren Quellen beruht, denn

---

[7] Ph. M. II, p. 515, V. 26173—26218.
[8] Matthæi P. Op. p. 334.

er sagt „ut fama refert"; zweitens finden sich einige offenbare Irrtümlichkeiten darin, denn es hat keine Abtei Montpensier, wohl aber ein Schlofs dieses Namens gegeben, und der Graf von Champagne in der Begleitung Ludwigs VIII. hiefs nicht Heinrich, sondern Theobald. Endlich ist zu berücksichtigen, dafs nach dem Urteil neuerer Forscher jener Benediktinermönch Matthæus Parisius überhaupt kein glaubwürdiger Zeuge ist. Wir finden bei Weber, Allg. Weltgesch. II, p. 514 folgende Charakteristik von ihm: „M. P., Benediktinermönch von St. Gallen († um 1259), hatte durch seine nahe Beziehung zu König Heinrich III., zu Hakon von Norwegen und anderen hochgestellten Persönlichkeiten treffliche Nachrichten über die Zeitereignisse und ward mit wichtigen Aktenstücken versehen .... Die Glaubwürdigkeit seines Geschichtswerkes ist neuerdings viel in Zweifel gezogen worden. Pauli fällt in seiner Geschichte von England folgendes Urteil darüber: Unsere Ansicht über diese drei Mönche (das Werk zerfällt nach den neuesten kritischen Forschungen in drei Teile, die von den drei Mönchen Roger von Wendover, M. Paris und Wilh. Rischanger bearbeitet sind, die in Stil und Auffassung einander sehr nahe stehen) ist, dafs sie nur als unlautere Zeugen der Wahrheit betrachtet werden dürfen, denen allerdings eine gewisse feine Bildung und Ausdrucksweise nicht abgeht, die aber mit den Augen ihres alten, in Genufssucht versunkenen Ordens, besonders im Vergleich zu den Cisterciensern, Dominikanern und Franziskanern, die Ereignisse in trübem Licht erblickten und denen es wenig um strenge Wahrheit zu thun war. Ihre Bedeutung dagegen und grofse Anziehungskraft liegt in dem vorherrschenden Sinn für Anekdote, für antiquarische und seltsame Dinge aller Art, beim Matthæus namentlich oft in der unglaublich beschränkten Wut, mit der er sich über Sachen und Persönlichkeiten ausspricht." Nun berichtet uns Ph. Mouskes zwar auch, dafs man wirklich glaubte, der König sei vergiftet worden:

Si quida-on par vérité
C'on l'euist là envenimé;

er fügt aber noch hinzu:

Et les autres barons de l'ost,
Qui mort i estoient si tost.[9]

Danach scheint die Sache einfach so zu liegen, dafs die grofse Sterblichkeit unter den Belagerern einer von den Ketzern ausgegangenen

[9] p. 553, v. 27277 ff.; vgl. p. 619, v. 29190 ff.

Massenvergiftung zugeschrieben wurde, ein Glaube, der bekanntlich auch sonst vorkommt, und zwar gerade zu Zeiten, wo um des Glaubens willen gekämpft wird. Wir können unseren Dichter also von jenem furchtbaren Verbrechen des Giftmordes, begangen an seinem Lehnsherrn, Wohlthäter und Verwandten, freisprechen: Ludwig starb am 8. November 1226, zwei Monate nach der Eroberung von Avignon, zu Montpensier, einem Schlosse in der Auvergne, und zwar eines *natürlichen* Todes.

Dafs Thibaut sich von dem Verbrechen des Giftmordes frei wufste, scheint auch daraus hervorzugehen, dafs er entschlossen war, der schon vierzehn Tage nach dem Tode des Königs zu Reims stattfindenden Krönung des jungen Ludwig beizuwohnen. Sein angeblicher Verrat vor Avignon hatte aber bei hoch und niedrig so böses Blut gemacht, dafs es gefährlich für ihn war, dorthin zu gehen, wie sich dies deutlich in der schmachvollen Vertreibung seiner vorausgeschickten Quartiermacher zeigte.[10] So blieb denn Thibaut der Krönung grollend fern und schlofs sich den Feinden der Krone an, von denen ein so mächtiger Bundesgenosse mit Freuden begrüfst wurde. Er erhob nun alsbald lauten Einspruch gegen die Regentschaft der Königin-Mutter, eine Regentschaft, die um so befremdlicher erschien, als eine Frau deren Trägerin war, und um so unwillkommener, als diese Frau sich durch besondere Klugheit und Willenskraft auszeichnete, wodurch die Aussichten der Grofsen, ihre unter Ludwig Philipp verlorene Unabhängigkeit wiederzugewinnen, immer mehr schwanden. Rasch entschlossen fiel die Königin denn auch in das Gebiet des Grafen von Champagne ein und brachte ihn zum Gehorsam zurück. Er erlangte Verzeihung, bewirkte sogar den Frieden zwischen den streitenden Parteien und widmete sich der königlichen Sache mit einem solchen Eifer, dafs er nicht anstand, die geheimsten Pläne der verbündeten Grofsen zu enthüllen. Ein Versuch derselben, ihn wieder auf ihre Seite zu bringen, indem der Graf von Bretagne, Pierre Mauclerc, ihm die Hand seiner schönen Tochter Jolanta anbieten liefs, wurde trotz der Geneigtheit des ehrgeizigen und wankelmütigen Thibaut dadurch vereitelt, dafs der junge König seine Einwilligung verweigerte.[11] Jetzt aber liefsen die durch den Gesinnungswechsel und Abfall des Grafen von Champagne auf-

[10] Mouskes p. 553, v. 27277 ff.

[11] Joinville, Hist. de St. Louis p. 29: „car le comte de Bretaigne ot pis fait au roi que nul home qui vive."

gebrachten Barone diesen ihre Rache fühlen in Wort und That. Der Anführer der Liga, Philipp von Boulogne, erliefs eine Kundgebung, worin Thibaut der Vergiftung Ludwigs VIII. und des Verrats bei der Belagerung von Avignon beschuldigt wurde[12] und ihm sogar vertrauliche Beziehungen zur Königin Blanca schuldgegeben wurden. Dafür nun sollte er bestraft werden. Alsdann forderte man die Königin von Cypern, Alix, auf, als Tochter Heinrichs II., Titularkönigs von Jerusalem, der bei seinem Aufbruch zum Kreuzzug die Champagne und Brie an seinen Bruder, Thibauts Vater, abgetreten hatte, ihre Ansprüche auf diese Grafschaften wiederum geltend zu machen, wie es schon früher während der Minderjährigkeit Thibauts geschehen war. Sie zögerte auch nicht, dieser Aufforderung nachzukommen, und alsbald fiel man in diese Grafschaften ein unter dem Vorwande, Alix zu ihrem Rechte zu verhelfen. Nach einer barbarischen Verwüstung dieser Landschaften mufste man, durch die thatkräftige Einmischung des Königs gezwungen, sich zurückziehen. Alix verzichtete später (1234) auf ihre Ansprüche gegen eine vom Könige gezahlte Entschädigungssumme, für deren Zahlung Thibaut die Grafschaften Blois, Chartres, Sancerre und die Vicegrafschaft Chateaudun abtreten mufste.[13]

Im Jahre 1234 (nach Phil. Mouskes 1235) wurde Thibaut durch den Tod seines Oheims mütterlicher Seite, Sanchos des Starken, König von Navarra. Aber er sollte sich von Anfang an keines ruhigen Besitzes der königlichen Krone erfreuen. Sancho hatte zwar anfangs das Königreich für ihn bestimmt, hatte aber, bewogen durch das ängstliche Bemühen seines Neffen, sich die Erbschaft zu sichern, kurze Zeit darauf seinen Entschlufs zu gunsten des jungen Königs von Aragonien geändert und mit diesem einen höchst sonderbaren Vertrag gegenseitiger Adoption geschlossen.[14] Der König von Aragonien verfehlte nicht, seine Rechte geltend zu machen, aber seine Bemühungen wurden bald gehemmt durch die Entscheidung des Papstes Gregor IX., welcher in diesen Streitigkeiten zu seinem Verdrufs eine fortwährende Verzögerung des gelobten Kreuzzuges erblickte. Thibaut wurde denn auch

[12] Phil. M. p. 576, v. 27953.

[13] Hist. des Comtes de Ch. II, p. 59 ff. — Ph. Mouskes p. 582.

[14] H. des C. de Ch. II, p. 60: „Sanche fit venir à Tudele le jeune roi d'Aragon qui avait déjà un fils, et par un traité aussi ridicule que contraire aux Loix Divines et humaines, ils s'adopterent mutuellement et se constituerent héritiers l'un de l'autre.“ — Zu vergl. Hist. de St. Louis p. Filleau de la Chaize p. 141.

allgemein von seinen neuen Unterthanen als König begrüfst und widmete sich mit Ernst den königlichen Pflichten. Vor allem liefs er sich die Bebauung des Bodens in seinem Königreiche, welches noch zu einem grofsen Teile unbebaut war, angelegen sein; dann strebte er danach, die dem Könige verpfändeten Länder wiederzuerlangen. Da der König sich auf nichts einlassen wollte, so suchte Thibaut wieder die Annäherung an die Reichsfeinde und bot nun seinerseits dem Erben der Bretagne, Johann de Dreux, die Hand seiner einzigen Tochter Blanca an (1236),[15] obgleich er sie schon dem jungen Alphonse, Sohne Ferdinands von Castilien, zugesagt und aufserdem versprochen hatte, seine Tochter ohne die Einwilligung des Königs keinem Baron zu verheiraten. Diese doppelte Wortbrüchigkeit erregte natürlich den gröfsten Unwillen des Königs und besonders auch seines Bruders, des Grafen Robert von Artois. Ludwig forderte jetzt die vollständige Auslieferung der verpfändeten Länder, brach in die Champagne ein trotz des päpstlichen Einspruchs, und Thibaut mufste durch erneuten feierlichen Verzicht auf seine vier Grafschaften und durch Auslieferung dreier Plätze den Frieden erkaufen und noch versprechen, seinen Kreuzzug zu unternehmen und sieben Jahre aufserhalb der Champagne zuzubringen. Aufserdem aber trug ihm seine Wortbrüchigkeit von seiten der Königin Blanca bittere Vorwürfe und von seiten des Grafen von Artois unerhörte Beschimpfungen ein,[16] welche allerdings von der Erbitterung zeugen, die gegen Thibaut herrschte. Doch wurde er durch die Vermittelung der Königin-Mutter bald wieder in Gnaden aufgenommen. Er entschlofs sich darauf 1236, seinen Kreuzzug zu unternehmen, verliefs sein Land aber nicht, ohne einem höchst beklagenswerten und schmachvollen Schauspiele, welches zu verhindern in seiner Macht stand, beigewohnt zu haben. Nämlich am 3. Mai des Jahres 1238 wurden auf dem Mont-Aimé nahe bei Vertu in der Champagne 187 Albigenser verbrannt, und der König von Navarra „n'i mit deffense ne

[15] Phil. Mouskes p. 616, v. 29122 ff. — Hist. de France t. I, p. 51 ff — Hist. de St. Louis p. de la Chaize t. I, p. 167 ff.

[16] Nach Phil. Mouskes 29160 ff. liefs der Graf von Artois ihn mit Lumpen bewerfen und seinem Pferde den Schwanz abschneiden. — Ein anderer Chronist (vielleicht Chronique de Reims nach P. Paris, Rom. fr. p 148) erzählt, Robert v. Artois habe ihm beim Eintritt in den Saal einen alten Käse ins Gesicht werfen lassen. — Die Übelthäter sollten zwar gehängt werden, doch geschah es nicht, weil der Graf von Artois sich als der Urheber bekannte.

bare", sagt Phil. Mouskes.[17] Im Monat August 1239 endlich schiffte sich Thibaut an der Spitze eines Teiles derer, die sonst noch 1236 das Kreuz genommen hatten, in Marseille ein und landete in Ptolemais. Anfangs von Erfolg begleitet, scheiterte der Zug an der Zuchtlosigkeit, Zwietracht und Habsucht der Kreuzfahrer. Thibaut kehrte 1240 zurück und bemühte sich von jetzt an, seine Länder friedlich, gerecht und milde zu regieren bis an sein Ende 1253.[18]

Aus der bisherigen geschichtlichen Darstellung werden wir uns mit Leichtigkeit ein Bild von dem Charakter unseres Dichters machen können. Von vornherein, schon bei seiner ersten Verlobung und dann in seinen verschiedenen Heiraten, am meisten aber in seinem Benehmen gegen den König und die Vasallen, tritt uns eine grofse Wankelmütigkeit entgegen. Er, der mächtigste unter den Feudalherren der Krone, sowohl seiner Abstammung nach als auch durch seine verwandtschaftlichen Beziehungen zu allen grofsen regierenden Häusern und durch die Ausdehnung seiner Besitzungen, schien wie kein anderer dazu berufen, eine grofse Rolle zu spielen. Aber sein unbeständiger und schwankender Sinn mufste diese grofsen Erwartungen zunichte machen. Zwar wird uns berichtet, dafs er hin und wieder als ein Mann betrachtet wurde, mit dem man rechnen mufste. So wird er in der Angelegenheit eines flandrischen Barons Jean de Cisoing als Schiedsrichter ernannt;[19] bei den Friedensverhandlungen mit Raimund von Toulouse 1229 zu Meaux und zu Paris war er ebenfalls Schiedsrichter;[20] doch was ist dies gegen die schmachvollen Erniedrigungen und Verleumdungen, die ihm lediglich sein zweideutiges Benehmen einbrachte. Der König von Navarra war nicht allein ein „Bastard", sondern auch ein „Feigling", ein „Verräter", ein „Meuchelmörder", ein „ehrloser Ritter".[21] Er giebt in beredten Worten seinen Abscheu gegen den Albigenserzug kund,[22] und doch duldet er es, dafs eine grofse Anzahl jener armen Ketzer auf seinem Gebiete den Feuertod erleiden, nur um sich den Anschein eines eifrigen und getreuen Knechtes der Kirche zu geben!

---

[17] p. 666, 30532.
[18] Hist. des C. de Champ. II, 89.
[19] Ph. M. p. 657, v. 30280.
[20] Hist. de St. Louis p. Filleau de la Ch. t. I, p. 75 u. 80. — Hist. de France t. I, p. 28.
[21] Vgl. das zweite Spottlied von Hues la Ferté bei P. Paris, Rom fr. p. 186.
[22] Chanson 65.

Trotz alledem wird Thibaut ein „guter und tapferer Ritter“ genannt,[23] ein „guter König“,[24] auch hat man ihm den Beinamen des „Guten“ beigelegt, ob aber alles mit Recht, ist fraglich. Der anonyme Verfasser der Geschichte der Grafen von Champagne weifs zwar mancherlei von der Grofsmut und Frömmigkeit Thibauts zu berichten und zählt eine Menge frommer Werke desselben auf; andererseits aber berichtet er auch von willkürlicher Beschlagnahme von Kirchengütern und Verletzungen kirchlicher Rechte und Freiheiten, welchen Widerspruch er allerdings durch die Bemerkung zu erklären sucht, dafs man die Frömmigkeit der Grofsen nicht immer begreifen könne.[25]

Die Ursache dieses dem Thibaut mit Recht vorgeworfenen Wankelmutes ist wohl hauptsächlich darin zu suchen, dafs er durch den frühzeitigen Tod seines Vaters des väterlichen Ansehens entbehren mufste. Um so schroffer noch mufste diese charakterlose Unbeständigkeit hervortreten, als sich Thibaut durch eine thörichte Leidenschaft zu der Königin Blanca, Mutter des heil. Ludwig, verblenden liefs. Zwar hat La Ravallière zu beweisen versucht, dafs Thibaut seine Lieder nicht an Blanca gerichtet habe, was daraus hervorgehen soll, dafs der Dichter ihrer in keinem derselben erwähnt. Doch mufs man den Beweis als mifslungen ansehen, wenn man die allgemein bekannte Thatsache beachtet, dafs die Dichter jener Zeit ihre Angebetete nie mit deren wirklichem Namen bezeichneten. Wir finden deshalb ebensowohl bei den nordfranzösischen Liederdichtern als bei den südfranzösischen Troubadours und unseren Minnesängern als Bezeichnung für die besungene Frau nur Ausdrücke der Verehrung und der Liebe, wie „Dame, Douce Dame, Belle u. s. w.; Donna, Bella Donna u. s. w.; Frouwe, Herze liep, Süeze, Schœne, Reine u. s. w.“ Aus diesen allgemeinen Benennungen läfst sich nichts beweisen; man wird sich also lediglich auf die Zeugnisse der Geschichtschreiber und der zeitgenössischen Dichter verlassen müssen, als da sind Phil. Mouskes, die Chroniken von St. Denis, die Chronik von St. Magliore und von Reims, auf Hue la Ferté u. a., die alle darin übereinstimmen, dafs Thibaut wirklich in die Königin Blanca verliebt gewesen ist und dafs sie es ist, an die er die meisten seiner Lieder richtet.[26]

[23] Brantôme. Discours 2e „Dames galantes“, œuvres ed. de Foucault VII, 229.
[24] Chanson 53.
[25] p. 58 ff.; vgl. Hist. de St. Louis t. II, p. 172.
[26] Vgl. das Genauere hierüber bei P. Paris, Rom. fr. p. 167—181.

Mag diese Liebe auch noch so thöricht sein, so ist sie doch die Quelle seines Ruhmes geworden, denn wir verdanken ihr die schönsten Lieder, welche die altfranzösische Lyrik hervorgebracht hat, Lieder, die nicht allein in des Dichters Heimat von Mund zu Mund gingen, sondern auch weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus bekannt und beliebt waren. Dante (De vulgari eloquentia l. 2, c. 5) lobt die Lieblichkeit und Harmonie der Verse Thibauts; der Minnesänger Wachsmuth von Mühlhausen (v. d. Hagen, Minnes. 1, 327, II, 2. Strophe) singt: Waere ich künic in Schampenge, Sô waere ich witenân erkannt; unser Herder hat den Stoff zu dem Liede „Ach könnt ich, könnte vergessen Sie“ (Volksl. II, p. 40) von Thibaut entlehnt (vgl. Chans. 20, Str. 2).

Die erste Ausgabe der Lieder Thibauts wurde 1742 von dem Bischof La Ravallière veröffentlicht unter dem Titel: *Les Poésies du Roy de Navarre, avec des notes et un glossaire François; précédées de l'histoire des révolutions de la langue Françoise depuis Charlemagne, jusqu'à St. Louis; d'un discours sur l'ancienneté des Chansons Françoises et de quelques autres pièces t. Ier et t. 2^d.*

La Ravallière hat die Handschriften N. 7222 und 7613 der Nationalbibliothek benutzt, ferner die Handschriften der Herzöge und Marschälle von Frankreich und von Noailles (jetzt der Nationalbibl. gehörend) und von Estrées, der Herren von Clairambaut und Guion de Sardière. Die aus diesen Handschriften gezogenen Lieder sind in Rom mit den Handschriften N. 1490 und 1522 der Königin von Schweden in der Bibliothek des Vatikan verglichen worden (s. Vorrede p. XIV).

Aufser dieser Ausgabe giebt es noch eine von *P. Tarbé*, Reims 1851, die leider nicht zu bekommen war.

Oft findet man noch eine dritte Ausgabe angeführt von *Roquefort* und *Fr. Michel*, Paris 1829, welche aber merkwürdigerweise gar nicht erschienen ist, obgleich sie wiederholt angekündigt worden ist.[27]

Endlich finden sich zwölf dem Thibaut zugeschriebene Lieder in der *Berner Liederhandschrift* (Nr. 389 der Berner Stadtbibliothek), veröffentlicht von *Dr. Jul. Brakelmann* in Herrigs Archiv Bd. 41, 42, 43.

Die Sammlung von La Ravallière, die wir benutzt haben, enthält 66 Lieder, nach ihrem Inhalt geordnet:

[27] Vgl. Ferd. Wolf in den „Altdeutschen Blättern“ von Mor. Haupt und Heinr. Hoffmann t. 6. — P. Paris, Rom. fr. p. 198, Anm.

1) 38 Liebeslieder, Nr. 1—38.
2) 3 Schäfergedichte, Nr. 39—41.
3) 12 geteilte Spiele, Nr. 42—53.
4) 6 Kreuzeslieder, Nr. 54—59.
5) 7 fromme Lieder, Nr. 60—66.

Der Inhalt der *Liebeslieder* ist natürlich der Liebe Leid und Lust. Dieses Thema wiederholt sich in der gröfsten Mannigfaltigkeit bis zum Überdrufs, aber immer in wunderbar glatter und vollendeter Form. Dieses anmutige, leichte Gewand macht gerade den Wert der Lieder Thibauts aus, aber man darf nicht viele hintereinander lesen, wenn man einen guten Eindruck davon zurückbehalten will.

Die *Schäferlieder*, deren Inhalt ein Abenteuer eines Ritters mit einer Schäferin bildet, beginnen fast immer mit „L'autre ier", zeichnen sich durch Lebendigkeit, Natürlichkeit und Feinheit im Dialog aus und enthalten manche Anklänge an das Volkslied, sind bisweilen aber höchst anstöfsig und schlüpfrig, wie es die damalige Zeit so mit sich brachte.

Die *geteilten Spiele*, Streitlieder, in denen das „Für und Wider" eines galanten Problems behandelt wird, enthalten viele geistreiche Einfälle und witzige à-propos, wie sie den Franzosen überhaupt eigentümlich sind. Doch auch hier sind die meisten aufgeworfenen Fragen derartig, dafs sie sich schwerlich mit dem vertragen würden, was wir sittsam und anständig nennen.

Die *Kreuzeslieder*, worin zum Kreuzzug aufgefordert wird, sowie die *Lieder frommen Inhalts*, sind bei weitem das Beste, was unser Dichter geliefert hat, denn hier ist auch der Inhalt ein warm gefühlter, inniger und wahrhaft dichterischer.

I. Form.

1. Strophe (couplet).

Die Lieder Thibauts haben die den Liedern aller Zeiten eigentümliche *Strophenform*. Die meisten bestehen aus 5 Strophen, mit Ausnahme der *geteilten Spiele* (42—43), welche deren 6, des ersten und des achtundvierzigsten Liedes, welche 4 haben. Die Strophen sind entweder *metabolisch* oder *isometrisch*.[28]

[28] B. ten Brink nach Quicherat, Traité de versif., Paris 1850, p. 218.

Die *metabolische*, aus ungleichen Versen bestehende Strophe findet sich in 21 Liedern, nämlich in Nr. 1, 2, 3, 8, 9, 15, 19, 23, 24, 25, 30, 37, 39, 41, 43, 46, 47, 48, 51, 63, 64.

Die *isometrische*, aus gleichen Versen bestehende Strophe kommt häufiger bei unserem Dichter vor.

Jedes Lied endigt aufserdem, mit Ausnahme von 7 (39, 41, 49, 54, 56, 57, 59), mit einem *Geleit*, welches entweder aus einem oder aus zwei oder aus drei Teilen besteht mit je drei oder vier Versen, bisweilen mit zwei (7, 24, 51, 9, 35) oder fünf (1, 2, 3), sehr selten mit zehn Versen, welche immer wie die letzte Strophe reimen. Es ist an irgend eine bedeutende Persönlichkeit gerichtet oder an die Person, für welche das Lied gemacht ist.

Die Zahl der Verse, aus denen eine Strophe besteht, wechselt zwischen 6 und 14. Es giebt:

1) *Strophen von 8 Versen* in 24 Liedern: Nr. 4, 6, 7, 10, 14, 17, 20, 21, 23, 29, 32, 36, 37, 38, 41, 43, 44, 45, 50, 56, 57, 60, 62, 63.

2) *Strophen von 7 Versen* in 14 Liedern: Nr. 5, 11, 12, 13, 15, 16, 18, 19, 22, 24, 25, 27, 54, 58.

3) *Strophen von 9 Versen* in 12 Liedern: Nr. 2, 26, 28, 31, 34, 46, 51, 52, 53, 55, 59, 61.

4) *Strophen von 10 Versen* in 6 Liedern: Nr. 3, 8, 30, 40, 47, 65.

5) *Strophen von 11 Versen* in 3 Liedern: Nr. 1, 49, 66.

6) *Strophen von 6 Versen* in 2 Liedern: Nr. 9, 35.

7) *Strophen von 12 Versen* in 1 Liede: Nr. 39.

8) *Strophen von 14 Versen* in 1 Liede: Nr. 48.

2. Vers.

a) Silbenzahl.

Nach der Zahl der Silben wendet unser Dichter vorzugsweise folgende Verse an:

1) *Den zehnsilbigen Vers* in 29 Liedern: Nr. 4, 6, 7, 10, 11, 14, 16, 17, 18, 21, 27, 28, 29, 32, 33, 36, 42, 44, 52, 53, 54, 56, 57, 58, 59, 60, 61, 62, 65.

2) *Den siebensilbigen Vers* in 11 Liedern: Nr. 12, 13, 20, 22, 26, 34, 35, 38, 40, 50, 55.

3) Den *achtsilbigen* in 5 Liedern: Nr. 5, 31, 45, 49, 66.

In den übrigen 21 Stücken ist der Gebrauch der zehn- und sieben-

silbigen Verse vorherrschend. Zu der ersteren Art gehören folgende Lieder:

Nr. 2, wo in jeder Strophe 6 zehnsilbige Verse mit 1 viersilbigen und 2 achtsilbigen verbunden sind.

Nr. 3, wo in 3 Strophen 8 zehnsilbige Verse mit 1 achtsilbigen und 1 sechssilbigen verbunden sind, die 2 anderen Strophen aus 10 zehnsilbigen Versen bestehen.

Nr. 24, wo jede Strophe aus 5 zehnsilbigen Versen verbunden mit 2 siebensilbigen besteht.

Nr. 30, wo jede Strophe 6 zehnsilbige Verse mit 4 siebensilbigen enthält.

Nr. 37, in jeder Strophe zuerst 2 zehnsilbige, jeder mit 1 viersilbigen, dann 4 siebensilbige Verse.

Nr. 41, in jeder Strophe 2 zehnsilbige mit 6 sechssilbigen Versen.

Nr. 46, in jeder Strophe 5 zehnsilbige mit 1 siebensilbigen Vers.

Nr. 48, in jeder Strophe 7 zehnsilbige mit 1 dreisilbigen und 2 viersilbigen, dann mit 1 zehnsilbigen, endlich mit 3 siebensilbigen Versen.

Zu der zweiten Art gehören folgende 11 Lieder:

Nr. 1, in jeder Strophe 4 siebensilbige mit 3 zehnsilbigen, 1 siebensilbigen, 2 zehnsilbigen und 1 siebensilbigen Verse.

Nr. 8, in jeder Strophe 6 siebensilbige mit 4 zehnsilbigen Versen.

Nr. 9, in jeder Strophe 2 siebensilbige mit je 1 dreisilbigen und 2 siebensilbigen Versen.

Nr. 15, in jeder Strophe 4 siebensilbige mit 3 zehnsilbigen Versen.

Nr. 19, in jeder Strophe 4 siebensilbige mit 3 dreisilbigen Versen, aufserdem ein Refrain.

Nr. 23, in jeder Strophe 4 fünfsilbige mit 4 siebensilbigen Versen.

Nr. 25, in jeder Strophe 2 siebensilbige mit je 1 fünfsilbigen und 2 siebensilbigen Versen.

Nr. 39, in jeder Strophe dreimal je 1 siebensilbiger und 1 viersilbiger Vers.

Nr. 43, eine Nachahmung des Anakreon, in jeder Strophe 2 siebensilbige Verse mit je 1 sechssilbigen, zuletzt 4 siebensilbigen Versen.

Nr. 47, in jeder Strophe 7 siebensilbige mit 1 viersilbigen und schliefslich 2 siebensilbigen Versen.

Nr. 57, in jeder Strophe 6 siebensilbige mit 1 dreisilbigen, 1 fünf- und 1 siebensilbigen Vers.

Nr. 64, von dem Dichter selbst als Leich bezeichnet („Comencerai

à faire un lai"), beginnt mit 3 achtsilbigen Versen, dann folgen zweimal je 7 siebensilbige mit 1 viersilbigen, 3 zweisilbige und 4 siebensilbige mit je 1 viersilbigen und zum Schlufs 2 viersilbigen Versen.

Nr. 63 besteht aus Strophen, wovon jede 4 achtsilbige mit 4 siebensilbigen Versen enthält.

Fassen wir in kurzen Worten das Ergebnis unserer Untersuchung zusammen, so dürfen wir sagen, dafs die Lieder Thibauts äufserlich eine unbestreitbare Ähnlichkeit mit den Liedern der Troubadours haben, wenigstens was die *isometrische Strophe* anbetrifft, und dafs unser Dichter diese Strophe vorzugsweise anwendet.

Die Strophenzahl der Lieder ist mit wenigen Ausnahmen ebenfalls dieselbe, welche wir bei den Troubadours finden, nämlich fünf.

Ferner endigt, ebenso wie bei den Provençalen, jedes Lied mit einem Geleit von verschiedener Form, gewöhnlich aus 3 oder 4 Versen bestehend, bisweilen einmal, sehr selten zweimal wiederholt.

Unter den 8 Arten der von unserem Dichter angewendeten Strophen finden sich die aus 8 Versen bestehenden am häufigsten.

Von den 3 Hauptversarten, den *zehnsilbigen*, *siebensilbigen* und *achtsilbigen*, ist der *Zehnsilbler* der Lieblingsvers unseres Dichters, jener alte epische Vers, der in allen „chansons de geste" angewandt wird. Nicht allein dafs 29 Lieder nur aus Zehnsilblern bestehen, sondern dieser Vers bildet auch die Grundlage in 8 aus metabolischen Strophen zusammengesetzten Liedern.

b) Cäsur.

In Bezug auf die *Cäsur*, die in betreff der lyrischen Dichtkunst kaum anders als in dem zehnsilbigen Verse in Betracht kommt, ist Folgendes zu bemerken:

Die Cäsur, welche Thibaut anwendet, ist die *gewöhnliche*, d. h. die *männliche nach betonter vierter Silbe.*

Weibliche Cäsuren kommen verhältnismäfsig selten vor, und unter den vorkommenden ist die *lyrische*, d. h. *weibliche bei betonter dritter Silbe* am meisten begünstigt. Wir finden sie, wenn wir mit A. Rochat[29] die Zehnsilbler, wo die tonlose Silbe eine Enklitika ist, hinzurechnen, in 180 Versen.

Die epische Cäsur, d. h. *weibliche bei betonter vierter Silbe* kommt

[29] A. Rochat, Jahrb. für rom. und englische Litteratur von Dr. Ludw. Lemcke, Bd. XI, p. 75, Anm. 2.

41 mal vor, und zwar 29 mal, wo die tonlose Silbe elidiert wird, und 12 mal, wo sie nicht elidiert wird.

Eine dritte Art von weiblicher Cäsur findet sich in 4 Versen einer Pastourelle, nämlich nach *betonter fünfter Silbe* (Nr. 41).[30] Die Verse lauten:

En mai la rousée | que n'est la flor. Str. 1.
Quant vi que priere | ne m'i vaut noiant. Str. 4.
Couchai à la terre | tout maintenant. Str. 4.
Quant de la Pastore | ai fet mon talent. Str. 5.

In demselben Gedicht finden sich auch 3 Verse mit *männlicher Cäsur nach betonter fünfter Silbe*,[31] nämlich:

Ele a les eus vairs, | la bouche riant. Str. 2.
Ele me respont, | Sire Champenois. Str. 3.
Sus mon palefroi | montai maintenant. Str. 5.

Verse mit dieser Cäsur sind in der lyrischen Dichtkunst selten. Sie finden sich nur in volkstümlichen und komischen Stücken.[32] Auch in unserer Sammlung ist das eben erwähnte Gedicht Nr. 41 das einzige, welches solche Verse enthält. Da nun dieses Stück in der benutzten Handschrift anonym ist — La Ravallière schreibt es deshalb dem Thibaut zu, weil die Hirtin den ihre Liebe Verlangenden mit „Sire Champenois" anredet —, es aufserdem aber noch auffallende, bei Thibaut in dem Mafse nicht vorkommende Nachlässigkeiten enthält (die korrespondierenden Verse in den fünf Strophen haben oft verschiedene Silbenzahl, die Reime sind teils schlecht, wie naistre : destre, teils durch Assonanzen ersetzt, wie arboie : s'envoissent; chainse : blanche; destre : Damoiselle), es sich endlich auch in betreff der Teilbarkeit nirgends unterbringen läfst, so werden wir kaum fehlgehen, wenn wir dieses Gedicht als nicht von Thibaut herrührend bezeichnen. Berücksichtigen wir nun noch, dafs die Dichter, um den für den Vers notwendigen Rhythmus zu erreichen, selbst eng verbundene Satzteile, z. B. das Hauptwort von seiner Beifügung, das Zeitwort von seiner Ergänzung, das besitzanzeigende Fürwort von dem Hauptwort, das

[30] A. Tobler, Vom franz. Versbau alter und neuer Zeit p. 75 ff. — A. Rochat, Jahrb. f. rom. u. engl. Litt. XI, 86.

[31] Vgl. Bartsch, Zeitschr. f. rom. Phil. III, p. 370 ff. — A. Rochat p. 85 ff. nennt diesen Vers „tarantantara".

[32] Beispiele siehe bei Rochat p. 84; bei Quicherat, Traité de versif. p. 178, Anm.; bei Gröber, Rom. u. Past. 1, 33; Berner Liederhandschr. Nr. 158; Romania III, 103: „Le Savetier Baillet." — Von neueren Dichtern Béranger in „Les Révérands Pères", in „La Messe du S. Esprit", in „Le Tournebroche".

Hilfszeitwort von dem Particip durch die Cäsur trennten,[33] so dürfen wir annehmen, dafs Thibaut keine anderen Cäsuren angewandt hat als 1) *die gewöhnliche männliche nach betonter vierter Silbe;* 2) *die lyrische*, d. h. *weibliche bei betonter dritter Silbe*; 3) *die epische*, d. h. *weibliche bei betonter vierter Silbe.* Diejenigen Verse, welche sich dieser Aufstellung nicht fügen, sind wir entweder als fehlerhaft oder als der Cäsur überhaupt ermangelnd anzusehen berechtigt.

Als *fehlerhaft* sind uns bei der Silbenzählung folgende Verse aufgestofsen:

3, Str. 1, v. 8: En votre beaute Dame que merci proi
[En vos beautes | Dame ..... La Rav.]
10, Str. 5, v. 1: Se Madame | ne prent [encor] convoi de moi.
10, Str. 3, v. 1: Mais cil qui sert | et qui merci [i] a tent.
10, Str. 5, v. 6: J'entendrai touz jors à son servise.
Je entendrai [t. j. ....].
17, v. 2: Fors que por defaute sans plus de rimoier
Ke per defaute [sens plus de r. — Berner Liederhandschr. Nr. 389 in Herrigs Archiv XLII, 302].
17, v. 8: Par d'un bon confort, quant il en puet mangier.
[dun boen confort .... — ebendaselbst].
22, Str. 1, v. 1: De tous mauz n'est nus [plus] plaisans
Fors solement cil d'amer (sollte 7 Silben haben).
24, v. 9: Miex que nus, fors li ne porroit amender
(vielleicht: Nus miex que li | ni porroit amender).
24, v. 17: Mais el ne veut, | [pas] dont j'ai le cuer dolant.
25, Str. 1, v. 5: C'est la dolors d'amors (sollte, wie die entsprechenden Verse der folgenden Strophen, 5 Silben haben).
25, Str. 2, v. 1: Dolente desperée [desesperée], sollte 7 Silben haben.
32, Str. 3, v. 5: Esbandir fact gagner sovent (fehlen 2 Silben).
32, Str. 5, v. 4: Et m'est [a] vis | qu'entre ses bras me tient.
34, Str. 1 und 2: Sollten je v. 7 u. 8 sieben Silben haben.
36, Str. 1, v. 2: Ke vient estés | [et] ke li dols tans repaire.
37, Str. 1, v. 5: Que qui aim[e] | repente s'en s'il puet.
41, Str. 3, v. 2: Par vostre priere | [ja] ne m'aurois.
42, Str. 4, v. 3: Vous le dites | pour moi amolier (fehlt 1 Silbe):
[uos le dites | por moy amolloier, Herrigs Arch. XLII, 269].
44, Str. 3, v. 5: Puisque celui | eu aurez saisi (fehlen 2 Silben):
[Pues ke celuj | en aueries saixit, Herrigs Arch. XLIII, 341].
45, Str. 4, v. 5 u. 6: Car cortoisie la Dame fait loer
Et beaux acointement (sollten je 8 Silben haben):
[Car cortoisie fait loer
La Dame, et beaux acointement].
46, Str. 3, v. 8: Et sans dout[e] | que granz humilités.
46, Str. 4, v. 7: S'en sa bouce ne la baise (sollten 10 Silben sein).
49, Str. 1, v. 7: Ou parler et v[e]oir tojors.
58, Str. 5, v. 7: Ne m'en quier pour riens, qui me face doloir (sollte 10 Silben haben).
59, Str. 4, v. 7: Car sa beautés et sa tres grande [grant] vaillance.
60, Str. 2, v. 2: Qui ont amé et puis [si] vuelent contendre.

---

[33] A. Tobler p. 73 ff. — A. Rochat I, p. 92.

La Ravallière führt manche Verse, unter anderen auch die, in denen wir weibliche Cäsur bei betonter vierter ohne Elidierung der tonlosen Silbe gefunden haben, als fehlerhaft an. Sie sind es aber in der That nicht, wenn es richtig ist, „dafs in der alten Dichtkunst die Natur eines Verses nicht als verändert erachtet wird, wenn hinter der betonten Silbe, nach welcher die Cäsur eintreten soll, noch eine tonlose steht, während das zweite Versglied doch seine gewohnte Silbenzahl bewahrt.“[34] Danach könnte unter Umständen ein Zehnsilbler 11, sogar 12 Silben haben, ohne fehlerhaft zu sein. Derartige Verse sind z. B. bei Thibaut:

Lors me conforte | voire qui peut tant 10, Str. 1.
Et pour cou ai-je | demoré longuement 14, Str. 1.
Puisque Madame | m'a envoié salnz 21, Str. 1.
Por ce ma Dame | de moi m'estuet douter 32, Str. 1.
Car je qui·loie | s'entre vos bras estrois 33, Str. 1.
Phelipe encore | veura autre saisons 52, envoi.
Ke il ne die | ce dont au cuer li vient 53, Str. 3.
Cil qui l'apele | de cuer sans fauseté 62, Str. 5.
De la bataille | qui fut des deux dragons 65, Str. 4.
Et qui li poise | quant il fait li vilence 28, Str. 2.
Ce est a aise | qui bien le scet entendre 36, Str. 3.
Et m'esmerveille | que la pleye ne saigne 59, Str. 3.
Ne ès autres | na ne merci ne manaie 61, Str. 2.
C'onques Dame | ne fut par moi mais amée, 18, Str. 5.
Ke j'en hée | ceans par cui ele est loée 52, Str. 4 etc.

c) *Elision und Hiatus.*

Die *Unterdrückung* eines *e muet* oder *sourd* findet überall da statt, wo es am *Ende eines mehrsilbigen Wortes mit folgendem Vokal oder h muette zusammentrifft.* Der Hiatus ist in diesem Falle nur in der Cäsur erlaubt und kommt auch hier selten vor. Wir haben ihn in 11 Fällen gefunden in Versen mit lyrischer Cäsur, eingeschlossen 3 Fälle, wo die tonlose Silbe eine *Enklitika* ist:

La moie joie | est tournée à pesance 3, Str. 4.
Et la costume | est tex di vrai amans 14, Str. 1.
Car ki aime | ainc diex me fit celui 14, Str. 4.
Qui bien aime | il ne san puet partir 37, Str. 1.
Certes, Sire | onques de cuer n'ama 44, Str. 5.
Ens sa bouce | onques le cuer n'ama 46, Str. 3.
Que je soie | aussi trestot changier 53, envoi.
Que m'en parte | et je mout l'en merci 60, Str. 3.
Et avec ce | ire sovient cheance 27, Str. 5.
Aussi quis-je | ma mort ou mon torment 29, Str. 4.
Et qui de ce | à droit jugier voudra 44, Str. 5.

[34] A. Tobler, Vom franz. Versbau p. 69.

Aufser der Cäsur haben wir den Hiatus zwischen dem stummen e und folgendem Vokal nur in 2 siebensilbigen Versen gefunden Nr. 51, Str. 1:

K'est devenue Amors.
Porquoi demeure ensi.

In 2 Fällen findet auch die *Elision von oi* statt, nämlich in den beiden Achtsilblern Nr. 66, Str. 3:

De nature, de quoi Amors vient.
C'est li fruis en quoi Adams pecha.

Was die *Elision des e sourd der Einsilbler que (ke), ce, je, ne (= nec), se (= sic oder si)* anbetrifft, so ist zu sagen, dafs sie in den meisten Fällen *stattfindet*, auch in der Zusammensetzung *jusque*:[35] *jusqu'au* morir 1, Str. 3; jusk'en 9, Str. 3; *jusqu'ici* 60.

Das e des Umstandswortes ne (= non) findet sich stets elidiert. An den beiden Stellen, wo es nicht unterdrückt ist, nämlich Se la bele *ne a* de moi merci (3, Str. 5) und Ce ne est pas (37, Str. 4), ist vielleicht *nen* zu schreiben.[36]

Der *Hiatus bei den Einsilblern* findet ausnahmsweise in folgenden Fällen statt:

1) que (ke): *Que il* me plaît 21, 4. — Quan*que il* vos est airs 22, 4. — Plus biaux *que ors* espenois 26, 3. — Que ne li chant riens, *que on* le die 27, 2. — Puis*que il* s'est dedans la cour bouter 29, envoi. — *Que en* la fin fauront li droiturier 33, 4. — *Que il* l'aura tantost sans delaier 32, 3; — *que il* li chaille 32, 5. — *Ke on* 35, 1. — Puis*que il* 44, 2. — *Que il* 46, 2. — *Que il* ataint 46, envoi. — *Que il* ne puet 49, 2. — *Que en* tenebres tastoner 49, 6. — *Ke il* ne die 53, 3. — *Ke il* sostien 53, 3. — *Que ils* n'ont sens 54, 5.

2) ce: Pour *ce a*mours 6, 3. — Por *ce ai* mis 21, 1. — Avec *ce i*re covient cheance 27, 5. — Tout *ce ai* 32, 5. — Por *ce ai* 42, 3. — Voel à *ce o*béir 58, 5. — *Ce est* de Clers 65, 2. — *Ce est* la presieuse flor 66, 5.

3) je: Que *je en* aim 3, 4. — Que *je au*rai 3, 4. — Se *je en* un homm doing 8, 4. — Ke *je a*tenc 15, envoi. — Que *je ai* 19, 2. — Que *je en* Paradis 30, 3. — Quant *je oi* 39, 1. — Se *je en* muir 39, 5. — Dont *je ai* desirier 57, 3. — Ke *je en* tiegnes 66, 4.

4) ne = nec: Mais qu'il n'en puist partir *ne e*sloignier 15, 4. —

[35] Vgl. dagegen A. Tobler p. 47.
[36] F. Diez, Gr. III, 438, Anm.

Je n'en ai pas le sans *ne ar*dement 17, 4. — Quant je ne puis ne veoir *ne oir* 18, 1. — *Ne ai*llours ne m'en veut plaindre 25, 3. — Moi, *ne au*trui, cinq cent merci l'en rens 32, 3. — Turc *ne* Arabi 34, envoi. — En cest païs, *ne ai*llors 51, 1. — Ki n'aiment Dieu, bien, *ne h*onor, ne pris 54, 2. — Que l'on ne puet ne venir *ne a*ler 60, 5. — *Ne ès* autres n'a ne merci ne manaie 51, 2. — *Ne â* nus jor n'en istra fors 66, 3.

5) se oder si: *Si i* para 7, 4. — *Se e*le 7, 3. — *Se ai* je 8, 1. — *Se il* 9, 1. — *Si ai* 9, 2. — *Si a*moureusement 16, 3. — *Se il* 17, 2; 20, 5; 18, 5; 31, 5; 34, 3; 36, 1; 58, 5. — Et *se A*mors 18, 5. — Et *si i* a mis 31, 3. — *Se èle* n'estoit 33, 2. — *Si oi* criant 39, 1. — *Si ont* 51, 2. — *Si e*strange beauté 58, 2.

Die tonlosen Fürwörter *me*, *te*, *se*, *le* zeigen die Elision ohne Ausnahme, falls sie vor dem Verbum stehen; ebenso *ma*, *ta*, *sa*, die Artikel *le* und *la* und die Präposition *de* vor einem Vokal oder stummen h.

Das *i* der Fürwörter *li* und *mi* wird nie unterdrückt, das von *qui* sehr selten (36, 2:

> Ne soyez pas com li cisnes *k'*ades
> Bat ses cisneaux ....).

Der Hiatus, welcher durch das Zusammentreffen eines betonten, nicht unterdrückbaren Endvokals mit einem Anfangsvokal des folgenden Wortes entsteht, ist, wie überhaupt bei den alten Dichtern, so auch bei Thibaut überall erlaubt, und es ist nicht nötig, hierfür Beispiele anzuführen. Ausnahmsweise findet sich der Hiatus zwischen e muet oder sourd am Ende eines Polysyllabum und folgendem mit Vokal oder h muette anlautendem Wort in 13 Fällen. Der Hiatus zwischen den Einsilblern que (ke), ce, je, ne (= nec), se oder si kommt 65 mal vor (que 17, ce 8, je 10, ne 11, se 19 mal), die Elision herrscht also bedeutend vor.

d) Reim.

Etwa seit der Mitte des 12. Jahrhunderts war die Art, *paarweise* zu reimen (die sogen. platten Reime, rimes plates, non-entrelacées) durch die bei den Troubadours gebräuchlichen *Reimverschlingungen* (entrelacement) verdrängt.[37] Thibaut gebraucht nun auch, mit Aus-

[37] Nach Roquefort Flaméricourt, De l'état de la Poésie franç. dans le 12e et 13e siècles, Paris 1815, p. 69, finden sich „rimes entrelacées" zuerst in dem Roman eines Anonymus: Miserere, ou li Romans du Reclus de Moliens, zwischen 1154 und 1189.

nahme von Nr. 64, welches platte Reime enthält, lediglich *verschlungene Reime*, und zwar ein *Gemisch von männlichen und weiblichen*, dessen Einführung vornehmlich ihm zugeschrieben wird.[38]

Die *Reimverschlingungen* vollziehen sich in den vorher bestimmten 8 verschiedenen Strophenarten nach folgenden Formeln:

1) Strophen von 8 Versen:
   ababccdd Nr. 4 (ohne Geleit), 21, 37; Geleit ccdd.
   ababbaab Nr. 6, 17, 23, 32, 60, 63; Gel. aab (17, 32, 60), baab (23, 63).
   abbcacdd Nr. 7; Gel. dd.
   abbacbca Nr. 10; Gel. cbca.
   ababaaba Nr. 14 (Gel. aba), 56 (Gel. aaba).
   ababacca Nr. 20, Str. 1, 2, 5; ababaccb Str. 3 u. 4; Gel. acca.
   ababccbc Nr. 29; Gel. ccbc doppelt.
   abababba Nr. 36; Gel. abba.
   ababbbab Nr. 38; Gel. bab.
   aabbabba Nr. 41; ohne Geleit.
   ababaaab Nr. 43; Gel. aab.
   ababaacc Nr. 44; ohne Geleit.
   ababcdcd Nr. 45; Gel. cdcd doppelt.
   abababac Nr. 50; Gel. abac doppelt.
   abbaccaa Nr. 57; Gel. ccaa.
   ababbcca Nr. 62; Gel. cca.

2) Strophen von 7 Versen:
   aaaabba Nr. 5; ohne Geleit.
   ababccd Nr. 11; mit einem Refrain cd und Gel. cdcd.
   ababaac Nr. 12; mit einem Refrain cc und Gel. aac.
   ababbab Nr. 13, 22, 42; Gel. bab.
   abbaccd Nr. 15; Gel. ccd dreifach.
   ababbaa Nr. 16, 58; Gel. baa doppelt; 27 ohne Geleit; 33 baa.
   ababaab Nr. 18; Gel. aab.
   aaaabab Nr. 19; Gel. bab, mit dem Refrain Valara.
   ababbcc Nr. 24; Gel. cc.
   abbabba Nr. 25; Gel. bba doppelt.
   ababccb Nr. 54; Gel. ccb.

[38] Roquefort Flam. p. 89.

3) Strophen von 9 Versen:
ababaabcc Nr. 2; Gel. aabcc.
ababbaaab Nr. 26; Gel. aab doppelt.
abbaccddc Nr. 28; Gel. cddc.
abbaccbdd Nr. 31; Gel. bdd.
ababbacca Nr. 34; Gel. cca doppelt.
ababbccdd Nr. 46; Gel. ccdd doppelt; 53 Gel. bccdd.
abbaaccdd Nr. 51; Gel. dd doppelt.
ababbabba Nr. 52; Gel. bba doppelt.
abbabccbb Nr. 55; Gel. ccbb.
abbaabbaa Nr. 59; ohne Geleit.
abbabccbc Nr. 61; Gel. cbc.

4) Strophen von 10 Versen:
ababcccded Nr. 3, Str. 1, 2, 4; ababccceddd Str. 3 u. 5; Gel. ccddd.
abbaccddee Nr. 8; Gel. ddee.
ababbacccc Nr. 30; Gel. cccc.
ababbccbbc Nr. 40; Gel. bbc.
ababbaabab Nr. 47; Gel. baabab.
abbaccddaa Nr. 65; Gel. ddaa.

5) Strophen von 11 Versen:
ababcccbccb Nr. 1; Gel. cbccb.
ababbccddee Nr. 49 (ohne Geleit), 66 (Gel. ddee).

6) Strophen von 6 Versen:
ababba Nr. 9; Gel. ba.
aaabab Nr. 35; Gel. ab.

7) Strophen von 12 Versen:
abababababccb Nr. 39; ohne Geleit.

8) Strophen von 14 Versen:
ababbabcccbabb Nr. 48; Gel. babb doppelt.

Wenn wir diese Reimformeln überblicken, so tritt uns vor allen, nämlich 47 mal, der Anfang *abab* entgegen, alsdann abba in 12 Stücken; 6 beginnen mit anderen Formeln, nämlich abbc, abba, aaaa, aaab. Daraus folgt, dafs den Reimverschlingungen in den meisten Liedern Thibauts (in 59) die Formel *ab—ab* (oder *ab – ba*) zu Grunde liegt.

Daraus folgt dann weiter, dafs die meisten Lieder aus *dreiteiligen* Strophen bestehen, nämlich aus Strophen, die die beiden Reimverschlin-

gungen oder Stollen ab—ab (od. ab—ba) enthalten und einen dritten Teil mit einer anderen, unregelmäfsigen Reimverschlingung.

Wenn wir ferner die Verbindung der einzelnen Strophen durch die Reime untersuchen, so finden wir, dafs in den meisten Liedern auch in dieser Beziehung eine Dreiteiligkeit vorhanden ist, indem immer in je 2 Strophen sich dieselben Reime finden, während die fünfte, in der Regel die letzte, Strophe ihre besonderen Reime hat. Diese *Dreiteiligkeit* der Strophenverbindung findet sich in allen aus 5 oder 6 Strophen bestehenden Liedern, also in 57, ohne Ausnahme, und zwar gewöhnlich nach der Formel 1 + 2, 3 + 4, 5; selten 1 + 3, 2 + 4, 5 (Nr. 5) oder 1 + 2, 3 + 5, 4 (Nr. 58). *Zweiteilig* sind nur die aus 4 Strophen zusammengesetzten Stücke Nr. 1 und 48; *vierteilig* ist Nr. 25, und ein *unverändertes Reimsystem* zeigen 6 Stücke, nämlich Nr. 4, 9, 11, 15, 16, 17. Es trifft also das, was W. Wackernagel[39] über das Vorherrsehen der Dreiteiligkeit sowohl im Strophenbau als auch im ganzen Liede sagt, für unseren Dichter vollkommen zu:[40] *Die Dreiteiligkeit ist bei ihm die Regel, die Beibehaltung desselben Reimsystems ist die Ausnahme.*

Wir fügen noch hinzu, dafs auch Thibaut, wie seine Vorbilder, die Provençalen, es mit Vorliebe thun, bisweilen das kunstvoll geteilte Lied auf eine künstliche Art wieder zu verbinden sucht, indem er dieselben Reime wiederholt, sei es im Inneren oder am Ende einer Strophe. Das erstere geschieht z. B. in Nr. 49 (ors), das letztere in Nr. 50, dessen Strophen schliefsen mit: prie — aie — mie — prie — accomplie — mie, honie — partie; in Nr. 15: daigne — pregne — montaigne — Alemaigne — soviegne, souffraigne — viegne — Champaigne; in Nr. 37: partir — partie; faillir — faillie; ami — amie; saisi — dessaisie; merci — mercie; obli — oblie.[41] Eine andere Art künstlicher Verbindung finden wir in Nr. 7. Sie besteht darin, dafs der Dichter das Ende jeder Strophe immer mit dem Anfang der folgenden bindet:

1. Et j'en atent joie après ma *dolor*
2. Ceste *dolour* me devroit mout seoir

[39] W. Wackernagel, Altfranz. Lieder und Leiche p. 174.

[40] Ferd. Orth, Über Reim und Strophenbau in der altfranz. Lyrik, Kassel 1882, ist dagegen nach einer hierauf bezüglichen Untersuchung der Berner Liederhandschrift zu einem entgegengesetzten Ergebnis gelangt.

[41] Lieder dieser Art finden sich noch von Le Châtelin de Coucy, Gasse Brules und einem anonymen Verfasser bei Brakelmann, Herrigs Arch. XLIII, 402; XLII, 91; XLI, 39.

2. Que de mes maux n'aie bien le *retour*
3. Ha! ce *retour* dex, et quant l'auraigie?
3. Ne me n'en puis partir ne *remuer*
4. D'où *remuer* je n'en prendrai congié.
4. Ja ni perdrai pour belement *celer*.
5. *Celer*, dit-on, que molt vaut a ami [42]

Im übrigen enthält sich Thibaut einer übertriebenen Künstelei.

Was das *Reimgeschlecht* anbetrifft, so ergiebt sich aus unserer Untersuchung, dafs auch Thibaut die *männlichen Reime* bevorzugt. In 21 Liedern kommen nur männliche Reime vor, während es nur ein einziges giebt mit lauter weiblichen (59). Zwar finden wir überhaupt weibliche Reime in 45 Stücken, aber gröfstenteils nur verstreut und nicht immer regelmäfsig mit männlichen verschlungen. In Nr. 7 findet sich sogar nur ein einziger weiblicher Reim.

Von den *künstlichen Reimen* findet sich der *reiche* sehr häufig bei Thibaut; fast in jedem Stücke bieten sich deren mehrere, und es ist überflüssig, Beispiele anzuführen.

Reime, in welchen der Gleichlaut der Wortausgänge mit dem Vokal beginnt, der der Tonsilbe vorangeht (*leoninische*, *superflues*, *doubles*), kommen selten vor und nie absichtlich, sondern immer nur zufällig, und meist sind die Adverben auf -ement die Träger dieser Reime, nämlich in 1, 2; 2, 1; 13, 3; 14, 1; 16, 4; 28, 2; 39, 3; 45, 2; 48, 1; 51, 2; 61, 1; 63, 3; aufserdem noch decevoir : devoir 5, 1; ne ment : droitement : longuement 30, 4; maison : raison 40, 4; 51, 4; fera : amera 44, 5; demant : longement 46, 1; contenance : astenance 47, 3; maintenant : avenant 48, 1; avoir : savoir 48, 3; 11, 4; traison : mesprison 55, 1; sovenirs : maintenir : avenir 57, 1 u. 2; savorée : demorée 64, 1; repentement : comandement 66, 5.

Reime aus Homonymen, d. h. aus Wörtern von völligem Gleichklang, aber verschiedener Bedeutung und Herkunft, bei altfranzösischen Dichtern sehr beliebt (rimes équivoques), [43] finden sich auch bei Thibaut: voie (via) : voie (videam) 12, 4; partie (Subst.) : partie (Verb) 48, 2; pas (Negat.) : pas (Subst.) 46, 5; non (Negat.) : non (nomen) 55, 2; amis : mis; merci : si; tant : entent 5; semont : mont 7, 1; confort : fort 23, 2; corde : misericorde 64; refui (refugio) : fui (v. esse) 14, 4; amie (amica) : mie (mica) 40, 3 (cf. 41, 5; 47, 1; 24 envoi); nois :

[42] Auch bei den Meistersängern finden wir diese Art Reime. „Körner" genannt (Beispiele siehe Augsb. Zeitung [44] 1970a); zu vergl. C. Bartsch, Jahrb. f. rom. u. engl. Litt. I. p. 175 ff.

[43] Tobler, Vom franz. Versbau p. 111.

espenois 26, 3; voir (verum) : ravoir (habere) 31, 1; 55, 3; ardure : dure 34, 2; née : finée 42, 3; en droit : endroit (zugleich Doppelreim) 48, 1; avis : devis : vis 55, 3.

Reime zwischen Simplex und Kompositum kommen vor in folgenden Stücken: 3, 1 pris : mespris; 5 soupris : pris; souvient : vient (vgl. 13, 5); 8, 4 querre : requerre; envoi : pleust : depleust; 50, 4 quiert : conquiert; 25, 3 complaindre : plaindre; 28, 2 deffendre : fendre. Zwischen *verschiedenen* Kompositen: 10, 4 requiere : conquiere; 36, 4 reprendre : aprendre; 50, 3 conquiert : s'enquiert; 60, 1 emprendre : reprendre.

Der mit diesen ebengenannten Reimen verwandte *grammatische Reim*, der da eintritt, wo der Dichter von denselben reimenden Wörtern im nächsten Reim andere Formen anwendet, findet sich nur in einem Stück, Nr. 37, offenbar mit voller *Absichtlichkeit:* partir : partie; faillir : faillie; ami : amie; saisi : saisie; merci : mercie; obli : oblie.

Gleiche Reime, die stattfinden, wenn mit dem Gleichklang der Reimsilben auch gleiche Bedeutung verbunden ist, sind in 5, 5 fois : fois; 3, 3 u. 8, 3 a : a; 57,2 avenir : avenir; 66, 3 vous ai : vous ai.

Zuweilen reimt Thibaut mit einem *mehrsilbigen Worte* eine *Wortgruppe* oder er reimt *zwei solche Wortgruppen:* 3, 3 son gré : bon gré.; 39, 3 mon talent : son talent; 46, 5 ne dis-*je pas* : en es *le pas*; 5, convoi : emblé : samblé.

Doppelreime, die sich dann ergeben, wenn den eigentlichen Reimsilben noch zwei andere reimende vorhergehen, aber durch verschiedene Konsonanten von den eigentlichen Reimsilben getrennt sind, kommen auch hier und da vor: 1, 1 novele : sautele; 2, 1 corage : sauvage : assoage; 3, 3 prison : li non; 5, 2 est pris : mes pris; me vient : me tient; 26, 1 ne m'i vaut : ne m'i faut; 31, 4 je vous di : de merci; 36, envoi : parole : m'afole; 38, 1 desbrise : desguise; 45, 1 ensi : en li; 48, 2 dechoit : metroit; 48, 3 est vis : est pris; 51, 5 acointement : atraire lent; 56, 4 que j'aie : veraie; 56, 5 estovoir : en voloir.

Binnenreim, der dann entsteht, wenn zwei oder mehrere Silben im Inneren zweier oder mehrerer Verse durch den Reim so zueinander in Beziehung gesetzt werden, dafs zwischen den Endreimen und diesen reimenden Silben eine nichtreimende Silbe oder Wort steht, scheint in 1, 1 vorzuliegen:

C'est la bele au cors gant
C'est cele dot je chant.

Assonanzen endlich finden sich 36, 2 vers : ades; 41, 1 arboie : s'envoisent; 41, 4 chainse : blanche; 46, 4 folage : baise; 47, 4 demande : conoissance: 48, 3 decoit : avoir.

Wir sehen aus dem Bisherigen, dafs unser Dichter, wenn er auch jene kunstvollen Reime nicht ängstlich meidet, doch eine grofse Einfachheit in der Form seiner Lieder zeigt, die wohlthuend von den lächerlichen Spielereien vieler seiner Zeitgenossen, und besonders der Provençalen, absticht. Im Gegensatz zu diesen empfangen wir den Eindruck des Einfachen und Natürlichen aus den Gedichten Thibauts, der noch erhöht wird durch manche Anklänge an das Volkslied. Hierin ist der Grund seiner Bedeutung und seines weltbekannten Ruhmes zu suchen.

II. Sprache.

Da vor allem der Reim einen sicheren Anhalt gewährt, wenn es sich um die Feststellung der lautlichen Eigentümlichkeiten eines Denkmals handelt, so haben wir uns der Mühe unterzogen, die von Thibaut gebrauchten Reimwörter auszuziehen und nach der alphabetischen Ordnung der Vokale, auf denen sie beruhen, zusammenzustellen. Aus dieser Zusammenstellung haben sich zunächst folgende von dem Dichter verwendete Reimsilben ergeben:

1) Auf *a* beruhende: a, al, as, art, ace, ant (ans, anz, ent, ens), ance (ence), andre (endre), age (aje, aige).

2) Auf *ai* (*ei*, *e*) beruhende: ai, ais, aistre, aie, aire, aille, ain-e (ein-e), aigne (egne), ait (ault), aus (auz, aux).

3) Auf *è* beruhende: ele, erre, ers.

4) Auf *é* beruhende: é, er (es), ée.

5) Auf *ié* beruhende: ié, ier, iez (iés), iers, iert, iere, ien(s), ient.

6) Auf *i* beruhende: i, ir, is, iz, ie, ire, ise(nt).

7) Auf *ò* beruhende: ort, ol, ole.

8) Auf *ó* (*óu*) beruhende: or (our), os (ous), on(s), eu, ue.

9) Auf *oi* beruhende: oi, oir, ois, oit, oie, oil.

10) Auf *u* beruhende: u, us, uz, ust, ure.

11) Auf *ui* beruhende.

Aus der Anwendung dieser Reimsilben ergeben sich dann folgende Bemerkungen über den *Vokalismus* bei Thibaut:

a. Dafs *lat. a*, wie überall in den romanischen Sprachen, auch bei Thibaut durch die Position geschützt ist, braucht nicht gesagt zu werden.

Die Verwandlung eines *lat. betonten o* in *a* vor einem Nasal[44] ist nicht selten; 64 wird *dame* mit *ame* gebunden.

Die lat. Endungen *-aticus*, *-atica*, *-aticum* werden *-age*. In zwei Stücken (12 und 46) finden sich burgund. *-aige* im Reim mit *-age:* coraige : sauvage; caige : coraige (12); outraige : saige; folage : *baise* (46) (vgl. *faice* : *efface* 46, 5). Zweimal begegnen wir der Schreibweise *aje:* herbergaje : usaje (4); coraje : iretaje; visaje : tesmoingnaje (41). Das Vorwiegen von *-age* und die Schreibweise *-aje* machen es glaublich, dafs Thibaut diese Endung *aige* aussprach.[45]

Die Endungen *ant (ans, anz)* und *ent (enz)* finden sich vollständig im Reim miteinander gemischt, ohne jegliche Rücksicht auf die Etymologie.

Ebenso werden die Endungen -ance und -ence ohne Unterschied im Reim gebunden: semblance : deservance : *penitence* 3, 3; pesance : avance : *penitence* 9, 1; tence : enfance : alegance 9, 2; France : *presence* 53, 4; contenance : acointance : *penitence* : vaillance 59, 4; balance : comence : vengeance 61, 5.

Thibaut kennt also keinen Unterschied mehr in der Aussprache der Laute an und *en.*

ai (ei, e). *ei aus lat. i + komplet. Nasal wird überall durch ai ersetzt:* remaindre : plaindre : ataindre 10, 1; maindre : faindre : destraindre 10, 2; plaindre : graindre : faindre : estaindre : remaindre 19, 5 etc.

ai aus lat. a + einf. oder komplet. Nasal wird gebunden mit ei aus lat. e + einf. Nasal: iceine : sovereaine : *saigne* : Siraine : peine; haleine : Heleine : vilaine : d'estraine (59).

Die Reime daigne : pregne : montaigne : Alemaigne : soviegne : souffraigne : viegne : Champaigne zeigen, dafs *ai aus lat. a + Nasal, e aus lat. e + komplet. Nasal* und *ie aus lat. e + Nasal gleich lauteten für unseren Dichter.* Aufserdem zeigen sie uns einen dem Osten eigentümlichen Zug, nämlich die *Angleichung des n an ai.*[46]

Wir sehen ferner, dafs die *Verwandlung von ei in ai* im Begriff ist, sich bei Thibaut zu vollziehen.[47]

---

[44] Vgl. G. Lücking, Die ältesten franz. Mundarten, Berlin 1877, p. 110.

[45] Siehe F. Neumann, Zur Laut- und Flexionslehre des Altfranz, Heilbronn 1878, p. 13 ff.

[46] F. Neumann, Zur Laut- und Flexionslehre p. 4 ff.

[47] Vgl. P. Meyer, „Sur An et En toniques" dans les Mém. de l. S. Ling. de Paris t. I, p. 244—270. — Lücking p. 106 ff. — Neumann p. 24 ff. —

Der Diphthong *ai* in männlichen Versen reimt gewöhnlich nur *mit sich selbst*, an 2 Stellen mit *é*: blé : regardai (39); aurai : désiré (47).

In einem Liede (31, Geleit) ist *ais* aus *lat. a + Guttural gebunden mit ès aus lat. ĭ oder ĕ in Position*: mais (magis) : fais (fascis); adès (ad ipsum) : après (pressum).

ai in den weiblichen Reimen kommt in den meisten Fällen von *lat. a + Guttur. verdichtet in i*: veraie (veracum) : essai (exagiare) 8, 1; esmaie (esmagare von *unmagên*, Diez, Etym. Wörterb. I) : plaie (plagam, Schlag) 8, 2; 57, 3; *j'aie* (habeam) : veraie 57, 4; apaie (apaciat) : essaie : *manaie* (manu adjutare) 61; retraire : afaire : debonnaire (atrium, arium, Diez, Etym. Wörterb. I) 16, 3; contraire : faire : plaire 16, 4; esclaire (esclarare) : taire 21, 1; repaire : faire : saintuaire; atraire : contraire 25; haire (*hâra*, ahd.) : maltraire : faire : aire (Nest, Horst, Diez, Etym. Wörterb. I; B. ten Brink, Dauer u. Klang p. 13, 36).

Die Reime, welche ein *l mouillé* enthalten (8, 5; 33, 5 u. Geleit; 62, 3 u. 4) beruhen lediglich auf *lat. ali + Vokal*. Die *Schreibung* der Wörter mit dem mouillierten Laut ist ganz verschieden bei Thibaut, z. B. travail 61, 1; travaill 32, Geleit; traveillé 2, 1; allors 23, 4; faille, failli, falir 65, 3; apareillier 4, 5; esveiller 59, 2; esveillent 34, 4; vellant 34, 5; consoil 52; consoillez 53, 1; consel 6, 1; merveillier 2, 28; merveille 58, 1; esmerveille 59, 3; mervoille 15, Gel.; 53, 3; mervelle 6, 2; 8, 3; 17, 2; mervellant 58, 2; mervel 10, 2; meillor 60, 3; moillor 48; millor 3, 3; 11, 2; 61, Gel.; 64, 1; perillier 23, 4; acuel : *orgueil* : duel : oel 8, 1 u. 2; 58, 4 u. 5; *oeil* 8, 1; oil : somoil : doil : orgoil : acoil 13; orgellex 14, 5; toillier 49; voilliez 26; 17, Gel.; voille 65; vaille 16, 2. — Die Verwandlung der Endung *eil* in *oil* hat sich also bei Thibaut noch nicht vollzogen.[48]

au s. l.

è.[49] Es kommen nur wenig Reime vor, denen dieser Vokal zu Grunde liegt, der herkommt

1) *von lat. e + komplet. Konson.*: ivers : sers (servus) : divers : fers (ferus) : pers : vers : *ades* (ad ipsum) : ters (tersus) 36; novele : bele : sautele (saltellat) : chansonelle : renovele : apele (1, 1 u. 2);

Koschwitz, Überlief. u. Sprache der Chans. Du Voyage de Charlem. à Jérus. et à Constant, p. 26 ff.

[48] Lücking p. 203 u. 205.

[49] In Bezug auf die Aussprache der drei Vokale è, é, e s. Lücking p. 91 ff.; dagegen B. ten Brink, Dauer u. Klang p. 22 ff.

2) *von lat. ae* + *komplet. Konson.*: reconquerre : serre (sera) : querre : requerre (8, 3 u. 4).

é. Der *é-Laut* der männlichen Reime kommt aus *lat. a vor einfachem Konsonanten* (ausgenommen Guttur. und Nasal), welches sich findet

1) in den Part. auf -atum: navré : colouré : *reverrez* : grevé : *ses* : cheanté (2) etc.;

2) *in der Endung -atem*: esté 6 (vgl. *estey* 38); volenté 21; poesté, honesteté 43; débonaireté; — oder *-itatem*, sei es, dafs *lat. i* nach den Lautgesetzen[50] *schwindet*, wie in bonté, clarté 6; beauté 2; fierté 3, 8; maleurté, fauseté 61; — oder dafs *der Bindevokal sich hält* („gelehrte Wörter"): verité 43; dignité 61;[51]

3) *in den Adjektiven und Substantiven auf -atum*: gré 3; ferré, savouré 6; savourez, saveres (saporatus) 29 u. 46; comté, costé, côté 47; dé 35; pré 47;

4) *in der Infinitiv-Endung -are*: 2, 5, 6, 7, 8, 11 u. s. w.;

5) *in der Verbal-Endung -atis*: 29, 44, 52, 53, 64;

6) *in den Substantiven auf -are*: d'outremer 56; in dem Adverb *asses* (adsatis) 46 und dem Subst. *grez* (gradus) 44; in *nes* (nitidus) : *bes* (celt. beic, bek) 65; in *Barnabé* 44;

7) in der Verbal-Endung *-avi*: regardai 39.

Auch die Endung des Futurs -ai (habeo) reimt hier mit: *aurai* — désiré 47.

Was endlich die *weiblichen Reime* anlangt, die sich auf geschlossenes e gründen, so kommt davon nur die eine Art auf -ée vor aus *lat. a vor einf. Konson., ausg. Guttur. u. Nas.*: 1, 3, 7, 14, 18, 19, 21, 25, 28, 29, 40, 42, 43, 48, 52, 53, 54, 56, 57, 59, 60, 64.

Die Thatsache, dafs die Futur-Endung -ai mit é anstatt mit è reimt, bekundet eine Neigung des Dichters zu der modernen Aussprache dieser Endung.

ié. Dieser Diphthong kommt

1) *von lat. a* + *einf. Konson. unter dem Einflufs eines vorhergehenden c oder i*: envoier (indeviare) 21; renvoié (reindeviatum), renoié (renegatum), pechié, pitié 63; irié (iriatum), congié (commeatum) 7; herbergier 4; 14; chier, esmaier (exmagare) 42; jugier (judicare) 42;

[50] Diez, Gr. II, 176.
[51] Diez, Gr. II, 363.

targier (tardicare) 16, 40; loier (locarium), rimoier (rimicare), esbanoier (exbanicare) 17; foier (focarium) 30; comencier (cominitiare), avancier (ab-antiare) 1 u. s. w.;

2) *von lat. a oder e, mit dem sich ein i aus der folgenden Silbe verbindet* (*Attraktion, Transposition, Epenthese*[52]) in Wörtern auf *-arium*: portiers, premiers, pantoniers (palitonarius), huissiers (ostiarius), Oliviers (oliviarius), gonfanoniers (ahd. gundfano) 31; chevaliers (caballarius), dongiers (damnarium), legiers (levarius), laisiers (laquearius) 51; deniers (denarius) 61; vergiers (viridarius), acier (aciarium) u. s. w.; — auf *-erium*: desiriers (desiderium), mestier (ministerium) 30, 57, 64, 66;

3) *von lat. e + einf. Kons.*: gie (ego) 7; pies (pedes) 52, 53; bien, rien 5, 7, 21; vient, tient 32; crient (tremit) 53; iert (erit), fiert (ferit), affiert 56;

4) *von lat. ae + einf. Kons.*: quiert, requiert, conquiert, enquiert (quærit) 50.

Die weiblichen Reime, welche *ié* enthalten (21, 34, 38, 40, 52), entsprechen denselben lat. Vokalen wie die männlichen.

In Bezug auf die Aussprache des Diphthongs *ie* ist Neumann p. 58 ff. zu vergleichen.

i. Der Vokal *i* in den männlichen Reimen auf *i, ir, is* (*iz*) kommt

1) *von lat. i + einf. oder komplet. Konsonanz;*

2) *von lat. e + einf. Kons.*: merci (mercedem) 3; païs (page[n]se) 54, 55; priz (pretium) 54; pis 23 u. s. w.

Das *i* der weiblichen Reime auf *ie, ire, ise*(*nt*) entspricht

1) *lat.* ī + *einf. Kons.*: vie (vitam), mie (mica), amie (amica) 19 u. s. w.; im Präs. der Verben auf *-itare*: s'ecrie (ecritare) 41, 5; besonders in den *Part. auf -ita*: saisie, partie 4; oblie 29; deservie, sentie 34 u. s. w.; — auch in den *Part. der Verben, welche ihre Konjugation geändert haben, indem sie dem Part. auf -ita folgten*: abaissie (adbassiata), assegie (assediata) 4, avoisie, multiplie 59 u. s. w.; — in den *Subst. auf -ia*: courtoisie, seignorie, vilennie 4; maistrie, folie, abeie, drurie 47; tricherie, felonie, maladie, letargie, compagnie u. s. w.; in *Eigennamen*: Marie 40, 41, 54, 62; Brie 52; Surie 55; Romanie 59. — In den Formen *aïe* (adjutam) 4, 19, 52 und *umelie* (humilias) 19, 43 kommt das *i* von *kurzem lat. i.*

2) *lat.* ī + *kompl. Kons.*: envie (invidiam) 29; ocire, rire, dire 27;

[52] Neumann p. 24 ff.

in *Subst. auf -itium, -itia*: jostise, devise, comandise, juise (judiciam) 3; servise, covoitise (cupidititia) 10; franchise 38; feintise 53;

3) *lat. e + komplet. Kons.*: sire (senra) 27.

ò. Der offene o-Laut unterscheidet sich auch bei Thibaut von allen anderen o-Lauten. Er kommt her

1) *von dem lat. Diphthong au*: parole 36, Pol 44, chol (caulem) 44, tresors 66;

2) *von lat. o in Position*: col, fol 44; afole, escole (*iscola* anstatt *schola*), vole (volat) 36; mort, tort, confort, fort, deport, sort 23; recort 8; acort 51; hors (forris), cors (corpus), ors (horridus) 66.[53]

ó. *Das geschlossene o* kommt bei Thibaut unter verschiedener Gestalt vor: *o, ou, u* und *eu*. Es entspricht

1) *lat.* ō + *einf. Kons.* in der Endung *-orem*: amors, dolors 2 u. s. w., willkürlich ersetzt durch *ou*: amors : seignors : tristours : estours 31; paor : dolor : covertour : amour 37; nos : rescous : vous 64;

2) *lat.* ŭ *in Position*: jor 3 (jour 18); aubor 30; tors (turris) 23;

3) *lat. o entweder vor einf. Nasal*: non 3; nom, Mahom 19; don son 50 u. s. w.; *am häufigsten in den Subst. auf -onem;* oder *vor komplet. Nasal*: semont, fons, respons 7; besoing, tesmoing, doing, poing 8 (das i zeigt nur den mouillierten Laut an); *huit* (oculum) 4, 2; *avugle* (aboculum) 54, 3; tuil 54, 3;

4) *lat.* ŭ *vor einem Nasal*: mont (mundum), dont (de unde) 7; sont, parfont (par fundum) 54 u. s. w.;

5) *lat. a, e, i vor einem Nasal,* in den ersten und zweiten Personen des Plur. der Verben: faisons, amendons 55; attendons 62; plaignons 65; ont, font 51; venront 54.

eu = *ó* findet sich vor *s* oder *x*, aus der Endung *-osus*: perilleus, amoureus 24; avantureux, perilleux, envieux (*envioux* 44, 4), angoisseux, luxurieux 26; dolereux 65, im Reim mit *gieus* (jocus, jeu 55, 3), deux (duos), dieux, ceus (ecce illos).[54]

u = *ó*, entsprechend *lat.* ŭ, findet sich: *sunt* 4, 2; 13, 2; 21, 5; 29, Geleit; 31, 2; 32, Geleit; 50, 6; *volunté* 21, 5; *u* (ŭbi) 54, 1.[55] Dieses u ist ein *normannischer Zug*, vgl. avugle (ab oculus) 54, 3.

Reime wie amour : valour : secors : plors 66 u. a. beweisen, dafs *o* und *ou* unserem Dichter *gleich lauteten*; dafür, dafs der Vokal *u* in

[53] Neumann p. 47. — Lücking p. 149 u. 169.
[54] Neumann p. 46.
[55] Koschwitz, Überl. u. Spr. p. 32.

Thibauts Liedern auch diese Aussprache hatte, giebt es keinen sicheren Beweis.[56]

oi. Dieser Diphthong entspricht

1) *lat.* ē + *einf. oder komplet. Konson.*: proi, moi 3; voi 8; soi, croi, foloi 10; quoi, conroi 36; cois (quietus) 53; cortois (cohorte[n]sis) 25, 41; Champenois 41; pois (pensum) 25; droit 42; adroit 24; endroit; besonders in den Infinit. auf -ere; im Sing. des Imperf. und Kondit. aller Konjugationen;

2) *lat.* ĭ + *einf. oder kompl. Konson.*: foi (fidem) 10; nois (niveus) 25; fois (vicem) 5; soit (siat) 24; destroit (destrictum) 24; exploit (explicitum) 24, 61; ostrois 41; otroi (auctorio) 10; frois (frigidus) 5;

3) *lat.* ŭ *vor einem Nasal*: poing (punctum) 8, 3;

4) *lat.* ŏ: doil (doleo). oil (oculi), orgoil (ahd. urguolî), acoil (colligo), somoil (somniculum), voil (volo) 13.

Das *oi der weiblichen Reime* kommt her

1) *von lat.* ē + *einf. Kons.*: croie (credat) 4; moie (meta), desroie (deredat), recroie (recredat) 4; arboie (*arbroie = arboreta?*) 41; dosnoie (domneat) 47; proie (pr[a]edam 55; besonders im Imperf. auf -ebam und im Kond.: avoie, soloie, maistroie 2; oseroie, vauroie 4 u. s. w.;

2) *von lat.* ĭ: desloie (disligo) 3; voie (videat) 4; emploie (implicat), guerroie (werricat), retroie (retricem) 4; foloie, chastoie (castigat) 1, 4; effroie (exfrigido) 24; otroie 24; convoie (conviat) 4;

3) *von lat. au*: joie (gaudia) 4; oie (audiat) 4.[57]

u. Der Vokal u entspricht

1) *lat.* ū + *einf. oder komplet. Konson.*: vertu, jus (jusum, eorsum), sus (susum), dessus, plus, confus, us (usum) 30; laudamus 66; Pyramus 30; Julius 15; saluz 21; — *besonders in den Part. auf -utum*: perdu, creu 43; avenu 56; esmeuz, deceuz, esleuz 21; — *und im Perfekt auf -ūi*: fu 45; — *im Plusquamperf. auf -ūissem*: fust, pleust, desplenst (deplenst) 8;

2) *lat.* ŭ + *komplet. Konson.*: nus (nullus) 15, 65, 66.

Das *u* der weiblichen Reime entsteht aus *lat.* ū + *einf. oder komplet. Konson.*: dure, aventure, mesure, nature, cure, ardure (ardura), deconfiture (disconfutura) 34.

---

[56] Neumann p. 45. — Diez, Gr. I, p. 425.

[57] Vgl. über den Diphthong oi: F. Neumann p. 55. — Koschwitz, Spr. u. Überl. p. 38 ff. — Lücking, Mundarten p. 204. — Rofsmann, Roman. Forschungen, Organ f. rom. Spr. I, 145. — Osk. Ulbrich, Zur Geschichte des franz. Diphth. oi, Zeitschr. f. rom. Phil. III, 385.

ui. Dieser Diphthong hat seinen Grund

1) *in lat. u*: dui, fui, autrui, sui, cestui, glui (gluye) 32; *recui* (recepi) 6; *crui* (credidi) 14;[58]

2) *in lat. ō*: anui (in odio) 14, 32; conui (cognovi) 14, 32; mui 31.[59]

Aus den Reimen dui : *ravi* : autrui : sui 6; sui : *ami* : fui : mui 31; *languir* : *oir* 18, 1; *languir* : *morir* 1, 1; 20, 1; *consievir* : *fuir* 26, 2: *di* : *enfui* 39 geht hervor, dafs der Diphthong *ui* von Thibaut als *steigender* gesprochen wurde.[60]

y. Dieser Buchstabe hat bei unserem Dichter nur *graphische Bedeutung* und vertritt nach Belieben *i:* oubly, ouye, vy, feray, playe 59, 2; yoer 61, 3; getey 4; celuy 27, 6; ay-je, ennuy 29, 1.

Vergegenwärtigen wir uns zum Schlufs, dafs *an* und *en* unserem Dichter gleich lauteten, dafs *ei* aus lat. *i* mit folgendem komplet. Nasal durch *ai* ersetzt ist, und dafs *ai* aus lat. *a* mit folgendem Nasal reimt, mit *ei* aus lat. *e* mit folgendem Nasal und mit *ie* aus lat. *e* und folgendem Nasal; dafs ferner die mouillierten Endungen *el*, *eil*, *oil* durcheinander reimen; dafs die Futur-Endung *ai* im Reim mit *é* eine Neigung zur modernen Aussprache dieses Diphthongs zeigt; dafs endlich die Laute *ó* und *ou* miteinander gebunden werden, so kommen wir zu dem Ergebnis, dafs der Vokalismus bei Thibaut sich in einem Zustande des Überganges befindet, der sich ganz besonders an den Vokalen vollzieht, die aus lat. *a* und *e* vor komplet. Nasal oder aus ō vor einfacher Konsonanz stammen.

Was die *Konsonanten* anbetrifft, so können wir uns auf einige Bemerkungen zu der Liquida *l*, zu den Dentalen *t*, *d*, *s*, *z* und zu den Gutturalen *g* und *c* beschränken.

l. *Anlautendes l* behauptet sich; die Verwandlung in *r* ist der alten Sprache gemein: rosignols (lusciniolum) 33, 1.

Im Inlaut, sei es *vor lat.* oder *roman. Konsonanz*, *vokalisiert es sich gewöhnlich*:

1) al + Konson.: Thiebauz, Renaut 26; sauvée 20, 4; sautele 1; saut 39, 2; assaut 15, Gel.; 55, 5; autrui 2, 3; 6, 3; autre 9, 3; 2, 1; 2, 3; 3, 2; 8, 2 etc.; tieus 8, 4; aucune 3, 1; 8, 4; maus 3, 1;

[58] Zu vergl. in Bezug auf die beiden letzten Formen Diez, Gr. II, 244.
[59] Diez, Gr. II, 244.
[60] Neumann p. 55, 58.

4, 3; 3, 5; 7, 2 etc.; haute 4, 1; 12, 3; 17, 3; roiaume 9, 4; 55, 2; loiaus 4, 4; 7, 6; 17, 5; chaut 25, 1; fause 7, 4; vaut 7, 6; 9, 2; 17, 1 etc.; vauroise 8, 5; 10, 5; 14, 1.

2) *ol* + *Konson.*: coup (colaptus) 6, 4; voudroie 21, 3; veut 14, 3; vuet 26, 4; seus (solus) 17, 2; vousist 24, 8;

3) *ul* + *Konson.*: douce 1, 2; 2, 1; 2, 5; 3, 4 etc.; douz, dous 3, 3; 9, 4 etc.; mout 3, 3; 7, 1 etc.; eus (oculos) 41, 2 (vgl. huiz 21, 5 und huis 31, 2);

4) *el* + *Konson.*: mieudre 1; mieux 49; mieuz 16; 22, 4 etc.; beau 10, 2; 12, 4; 16, 4 etc.; biau 3, 2; 8, 2; 11, 1 etc.; beauté 3, 2; 6, 1 u. 2; 21, 4 etc.; biautez 21, 1: 7, 4 etc.;

5) *il* + *Konson.*: sauvage 2, 1; 12, 1; ceus 43, 6; 55, 1; fiz 41, 5.

Oft fällt l weg: cop 2, 5; 6, 5; nus 11, 1; 12, 1; 2, 5; 7, 2 etc.; iex 2, 1; 3, 3; 11, 1; 21, 5; 57, 3; tex 3, 1; 7, 1; 14, 2; tiex 22, 4 etc.; orgex 14, 5; 30, 4; orguex 65, 2; miex 2, 3; 8, 2; beax 46, 1; 44, 6; liquiex 47, 1; desleax 48, 2; fox 60, 1; 61, 2.

Die ursprünglichen Formen sind weniger zahlreich: salvée 1, 3; velt 2, 4; 23, 3; 33; molt 2, 3; 6, 3 etc.; moult 4, 6; 10, 5 etc.; dols 6, 2; 23, 1; ielx 38, 5; quelx 7, 5 etc.; liquelx 45, 1; orgellex 14, 5; nuls 17, 3; folx, fol 44, 3; melx 17, 5; mielx 35, 3; filz 41, 3; colpes 51, 2; col 44, 3; chol 44, 4; vault 55, 3; voult 4, 2; bault 25, 2; 26.

Über *l mouillé* s. p. 207.

t, d. Die Dentalen *t und d fallen gewöhnlich aus* vor *s* (z), bisweilen auch *am Ende* der Wörter: drois 2, Gel.; 15, 2; 21, 4 etc.; touz, toz, tous 3, 1; 13, 3 etc.; regars 5, 2; pers 24, 5; fons 7, 2; respons 7, 2; rens 7, 6; celans 7, 6; laissans, puissans 22, 1; gens 8, 2; talans 8, 3; Rolans 31, 4; esgaz 10, 4; mors (mortuus) 21, 2; confors 11, 1; amans 14, 2 (dagegen amants 15, 2; pronts 31, 3; pesants 15, 4; puants 56, 5); — salu 40, 2; nui (noctem) 65, 1 (dagegen nuit 43, 1); es (est) 13, 4; quan 19, 2; rendi 40, 2.

Bisweilen findet sich *c* statt *auslautender Dentalis* nach Analogie von teneo = tenjo = tieng (9, 2) = tienc : selonc 6, 3; sanc 63, 1; atenc 15, Gel.; parc 52, 2; perc (vgl. enfinc 49, 3; ainc 14, 3; 25, 5).

s, z, x. *s vor nachfolgender Konsonanz hält* sich in den meisten Fällen, aber es *lautet* nicht mehr, wie aus der Schreibweise folgender Beispiele hervorgeht: respons 7, 2 und repondit 39, 4; repont 40, 2; plaist 58, 5 und plait 1, 3 (plait 22, 3); toujors 60, 5 und tousjors

60, 1; souspris 5, 1 und soupris 4, 4; sospir 5, 5 und sopir 1, Gel.; sospeçon 50, 4 und soupçon 32, 2; vostre 2, 3; 5, 1 und votre 3, 1; 3, 2 etc.

Dafs *s*, *x* und *z* für unseren Dichter gleich sind, geht aus folgenden Beispielen hervor: sans 5, 1; 3, 2; 3, 4 etc.; sanz 3, 3; 24, 3 etc.; grans 8, 3; 3, 5; 6, 2 etc.; granz 2, 4; 5, 2; 4, 6 etc.; dous 9, 4 etc.; douz 3, 3; 5, 2 etc.; tous 11, 5 etc.; touz (toz) 3, 1 etc.; envis 15; enviz 10, 1; 20, 1; dones 11, 1; donez 11; tenes 11, 5; retenez 21, 5; pities 5, 5; pitiez 3, 1; droiz 21, 4; drois 15, 2; amiz 22, 2; amis 22, 2; raizon 22, 3; raison 22, 4; morz 24; au desoz 30, 1; au dessus 30, 1; nuz 36, 5; nus 12, 1 etc.; ox 27, 1 (os); loiaus 7, 6; deloiaux 52, 5; liquels 17, 4; liquelx 45, 1; 48; 49; dous 9, 4 etc.; douz 3, 3 etc.; doux 64; dieus 18, 4; diex 42, 1; dex 35, 2.[61]

Die Verbindung *ls* oder *ils* wird oft durch *x* ersetzt: iex 2, 1; 2, 5; 3, 3; 11, 1; 21, 5 etc. (siehe *l*).

Auslautendes s (z, x) *ist hörbar*, was die Reime beweisen: jus : nus; nus : confus; sus : plus; plus : dessus; Julius : plus (15). — Sus : par us : audessus; Pyramus : plus : confus (30). — Plus : par us (31). — Sus : jus; nus : audesus (65). — Plus : nus; desus : laudamus (66).

g. *Anlautendes g* bleibt vor *a*, *o*, *u immer guttural* nach der allgemeinen Regel. Die Verbindung *gu* wird meist durch *g* ersetzt: garder 3, 4; 8, 2; garir 10, 1; garison 10, 5; garentir 17, 2; gieter 25, 1; gite 48, 1; sie erhält sich in: guerdon, guerredon, guirredon 2, 1; 8, 3; 10, 5; 13, 4 etc.; guerpir 44, 4; guerroie 4, 3; 12, 2; guiller 11, 2; guile 43, 3; longue 43, 3; longuement 3, 5 (dagegen longe 40, 5).

j für palatales *g* findet sich 10, 2 jent (dagegen gant [gent] 1, 1); öfter im Inneren der Wörter: vanjance 3, 4 (venjeance 61, 5); vanjement 63, 3; serjans 64; herbergaje 4, 1; usaje, coraje, irelaje, visaje, tesmongnaje, naje 4.

c für *auslautendes g*, nach provençalischer Weise, findet sich: lonc 3, 6; 23, 2; 53, 1; quic (cogito) 66, 4 etc.

Palatales g vor Konsonanz stellt sich dar als *ge*, *gi* oder *g*: angele 54, 4; virge 54; 64; vierge 42, 1; avugle 54, 3.

[61] Vgl. über s, x und z Lücking, Mundarten p. 130. — Koschwitz Uberl. u. Spr. p. 64. — Neumann, Zur Laut- u. Fl. p. 105 ff.

Häufig findet sich *g in den Endungen der Wörter* zur Bezeichnung eines *nasalen oder palatalen Lautes*: plaing 26, 1; tieng 4, 2 (tieg 25, 5); sosviegne 58, 4; viegnent 61, 4; pregne 15, 2; j'aing 16, 2 (aig 28, 3; 29, 2); demeng 4, 4; doing, poing 8, 4; coing 62, 5; loing 10, 5; loingz 21, 5 (loin 30, 5); besoing, tesmoing 8, 3: moigne (moine) 26, 4.

c, ch, q, k. Zwischen *c* und *ch* ist *kein Unterschied*: cançon 4, 5; 52, 2 etc.; chanson 1, 1; chançon 2 etc.; — canter 4, 1; 8, 3; canterai 4, 1 etc.; chanter 5, 4; 5, 5; chant 4, 1; 7, 1 etc.; — cose 46, 5; 57, 6; couse 8, 1; chose 7, 2; — cangier 23, 2; changier 2, 3; — cil 4, 6; 5, 1; chil 6, 3; chi 10; cele 6, 5; 11, 1; chele 14, 4; celi 13, 1; cheli 28, 1; ca 66, 5; cha 62, 1; — occire 26, 6; ocist 11, 3; 65, 1; ocis 22, 3; 4, 3; ochies 26, 6; ochient 65, 5; ochist 57, 3; — merci 3, 2; merchi 14, 3; — douce 3, 2; douche 14, 3; — boce 2, 5; bouce 46, 1, 2, 3, 4, 5; bouche 63, 4; — saiciez 2, 2; saciez 5, 4; 55, 1; sacies 50, 6; 52, 1; saichiez 22, 5; 53, 1; sachiez 4, 6; 5, 1; saichies 50, 1; sachies 26, 6; saichianz 66, 4; saiche 53, 2; sache 52, 2; — rice 66, 2; riche 40, 2; brance 66, 4; france 13, 2; esmaianche, semblanche 57, 2; — (fres 2, 5) frece 40, 4; fresche 45, 2; 12, 4.

Auch *k* und *q* gelten als gleich und treten an die Stelle des lat. c: qui, que = ki, ke (k fast immer bei Elision des e); quidier (cogitare) 2, 4; 4, 2; 4, 3 etc.; quit 15, 4; quidai 10, 2; cuidai 10, 2; quar 32, 5; car 2, 2; 3, 3; 4, 1 etc.; keillir (colligere), kielt, kieut, keudra, koilli 66, 2, 3, 4, 5; eskapes 60, 4; kachiere 26, 4.

Vor *flexivischem s* fällt c weg: ars (arcus) 30, 3; clers (clericus) 53, 2; Turs 15, 4 etc. In Bezug auf die unregelmäfsigen Formen *justise*, *feintise* 53, 5, 6 vergleiche man Koschwitz, Überl. u. Spr. p. 72.

Es ergiebt sich aus der Lautlehre für die Feststellung der Sprache Thibauts, dafs sie keinem der altfranzösischen Dialekte ausschliefslich angehört, denn wir finden in ihr sowohl normannische, als auch pikardische und burgundische Spuren.

Normannisch ist z. B. 1) *u* für *o*, *ou*, *eu*, *oi*: sunt 4, 2; 13, 2; 21, 5; 29, Gel.; 31, 2; 32, Gel.; 50, 6; 54, 3; — volunté 21, 5; avugle 54, 5; — u (où) 54, 1; — huil (oi, œil) 4, 2; — huiz 2, 5; huis 31, 2; — muir 15, 1; — vieille, tuit 16, 2, 3; — truis (trouve) 12, 1; 43, 4; tueve 53, 3; vueul 57, 2; — paritruis 56, 2. — 2) *ei* für *ai*: seit 16, 5. — 3) eus (oculos) 41, 2.[62]

[62] Fallot, Recherches etc. p. 124.

Pikardisch ist 1) *ie* für *e* (auch burgund.), vgl. die Reime auf *ié* p. 208. — 2) *o* und *ou* für *eu* (auch burgund.), vgl. die Reime p. 210. — 3) *oi* für *ai*, vgl. die Reime p. 211. — 4) *ch* für *ç* oder *ss* aus *lat. ci*, *ti*, vgl. die Gutturale p. 215. — 5) *c* (k) für *ch*, vgl. die Gutturale p. 215. — 6) *c* für *auslautende Dentalis*, vgl. die Dent. p. 213.— 7) *seuc* = *seui* = *sus* (sapui) 55, 5. — 8) *g* für *gu* und *j*, vgl. die Guttur. p. 215. — 9) *boine* 58, 1; 60, 4; 34, 1; boin 45, 2; 66. — 10) Formen wie biau 3, 2; 8, 2; 11, 1; *estaublie* 62, 2 etc. (vgl. establi 6, 1). — 11) Die Zusammenziehung von *ols*, *els*, *ous* und *ils* in *ox*, *ex*, *ix*, vgl. die Dent. p. 213.[63]

Burgundisch ist, aufser den auch im Pikard. vorkommenden Merkmalen 1, 2 u. 3, 1) die Modifikation der Vokale durch sogenanntes *parasitisches i*: poesteiz 10, 1; eaige 12; saige 46, 3; saichiez 53, 1; saiche 53, 2; Paraidis 55, 3 (Paradis 48, 4); siehe die Reime auf *age* und aigne p. 206. — 2) *iau*, *iaz*, *ias*, *iax* für *eau*, *eaux*, siehe die Dentalen p. 213. — 3) Die Erhaltung des *l*, siehe die Liquiden. — 4) Die Anwendung eines *g* am Ende der Wörter zur Bezeichnung eines Nasallautes, s. unter *g* p. 215.

Wir sehen also, dafs sich von allen drei Mundarten Spuren in den Liedern Thibauts finden, und zwar von der normannischen nur geringe, dagegen eine grofse Anzahl von der pikardischen und burgundischen. Daraus würde man nun schliefsen können, dafs die Sprache Thibauts einem Gebiet angehört, welches sowohl Teile von der Pikardie als auch von Burgund umfafst. Da es jedoch für einen derartig gemischten Dialekt keinen Namen giebt, so haben wir auch für die Mundart unseres Dichters keinen besonderen Namen, es sei denn, dafs man alles, was sich sonst nicht unterbringen läfst, unter dem Namen der *Mundart von Isle de France* zusammenfafst. Gust. Lücking (Die ältesten frz. Mundarten) hat zwar sehr scharfsinnig den Nachweis zu führen gesucht, dafs es in der That eine solche Mundart gegeben hat, für deren Vertreter er den Chrestien v. Troie hält. Indessen, ganz abgesehen davon, ob ihm der Beweis überhaupt gelungen ist (vgl. Förster, Zeitschr. f. rom. Phil. I, p. 564), treffen mehrere der für diese Mundart von Lücking als besonders eigenartig aufgestellten Merkmale in Bezug auf die Sprache Thibauts nicht zu.

1) Als *eigentümlich* für die Mundart von Isle de France bezeichnet

---

[63] Fallot, Recherches etc. p. 127.

Lücking *frz. ó* aus *lat.* ō (p. 202); aber bei Thibaut wird, wie wir gesehen (p. 210), auch *ou* daraus.

2) Ferner soll sich in dieser Mundart vor *palatalem l* stets *oi* statt *ei* finden (p. 203); wir finden bei Thibaut jedoch *eil* und *oil* durcheinander (p. 207).

3) *L vor folgender Konsonanz* soll stets wegfallen nach Lücking (p. 206); aber wie wir gesehen haben, bleibt es auch bei Thibaut (p. 213).

4) Wörter wie *oel*, *orguel* etc. sollen nach Lücking (p. 206) immer *ohne i* geschrieben sein; sie finden sich jedoch bei Thibaut auch *mit i* (p. 227).

Man kann daher nicht behaupten, wie Théod. Maréchal will,[64] dafs die Sprache Thibauts der Mundart von Isle de France angehört. Berücksichtigt man noch weiter den Umstand, dafs, wie wir oben aus dem Schwanken der Lautbezeichnungen *an, en; ei, ai; o, ou, o; eil, oil* nachgewiesen, sich die Sprache Thibauts in einem Zustand des Überganges befindet, so wird man um so mehr zu der Behauptung berechtigt sein, dafs sie nicht als der Ausdruck einer vollständig ausgeprägten Mundart zu betrachten ist.

Über die *Flexion* in den Liedern Thibauts können wir kurz hinweggehen, da sie weder besondere Eigentümlichkeit noch Mannigfaltigkeit zeigt. Bei der beständigen Wiederholung derselben Gedanken und Redewendungen ist leicht begreiflich, dafs sich auch Wort und Form beständig wiederholen. Das, was wir im allgemeinen als charakteristisch am Vokalismus und Konsonantismus bezeichnet haben, nämlich ein Schwanken, Übergehen vom Alten zum Neuen, läfst sich auch hier bemerken.

I. *Die Verbalformen* folgen den allgemein gültigen Gesetzen.

Die 1. Pers. Sing. ist gewöhnlich flexionslos, doch finden sich auch häufig Formen mit *s*: vais 1, 4; crois 3, 1; vois 6, 5; 7, 1; 14, 1; suis 10, 2; dois 11, 5; truis 12, 1; rens 7, 5; — mit *e*, um die Aussprache des *c* zu markieren, 9, 2 *tence*.

Das *t* der 3. Pers. Sing. der 1. Konjug. ist geschwunden, die anderen Konjugationen haben es.

Die 2. Pers. Plur. ist *-es* oder *-ez*.

Der Konjunktiv der 1. Konjug. wird, nach der Regel, ohne *e* gebildet, die übrigen Konjugationen folgen ebenfalls den allgemeinen Regeln.

---

[64] Théod. Maréchal, Sur les chansons de Thibaut, Roi de Navarre.

Nichts Merkwürdiges haben Präsensformen wie sai 5, 5; 17, 3; 39, 5 etc.; ses 2, Gel.; set 10, 2; 12, 1; 16, 5; 17, 5; 22, 1; 28, 4; 40, 3; seet 28, 4; sevent 20, 5; seit 16, 5 (vgl. p. 206); het 29, 2.

Der Diphthong des Imperfekts ist *oi*.

Das *e* des Futurs der 1. Konjug. erhält sich gewöhnlich, bisweilen *fällt es aus:* prirait 2, 3; couverrai 7, 4; demorront, demourront 54, 2, 3. *Sekundäres e* findet sich in *deveroient* 5, 4; 13, 5 (dagegen devroit 16, 2; 17, 2).

II. *Die Nominalformen* bieten ebensowenig Eigentümlichkeiten.

1) *Regelmäfsig sind Nomina aus der 1. lat. Deklination* wie dame 1, 2; amie 40, 3; ante 30, 1; rose 41, 1; ame 1, 4; bergiere 40, 5; roine 54; jame (gemma) 56, 5; feme 55, 2 etc. etc.

2) *Gewöhnlich sind auch die Nomina aus der 2. und 4., sowie die meisten Maskulina und Neutra der 3. lat. Deklination regelmäfsig*, z. B. Nom. Sing.: li loiaus 48, 1; li dons 52, 5; clers (clericus) 53, 2; mires 6, 16; ivers 36, 1; fins amis 44, 2; 36, 2; 46, 2; chascuns 36, 5; aucuns 65, 3; li autres 45, 1; 48, 1; chiens 45, 5; li ventres 49, 3; mains 36; ars (arcus) 30, 3. — Nom. Pl.: li chevalier 40, 2; 48, 1; 51, 1; bacheler 50, 1; 54, 1 etc. etc. — Der Casus obl. dieser Wörter ist stets regelmäfsig.

3) *Die Imparisillaba folgen ebenfalls der Regel*, z. B. Nom. Sing.: quens, cuens 48, 1; 50, 2; enfes 39, 1; rois 44, 1; tans 36, 1; cuers 38, 5; 36, Gel.; 52, 2; 56, 5; 66, 4 (obliq. s. cuer 35, 4; 57, 1); tous homs 38, 2; nus homs 56, 2 (obl. s. home 57, 1); li nous 52, 2, 5; 62, 2 etc.

4) *Desgleichen gehen die Wörter mit beweglichem Accent nach der Regel*, wie Nom. Sing. li presteres 62, 3; pechieres 62, 5. — Nom. Plur. 24, 1. — Obl. s. menteor 40, 1. — Obl. pl. plaidiors 49, 3. — Nom. s. sires 51, 2 (sire 27, 4; 35, 3); signors 31, 3; obl. s. signor 54, 1; 56, 4; seignour 61, 2; seigneur 28, 2.

5) Auch die Fem. der 3. lat. Deklination sind regelmäfsig: Nom. s. raisons 52, 5; saisons 52, Gel.; cançons 14, 5; amours 1, 1 etc.: mauvis, mercis 37, 3; estes 36, 1; bontes 50, 3; volontez 44, 2; beautes 45, 2, 4; riens 52, 1 (obl. s. rien 39, 1; 44, 1) etc.

Das Wort *deus* wird Nom. s. dex 35, 2; 55, 2; oder dieus 18, 4; obl. s. dieu 54, 2; deu 56, 5; por Dé 43, Gel.

Ausnahmen von der gewöhnlichen Regel sind Formen wie: Nom. s. clerc 53, 4; deable 61, 4; nom. pl. dames 51, 4, 5; chevaliers 40;

aucuns 11, 4; nom. s. baron 35, 1; amor 42, 2; 55, 4; obl. s. filz 41, 3; amors 52, 5; 53, Gel.; covretors, defreors, valors 45, 3; paors 47, 4; nom. s. hom 39, 1; 40, 2; obl. s. hom (statt des alten *homme*) 40, 2; obl. s. vois 39, 1; crois 54, 1; rois (rete) 61, 4; nom. s. beaute 45, 3; 38, 2; flor 66, 5; cuer 53, 4; 39, 3; obl. s. cuers 66, 2 etc.

Über *die substantivisch gebrauchten Infinitive* s. weiter unten.

Die Flexion der Adjektive ist ebenfalls im allgemeinen nach der Regel, z. B.: Nom. s. sains 61, 5; pensis 47, Gel.; fins, fers, divers 36, 1; premiers 36, 2; lies 36, 5; las, gras 46, 5; chaitis 47, Gel.; clers 63, 2 u. s. w. *Ohne s* dagegen debonaire 36, 1; beneete 41, 2.

Das *s* findet sich auch im Sing. des Neutr., z. B. drois est 62, 2; 56, 1; 21, 5 u. s. w.

Die Participien auf -ans schwanken, wie recreans 46, 5; joianz 49, 1; semblanz 49, 2; apuant 49, 6; dolanz, desiranz, poissanz, saichanz, aidanz, secoranz 56; puants 56, 5; puans 65, 1; puant 65, 5; dolant, plaisant 57, 4, 5; puissans 64, Gel. u. s. w.

Der substantivisch gebrauchte Infinitiv findet sich oft: li dormirs 34, 5; cil pensers 50, 5; 57, 1; obl. mon penser 37, 2; li acolers 46, 4; li baisiers 17, 4; 46, 5; li laissiers 51, 4; 17, 4; li servirs 52, 5; li sovenirs 57, 1; obl. un morir 55, 5. — Ohne *s*: trembler et sopir vienent 53, 4.

Die von lat. Adjektiven zweier Endungen kommenden haben schon oft eine weibliche Form, z. B.: douce, bele, cele, tele (dagegen regelmäfsig tel folor 20, 4; tel nature 34, 1; tel pavour 34, Gel.; tel seurtance 47, 4; 54, 5); mainte dame 40, 4; mainte chose 36, 3; grande vilaine 59, 4; grande vaillance 59, 4 (dagegen grant joie 35, 5; grant paor 37, 3) u. s. w.

Die Part. auf -ant haben keine weibliche Endung; die Formen *gente* 35, 1 und *cortoise* 55, 4 sind korrekt.

Die Übereinstimmung des attribut. Adjekt. mit seinem Subst. findet fast immer statt; beim *prädikat. Adjekt.* unterbleibt sie auch, z. B. trop sont fol et mal pensant li chevalier 40, 4 u. s. w.

Die Flexion der Fürwörter bietet auch keine besonderen Eigentümlichkeiten. Der Nom. der 1. Pers. Sing. ist gewöhnlich *je*, oft auch *ge* (2, 2; 6, 3 etc.), seltener *gie* (7, 3 etc.), *jou* (4, 3 etc.), *gieu* (14, 1). Dat. und Acc. *me* (1, 3 etc.), *moi* (4, 1 etc.), *mi* (5, 3 etc.). Der Dat. der 3. Pers. Sing. ist *li* (2, Gel.) und *lui* (59, 5). — Obl. sing. weibl. Geschl. *li* (1, 1; 1, 2; 2, 4; 33, 2; 35, 3; 38, 3 etc.), *le* (8, 2; 62, 2), *la* (33, 5; 38, 5; 39, 4; 41, 2; 1, 3; 3, 4; 4, 3 etc.). —

Obl. plur. *les* (2, 5 etc.). Präpositionale Verbindungen: *pour lui* 59, 5; *à li* 37, 2; *les li* 39, 3; *les lui* 35, 5; *pour moi* 37, 2; *de moi* 40, 3; *près de soi* 35, 4; *à soi* 1, 2; *à eus* 6, 3; *desus eus* 65, 3.

Die Flexion des *besitzanzeigenden Fürwortes* ist wie die der Adjektive: Obl. sing. mon 1, 1; son 1, 2; vostre 2, 3; 2, 4. — Obl. plur. ses 65, 1. — Nom. sing. mes 3, 2; 13, 5 etc.; vostres 5, 1; 12, 2 (dagegen nostre Chief 65, 3). — Li miens 7, 5; li miens maus 10, 1; siens 12, 1; li mien mal (obl. s.) 13, 4; la moie 12, 3; la moie joie 3, 4; le vo fin semblant 7, 3; leur 2, 5; lor, lour 6, 1; lour faus mos 65, 5.

Das *hinweisende Fürwort*: *cil* (chil) 6, 3 etc.; *cele* 1, 1 etc.; *cete* 1, 2; *cest* 1, 3; *cist* 10, 4; 13, 5 etc.; *ceste* 5, 5; 7, 2 etc; *cis* maus (n. s.) 14, 4; *ce* 1, 4; *cou* 4, 1; — *celui* 2, Gel.; *ceus* 65, 2.

Das *beziehliche* und *fragende Fürwort*: Nom. sing. u. pl. *qui*, *ki* (1, 2; 3, 4; 4, 5; 9, 1; 59, 2 etc.), Neutrum *que*, obl. s. *que*, *ke* (2, Gel.; 1, 3; 4, 3 etc.), aber auch *qui* (4, 2; 14, 1; 6, Gel.) und *cui* (65, 4; por cui 1, Gel.; en cui 4, 4).

Zum Schlufs mögen noch die bei Thibaut vorkommenden *Eigennamen* erwähnt werden.

1) Personennamen: Tristans (Tristan 59, 2) (nom.) 3, 4; Paris 4, 3; 59, 4; Elene 4, 3 (Heleine 59, 4); Jason 9, 1; Mahom (vokat.) 9, 4; Blazon (obl.) 12, Gel.; Pompée (obl.) 15, 5; Noblet (obl.) 16, Gel.; Turs, Arabis, Salemons, Davis (David 63, 4) (nom. s.) 15, 4; Turc, Arabi (n. pl.) 34; Julius (n. s.) 15, 5; Thiebauz (n. s.) 16, 2 (Thibaut vokat. 42, 2; 44, 1); Robert (n. s.) 35, 2; vokat. 35, 1; Robeçon (obl.) 39, 2; Robinet le Cortois 59, 2; Guenelon 40, 4; Adams 66, 3; Pieron (obl.) 35, 1; Perrin (obl.) 40, 2; Perron 48; Perrinet (vokat.) 40, 5; Renaut (vokat.) 26, Gel.; Lorent (vokat.) 26, Gel.; obl. 59, 2; Marie 40, 4; Bauduin (vokat.) 44, 2; St. Barnabé (obl.) 44, 2; saint Pol (obl.) 44, 4; Guillaume (vokat.) 47, 2; Gillon (Wichard) 47, Gel. (obl.); vokat. *Guiz* (48, 2) und Gui, Guy (48, 4); Jehan (obl.) 47; Auberon (obl.) 50; Meremelin (obl.) 49, 2; Rodrigue le Noir (obl.) 50; Yseul 59, 2; Raoul, Ravoul (vokat.) 49, 2; 34; Phelippe, *Phelippes* (vokat.) 50, 1; 51, 3; Jhesus-Criz (vokat.) 56, 4; Bretons (obl. pl.) 65, 4.

2) Geographische Namen: Troie 4, 3; Alemaigne 15, 4; Champaigne 15; Brie 52, 1; France 55, 4; Surie 55, 2; Romanie 59, 1.

Hamburg. Fritz Davids.

Friedrich der Grofse und die deutsche Dichtkunst.

Von

Dr. M. Herwig.

Vor etwa sechs Jahrhunderten bestieg nach der kaiserlosen schrecklichen Zeit den Thron Deutschlands jener Graf aus dem Schweizerland, der an Besitztümern den kürenden Fürsten schwach genug war, dafs ihre Unabhängigkeit nicht gefährdet schien, um so reicher aber an Vorzügen, die allein die Willkür bannen, das Gesetz zurückrufen, die weitere Zerbröckelung des Reichskörpers verhüten konnten. Wie oft ein neuer Herrscher, so wurde auch Rudolf von Habsburg mit weitgehenden, zum Teil ausschweifenden Hoffnungen begrüfst, von keinem mehr als von den Sängern in Deutschlands Dichterhain, die von Vernachlässigung ihrer Kunst zu klagen bisher nicht müde wurden. Jetzt schien ein neuer Frühling auch für sie angekommen, und wie die gefiederten Rivalen zur Maienzeit im Laubdach der wiedergeschmückten Linde sich einfinden, um in ihrem Schutze zu nisten, so strömten sangesfroh Meister wie Herren an des neuen Kaisers Hof, um in ihm einen neuen Hermann von Thüringen, einen anderen Friedrich von Österreich zu besingen und in dem Schutze seiner „Milde“ sein, seines Hauses, seines Landes Lob zu künden. Sie kamen und fanden einen Mann vom Scheitel zur Zeh, einen Ritter, der Gott fürchtete, die Frauen ehrte, die Schwachheit schützte, einen gerechten Richter, einen weisen König — und was sonst Meister Stolle in einem priamelartigen Gedicht von der neu aufgehenden Sonne zu rühmen weifs. Förmlich ein Tugendbold erscheint Rudolf diesem Minnesänger, und doch mufs derselbe jede Zeile, die des

neuen Kaisers Lob singt, mit herbem Tadel beginnen, doch mufs das Loblied zu einem Rügelied werden, das klagend anhebt:

Dër künec von Rôme engît ouch nicht, und hât doch küneges guot

und entsagend endet:

ërn gît ouch nicht, der künec Rudolf, swaz ieman von im singet oder geseit.

Und so rügt nicht etwa ein Mifsvergnügter, der um so heftiger auf karge Fürsten schilt, je weniger diesen seine Töne gefallen wollen; die Klage war allgemein, und ein gleiches Scheltlied des Schulmeisters von Ezzelingen bestätigt, dafs — nun dafs Schiller in seinem bekannten Gedichte den Grafen von Habsburg mit dichterischer Freiheit so darstellte, wie ihn jene Sänger so gern wünschten und nicht fanden.

Derselbe Schiller singt uns von einem anderen Fürsten, einem Könige seiner Zeit, dem gröfsten Sohne seines Vaterlandes; ein anderer Meister Stolle klagt der moderne Anwalt der deutschen Muse:

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medicäers Güte
Lächelte der deutschen Kunst;
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
Nicht im Strahl der Fürstengunst.

Von dem gröfsten deutschen Sohne,
Von des grofsen Friedrichs Throne
Ging sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darfs der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen:
Selbst erschuf er sich den Wert.

Und dem Schwaben beistimmend klagt, ein zweiter Schulmeister von Ezzelingen, Lob und Tadel mischend in einer Priamel über Friedrich, der deutschen Muse Feind, der Sachse Kästner:

Dem Könige, dem grofsen Geist,
Den alle Welt aus einem Munde preist,
Den alle Völker wohl zum König haben wollten,
Dem alle Könige nachahmen sollten,

Der Held ist, Philosoph und Dichter und zugleich
Der beste Mensch in seinem Reich,
Der alles Lob verdient, was man nur geben kann,
Auf den fing ich ein Loblied an:
„Monarch!“ sang ich — und weiter nicht,
Er liest ja doch kein deutsch Gedicht.

Es ist so; die Geschichte kann Schillers Urteil über Friedrichs Stellung zur deutschen Dichtung nicht in dem Mafse berichtigen, wie sie es über den Grafen von Habsburg korrigieren mufs. Aber es ist nicht ohne Interesse zu untersuchen, wie wenig der König von deutscher Dichtung hielt und wie viel diese ihm doch zu danken hat.

Im Jahre 1757 schrieb ein Schweizer, durchdrungen von der Überzeugung, wie notwendig namentlich den Franzosen gegenüber eine Stärkung des deutschen Selbstbewufstseins sei, aus warmem Herzen folgendes:

„Dasjenige Volk, welches sich selbst liebt, seine Mitbürger erhebet, seine eigenen Waren den fremden vorziehet, seine Schriftsteller hochachtet und dafs ich mit wenigem alles sage, von sich und dem Seinigen die beste Meinung heget, wird alle anderen Völker an Fleifs, Tapferkeit, Witz und Verstand weit übertreffen.“ Aber dieser ehrliche Patriot kennt ein Volk, das diese Meinung von sich selbst nicht hat, seiner Künstler Werke verachtet, seiner Poeten selbst spottet, fremde Arbeit und ausländische Gelehrte vorzüglich lobet. Und wem gilt dieser Vorwurf? „Es lebt“, fährt er fort, „in Europa eine grofse Nation, die es an Fleifs und Arbeitsamkeit allen anderen zuvorthut; sie ist reich an Erfindungen, giebt keiner an Gelehrsamkeit etwas nach, achtet die Wollüste wenig und kann unter den Tapferen den Ruhm der Tapfersten behaupten. Dieses Volk verachtet sich selbst, es hasset sich, kauft, lobt und ahmet nur blofs, was fremd heifset, nach.“ Der Schweizer liebt dieses Land, er achtet es hoch, trotzdem er es tadeln mufs, tadeln besonders die Fürsten, die Grofsen und Reichen dieses Landes, denen es allerdings mangele „an derjenigen Liebe des Vaterlandes, die ihre eigenen Güter zu schätzen wisse und in der Ihrigen Ruhm ihr eigenes Vergnügen finde.“

So urteilt der Gelehrte und Dichter Albrecht von Haller, zweifellos seinen Tadel sonderlich gegen Preufsens Friedrich richtend, der von der Sprache seiner Unterthanen und deren Dichtung gleich wenig hielt.

Steht auch der König hinsichtlich der Würdigung der deutschen Sprache nicht auf gleicher Stufe mit Deutschlands einstigem Kaiser Karl V., der deutsch allenfalls mit seinem Pferde sprach: halb barbarisch hat Friedrich sie doch genannt, bedauernd, dafs sich dieselbe in ebenso viele verschiedene Dialekte spalte, als Deutschland Provinzen habe. In ihrem jetzigen Zustande, meint er, eigene sie sich gar nicht zur Poesie, und das schönste Talent könne mit ihrer Rauheit ebenso wenig etwas Treffliches leisten, als ein Phidias aus einem schlechten Marmorblock eine Venus von Knidos zu schaffen vermöge. Ein anderer Zoller dachte ein Jahrhundert früher anders; wenigstens gehörte der Grofse Kurfürst der fruchtbringenden Gesellschaft an, die sich die Reinigung und Hebung der deutschen Muttersprache zur Aufgabe gestellt hatte; jenem Palmenorden, der die Muttersprache für so edel erklärte, dafs man sich derselben vor Kaiser, König und Fürsten nicht zu schämen habe, und der daher mit Selbstgefühl den Satz aufstellte: „Unsere geliebte deutsche Muttersprache ist unter anderen Hauptsprachen nicht die geringste, sondern die prächtigste.“ So forciert patriotisch brauchte nun Friedrich nicht zu denken über die Sprache seiner Unterthanen, immerhin aber verdiente sie, dafs auch er ihrer Hebung einiges Interesse widmete. Leibniz hatte die Deutschen ermahnt, „ihren Verstand und Sprache besser zu üben“ und geschrieben „Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache“; er hatte in glattem Latein es gelobt, dafs sein Dolmetscher Christian Wolff philosophische Fragen in seiner Muttersprache erörterte und so die Philosophie deutsch reden lehrte. Thomasius hatte in Leipzig das Deutsche zur Sprache des wissenschaftlichen Vortrags erhoben, die Muttersprache aufs Katheder geführt und deutsche Poeten arbeiteten bei allem Respekt vor der Vortrefflichkeit der deutschen Haupt- und Heldensprache an deren Reinigung und Besserung. Die Rhetorik freilich und der marinistische Schwulst der zweiten schlesischen Dichterschule

war eine arge Verirrung, und mit Bewufstsein ersetzte der produktive Zittauer Rektor Christian Weise jenen Bombast durch verstandesmäfsige Nüchternheit und schlichte Natürlichkeit. Indessen, wenn dieses Deutsch des mittleren Bürgerstandes dem Könige nicht gewählt und gebildet genug klang, so waren ja neben jenem und anderen sogenannten „Wasserpoeten“ noch die Hofpoeten, ein Canitz und Besser da, die einen würdigen Inhalt mit gewähltem Ausdruck nach französischem Muster in sauberer Form, nicht ohne Erfolg darzustellen bemüht waren. Konnte er aber auch der trockenen Verstandesmäfsigkeit dieser Letternpoesie keinen Geschmack abgewinnen, so hätte ihn vielleicht die nach englischem Muster mit korrekter Form einen tieferen Gedankengehalt paarende Dichtung eines Brockes, Haller, Hagedorn, oder die empfindunggeborene Lyrik Christian Günthers, den Goethe panegyrisch einen Poeten im vollen Sinne des Wortes nannte, in höherem Grade befriedigt, wenn — ja wenn er überhaupt um deutsche Dichtung sich grofs gekümmert hätte. Als der König in seinem sechsundvierzigsten Lebensjahre einem Meister der deutschen Sprache, dem Professor Gottsched in Leipzig gegenüberstand, bekannte er demselben: „Ich habe von Jugend auf kein deutsches Buch gelesen und je parle comme un cocher, jetzo aber bin ich ein alter Kerl von sechsundvierzig Jahren und habe keine Zeit mehr dazu.“

Genug, wir kennen des für französische Litteratur und ausländischen Esprit eingenommenen Königs Urteil über die deutsche Sprache; wir kennen seine Stellung zur vaterländischen Dichtung im allgemeinen, und können uns schon vorstellen, wie sein Urteil über die einzelnen Dichter gelautet, wie er den einzelnen gegenüber sich verhalten haben mag.

Alle Achtung hatte der König vor dem gelehrten Physiologen und berühmten Anatomen Haller, und gern hätte er ihn für Berlin oder Halle gewonnen; derselbe Haller war aber auch ein gefeierter Dichter, der nicht durch aufgedunsene Phrasen, sondern durch wahre Naturschilderung Europas Bewohner auf die Schönheiten der Schweiz und das Glück der bei beschränkten Verhältnissen fröhlichen Alpenbewohner aufmerksam ge-

macht hatte. Unter den wenigen Büchern, welche der aus Stuttgart flüchtige Schiller mitnahm, fehlte Hallers „Versuch schweizerischer Gedichte“ nicht; diese durch Gedankentiefe, Kraft und Kühnheit ausgezeichnete Poesie, in bewufstem Gegensatz zu der Dichtung eines „auf Metaphern wie auf leichten Blasen schwimmenden Lohenstein“ bestrebt viele Gedanken in wenig Zeilen zu bannen, erregte die Bewunderung auch von Schillers Freundin, Charlotte von Lengefeld, entlockte der Feder Gottscheds Worte der Anerkennung, entzückte dessen Frau und andere schöngeistige Damen, welche ganze Stellen memorierten, gewann namentlich auch das Herz der Schwester Friedrichs, der Königin Ulrike Luise von Schweden, welcher der Dichter eine neue Auflage seines poetischen Versuchs widmen durfte. Friedrich selbst — so belehrt uns ein Brief Hallers — weigerte sich diese Gedichte zu lesen, und wo er sich später einmal verleiten läfst deutsche Dichter aufzuzählen, da sucht man vergeblich den Namen dessen, von welchem Justus Möser nur desto kühner behauptete: „Haller war unser erster Dichter, wir hatten vor Haller nur Versemacher“; dessen, von dem sogar ein Franzose Dorat mit seltener Vorurteilslosigkeit bekennt, dafs er zuerst Deutschland gerächt habe wegen des französischen „ungerechten und lächerlichen Vorurteils“. Sein Versuch schweizerischer Gedichte, gesteht derselbe, vernichtete unsere Begriffe, zerstäubte unsere witzigen Redensarten und liefs uns von übelgegründeter Verachtung zu ausschweifender Berauschung übergehen.“ Und wirklich so ausschweifend war die Bewunderung des Franzosen für den Dichter Haller, dafs ihm der berühmte Boileau an Schönheit des Ausdrucks zwar höher steht, an vortrefflichen Sachen aber, an feinen Empfindungen, an wahrer Gelehrsamkeit weit hinter dem deutschen Dichter zurückbleibt. In der Fülle und gedrungenen Fassung der Gedanken erscheint Haller als Schüler der Engländer, von denen er, nach seinen eigenen Worten, die Liebe zum Denken und den Vorzug der schweren Dichtung annahm. Aber gerade diese englische Geschmacksrichtung Hallers war dem für Franzosen einmal eingenommenen König nicht sympathisch, er weigerte sich, wie gesagt, Hallers Gedichte zu lesen, und so entging ihm, was der feinfühlende Herder bemerkte, dafs nämlich

Haller wie Opitz der Vater eines besseren Geschmacks geworden war.

Mifsbilligte nun der König etwa an Haller die Anlehnung an englische Muster, so mufste ihm eigentlich der Hauptvertreter des französischen Klassicismus in Deutschland, Professor Gottsched in Leipzig, ästhetisch nahe stehen. Im Verlauf des Siebenjährigen Krieges war Friedrich wiederholt in Leipzig und geruhte auch deutsche Dichter zu empfangen und über deutsche Litteratur mit ihnen sich zu unterhalten. Gottsched erklärte seinen Lehrer, den Gelegenheitsdichter Pietsch, für den gröfsten Dichter des 18. Jahrhunderts, der König warf dessen Gedichte weg; Gottsched durfte dem Könige seine Übersetzung von Racines Iphigenie vorlesen, diesem mifsfiel sie; aber eine goldene Tabatière hat er dem Leipziger Professor doch verehrt, und damit dieser sich nicht deswegen respektabler vorkomme, hat Lessing ihm dieselbe gefüllt mit ernüchternder Niesewurz in dem Epigramm:

Die goldne Dose — denkt nur! denkt! —
Die König Friedrich mir geschenkt,
Die war — was das bedeuten mufs? —
Statt voll Dukaten, voll Helleborus.

Ursprünglich hatte der König eine gute Meinung von Gottsched; er schien ihm der Mann zu sein, der Deutschlands litterarischen Ruhm begründen konnte, und dieser Hoffnung hatte er Ausdruck gegeben in einem französischen Gedicht, welches er dem „sächsischen Schwan“ zusandte. Derselbe sorgte, eitel wie er war, zur Mehrung seines Ruhmes möglichst für Verbreitung dieser Verse, mochte aber verdutzt dreinschauen, als dieselben bei der Veröffentlichung von Friedrichs Werken die Überschrift trugen: Au Sieur Gellert.*

Auch diesen nämlich hatte der König drei Jahre später, 1760, durch einen Major zu sich beschieden; am 18. Dezember fand diese Unterredung statt; schnell verbreitete sich die Kunde hiervon und Ungereimtes war über dieselbe nach Dresden gemeldet worden, so dafs Rabener in einer launigen Epistel sei-

* Nach Preufs jedoch ist diese Überschrift nur eines der vielen Versehen der Ausgabe der Œuvres posthumes.

nen Freund dringend darum angeht, ihm zuverlässige Nachrichten über den Gang der Unterhaltung mit dem Könige zukommen zu lassen. Aus Gellerts Antwort an Rabener vom 29. Januar 1761 erfahren wir, dafs die Unterredung fast zwei Stunden dauerte, dafs Gellert ohne die ihm sonst eigene Schüchternheit dem Könige gegenübertrat, dafs er nur redete, was Wahrheit und Ehrfurcht gebot: „Am Ende des Gesprächs," erzählt Gellert, „fragte er mich, ob ich keine von meinen Fabeln auswendig könnte. — ‚Nein, Sire.' — ‚Besinne Er sich doch, Herr Professor, ich will etlichemal in der Stube auf- und niedergehen.' — Endlich fiel ich, ohne zu wissen warum, auf den Maler, die letzte Fabel im ersten Teile, — jene Fabel, welche schliefst: ‚Wenn deine Schrift dem Kenner nicht gefällt, so ist es schon ein böses Zeichen; doch wenn sie gar des Narren Lob erhält, so ist es Zeit sie auszustreichen.' — ‚Nun', sagte er, ‚das ist gut, das ist sehr gut, natürlich, kurz und leicht. Das habe ich nicht gedacht. Wo hat Er so schreiben lernen?' — ‚In der Schule der Natur.' — ‚Hat Er Lafontaine nachgeahmt?' — ‚Nein, Ihro Majestät, ich bin ein Original; aber darum weifs ich noch nicht, ob ich ein gutes bin.' — ‚Nein, ich mufs Ihn loben.' — Und da sagte er zum Major, der dabei stand, noch viel zu meinem Lobe, das ich in der That nicht hören wollte. — ‚Komme Er wieder zu mir, und stecke Er seine Fabeln bei sich, und lese Er mir welche vor.' — Allein, guter Rabener, ich bin nicht wieder gekommen. Der König hat mich nicht wieder rufen lassen und ich habe an Sirachs Wort gedacht: ‚Dränge dich nicht zu den Königen!' Er hat mich den Tag darauf bei der Tafel gegen den Oberstlieutenant, auch den englischen Gesandten, den Marquis d'Argens, den Lector le Cat und andere, die mir's wiedergesagt haben, mit einem Lobspruche gelobt, den ich nicht hersetzen will, weil es doch eitel sein würde." Wir kennen diesen Lobspruch: den verständigsten unter allen deutschen Gelehrten hat er den rührend bescheidenen Dichter genannt und diese Meinung hat er später nicht geändert. Wer Gellerts Fabeln las und gar den Dichter persönlich kennen lernte, mufste ihn lieb gewinnen, und wenn diesen der König verehrte, so befand er sich hierin in Übereinstimmung mit dem gröfsten Teil des da-

maligen lesenden und lernenden Publikums; ein Bauer schenkte dem Fabeldichter eine Fuhre Holz, ein Prinz verehrte dem gebrechlichen Professor ein Pferd, und Preufsens König hatte für den deutschen Poeten seltene Worte der Anerkennung; nur wer der Dichtung höhere Ziele steckte, wie Herder, hatte nicht die hohe Meinung von dem „grofsen Frauenzimmerdichter".

In Leipzig also empfing Friedrich deutsche Dichter in Privataudienzen, um sich im Gespräch mit ihnen über den Zustand der deutschen Litteratur zu orientieren; weniger zugänglich zeigte er sich ihnen und ihren Schöpfungen gegenüber in seiner Residenz Berlin. Wie sehr war hier der litterarische Herold der Schweizer im Norden Deutschlands, Sulzer, bemüht, die Aufmerksamkeit des Hofes auf die in der „Allgemeinen Theorie der schönen Künste" vorgetragenen Ansichten eines Bodmer und Breitinger hinzulenken, hinzulenken namentlich auf den grofsen Sohn Quedlinburgs, dessen Bedeutung, wie Haller rühmen durfte, allererst die Schweiz erkannt hatte; ein Maupertius, ein Voltaire sollten den König auf den jungen Dichter des „Messias" aufmerksam machen! Die zu diesem Zwecke eingereichte französische Übersetzung mifsfiel dem ersteren, und der spöttische andere fand einen zweiten Messias nötig, da schon den alten niemand lese. Der gottbegeisterte Sänger von der sündigen Menschheit Erlösung ward zur Vollendung seines Epos nach Dänemark berufen — „fast ein Vorwurf", meint Haller, „eine Schmach für Deutschland", klagt Lessing. Mit herzlicher Freude sah der selbst reimende und junge Talente fördernde Gleim, als er in den vierziger Jahren in Berlin und Potsdam war, wie sich in der preufsischen Residenz allmählich deutsche Dichter und Schriftsteller zusammenfanden; da war aufser dem am Joachimsthaler Gymnasium lehrenden Apostel der schweizerischen Ästhetik Sulzer, anwesend der am Kölnischen Gymnasium angestellte Pyra, der die gottschedianische Sekte für den verdorbenen Geschmack in Deutschland verantwortlich gemacht hatte; da war der Sänger des Frühlings, Christian Ewald von Kleist; da lehrte an der Kadettenschule der mit feinem Gefühl für die äufsere poetische Form begabte Odendichter Ramler; dahin kam auch, sehr gegen den Willen

seines Vaters, des Kamenzer Pfarrers Sohn, Lessing, um in den Spalten des Beiblatts der Vossischen Zeitung jugendlich kühn seinen Standpunkt zwischen Gottsched und den Schweizern einzunehmen. Gewifs, Berlin wurde ein Mittelpunkt des litterarischen Lebens und Strebens; sollte es denn wirklich unmöglich sein, den König, der am Hofpoeten Canitz Geschmack gefunden und ihn den deutschen Pope genannt hatte, davon zu überzeugen, dafs seit den Tagen des Grofsen Kurfürsten und seines Nachfolgers in ästhetischen Dingen ein Wandel zum Besseren eingetreten sei? Die gröfsten Anstrengungen wurden gemacht und die hierüber durch Sulzer orientierten Schweizer freuen sich 1747 einmal zu hören, dafs wenigstens die Damen bei Hofe anfangen deutsche Schriften zu lesen. Allein was half es, dafs Pyras Genosse, Lange, die Schlachten des zweiten schlesischen Krieges besang und sich direkt bemühte am Hofe Beifall zu finden; was half es, dafs man Friedrich auf Hallers Versuch schweizerischer Gedichte aufmerksam machte; was half es dem von edlem Patriotismus beseelten Obersten Icilius, dafs er sich zur Aufgabe gemacht hatte, bei eintretenden Vakanzen seinem königlichen Herrn nur Deutsche vorzuschlagen! Die königliche Bibliothek bedurfte eines neuen Vorstandes; der Oberst schlug Lessing vor, aber Friedrich verwarf ihn, wohl weil ihm derselbe nach seinem Streit mit Voltaire als ein Schreier geschildert war; hierauf wurde ihm der verdienstvolle Verfasser der Kunstgeschichte, des Obersten einstiger Studiengenosse in Halle, Winckelmann genannt, der dem König so gern gezeigt hätte, dafs einer seiner Unterthanen mehr verstehe als die begünstigten Franzosen. Zweitausend Thaler wurden ihm als Gehalt in Aussicht gestellt; aber als er darauf einging und diese Summe verlangte, erklärte der König, für einen Deutschen seien tausend Thaler genug. So zerschlug sich die Sache und Icilius kam auf Lessing zurück. Lessing sei einer der gelehrtesten Männer, und überhaupt, wenn der König nicht einen Deutschen nehmen wollte, so würde er gar keinen geeigneten Bibliothekar finden; denn die Franzosen und andere Nationen legten sich gar nicht mehr auf die Wissenschaft, welche für einen Bibliothekar erfordert würde. Darüber entstand dann ein heftiger Wortwechsel, und der König

erklärte, er werde nach Paris schreiben und ohne ihn und die Deutschen sich einen Bibliothekar zu verschaffen wissen. Nun, dieser erschien, wie man sagt, ein anderer als ursprünglich gemeint war; jedenfalls entsprach der gelehrte aber verworrene Benediktiner Anton Pernetty keineswegs den Erwartungen seines Herrn und ging 1783 aus Furcht vor dem Weltuntergange, den der Superintendent Ziehen als bevorstehend geweissagt hatte, ruhmlos nach Frankreich zurück. Dieser Mann war einem Lessing, einem Winckelmann vorgezogen! Der verkannte Lessing liefs ein Loblied auf den König, seine „Minna von Barnhelm“ erscheinen und kehrte Preufsen den Rücken; Bürger einer freien Reichsstadt riefen, in Hamburg hoffte er seine auf Hebung der deutschen Bühne zielenden Bestrebungen verwirklichen zu können. Mit Juvenal klagt er gegen Gleim: „Was die Fürsten versagen, wird der Schauspieler bieten.“ „Ich bin“ — schreibt er an seinen Vater — „von Berlin weggegangen, nachdem mir das Einzige, worauf ich lange gehofft, und worauf man mich so lange vertröstet, fehlgeschlagen.“ Mit Bedauern sehen Mendelssohn und Nicolai den Mitarbeiter scheiden, und mit ihnen klagt Gleim, freilich die Schuld nicht dem für das Deutsche gleichgültigen Könige, sondern den Freunden beimessend, die nicht verstanden haben, einen Lessing dem Lande zu erhalten. Dem aber stimmten gewifs alle Freunde der deutschen Dichtung bei, was Gleim im März 1769 schrieb: „Ein wenig weiter wären wir gewifs, wenn statt des Maupertius 1740 ein Lessing Präsident einer deutschen Akademie gewesen wäre.“ Und die Nachwelt mufs bekennen, dafs kein deutscher Schriftsteller dem innersten Wesen des Königs so verwandt war wie Lessing. „In beiden“ — bemerkt ein Litterarhistoriker unserer Zeit — „dieselbe Lebhaftigkeit, Ehrgeiz, jugendliche Ruhmsucht, die den Gegner rücksichtslos niederwirft, dieselbe Härte gegen das Schlechte, dasselbe Freundschaftsbedürfnis, dieselbe Mischung von Lebenslust und Pflichtgefühl, derselbe Freisinn und dieselbe Toleranz, derselbe klare rasche Verstandesstil; einer bekämpfte die Franzosen mit der Feder, der andere mit dem Schwerte ... Nie waren zwei Menschen mehr füreinander geschaffen als Lessing und Friedrich II.“

Fürwahr, Friedrich, der Lessing auf dem Throne, und Lessing, der Friedrich in der Litteratur: was hätten sie bei einer Geschmacksrichtung für die deutsche Dichtung werden können; was mit ihnen und einem Klopstock und einem Wieland Berlin für aufstrebende Talente werden müssen! Allerdings war ja Berlin Sitz der Aufklärung, aber der Standpunkt eines Nicolai und wer sonst noch mit Nachdruck sich als Lessings Freund bezeichnete, wurde überholt durch Lessing in Wolfenbüttel und Kant in Königsberg, und Nicolai konnte bald als Berliner Laternenlicht verspottet und Sulzers Theorie der schönen Künste von dem poetischen Repräsentanten der Originalgenies, dem jugendlichen Goethe, als philiströs gebrandmarkt werden, da sie in der Erregung moralischer Empfindung den Endzweck aller Dichtung suche. Als des vierundzwanzigjährigen Drangdichters „Götz von Berlichingen“ erschien und in Berlin aufgeführt wurde, verlangte das Parterrepublikum mit Begeisterung die Wiederholung dieser ersten deutschen Tragödie mit lauter deutschen Charakteren; während aber Herder seinem einstigen Schüler schrieb: „Gott segne dich, dafs du den Götz gemacht hast, tausendfältig“, ohne zu verschweigen, wie sehr diesen sein Muster Shakspeare verdorben habe, spricht Friedrich von den „lächerlichen, der Wilden Kanadas würdigen Farcen“ — so nennt er die für Goethe und alle Originalgenies mustergültigen Stücke Shakspeares — und will diese „wunderlichen Verirrungen“ allenfalls dem Geschmack eines rohen Zeitalters zugute halten. „Aber“ — fährt er fort — „da ist noch ein Götz von Berlichingen, eine abscheuliche Nachahmung dieser schlechten englischen Stücke, dem das Parterre Beifall spendet, das mit Begeisterung die Wiederholung dieser abgeschmackten Plattheiten verlangt.“ Dafs Friedrich so von den Stücken des grofsen Briten spricht, auf dessen Bedeutung Lessing in den Litteraturbriefen gegenüber dem französischen Anstandsdrama hingewiesen, den der junge Goethe in Leipzig in Wielands Übersetzung verschlungen hatte, um erst in Strafsburg unter Herders Leitung tiefer in das Verständnis von dessen dichterischen Schönheiten einzudringen — das darf nicht auffallen bei dem Verehrer jenes Voltaire, der in Shakspeare einen trunkenen Wilden sah.

So urteilte der König über deutsche Dichtung und deren Träger, und seine Meinung war 1780 noch dieselbe wie bei seinem Regierungsantritt; das beweist seine in jenem Jahre zum grofsen Erstaunen der beteiligten Kreise erschienene, französisch geschriebene, bald auch in deutscher Sprache ausgegebene Schrift „Von der deutschen Litteratur, den Mängeln die man ihr vorwerfen kann, welches ihre Ursachen sind und durch welche Mittel man dieselben beseitigen kann.“ Hier spricht er von der mangelhaften Beschaffenheit der deutschen Sprache; hier schweigt er von Haller, von Lessing, von Klopstock, auch von Wieland, der doch durch seinen graziösen leichten Stil der deutschen Litteratur Eingang verschaffte in die höheren Gesellschaftskreise; hier erwähnt er aus der jüngsten Vergangenheit nur Goethes „Götz von Berlichingen“ in dem bekannten geringschätzigen Tone. Aber für Gellert hat er Worte der Anerkennung, und mit Achtung spricht er von Gefsner und anderen älteren Dichtern. Von dem Gären in der Litteratur der damaligen Zeit, von dem Konflikte zweier so bedeutenden Epochen, dem mutigen kecken Ringen eines neuen Geistes nach neuen Formen, nach Sprengung enger Fesseln, nach Natur und Originalität und Nationalität, kurz von jenem chaotischen Zustande, aus welchem ein Goethe sich nur Schritt vor Schritt retten konnte, hatte Friedrich keine Kenntnis. Während Klopstock der nüchteren Sprache eines Gottsched Feuer und Schwung verleiht und die Welt mit sich fortreifst in „erhabener Odenbeflügelung“; während Wieland die deutsche Zunge anmutig und gefällig reden lehrte und Lessing sie auf dem Ambos seines gewandten und klaren Geistes zu einer schneidigen Streitaxt umschweifste, während Winckelmann über das Schöne schön zu schreiben mit Erfolg bemüht war und Herder von Riga aus die Freiheit und innere Stärke der Muttersprache preist; während endlich alle diese Männer, von der Vortrefflichkeit griechischer Kunst überzeugt, zu den Hellenen in die Schule gingen und die Werke der Griechen auf das eingehendste nicht nur studierten, sondern auch nachahmten und Goethe bereits nach griechischem Muster seine „Iphigenie“ entworfen hatte — während der Zeit entwickelte der König einen rührenden Eifer, um den Deutschen seltsame Wege zu

zeigen, auf welchen ihre halb barbarische Sprache sich vervollkommnen könne; ermahnt er, der zu spät den Mangel klassischer Bildung an sich verspürte, die deutschen Poeten auf das angelegentlichste, „aus der Krystallquelle zu schlürfen, aus der Griechenland und Latium geschöpft.“ So fremd war dem im Wohllaut französischer Dichtung schwelgenden Könige die zeitgenössische heimische Litteratur geblieben! Nur natürlich, dafs das gekränkte Selbstgefühl der Nation sich Luft machte in einer Anzahl von Gegenschriften von ungleichem Werte; verzeihlich, dafs ein edler Patriotismus Verkannte über Verdienst erhob; auch Goethe beabsichtigte eine Erwiderung, die aber unterblieben ist.

Von den erschienenen Gegenschriften scheint nur eine auf den König Eindruck gemacht zu haben, die demselben gewidmete, französisch abgefafste eines Danziger Juden Gomperz; dieser erhielt wenigstens auf seine „Briefe über deutsche Sprache und Litteratur“ vom Jahre 1781 eine freundliche Antwort vom Könige; und als derselbe im Dezember 1785 Gleim in Potsdam empfing, richtete er an diesen die Frage, ob Wieland oder Klopstock gröfser sei, ein Beweis, dafs er von deren Leistungen wenigstens Notiz genommen hatte. Auch die Versuche, ihn für die mittelhochdeutsche Poesie zu interessieren, waren nicht alle erfolglos. Es geht freilich durch die Litteraturgeschichten noch immer die Mär von dem befremdenden Urteile Friedrichs über das Nibelungenlied. „Hochgelahrter, lieber, getreuer“ — so ist auf der Züricher Bibliothek unter Glas und Rahmen von seiner Hand zu lesen — „Ihr urteilt viel zu vorteilhaft von denen Gedichten aus dem 12. 13. 14. Seculo, deren Druck Ihr befördert habet und zur Bereicherung der deutschen Litteratur so brauchbar haltet. Meiner Ansicht nach sind solche nicht einen Schufs Pulver werth; und verdienten nicht aus dem Staube der Vergessenheit gezogen zu werden. In meiner Büchersammlung wenigstens, werde Ich, dergleichen elendes Zeng, nicht dulten; sondern herausschmeifsen. Das mir davon eingesandte Exemplar mag dahero sein Schicksal, in der dortigen grofsen bibliothec, abwarten. Viele Nachfrage verspricht aber solchem nicht. Euer sonst gnädiger König Frch. Potsdam d. 22. Februar 1784.“ Gewifs ein

Verwerfungsurteil, wie es vernichtender kaum sein kann, und bitter hat man geklagt, dafs man Scheu tragen müsse auszusprechen, dafs ein Deutscher von dem grofsen Epos so habe urteilen können. Indessen man thut dem Könige unrecht; jener Brief ist nicht die Antwort auf die Einsendung des Nibelungenliedes; gerade gegenüber der Ausgabe dieses Gedichtes hat er sich freundlich und aufmunternd verhalten. Am Ende nämlich desselben Jahres, in welchem seine übel aufgenommene Schrift über die deutsche Litteratur erschien, wurde dem König die Mitteilung gemacht, dafs der Schweizer Myller am Joachimsthalischen Gymnasium zu Berlin ein deutsches Poem vom 13. Jahrhundert aufgefunden, worin Schönheiten, die in Verwunderung setzen, anzutreffen; er beabsichtige dasselbe herauszugeben und bitte um die allergnädigste Erlaubnis, es Seiner Majestät dedizieren zu dürfen. Friedrich erwiderte: Das kann er immer thun. Und der Kabinetssekretär Cöper beantwortet Myllers Eingabe freundlichst zusagend. Zwei Jahre darauf, im Oktober 1782, schickt Myller sein Widmungsexemplar mit einem Begleitschreiben ein, und noch in demselben Monat erstattet der Kabinetssekretär Eichel Bericht über Brief und Sendung. Der König schrieb an den Rand: gut; und daraus machte Eichel die Antwort an Myller, die gleichfalls in Zürich aufbewahrt ist. Sie lautet der Hauptsache nach auf deutsch: „Ich bin befriedigt von dem ersten Versuche, den Er gemacht hat, die Reste der alten deutschen Poesie zu reproduzieren. Das Gedicht aus dem 13. oder 14. Jahrhundert, von dem Er Mir soeben ein Exemplar und zugleich den Hauptinhalt mitgeteilt hat, hat Mir um so mehr Vergnügen bereitet, als es eine Meiner Bemerkungen bestätigt, die Ich über die deutsche Litteratur gemacht habe. Und es wird mich freuen, wenn Mein Urteil Ihm zur Ermutigung dient, Seine litterarischen Nachforschungen fortzusetzen. Dazu möge Ihn Gott in seinen heiligen Schutz nehmen. Friedrich.“

Dieser Brief ist jedenfalls die aufmunternde Antwort auf Myllers Einsendung des Nibelungenliedes, und jene höchst ungnädige Epistel von 1784 mufs sich auf andere Drucke älterer Dichtwerke beziehen. Genug, der König zeigte Interesse für die ältere deutsche Dichtung und hatte von dem

Nibelungenliede wenigstens eine bessere Meinung, als man ihm noch heute nachsagt.

Doch zurück zu jener vielfach angegriffenen Schrift Friedrichs. Gewifs, sie enthält mancherlei Irrtümer, die den verschmähten Klopstock in seiner Ode „Die Rache“ zu ungemäfsigtem Zorn hinreifsen konnten; allein dieselben sind Kinder eines edlen Patriotismus; der König spottet nicht, sondern er will ernstlich nützen: das mufs ihm auch Justus Möser in seiner Gegenschrift zugestehen. Ja, der von der gegenwärtigen deutschen Dichtung nicht befriedigte Patriot wird zum Propheten einer nahenden Glanzperiode derselben: „Ein August — so spricht er dem das wahre Dichtergenie verkennenden Boileau nach — wird einen Virgil hervorrufen. Wir werden unsere klassischen Autoren haben. Ein jeder wird sich ausbilden, wird sie lesen wollen. Unsere Nachbaren werden die deutsche Sprache erlernen, es kann dahin kommen, dafs unsere verfeinerte und vervollkommnete Sprache von einem Ende Europas bis zum anderen durch den Einflufs unserer guten Schriftsteller verbreitet werden wird. Diese schönen Tage unserer Litteratur sind noch nicht gekommen, aber sie nahen heran. Ich verkündige sie, sie werden bald erscheinen, aber ich werde sie nicht mehr sehen. Mein Alter entfernt die Hoffnung. Ich bin wie Moses, ich sehe in der Entfernung das gelobte Land, aber ich werde nicht hineingehen.“ Allein trotz dieser Seherworte behält Geibel doch recht, wenn er in seinem Gedicht „Sanssouci“ den Augustus auf dem Thron, dem kein Horaz singt, sehnsuchtsvoll nach dem Morgen ausschauen läfst, welcher den Götterliebling bringen soll, und dann schliefst:

> Er sprichts und ahnet nicht, dafs jene Morgenröte
> Den Horizont schon küfst, dafs schon der junge Goethe
> Mit seiner Rechten fast den vollen Kranz berührt,
> Er, der das scheue Kind, noch rot von süfsem Schrecken,
> Die deutsche Poesie aus welschen Taxushecken
> Zum freien Dichterwalde führt.

Friedrich prophezeite eine Zukunft, die schon halb Gegenwart war. Sein Verhalten gegen den um ihn sich regenden Dichterfrühling erinnert lebhaft an eine Fabel Fröhlichs „Der Seher“.

Da sieht die Feldmaus nur Anzeichen des Winters, keinen Boten des Frühlings; aber die Amsel ist da und verkündet den Anzug des jungen Jahrs; die Fabel schliefst:

Es erspähen
Propheten fernes Licht,
Die Siebenschläfer sehen
Es in der Nähe nicht.

Friedrich war gegenüber dem Dichterfrühling Prophet und Siebenschläfer zugleich. Mit Recht ist bemerkt worden, dafs „die Zerrissenheit der Nation, die Absonderung der höheren Stände — denn wie Friedrich, so dachte die Mehrzahl seines gleichen — von dem geistigen Leben des Volkes sich in Friedrichs Stellung zur zeitgenössischen Litteratur wie in einer ergreifenden Situation voll dramatischer Ironie zusammenfasse.“ Wer aber der deutschen Poesie einen August prophezeite, gesteht damit, dafs er derselben ein solcher nicht gewesen ist.

Ist es nach alledem Thatsache, dafs der Freund Voltaires die deutsche Dichtung direkt in einem mehr als bescheidenen Mafse gefördert hat, so verlangt die Gerechtigkeit, auf der anderen Seite um so entschiedener zu betonen, dafs gerade seine Vorliebe für französische Dichter und Philosophen der deutschen Litteratur zum Segen gereicht hat. Wer das leugnet, mufs einen Zufall darin sehen, dafs Herder gerade auf französischem Boden, dafs Goethe auf der französischen Universität Strafsburg, dafs Lessing — unter ihnen der erste — gerade in der französischen Hofatmosphäre der preufsischen Hauptstadt den französischen Geschmack abstreiften und sich ihrer Deutschheit erst recht bewufst wurden. Der Begünstigung des Fremdländischen gegenüber wurde die deutsche Eigentümlichkeit um so schärfer empfunden und betont, und der Kampf der deutschen Dichter gegen Voltaire wurde ein Rachezug der deutschen Muse gegen ihren königlichen Verächter. Schon 1758 hatte der junge Wieland bei aller Bewunderung von Voltaires Geist den Menschen Voltaire in einem Briefe einen unverschämten Sophisten genannt; den Dichter und Menschen und zugleich seinen persönlichen Feind entlarvte zum erstenmal öffentlich und gründlich Lessing in der Hamburger Dramatur-

gie; Herder spricht in seinem Reisetagebuche jugendlich frei von dem „eitlen und frechen Voltaire"; unter dessen Einfluſs findet der lebenslustige Studiosus der Rechte Goethe in Strafsburg, dafs die französische Litteratur „bejahrt und vornehm" sei; und in betreff Voltaires beteuert der begeisterte Verehrer Shakspeares mit jugendlichem Ungestüm: wäre er Ulysses, so würde er den Majestätslästerer und Verkleinerer Shakspeares mit seinem Scepter gehörig traktieren; doch noch nicht genug, dafs Voltaire unter den Händen des zornesmutigen Goethe zum Thersites wird, in seinen physiognomischen Fragmenten spricht Lavater ihm sogar die Eigenschaften eines Dichters ab; die für Klopstock schwärmenden Dichter des Hainbundes schreiben Kampf gegen Voltarismus auf ihre Fahne und bringen dem Sittenverderber ein Pereat; Lenz fällt gegen den Günstling Friedrichs aus in seinen „Anmerkungen übers Theater"; Schubart spottet 1775 über den „alten Voltaire, dem nur der Tod seinen Witz und seine Feder nehmen kann"; im folgenden Jahre triumphiert derselbe: „Voltaire kann sich legen und schlafen, denn für uns ist er tot", und unbedenklich stimmt er im Namen aller „echten Kenner" Lavaters Urteil über Voltaires dichterische Eigenschaften bei. Wieland protestiert zwar gegen diese Übertreibung, hört aber doch 1778 mit Vergnügen, dafs „Voltaire endlich vom Schauplatz der Eitelkeit, auf welchem er seine Rolle bis zum Plaudite rein ausgespielt habe, abgetreten sein solle". Den Gallier zu bekämpfen galt unter den Drangdichtern als Verdienst, und die Satire eines Heinrich Leopold Wagner: „Voltaire am Abend seiner Apotheose" zerzaust den Menschen, den Dichter, den Philosophen, den Historiker, und ist tolerant nur gegen den Toleranten. Doch während die Einen mit einem wahren furor teutonicus über den Gallier herfallen, bemühen sich Ramler in Versen und Mendelssohn in der Prosa die gefällige Eleganz der Franzosen zu erreichen; der Verdrufs darüber, dafs der König von der deutschen Dichtung so wenig wissen wollte, befeuerte den Eifer derselben, ihm zu zeigen, dafs er ungerecht urteile. So reizte Friedrich zum Widerspruch und zur Entfaltung der Kräfte.

Aber auch noch in anderer Beziehung hat er die deutsche Poesie indirekt gefördert, indem dieselbe vor den Gefahren des

Mäcenatentums bewahrt blieb. Allerdings, als Günstling eines Augustus hätte Klopstock nicht nötig gehabt, vom Auslande eine Pension anzunehmen zur Vollendung seines Messias; als Schützling eines Lorenzo de Medici, des modernen Perikles, den die Geschichte den „Prächtigen“ genannt hat, wäre Schiller nicht gezwungen worden, vom Auslande ein Geschenk anzunehmen, um die seine Gesundheit untergrabende schriftstellerische Tagelöhnerarbeit für einige Jahre aufgeben zu können; doch mufs es auf der anderen Seite auch stutzig machen, wenn der allzu dankbare Racine seinen Gönner mehr feierte, als ein unabhängiger Racine gethan haben würde; es macht bedenklich, wenn Boileau von demselben Racine rühmt: er forme die Gemälde aller Zeiten nach seinem Könige Ludwig XIV.; es empört, wenn ein Deutscher, Namens Wagenseil, durch Summen jenes Pariser Mäcenas sich zum Herold von dessen Ruhm gewinnen läfst. Jenes Mäcenatentum ist egoistisch, verlangt Gegendienste, erniedrigt die Muse zur Magd des Despotismus, macht, wie Goethe sagt, aus dem auf schwankem Zweig sein Liedchen singenden Vogel den Dichter zum Stier am Pfluge. Und wenn das nicht — gehemmt wenigstens wird die Poesie leicht in ihrem freien Fluge; ein Hymnus auf die Volksfreiheit wie Schillers Tell wäre unter Ludwig XIV. unmöglich gewesen; der Gefahr einer aufgedrungenen Richtung entgeht die Dichtkunst nicht, wenn Hofpoeten der Weisung folgen, die Boileau den strebsamen Lustspieldichtern giebt: „Studiert den Hof!“ Solcherlei Rücksichten war die vom Throne verschmähte deutsche Poesie überhoben, und wenn nach dem Berichte eines französischen Geschichtschreibers Camille Paganel Friedrich auf die Frage Mirabeaus, warum er die vaterländischen Schriftsteller nicht begünstige, erwidern konnte: „Ich lasse sie gewähren“; wenn er, der in allem grofs war, worin ein Vormund des Volkes grofs sein kann, auf eine durchgreifende Vormundschaft auf litterarischem Gebiete verzichtete, so war das unter den obwaltenden Umständen nur ein Segen für die deutsche Poesie. Auf eigenen Füfsen stehend entfaltete sie ihre Kraft um so freier; sie wagte, wie Schiller sagt, sich deutsch zu nennen, fühlte sich stolz selbst ihren Ruhm zu gründen; der unabhängige Dichter erkannte als Gesetz nur die Eindrücke

seiner Seele und als souverän nur sein Genie an; und mit diesem Troste schliefst Schiller sein Lied von der deutschen Muse:

Darum steigt in höherm Bogen,
Darum strömt in vollern Wogen
Deutscher Barden Hochgesang.
Und in eigner Fülle schwellend
Und aus Herzenstiefen quellend
Spottet er der Regeln Zwang.

Ging der König nicht mit dem Sänger, so ging der Sänger mit dem Volke, und der Dichter, dem bei seiner Heimkehr das Volk in nationaler Begeisterung einen Ehrensold von 60 000 Thalern überreichte, Freiligrath, ändert die bekannten Zeilen Schillers und singt:

Mit dem Volke soll der Dichter gehen —
So les' ich meinen Schiller heut.

Auch die hundertste Auflage eines „Trompeter von Säckingen" beweist, dafs der neue Mäcen, das Volk, nicht karg ist und der Dichter nicht nötig hat, seine persönliche Würde gegen eine Pension einzutauschen.

Doch fassen wir die umgedrehte Medaille noch etwas schärfer ins Auge, so zeigt es sich, dafs Friedrichs Haltung der deutschen Dichtung gegenüber nicht nur dieser doch förderlich war, sondern dafs sein Geist, seine Thaten derselben einen tüchtig ausgebeuteten würdigen Stoff boten. Je weniger Friedrich von der damaligen deutschen Muse hielt, desto mehr ist er selbst dieser geworden; wenn er, was seine Abneigung gegen deutsche Poesie mit erklärt, es nicht vergessen konnte, dafs ein geschmackloser Frankfurter Professor des jungen Prinzen Mutter angeredet hatte: „Ihro Majestät glänzen wie ein Karfunkel am Finger der Zeit", so konnten doch die von der Heldengröfse des Königs berauschten Dichter über Preufsens und somit ihren eigenen Ruhm den Verächter ihrer selbst, den Freund Voltaires vergessen. Mit Recht citiert der genannte Staatsrat unter Louis Philipp, Camille Paganel, um Friedrichs Bedeutung für die deutsche Poesie hervorzuheben, die klassische Stelle aus Goethes „Dichtung und Wahrheit". Dort heifst es:

„Der erste wahre und höhere eigentliche Lebensgehalt kam durch Friedrich den Grofsen und die Thaten des Siebenjährigen Krieges in die deutsche Poesie. Jede Nationaldichtung mufs schal sein oder schal werden, die nicht auf dem Menschlichsten ruht, auf den Ereignissen der Völker und ihrer Hirten, wenn beide für Einen Mann stehen.“

Jede Nation, die etwas gelten will, mufs nach des Dichters Meinung Fürstenthaten feiernde Epopöen besitzen, wozu nicht gerade die Form eines epischen Gedichtes nötig sei; und da erwähnt er auf eine ehrenvolle Weise Gleims Kriegslieder, die deshalb unter den deutschen Dichtungen einen so hohen Rang einnehmen, weil sie „mit und in der That entsprungen sind“. Überschreitet auch in jenen Liedern, nach Lessing, der Patriot den Dichter, loben mufs auch er die vorzügliche Art Gleims, in welcher er zum Volke sprach, wie auch Herder bekennt, dafs Gleim Nationalgesänge gesungen habe, die uns kein Nachbar entwenden könne; es habe, meint er, hier ein deutscher Dichter einmal recht brav und deutsch über sein Vaterland gesungen.

Weiter erwähnt Goethe, wie Ramler seines Königs Thaten auf würdige Weise in gehaltvollen Gedichten besungen habe, die durch ihre grofsen herzerhebenden Gegenstände einen unvergänglichen Wert besäfsen. Soll man nun zur Ergänzung der von Goethe begonnenen Aufzählung der für Friedrich begeisterten Sänger noch erwähnen, wie Klopstock, hierin ein echter Sohn seines Vaters, 1749 voll des edelsten Patriotismus jugendlich enthusiastisch in einem feurigen Kriegslied „den besten Mann im ganzen Land“ feiert, bis er, in seinen Hoffnungen getäuscht, kleinlich Friedrichs Namen durch den Heinrichs des Vogelstellers ersetzt? Verstimmt ruft er Preufsens König zu: „Wo war dein Adlerblick, als sich der Geist regte unter uns?“ — „Lang erwarteten wir“, so beginnt seine Ode „Die Rache“:

> Lang erwarteten wir, du würdest Deutschlands
> Muse schützen, auch so mit Ruhm dich krönen;
> Durch den schöneren Lorbeer
> Decken des anderen Blut!

Gleimen sandte sie dir, und sandte Ramlern,
Dich zu fragen. Und du? Dafs sie ihr Auge
Niedersenkte, die Wang ihr
Flammte von röterer Scham!

So antwortetest du. Sich nicht zu rächen,
War er schonend genug der Deutsche, deiner
Hier auch werter, als du ihn,
Fremdling im Heimischen, kennst.

In solche Galle nun schlug diejenige Begeisterung für Friedrich nicht um, mit welcher Wieland dem Helden eines geplanten Epos Cyrus die Züge des Preufsenkönigs verlieh, obwohl auch ihm die Enttäuschung nicht erspart blieb, Bodmers und Sulzers Bemühungen, dem jungen Talente in Preufsen eine Anstellung zu verschaffen, keinen Erfolg hatten. Auch Herder, der zum Beweise seiner politischen Unreife in sein Reisetagebuch schreiben konnte, dafs Preufsen erst dann glücklich sein werde, wenn es zerteilt würde; der voll Teutonismus den Deutschen mahnt: „O spei aus, vor der Hausthür spei der Seine Schlamm aus. Rede deutsch, o du Deutscher!“ — derselbe Herder bekennt in der Ode, welche „Deutschlands Ehre“ besingt:

Aber schweige, mein Lied, bis einst die Sonne
Neu aufglänzt — sie ging mit König Friedrich
Unter.

Und ähnlich sagt er anderswo: „Als Friedrich starb, schien ein hoher Genius die Erde verlassen zu haben.“ Schwungvoller aber feiert Herders Landsmann, auch ein Mohrunger Kind, Johann Gottlob Willamov seinen König; ein deutscher Pindar, „wirbelte er im Dithyrambensturme Friedrichs Namen“, besingt er „den Helden, den Fürsten, den Weisen“. Wer aber jenen einen Pindar pries, der fand auch eine Sappho: von den Lippen der Anna Luise Karsch träuft Friedrichs Lobgesang „wie Honig von den Lippen der Natur“. Sie, die einst auf Schlesiens Fluren das Vieh geweidet, war zur Sängerin von Friedrichs Lob emporgeklommen; Freunde hatten ihr eine Audienz beim König verschafft, über die sie selbst berichtet:

Er frug: „Wer lehrte dich Gesang?
Wer unterwies dich in Apollos Saitenzwang?“

„Gelt!“ sprach ich, „die Natur und deine Siege machten
Mich ohne Kunst zur Dichterin.“

Friedrich hatte versprochen, sich ihrer Dürftigkeit anzunehmen, sandte ihr aber für ein ihm gewidmetes Poem, um die wiederholt Bittende loszuwerden — zwei volle Thaler. Just so entmutigend als Joseph II., der auf die Gedichte, die ihm eine Frau von Kemeter sandte, die Randglosse schrieb:

Liebe Frau Kemeter,
Mach sie lieber Hemeter.

Die gekränkte Karschin sandte jenes unkönigliche Geschenk zurück mit den kühnen Versen:

Zwei Thaler giebt kein grofser König,
Ein solch Geschenk vergröfsert nicht mein Glück,
Nein es erniedrigt mich ein wenig,
Drum geb ich es zurück.

Aber trotz dieser schnöden Zurückweisung schwand ihre Begeisterung für den König nicht völlig; nach seinem Tode weiht sie ihm ein Gedicht: „An die Sonne bei dem Leichenbegängnis Friedrichs des Grofsen“, und ein anderes: „Zuruf an den Fremdling beim Marmorsarge Friedrichs des Grofsen“. Noch in demselben Jahre 1786 schaffte ihr Friedrichs Nachfolger, das Versprechen des Heimgegangenen lösend, ein trauliches Heim.

Auch jener Epigrammatist aus Sachsen, der mit seinem Lobgesang aus bekanntem Grunde nicht über das Wort „Monarch“ hinauskam, auch Kästner kann zwar nicht umhin, den neuen Dionys zu tadeln, dafs er von der Seine Strande Sophistenschwärme für seinen Unterricht rufe, während — ihm unbekannt — ein Plato in seinem Lande lebe, jener, von dem Herder sagt, dafs er „am Belt den Rand mafs aller Gedanken“; demselben Kästner schwillt aber doch dem wortarmen Gallier gegenüber die Brust, dafs er Hippokrene mit Rofsbach übersetzen kann; in deutschen und lateinischen Epigrammen verherrlicht er diesen Sieg, zugleich beweisend, wie die deutsche Dichtkunst ihre Helden nicht mit Klopstock in der Vergangenheit zu suchen brauche. Und nun, damit von der preufsischen

Dichtergruppe nicht ein Hauptvertreter fehle, auch der Sänger des Frühlings, Ewald von Kleist, stimmte seine Harfe zu Friedrichs Lob, besang das Heer, den Tod fürs Vaterland; er griff zum Schwert für seines Königs gerechte Sache und starb den Tod fürs Vaterland. „Auf den Tod des Majors von Kleist" singt Uz ein Klagelied, und die Trauer um den gefallenen Helden, den verlorenen Freund erhöht den Ruhm des Dichters. Sie alle, die Genannten, haben Friedrich besungen, aber eines solchen Helden Preis hat kein Ende. Von der Höhe des Hohenasperg, auf welchem der tyrannische Karl Eugen von Württemberg ihn seinen Fürstenhafs büfsen liefs, sendet auch Daniel Schubart seines Hymnus lauttosenden Feuerstrom, dafs es hören die Völker umher:

Als ich ein Knabe noch war
Und Friedrichs Thatenruf
Über den Erdkreis scholl,
Da weint ich vor Freude über die Gröfe des Mannes
Und die schimmernde Thräne galt für Gesang.

Als ich ein Jüngling ward
Und Friedrichs Thatenruf
Über den Erdkreis immer mächtiger scholl,
Da nahm ich ungestüm die goldne Harfe,
Drein zu stürmen Friedrichs Lob.

Doch da hört er bereits seiner Barden Gesang, die Lieder von Kleist, Gleim, Ramler, Willamov, der Karschin, und:

Da verstummt ich
Und mein Verstummen galt für Gesang.
Aber soll ich immer verstummen?
Soll die Bewunderung und der Liebe Wogendrang
Den Busen mir sprengen? Nein, ich wag's,
Ergreife die Harfe und singe Friedrichs Lob!

Nun begleitet er seines Helden Schicksale und Thaten im Krieg und im Frieden von der Jugend bis zu seinem Alter, läfst unter anderen den Greisen sein Biedervolk mahnen:

Macht durchs Geäffe weicher Auslandssitte
Erzene Knochen nicht zu Marzipan!

zeigt, wie er das Wort gehalten, das er geschworen im Drang der gröfsten Gefahr: als König zu denken, zu leben und zu sterben.

Und mit den Kunstdichtern wetteiferte das Volk; auch dieses wollte seinen Helden, die Soldaten wollten ihren König feiern, und so entstanden eine Reihe trefflicher, aus der Situation herausgeborener historischer Volkslieder voll unmittelbarer Empfindung, ausgestattet mit den von Herder entdeckten Vorzügen aller Volkspoesie, die „Historischen Volkslieder des Siebenjährigen Krieges", welche neuerdings Freiherr von Ditfurth zusammengestellt.

Doch genug der Thatsachen; sie alle bestätigen, was Goethe bemerkt, dafs an dem grofsen Begriff, welchen die preufsischen — sagen wir lieber die deutschen — Schriftsteller von ihrem Könige hegen durften, diese sich erst heranbauten und um desto eifriger, als derjenige, in dessen Namen sie alles thaten, ein für allemal nichts von ihnen wissen wollte; sie zeigen, wie des Königs Vorliebe für französische Bildung „den Deutschen höchst förderlich ward, indem sie dadurch zu Widerspruch und Widerstreben aufgefordert wurden"; sie thun dar, wie die Abneigung Friedrichs gegen das Deutsche „für die Bildung des Litterarwesens ein Glück war. Man that alles, um sich von dem Könige bemerken zu machen, nicht etwa um von ihm geachtet, sondern nur beachtet zu werden; aber — der französische Historiograph Friedrichs, Paganel, führt auch diese Worte Goethes mit an — man thats auf deutsche Weise nach innerer Überzeugung, man that was man für recht erkannte, und wünschte und wollte, dafs der König dieses deutsche Recht anerkennen und schätzen solle."

Merkwürdig; Ludwig XIV. dang Herolde seines Ruhmes und schützte die Musen; aber man leugnet, dafs er jene goldene Zeit der französischen Litteratur hervorgerufen habe, da Racine weniger sei als der ältere Corneille, und Boileau nicht viel mehr als ein französischer Opitz, Molière aber auch ohne Ludwig, und Lafontaine trotz desselben unsterblich geworden sei. Friedrich hat nicht nur nicht wie jener Sforza einen Preis in Aussicht gestellt für eine bestimmte Anzahl ihn verherrlichender Verse, er hat die deutsche Muse sogar von seinem Throne

verwiesen; und trotz alledem hat nicht blofs Rofsbach einen Gleim begeistert, einen Kästner mit Selbstbewufstsein erfüllt, sondern die ruhmvollen Thaten des grofsen Königs insgesamt und seine kernhafte Persönlichkeit insonderheit sind für die deutsche Muse in Wahrheit eine üppig sprudelnde Hippokrene geworden, aus der dieselbe entzückt die edelste Begeisterung und, nach Goethe Anfang und Ende aller Kunst, bedeutende Stoffe mit nationalem Gehalt geschöpft hat.

Einige kritische Bemerkungen zu Molière,

mit besonderer Berücksichtigung des „Médecin malgré lui".

Mit Unrecht hat man getadelt, wie Lotheifsen (Leben und Werke Molières p. 249) hervorhebt, dafs Molière bis zuletzt der Posse treu blieb, und Boileau, der sonst so entschieden auf seiner Seite stand, hat namentlich dazu beigetragen, in dieser Frage das Urteil irre zu führen. Er beklagte in seiner „Art poétique" (III, 399), dafs Molière sich herbeigelassen habe, wieder einen Scapin auf die Bühne zu bringen, nachdem er durch seine Schauspiele eine so hohe Stellung in der Litteratur erworben habe. Denselben Vorwurf hätte man Molière auch mit Rücksicht auf die Aufführung des Médecin malgré lui machen und ihn tadeln können, dafs er eine so tolle, äufserst possenhafte Erscheinung wie Sganarelle wieder über die Bretter habe gehen lassen, nachdem Figuren wie Tartuffe und Alceste dem Publikum vor die Augen geführt worden waren. Man kann nicht recht einsehen, wie Boileau dazu kam, in der Rückkehr Molières vom Charakterschauspiel zur Posse, welche der Dichter in seiner ersten Schaffensperiode mit Anlehnung an die Commedia dell' Arte der Italiener besonders gepflegt hatte und der er jetzt, auf einer höheren Dichterstufe stehend, einen festeren Untergrund gab, einen Rückschritt des grofsen vielseitigen Komödiendichters zu erkennen.

Welches waren wohl, so ist man berechtigt zu fragen, die Gründe, welche Molière veranlassen konnten und mufsten, nicht einseitig beim regelrechten Charakterlustspiel und bei der höheren Komödie im strengen Sinne des Wortes zu verharren, sondern

auch von Zeit zu Zeit Stücke leichteren Inhalts, reich an drastischen, echt komischen und drolligen, wenn auch zuweilen etwas übertriebenen Situationen zu schreiben und Figuren voll köstlichen Humors und launiger Einfälle, wie einen Scapin oder Sganarelle, auf die Bühne zu bringen? In erster Linie mufste Molière mit dem grofsen Publikum, welches sein Theater besuchte und welches lieber unterhalten als belehrt sein wollte, rechnen, mufste also naturgemäfs, um das Publikum zum lebendigen Besuch seines Theaters zu vermögen, um Erfolg zu erzielen und Beifall zu ernten, Possen schreiben, über die man sich einmal recht herzlich auslachen konnte. Es war zu Molières Zeiten in dieser Beziehung gerade wie heutzutage. Die grofse Masse der Theaterbesucher hascht mehr nach dem Leichten, Heiteren, Pikanten und Amüsanten als nach dem Idealen und schwerer Verständlichen, auf der Bühne nicht minder als im Leben, und begrüfst stets eine lustige und humorvolle Wendung im ernsteren Schauspiele mit Freuden. Diese Erfahrung hatte Molière gewifs auch nach der Aufführung des Misanthrope, der so meisterhaften Charakterstudie, seines in mannigfacher Hinsicht vollendetsten und gediegensten Schauspieles gemacht, als er 1666 wieder zur Posse zurückkehrte und den Médecin malgré lui schrieb. Hätte Molière seine Stücke nur vor Gelehrten aufführen lassen, so würde er wohl kaum die Form der launigen Posse gewählt, sondern dem ernsten, höheren Lustspiel den Vorzug gegeben haben. So aber verlangten die Umstände, die Zeitverhältnisse und die Geschmacksrichtung des Publikums die Pflege der humorvollen Possen. Auch der grofse kunstliebende König Ludwig munterte Molière auf, die Posse nicht zu vernachlässigen, sondern die Welt ab und zu durch seine von Heiterkeit überströmenden Farcen zu ergötzen. Allein nicht nur die Geschmacksrichtung des Publikums und Rücksichten auf sein Theater bestimmten Molière, zum heiteren Possenspiel zurückzukehren, sondern er mochte sich wohl auch selbst danach sehnen, leichtere Stücke, gewissermafsen zu seiner Erholung zu schreiben, Stücke, die ohne aggressive Tendenz, ohne die bestehenden socialen Mifsverhältnisse und Zustände zu geifseln, in schlichter Heiterkeit einherschreiten. Molière hatte bereits bei der Aufführung seines

Médecin malgré lui und der Fourberies de Scapin eine Reihe der grofsartigsten Sitten- und Charakterschauspiele gedichtet, sich im Kampfe für dieselben jahrelang ermüdet und abgearbeitet, aber auch seinen Ruhm bereits durch dieselben begründet, dafs es für ihn, der wie fast jeder humorvolle Lustspieldichter einen ausgeprägten Hang zur Schwermut hatte, eine Wohlthat sein mufste, seiner sprudelnden Laune alle Zügel schiefsen zu lassen. Lotheifsen (Leben und Werke Molières p. 249) sagt daher mit Recht: „Molière ging als unabhängiger vorurteilsloser Geist nicht systematisch von einer Gattung zur anderen über, sondern griff die Stoffe auf, wie die Stimmung ihn leitete und wie es die Bedürfnisse seiner Bühne erforderten.“ War es überhaupt zu verwundern, dafs ein so vielseitiges Dichtergenie wie Molière nicht bei einer Gattung des Lustspiels, der Charakterkomödie, die allerdings vom streng kritischen Standpunkte aus betrachtet ohne Zweifel die höchste Stufe einnimmt, stehen blieb, sondern sich vielmehr auch wieder der Posse zuwandte, um zu zeigen, dafs er auch hierin Meister war und um den Unterschied der Possen aus der ersten Schaffensperiode und denen aus der zweiten leuchtend hervortreten zu lassen? Das Publikum lohnte Molières Unternehmen und Rückkehr zur Posse durch den rauschenden Beifall, womit es den Médecin malgré lui aufnahm. Das Genre der Posse ist ja bei weitem nicht so hoch wie das der Sitten- und Charakterkomödie, und doch gehört ein Genie wie Molière dazu, gelungene Possen zu schreiben, die wie die seinigen als wahrhafte Zeitbilder erscheinen. Molière einen Vorwurf zu machen, dafs er ab und zu wieder zur Posse zurückkam, nachdem er seinen Dichterruhm als Meister der höheren Komödie begründet hatte, ist eine kurzsichtige Anschauung der Kritiker und namentlich Boileaus, der mit seinem nüchternen Kritikerverstande die Welt ganz anders auffafste, als sie sich in dem phantasiereichen Geiste eines Molière spiegelte. Diderot sagt einmal, man täusche sich, wenn man glaube, es gäbe mehr Männer, die einen Pourceaugnac, als solche, die einen Misanthrope schreiben könnten. Es liegt viel Wahrheit in diesem Ausspruche, und er liefse sich auch auf den Médecin malgré lui anwenden, den Lotheifsen ein Stück voll genial-tollen Humors nennt (Lotheifsen, Gesch. der Litt. des 17. Jahrh. p. 46) und

in seinem Buche „Leben und Werke Molières“ p. 210 hinzufügt: „Der Dichter, der schwer an seinem Kummer trug, fand die sprudelnde Laune und überquellende Heiterkeit des Gemüts wieder, sobald er für sein Theater arbeitete.“

Der Médecin malgré lui gehört zu der Gattung der Possen- und Intriguenstücke des Dichters. Dafs der Stoff zu dieser Posse zum Teil aus dem „Vilain mire“, einem dem 13. Jahrhundert angehörigen altfranzösischen Fabliau, und zum Teil aus einer noch älteren Sage von der stummen Königstochter genommen wurde, ist von den bedeutendsten Molière-Editoren und Kritikern öfter hervorgehoben und besprochen worden; was jedoch Molière aus dieser einfachen Fabel machte, und wie er sie zu einer eigenartigen, äufserst humorvollen Posse umgestaltete, ist noch nicht genügend untersucht worden.

Aimé-Martin in seiner Molière-Ausgabe (Bd. II, p. 603, Anm. 1) hebt richtig hervor, dafs Molière den Wortlaut des altfranzösischen Fabliau nicht gekannt haben kann, dafs er den Inhalt des Vilain mire aber der Tradition nach kannte, da die Fabliaux lebhaft im Munde des Volkes in den verschiedenen Schichten der Gesellschaft fortlebten. Es ist nicht unmöglich, dafs Molières Médecin (cf. Lotheifsen, Gesch. der franz. Litt. im 17. Jahrh. p. 46) aus einem der früheren kleineren Possenspiele erwachsen ist, die der Dichter während seiner Wanderungen in der Provinz entworfen hatte. Unter den Titeln derselben werden wenigstens ein Fagotier, 14. Sept. 1661; ein Fagoteux, 20. April 1663; ein Médecin par force, 9. Sept. 1664 genannt (cf. hierzu Moland: Einleitung zu Méd. m. l. p. 5). Das altfranzösische Fabliau in seinen weitesten Umrissen bildet so zu sagen nur das Skelett, die äufsere Hülse, aus der sich Molières Stück wie der Kern als eigenartige selbständige Schöpfung herauslöst. Molière verflocht in die Intrigue des Fabliau ein zweites, in seiner Art meisterhaftes Possenspiel, wofür sich im Vilain mire kein Anknüpfungspunkt findet, so dafs der Médecin malgré lui der Hauptsache nach ein Originalstück genannt zu werden verdient.

Biltz, in seinem Aufsatze „Über das Wort und den Begriff Posse“ (Herrigs Arch. Bd. LXXIII, Heft 1) führt zur Charakterisierung der Posse aus dem von Herlofssohn und R. Blum

herausgegebenen Theaterlexikon einen Artikel von Louis Schneider an, wo es folgendermafsen heifst: „Die Posse schildert gewöhnlich, ohne die strengen Regeln des höheren Lustspiels zu befolgen, Begegnisse und Situationen des gemeinen Lebens, durch Gegenüberstellung lächerlicher Individualitäten, deren Konflikt eine komische Wirkung hervorbringt. Die Posse will nicht Charaktere folgerecht entwickeln, will keinen Grundsatz, keine Wahrheit zur Anschauung bringen“ etc. Weiter unten heifst es dann: „Ihr Feld ist die Übertreibung in Situation und Charakter, ihr äufseres Gewand der Witz in seiner gröfsten Ausgelassenheit, ihre Grenzen das Läppische, absolut Niedrige und Gemeine.“ Findet diese Definition des Begriffs „Posse“ auch auf den Médecin malgré lui Anwendung? Der Hauptsache nach allerdings, nur das Streifen an das absolut Niedrige und Gemeine findet sich durchaus nicht in so grellen Farben, als es in jenem Artikel, die Posse in ihren Grenzen wesentlich kennzeichnend, hervorgehoben wird. Biltz hat schon betont, dafs die sogenannten Übertreibungen zum Wesen der Komödie, namentlich der höheren Komödie, gehören, und dafs ein Streifen an das Niedrige und Gemeine in der Posse geradezu notwendig ist, wenn sie ihrer Aufgabe gerecht werden will. Das Streifen an das Niedrige wirkt nicht verderblich auf das Publikum und verletzt die Moral nicht, sobald die Grenzen des Anstandes gewahrt werden. Die Moral kann nur durch solche Scenen verletzt werden, wie sie im George Dandin oft wiederkehren, Scenen, in welchen die offenbare Untreue auf Kosten des betrogenen Ehemannes geradezu belobt und verherrlicht wird. Die Unmoral des Stückes wird zwar geschickt durch die jedesmalige, äufserst komische Situation verdeckt, der Zuschauer mufs im Augenblicke der Darstellung unwillkürlich lachen und die List der intriguierenden Personen bewundern, bei ruhiger Überlegung jedoch die Partei des betrogenen Ehegatten ergreifen und das raffinierte Spiel der Gegner vom Standpunkte des Rechts und der Moral aus mit Abscheu verwerfen. Der Vorwurf des Unmoralischen, der mit Recht den George Dandin trifft, ebenso wie die Fourberies de Scapin, worin in höchst bedenklicher, offenkundiger Art Diebstahl und Betrug eine Hauptrolle spielen, kann dem Médecin malgré lui in keiner Weise gemacht werden.

George Dandin ist im übrigen, wenn man von dem bedenklichen Unternehmen absieht, einen kleinen Fehler, die Überhebung und die Eitelkeit Dandins, durch höchst verwerfliche Mittel, Mittel, die viel schlimmer sind als der Fehler selbst, zu bessern, in Bezug auf dramatische Komposition weit höher zu stellen als der Médecin malgré lui, und kann sogar, was sich steigernde Komik in den Situationen angeht, zu den vollendetsten Possen- und Intriguenstücken Molières gerechnet werden. Im Médecin sind die strengen Regeln des höheren Lustspiels nicht genau beobachtet worden und die strenge einheitliche Komposition fehlt. Die Grundidee, die Rache, welche die mifshandelte Frau an ihrem Manne nimmt, und die Art und Weise, wie dieser zum Arzte gemacht und von den beiden Boten an den Bestimmungsort seiner medicinischen Thätigkeit geführt wird, fand Molière traditionell im altfranzösischen Fabliau vor. Die Ausführung, die Verwickelung, die Doppelintrigue und die Entwickelung jedoch haben nichts mit dem Fabliau gemein und sind eigene Erfindung des Dichters. Nur der Schlufs, die Aussöhnung des Arztes wider Willen mit seiner Ehehälfte, ist im Fabliau und bei Molière ziemlich gleich.

Die Exposition im Médecin ist meisterhaft zu nennen. Der Dichter führt uns den Helden Sganarelle in einem in psychologischer Hinsicht fein durchgeführten Dialoge mit seiner Frau Martine vor. Der Zuschauer lernt sofort im Holzhacker Sganarelle einen echten Epikuräer kennen, der zwar die Arbeit nicht scheut, sonst aber leichten, fröhlichen Sinnes, hauptsächlich auf sich bedacht, dahinlebt, wodurch er den Zorn seiner sich ereifernden, schmähsüchtigen Frau erregt, die aber für ihre in etwas zu deutlicher Art erteilten moralischen Zurechtweisungen die starken Fäuste des gereizten Ehemannes fühlen mufs. Diese Scene hat der Dichter dem Leben der niederen Volksklassen so genau abgelauscht, so natürlich und wahrheitsgetreu geschildert und psychologisch so fein entwickelt, dafs man nicht im Theater, sondern mitten im Leben zu sein glaubt. Im Vilain mire ist, dem Charakter der Fabliaux entsprechend, die ganze Darstellung sehr umständlich und breit, insofern als hier die ganze Vorgeschichte des Bauern, sein Eheleben und seine ebenso seltsame wie rohe Manier, seine Frau, auf die er eifersüchtig

ist, zu behandeln, sehr weitläufig beschrieben wird. Die Intrigue der Frau, sich an ihrem Manne für die Schläge zu rächen, und die sich dazu bietende Gelegenheit ist im Fabliau und bei Molière gleich, nur ist die Situation von Molière mit viel köstlicherem Humore aufgefafst und ausgeführt worden. Molières Sganarelle findet sich, nachdem er einmal mit Gewalt zum Arzte gestempelt worden ist, rasch in seine Rolle, wird namentlich, durch die Aussicht auf Geldgewinn gelockt, mit einemmal schlau, pfiffig und intrigant und entledigt sich meisterhaft seiner ihm gestellten Aufgabe, jedoch in ganz anderer drolligerer und pathetischerer Weise als der derbe Vilain mire.

Im zweiten und dritten Akte ist Molière vollkommen freier und selbständig arbeitender Dichter. Er kannte wohl den weiteren Fortgang des Fabliau nicht genau, wenigstens mufs man es daraus entnehmen, dafs er die treffliche, ungemein komische Manier des Vilain mire, die achtzig angeblichen Kranken zu heilen, nicht in seinem Médecin verwandt hat. Sganarelles Ruhm als geschickter und tüchtiger Arzt dringt allerdings auch im Molièreschen Stücke ins Volk und er giebt in dem Gespräche mit den beiden Bauern, Vater und Sohn (III, 2) wunderbare Heilmittel an, eine Darstellung, die gewissermafsen einen Anknüpfungspunkt an die Erzählung im Vilain mire bietet. Das Mittel ferner, wodurch der Vilain mire die Königstochter von ihrem Übel heilt, konnte Molière, selbst wenn er die Erzählung kannte, aus zwiefachem Grunde nicht gebrauchen, erstens weil Lucinde angeblich stumm ist, und weil zweitens das Heilmittel jenes Vilain mire doch gar zu cynisch und anstöfsig war, so dafs selbst vor einem Publikum, welches an derbe Späfse und bedenkliche Situationen gewöhnt war, derartige Scenen aufzuführen, Ärgernis erregt haben würde.

Im zweiten und dritten Akte ist im Molièreschen Stücke die Einheit der Handlung, des Interesses, nicht mehr streng eingehalten, indem das Interesse des Zuschauers durch das Liebesverhältnis zwischen Lucinde, Gérontes Tochter, und Léandre so in Anspruch genommen wird, dafs Sganarelle, obwohl er mit Léandre gemeinsam intriguierend den alten Géronte hintergeht, doch zeitweise wenigstens in den Hintergrund tritt. Es ist eine Doppelintrigue im Stücke vorhanden; auf der einen

Seite steht Martine, Sganarelles Frau, auf der anderen der lustige Sganarelle selbst im Bunde mit Léandre. Das Intriguenspiel Sganarelles bildet in gewisser Hinsicht ein Stück für sich, oder doch eine vollkommen frei stehende, unabhängige Episode, und nur dadurch, dafs Géronte die List des Arztes erfährt und ihn mit dem Tode durch den Strang bedroht, wovon er nur durch die rechtzeitige Mitteilung von der Erbschaft Léandres befreit wird und sich wieder mit seiner Ehehälfte aussöhnt, durch die er zum Arzte und Intriganten gemacht worden war, ist die Einheit der Handlung, wenn auch etwas künstlich, wieder hergestellt worden. In Bezug auf die strengen Regeln der Einheit der Handlung gilt also jenes aus dem Theaterlexikon citierte Wort. Nicht minder gilt es bezüglich der strengen folgerechten Charakterschilderungen. Charaktere folgerecht zu entwickeln, ist nicht die Aufgabe der Posse, sondern die der höheren regelmäfsigen Charakterkomödie. In der Posse stellt sich der Charakter so dar, wie es Zeit und Umstände erfordern, entwickelt er sich aus den Situationen, während im höheren Schauspiel, namentlich in der Tragödie, die geschaffenen Situationen notwendig aus den Charakteren der handelnden Personen hervorgehen sollen.

Sganarelle ist in keiner Beziehung ein Charakter; er gehört, wie schon angedeutet worden, zu jenen zwar thätigen, aber leicht und fröhlich dahinlebenden Epikuräern. Er wird aber schlau, erfindungsreich und intrigant, sobald er durch die gegebenen heiklen Situationen dazu gezwungen wird. Sein Witz, sein Humor, die Art und Weise, wie er sich an Lucas für die von ihm empfangenen Schläge rächt und auch den alten Géronte durch Prügel zum Arzte machen will, ist unübertrefflich komisch. Gerade in den Übertreibungen, die dem Charakter der Posse entsprechend dazu dienen, das Lächerliche in den Charakteren und Situationen recht klar zu machen, Übertreibungen, die sehr drastisch, aber doch nicht geradezu unnatürlich sind, liegt das genial Tolle des Médecin malgré lui, worauf Lotheifsen hinweist. Das Gemeine und Niedrige tritt im Médecin durchaus nicht unangenehm berührend hervor und wird nur in einigen Situationen und Witzworten gestreift, wie es auch gemeinhin in der Posse geschehen darf. Die Art und Weise z. B., wie

Sganarelle seine Frau, die ihn allerdings in ihrem übergrofsen Eifer erst reizt, behandelt, ist niedrig und roh zu nennen. (Cf. I, 1 und auch in ähnlicher Hinsicht III, 5.) In vielen anderen Possen Molières, die dem niederen Genre angehören, wie z. B. der Médecin volant, aus dem auch einige Stellen direkt im Médecin m. l. wiederkehren, wird das Cynische und Absurde auf die Spitze getrieben, und selbst im George Dandin, ein Stück, welches eine unwiderstehliche Komik zeigt, leiden die Situationen häufig doch zu sehr an Unwahrscheinlichkeiten. Der Médecin m. l. ist in dieser Beziehung von allem Tadel frei zu sprechen und kann mit Recht Anspruch auf eine vollendete Posse erheben.

Aufser der Übertreibung in den Situationen und dem Berühren des Niedrigen ist der Posse auch noch ein zweites Moment eigen, nämlich die Schadenfreude. Auch dieses Element findet sich in nicht zu verkennender, ausgesprochener Absicht im Médecin m. l. vor. Die Intrigue und die Rache Martinens beruhen auf Schadenfreude. Sie freut sich schon im voraus, ihrem Manne für die Mifshandlungen, die sie von ihm erdulden mufs, einen Streich zu spielen und ihm die Schläge gründlich heimzuzahlen. Sganarelle mufs diesen Schaden mit Fug und Recht erleiden, weil er sich seinerseits unberechtigten und tadelnswerten Extravaganzen hingegeben hat. Aber auch Sganarelle sucht sich zu rächen für die ihm auf so sonderbare Weise widerfahrene Unbill, indem er den einfältigen Géronte düpiert und sich an Lucas für die Schläge insofern rächt, als er dessen Frau in sehr drastischer und beleidigender Weise den Hof macht, wodurch er die Eifersucht jenes Dummkopfes erregt, ihn verspottet und sein eigenes Betragen mit den Funktionen, die er als Arzt hat, entschuldigt. Das Possenhafte tritt somit in jeglicher Beziehung im Médecin deutlich hervor, und was dem Stücke an regelrechter Einheit, an streng logischer Charakterentwickelung fehlt, wird durch einzelne Scenen, die sich an Komik überbieten und durch welche in raschen, kecken Zügen ein Bild nach dem anderen entrollt wird, sowie durch einen äufserst lebhaften, interessanten und pikanten Dialog (cf. I, 1; I, 6; II, 6 u. a.) und durch Beobachtung von scheinbar unbedeutenden und doch notwendigen Einzelheiten reichlich ersetzt.

Zu diesen Vorzügen im Einzelnen gehört die geschickte Einführung neuer Personen, auf die in den vorangehenden Scenen genügend hingewiesen ist, und die notwendigerweise im richtigen Momente, die Handlung fördernd, eingreifen müssen. Auch auf später eintretende Thatsachen wird vorher hinreichend hingewiesen, so dafs die Lösung dann nicht plötzlich und unbegründet eintritt. So wird z. B., um nur eins hervorzuheben, im zweiten Akte (II, 1) bereits angedeutet, dafs Léandre voraussichtlich seinen reichen Oheim beerben wird, ein Gerücht, woran der alte Géronte allerdings nicht glauben will, welches aber am Schlusse zur Wahrheit wird und die Lösung herbeiführt. Auch die ungemein komische Manier, Sganarelle mit Gewalt zum Arzte zu machen, ein Moment, welches der Dichter dem altfranzösischen Fabliau entlehnte, erschien ihm sehr gezwungen und unnatürlich und deshalb läfst er Sganarelle mit Emphase berichten (I, 1), dafs er sechs Jahre in den Diensten eines Arztes gestanden und auf diese Weise mancherlei von der Heilkunst profitiert hat. So ist der Einfall Martinens, ihren Mann als geschickten Arzt hinzustellen, wenigstens einigermafsen begründet. Solche Vorzüge im Einzelnen liefsen sich leicht noch vervielfachen, allein die angestellten Beobachtungen mögen genügen, um zu zeigen, dafs Molières Médecin malgré lui zu den besten Possen des genialen Dichters gehört und dafs man es nur mit Freuden begrüfsen konnte, dafs Molière zuweilen wieder zur Posse zurückkehrte, um sein Publikum durch solche gelungene und humorvolle Geistesprodukte zu fesseln und zu erheitern.

Dr. Wenzel.

Der Gebrauch der Tempora und Modi
im anglonormannischen Horn.

Im Anschlufs an die von Herrn Heinrich Bockhoff eröffnete Untersuchung der Tempora im Altfranzösischen* wird vorliegende Arbeit eine Darlegung der temporalen und modalen Verhältnisse im anglonormannischen Horn versuchen.

Vorbemerkungen.

A. Der heroisch-epische Dichter behandelt einen seiner Zeit weit vorausliegenden Stoff, den er entweder unmittelbar aus der mündlichen Überlieferung oder, was häufiger der Fall ist, aus einer schon vor ihm gemäfs der mündlichen Überlieferung abgefafsten Schriftquelle entnimmt.

Er verfährt nun bei der Behandlung seines Stoffes folgendermafsen. Er erzählt die Ereignisse und giebt die Reden nach ihrem Inhalte wieder als sogenannte indirekte Reden, d. h. als solche, in denen für die Personen und Zeiten der Standpunkt des Sprechenden mit dem des Erzählers vertauscht ist. Oder er läfst die auftretenden Personen von ihrem Standpunkt aus reden, d. h. giebt den Wortlaut wieder, mit dem sie unter den obwaltenden Umständen wahrscheinlicherweise zueinander gesprochen haben. Er räumt also in letzterem Falle, anstatt jene Worte in indirekter Rede selbst vorzutragen, vollständig das Feld, um die handelnden Personen lebensvoll vor seine Zuhörer oder Leser hinzustellen.

Neben diesen beiden Darstellungsweisen bedient sich der Dichter des Horn noch einer dritten: er streut hier und da persönliche Be-

* Der syntaktische Gebrauch der Tempora im Oxforder Texte des Rolandsliedes. Gekrönte Preisschrift und Inaugural-Dissertation von Heinrich Bockhoff. Münster, gedruckt bei E. C. Brunn, 1880.

merkungen ein, d. h. redet sein Publikum direkt an, um seine Darstellung lebhafter zu gestalten.*

Es ergeben sich bis hierher zwei verschiedene Zeitperioden, über welche der Dichter oder seine Personen etwas aussagen können: die Zeit der geschichtlichen Ereignisse und die Zeit der Abfassung des Gedichtes. Letztere Zeitsphäre nennen wir am besten die subjektive Gegenwart, erstere die historische Gegenwart.

Der Dichter und seine Personen können aber auch von der Zeit reden, die den Ereignissen der Erzählung vorausliegt. Diese Zeitsphäre nennen wir die logische oder objektive Vergangenheit.

Ferner können sie von der Zeit reden, die von der jeweiligen Gegenwart der Ereignisse aus betrachtet zukünftig, vom Standpunkte des Dichters aus aber vergangen ist. Wir nennen diese Zeitsphäre die historische (und zugleich logische) oder objektive Zukunft einerseits, und die subjektive Vergangenheit andererseits.

Endlich kann der Dichter auf die Zeit hinweisen, die von seinem Standpunkte aus zukünftig ist: das ist die subjektive Zukunft.

Die sämtlichen in unserem Schriftwerke zur Geltung kommenden Zeitstufen sind daher folgende:

1) historische oder objektive Vergangenheit (Vorvergangenheit);

2) historische oder objektive Gegenwart (= Vergangenheit);

3a) historische oder objektive Zukunft [Darstellung und Rede] (Nachvergangenheit) und

3b) subjektive Vergangenheit [Dichter];

4) subjektive Gegenwart;

5) subjektive** Zukunft.

---

* Auch im Rolandsliede kommen solche Stellen vor, obgleich sie Bockhoff nicht besonders vermerkt hat. Z. B. sagt in v. 3248 (Gautier) der Dichter zu seinem Publikum:

De plus feluns n'orrez parler jamais.

Ferner gehört veïssiez in den v. 349, 1622, 3388 hierher.

** Wir wissen wohl, dafs wir durch obige Bezeichnung der Zeitstufen mit derjenigen August Boeckhs gewissermafsen in Zwiespalt geraten, da er mit den Ausdrücken „subjektiv“ und „objektiv“ zum Teil andere Begriffe verbindet. Es ist jedoch zu berücksichtigen, dafs Boeckh die von uns mit „subjektiv“ bezeichnete Darstellungsweise und deren Zeitstufen nicht in Betracht gezogen hat, und dafs es schwer ist, eine kurze, treffende und anschauliche Benennung des Gegensatzes zwischen der Zeitsphäre der Ereignisse und der Zeitsphäre des Dichters zu wählen.

Diese Scheidung findet nur auf die Tempora Anwendung. Wenn ein Tempus mehrere dieser Zeitsphären bezeichnen kann, werden wir stets mit der historischen Gegenwart, d. h. mit der Erzählung, beginnen, da dieselbe die Grundlage des Werkes bildet; darauf wird die Rede der handelnden Personen folgen, und den Schlufs werden die subjektiven Äufserungen des Dichters bilden.

Die Anordnung der Tempora wird folgende sein: Präsens, Futurum, Perfektum (compositum), Aorist (mit welchem Namen wir das sonst Passé défini oder Perfektum simplex genannte Tempus bezeichnen), Imperfektum, die beiden Plusquamperfekta und das Conditionnel.

Man könnte gleicherweise die drei Kategorien der Darstellung als Einteilungsprincip zu Grunde legen und danach abhandeln:

1) Präsens der Erzählung, Fut., Perf., Aor. etc. der Erzählung;

2) Präsens der Rede, Fut., Perf., Aor. etc. der Rede.

3) Präsens des Dichters, Fut., Perf., Aor. etc. des Dichters.

Wir ziehen jedoch vor, das Tempus und nicht die Gattung der Darstellung als Einheit zu nehmen, da uns das erstere Verfahren trotz verschiedener Mängel dennoch das übersichtlichere zu sein scheint.

B. Unsere Aufgabe ist insofern von der Bockhoffs verschieden, als vom Horn ein kritischer Text noch nicht vorhanden ist. Wir dürfen uns daher nicht darauf beschränken, den Zeitwert der einzelnen Tempora und Modi zu ermitteln; es mufs uns vielmehr hauptsächlich darauf ankommen, das Gebiet, wir möchten sagen: den Wirkungskreis, festzustellen, der einem jeden Tempus und Modus in unserem Schriftwerke als einem Kompositionsganzen eigen ist.

Wir wollen — das haben wir uns zur Aufgabe gesetzt — durch Vergleichung identischer und verwandter Fälle die Gesetze zu erforschen suchen, welche die Sprache des Horn in ihrem temporalen und modalen Teile beherrschen, um dadurch den Nachweis zu führen, in welchen Fällen ein gewisses Tempus oder ein gewisser Modus berechtigt ist und in welchen nicht.

Wir werden deshalb bei den Temporibus der Erzählung scheiden zwischen den Beispielen, die ein Fortschreiten der Erzählung bezeichnen, die also auf die Frage: was geschah darauf? stehen, und denen, welche Nebenumstände enthalten, d. h. auf die Frage: wie stand es damals? Antwort geben. Allerdings ist nicht immer leicht zu erkennen, ob das betreffende Verbum einen Fortschritt in der Erzählung oder einen Nebenumstand angiebt. Trotzdem werden wir die erwähnte Scheidung

durchführen, selbst auf die Gefahr hin, dann und wann einen Irrtum zu begehen oder wenigstens einige Beispiele nach Gutdünken klassifizieren zu müssen. Denn ohne eine solche Scheidung scheint es uns von vornherein ausgeschlossen, dafs man zu irgend einem sicheren Ergebnis darüber gelangen könne, in welcher Weise sich die erzählenden Tempora in die Erzählung teilen und ob ein Unterschied in ihrem Gebrauche vorhanden ist.

C. Wir beabsichtigen nicht, den ganzen Horn in den Bereich dieser Abhandlung zu ziehen. Wir begnügen uns im ganzen und grofsen mit der Behandlung derjenigen Stelle, für welche alle drei Handschriften zu gleicher Zeit vorhanden sind, nämlich der Verse 1455 bis 2391. Denn wir wollen nicht eine Ausgabe des Horn, sondern nur einen Beitrag zu einer solchen liefern. Es werden jedoch nach bestem Wissen alle schwierige und interessante Fälle des gesamten Horn Berücksichtigung finden.

Als Text ist zu Grunde gelegt der genaue Abdruck der drei Handschriften, welchen die Herren Brede und Stengel zu Marburg bei Elwert im Jahre 1883 haben erscheinen lassen.

Abhandlung.

I. Die Tempora.

Das Präsens.

Im Lateinischen gilt die Regel: perfecto procedit, imperfecto insistit oratio. Aber auch im Lateinischen existiert schon ein anderes Tempus, welches dem Perf. in der historischen Erzählung zur Seite steht: das Präsens historicum. Im Afr. ist dazu noch, wie für das Rolandslied aus Bockhoffs Schrift hervorgeht, das zusammengesetzte Perf. und in gewissem Sinne das Fut. gekommen, so dafs es dort vier erzählende Tempora giebt: Präs., Fut., Perf. und Aor.

In gleicher Weise sind für die oratio insistens, d. h. für die Beschreibung, dem lat. Imperf. Stellvertreter erwachsen. Wie viele ihrer im Horn sind, soll im Verlaufe der Abhandlung gezeigt werden.

Die Präsentia zerfallen ihrem Zeitwerte nach in zwei Abteilungen: der bei weitem gröfste Teil aller vorkommenden Präsentia bezieht sich auf die jeweilige Gegenwart der Erzählung, auf die historische oder besser die objektive Gegenwart, und zwar schildern diese Präsentia die Ereignisse, die eben vor sich gehen (historisch), oder sie kommen in

der direkten Rede der Personen (logisch) vor; eine verschwindend kleine Anzahl von Präsentien aber ist von der Zeit der Abfassung des Gedichtes aus (subjektiv) gesprochen.

In syntaktischer Beziehung folgen alle drei Arten des Präsens, das der Erzählung, das der Rede und das subjektive Präsens, im Horn denselben Gesetzen. Wir werden jedoch die drei Arten getrennt behandeln, um die Vergleichung mit den anderen Temporibus zu erleichtern, vornehmlich aber, um das Zahlenverhältnis der erzählenden Tempora untereinander zur Anschauung bringen zu können.

1) Das Präsens der Erzählung.

A. Das Präsens bezeichnet einen Fortschritt in der Erzählung. Es findet sich:

1) bei der Erzählung von Handlungen, die in der jeweiligen historischen Gegenwart stattfanden, ohne besondere Merkmale:

1494. En la place s'en vait tut issi arester.*

Ferner in v. 1497, 1498, 1501, 1507, 1511, 1513, 1514, 1539, 1572, 1594, 1603, 1607, 1615, 1624—28, 1640, 1650, 1658, 1683, 1707, 1713, 1727, 1728, 1729 (?, s. unten), 1735, 1736, 1743, 1869 (?, s. Perf.), 1909, 1983, 1984, 1988, 2001, 2006, 2007, 2168, 2182, 2226, 2241, 2243, 2281, 2283, 2284, 2296, 2298, 2386.

Anmerkung. Das Präsens findet sich neben den anderen hist. Tempp. häufig in Kampfscenen oder bei Vorbereitungen zum Kampfe verwendet. Von den oben angeführten Versen gehören hierher: 1494—1514 und 1624—28.

Die 3. Sg. von ferir kommt im ganzen genommen vielleicht häufiger im Aor. als im Präs. vor. Dennoch dürfte in v. 1507 mit C refiert zu lesen sein; wenigstens hat C in der ganz analogen Stelle v. 3113 unzweifelhaft die richtige Lesart bewahrt.

2) Das Präsens der Erzählung lehnt sich zuweilen an ein Perf. oder einen Aor. an. In dieser enklitischen Stellung bezeichnet es eine Handlung, die mit der des Perf. oder Aor. eng zusammengehört oder unmittelbar auf dieselbe folgt. Zumeist beschränkt sich diese Redewendung auf einen Vers, auf dessen Hälften sich die beiden Tempora verteilen; es können aber auch mehrere Verse durch diese Redewendung enger miteinander verbunden werden.

a) Die einversige enklitische Redefigur kommt vor:

---

* Wir werden fast ausschliefslich nach dem Wortlaute der Handschrift C citieren. Wenn temporale oder modale Varianten vorliegen und wir die Lesart einer der beiden anderen Hss. vorziehen, wird die betr. Hs. angegeben werden.

1500. Il ont laschié lur freins si moevent de randun.
1874. Il le trest une part, dit li cuntroverie.

Ferner in 1696, 1724, 1729 (? O), 2107.

b) Die mehrversige enklitische Redefigur findet sich:

1580–82. Lors ad pris un penun d'un cendal de Russie.
A dan Horn l'enveia par une sue norrie:
Qu'il l'ait en cel bosoing pur s'amur, çoe li prie.

Ferner in 1510—11, 1657—8.

Anm. Ein Präsens kann sich aber auch an ein anderes Präs. in demselben Verse in ähnlicher Bedeutung wie oben anschliefsen; so geschieht es z. B. in 1594, 1729 CH, 1988, 2007.

3) Das Präsens eines Verb. dicendi als Einleitung zu einer Rede bezeichnet ebenfalls einen Fortschritt in der Erzählung.

Wir halten es für ratsam, alle vorkommende Tempora der Verba dicendi hier nacheinander abzuhandeln. Es findet sich

a) Das Präs. in allen drei Hss.:

dit 1562 (mit çoe in CO), 1865 O (çoe), (1874), 1901 (çoe), 2074, 2088 (çoe), 2149 (çoe), 2235 (çoe), 2328 (çoe), 2369 (çoe).

diënt 1543 (çoe), 1570 (çoe), 2018, 2188 u. 89 (indirekt).

fait 1670, 1876, 2142.

funt 2382.

respunt 1865 (O: dit), (2252 a), 2357.

demandent 2300, (2244).

b) Das Perf.:

ad dit 1564, 1634 (O: si dist), 2051 O, (1474 H; O: P. ant.); ad respundu 2252 (OH: respundi).

est demandez 2316, *ad demandé* 2332.

c) Der Aorist:

dist in CO, dit in H: 1886, 2303 (çoe), (1875 çoe, 1913, 1933).

dist in C, dit in OH: 1556, 1839, 1849 (çoe), 1857, 1859, 1888, (1891), 1911, 1918 (çoe OH), 1937 (çoe), 1939, 1960 (çoe), 2021, 2048, 2066 (çoe), 2152, 2271, 2318 (çoe).

l'areisuna 1779, *demanda* 2334.

respundi in CO, respunt in H: 1483, 1798, 1973.

respundi in CH, respunt in O: 1549 (çoe), 1927.

respundi in C, respunt in OH: 2240 (çoe).

respundi in allen drei Hss.: 2335.

mustra 2228, (1455).

Anm. 1. In den Fällen, wo alle drei Hss. dit lesen, ist dieses unbedenklich als die ursprüngliche Lesart anzusehen. Dazu gehört auch v. 2051. Bieten CO dist gegenüber dit in H, so ist ersterem der Vorzug zu geben. Wo ein dist der besten Hs. C einem dit in den beiden anderen gegenübersteht, wird eine einigermafsen sichere Entscheidung kaum möglich sein. Für dist sprechen indes folgende Erwägungen:

a) Die mindestwertige Hs. H liest nicht ein einziges Mal dist, selbst da nicht, wo es geradezu notwendig ist und wo CO dist bieten: so in v. 1891, wo eine redend eingeführte Person die Worte eines Dritten wiederholt und wo auch das Tempus des Nebensatzes einen Aor. im Hauptsatze verlangt; ebenso in v. 1933, wo in einer Rede auf etwas Vergangenes zurückgewiesen wird. Das Zeugnis von H kann daher für dit nicht in Betracht kommen.

b) Auch auf die zweitbeste Hs. O ist in diesem Falle nicht viel Gewicht zu legen, denn in dem obenerwähnten v. 1891 hat auch O das Präsens.

Anm. 2. Vor v. 2374 fehlt auffälligerweise ein einleitendes Verbum dicendi. Die Stelle ist auch sonst unsicher überliefert. Es ist vielleicht eine Lücke anzunehmen, die ungefähr zu ergänzen wäre:

E li reis respundi etc.

Gegen das Ende des Horn ist indessen das Fehlen eines solchen Verbs auch einigemal zu beobachten: 4300—1, 4328—9, 4414—5.

Anm. 3. Zur Verknüpfung der Rede mit dem Folgenden dienen Präs., Perf. und Aor. gleichmäfsig. Im Präs. wird die Erzählung wieder aufgenommen: 1555 OH, 1572 (neue Laisse), 1640, 1869 C, 2049 (n. L.), 2126, 2241, 2251 (n. L.), 2270, 2281; im Perf. 1555 C, 1704, 1869 H, 1906, 2070 (n. L.), 2107, 2156, 2383; im Aor.: 1463, 1492, 1529 CH, 1869 O, 1980 (n. L.), 2330 (n. L.). Eine Regel läfst sich somit über diesen Punkt nicht aufstellen.

4) Das Präs. bezeichnet einen Fortschritt der Handlung da, wo es den Übergang von einer Episode oder einer Laisse zur anderen vermittelt. Es handelt sich dabei um weniger wichtige, parenthesenartige Einzelheiten. Solche Fälle sind:

1506. Rigmel quant l'ot oï, forment deu en mercie.

Ferner 1621, 1625, 1626, 1673, 1675—77, 1693, 1776, 2011, 2012, 2049, 2113, 2126, 2179, 2251, 2270, 2299.

5) Die 3. Sg. Präs. von voleir gebraucht der Dichter in Verbindung mit einem Inf. zur Bezeichnung einer Absicht, die sein Held auszuführen im Begriff ist:

1737. Sur Angou veut aler trestut premerement.

Ferner 1739, 2130, 2135.

Anm. Wir führen diese Vorberichte beim Präs. an, weil das Verbum finitum im Präs. steht. Solche Ausdrücke haben indessen vollständig futurale Geltung, mit dem Unterschiede, dafs nicht das Hilfsverb aveir, sondern voleir gebraucht und dasselbe nicht mit dem Inf. zu einem Worte verschmolzen ist.

6) Wir halten es für geboten, auch das Präs. nach den Zeitkonjunktionen quant = lat. cum narrativum oder postquam, und taunt

que = bis, hierher zu rechnen, da es sich bei denselben um thatsächliche Ereignisse handelt, die im Vergleich zur Handlung des Hauptsatzes einesteils vergangen, anderenteils zukünftig sind. In dieser Weise findet sich das Präs.

a) nach quant:

1497. Quant çoe veit li paiens, prent sei a desdeigner.

Ferner in 1517, 2011;

b) nach taunt que:

1607—8. Il chevalchent un val d'une selve ramee
Taunt qu'il vienent al port u la flote est ancree.

Anm. Diese Sätze sind nur aus stilistischen, d. h. rhetorischen Rücksichten in die Stellung von abhängigen Sätzen gedrängt worden; wie es denn Hauptsätze giebt, die ihnen ganz gleichwertig sind, z. B. 2049 und 2251 (s. sub 4). Daraus erklärt sich wohl auch, warum das Tempus des Hauptsatzes bei quant sowohl Präs. wie Perf. und Aor. der Erzählung sein kann.

B. Das Präsens bezeichnet einen Stillstand in der Erzählung, und zwar wird es gebraucht

a) in Hauptsätzen,

1) von die Haupthandlung begleitenden Nebenumständen; besonders kommen vor die Verbalformen (i) ad, est, unt, sunt:

1573. Chascun d'als pur sul Horn de pruësce ad envie.

Ferner 1574a, 1590, 1595, 1598, 1609, 1611, 1613, 1631, 1651, 1691, 1709, 1715, 1747, 1750, 1758, 1760, 1762—65, 1767, 1767a, 2008, 2126, 2129, 2132, 2167, 2173, 2192, 2204.

Anm. Diese beschreibenden Präsentia bezeichnen Ereignisse von längerer Dauer und könnten daher ebensowohl im Imperf. stehen, wie übrigens auch aus der Vergleichung z. B. von v. 1750, 1760 und 1765 mit v. 1772 hervorgeht.

2) In Sentenzen und allgemeinen Regeln, sowie in Reflexionen des Dichters, die sich auf einen speciellen Fall der objektiven Gegenwart beziehen:

1770. Mes fortune ne poet estre en estableté.

Ferner 1592, 1600, 1601, 1733, 1985, 2010, 2336.

Anm. In v. 1601 findet sich dieses sententiale Präs. wie im Hauptsatze so auch im Nebensatze mit quant:

Quant bosoign lor succrest, suffrir poë(n)t haschee.

Die Konjunktion quant ist hier = lat. cum iterativum, = so oft als, wann auch immer.

3) Auch das beschreibende Präs., welches zumeist ein Imperf. vertritt, begegnet in enklitischer Stellung; es bezeichnet alsdann die Wir-

kung oder Folge der Handlung desjenigen Verbums, an welches es sich anlehnt:

1493. Ses armes acesma, — bien semble chevalier.

Ferner 1526, 1590—1, 2224—5, 2288.

Anm. Mit einer Ausnahme handelt es sich hier um die 3. Sg. von sembler. Ein näheres Eingehen auf den Wert der von diesem Verbum vorkommenden Varianten wird erst beim Imperf. möglich sein.

4) Das beschreibende Präs. steht in parenthetischen Zusätzen, welche Gewohnheiten oder Eigenschaften angeben:

2133—4. Dous fiz ont frances e pruz, de grant nobilitez;
chevaliers aiment mut, e d'içoe sunt loëz.

So noch in v. 1653, wo k' = kar ist, 1771, 2146.

b) Das beschreibende Präsens wird in mehreren Arten von Nebensätzen gebraucht. Es findet sich:

1) Sehr häufig in Relativsätzen zur Bezeichnung von Handlungen, Zuständen und Eigenschaften, die sich in der objektiven Gegenwart geltend machen, aber keineswegs in ihrer Dauer auf dieselbe beschränkt zu sein brauchen. Wir rechnen hierher auch die Nebensätze mit u = wo.

α) Relativsätze:

1663. Horn brandist sun espié dunt l'enseigne traïne.

Ferner 1532, 1542, 1591, 1625, 1674, 1736, 1746, 1757, 1768, 1870, 1909, 2005, 2130, 2173, 2176, 2251, 2299.

β) Sätze mit u:

1727. Pus vet a la cité u dan Hunlaf l'atent.

Ferner 1766, 1767, 2225, 2241, 1608.

2) In substantivischen Ergänzungssätzen mit que:

2019. Ore entent bien Rigmal qu'il s'en veut si partir.

Ferner 1836, 2188.

3) In Folgesätzen, in denen die Wirkung der im Hauptsatze enthaltenen Handlung oder Thatsache geschildert wird:

1522—3. Sus el coing le feri del healme sarazin
Ke les quartiers abat e turna (turnet?) a declin.

Ferner 1611, 1633, 1666, 1684, 1705, 1706, 1761, 2015, 2205.

4) In einem Falle findet sich das Präs. in einem abhängigen Fragesatze:

2332—3. E li reis fud corteis, bel li ad demaundé
Ki il est, dunt il vient, dunt est sis parenté.

Anm. zu b, 1—4. Das Tempus des Hauptsatzes ist oft ein anderes als das Präs. hist. Am häufigsten ist dies bei den Folgesätzen der Fall.

5) Endlich steht das Präs. im Nebensatze eines mit dem Aus-

druck der vollständigsten Gewifsheit hingestellten Bedingungssatzes, des sogen. wahren oder realen Falles, wie im Nfrz.:

1458. Si bataille voelent, ne lur iert pas veee.
1470. Kar, si deu plest, par Horn iert pur veir (re)vengee etc.

Ferner 1521, 1599, 1644, 1985.

Anm. 1. Die Ausdrücke: si deu plest, s'il poet, si la geste ne ment und ähnliche, sind nur scheinbare Bedingungen zu dem im Hauptsatze Ausgesagten. In Wahrheit sind es Zusätze der Bescheidenheit, Beschränkung und Zurückhaltung, die wegbleiben könnten, ohne dafs dadurch eine Sinnesänderung oder auch nur eine Undeutlichkeit an der betreffenden Stelle verursacht würde. Es sind Flickwörter. Aus v. 1457 geht das recht klar hervor.

Anm. 2. In v. 1985 ist s'il funt = qu'il funt, also ein substantiviseher Ergänzungssatz.

Anm. 3. Die Verse 1458 und 1599 (vgl. auch 1457) ziehen wir besser zum Präs. der Rede, denn sie sind aus dem Sinne der handelnden Personen gesprochen.

2) Das Präsens der Rede.

In den Reden seiner Personen giebt der Dichter, wie sich von selbst versteht, im Präsens diejenigen Gedanken, die sich auf die Zeit der Rede, d. h. auf die logische (objektive) Gegenwart beziehen.

Trotz der naturgemäfs grofsen Anzahl solcher Präsentia kommen bei denselben wenig Varianten vor. Diese Erscheinung hat ihren Grund darin, dafs eine Person von ihrer eigenen Gegenwart nur in einem einzigen Tempus reden kann, während dem Dichter für seine geschichtliche Erzählung drei, ja vier Tempora zur Verfügung stehen.

Wir können uns daher beim Präs. der Rede verhältnismäfsig viel kürzer fassen als beim Präs. der Erzählung.

1) In seltenen Fällen bezeichnet das Präs. der Rede Handlungen, welche in dem Augenblicke zur Ausführung gelangen, in welchem von ihnen die Rede ist, wie:

1554. Devant vus l'en seisis; bel m'est ke le grantez.

Ferner 1794, 1859, 1902, 2040, 2059, 2060, 2232, 2321, 2323, 2357, 2372.

2) Das Präs. dient in der Rede zur Bezeichnung von Handlungen, die sich in einem gröfseren, die Gegenwart des Sprechenden mit umfassenden Zeitraume zu ereignen pflegen, ohne sich gerade in dem Augenblicke bethätigen zu müssen, in welchem sie erwähnt werden:

1896. Une pus bien ne me volt; pur çoe de lui me trai.

Ferner 1922, 1966, 2062 etc.

3) Das Präs. der Rede steht, wie dasjenige der Erzählung, in sententialen Aussprüchen:

1945. Taunt cum est sein del cors, s'est de rien apelé.

Ferner 1945a, 1949, 1979 etc.

4) Wenn von Zuständen gesprochen wird, die in der logischen Gegenwart dauern, so gebraucht der Redende naturgemäfs das Präs., indem er von der längeren oder kürzeren Dauer dieser Zustände einfach nur die Gegenwart erwähnt. Diese Klasse von Präsentien ist infolge der vielen eingestreuten Reden sehr zahlreich vertreten. Sie findet sich

a) In Hauptsätzen:

1459. Ma defence ai ci preste e aparaillee.

Ferner 1462, 1475, 1477, 1528, 1552, 1558, 1561, 1563. — 2361, 2371—2373 etc.

b) In Nebensätzen aller Art, vornehmlich in Relativ- und Substantivsätzen:

1487—8. La bataille en avras ja de mei per a per
Que la lei de Mahun ne valt d'œf un quarter.

Ferner 1460, 1479, 1488, 1490, 1528. — 2350, 2366, 2379 etc.

Anm. Quant mit dem Präs. der Rede hat nie temporale Bedeutung, sondern ist gleich dem lat. cum causale und dem neufrz puisque oder comme, vgl. v. 1528, 1552, 1880, 2048a; in v. 1858 scheint es ferner einen substantivischen Ergänzungssatz und in v. 1901 einen Bedingungsnebensatz einzuleiten.

5) Der Begriff der Gegenwart wird, wie in allen Sprachen, zuweilen so erweitert, dafs eine eben beendigte Rede noch zur Gegenwart gerechnet wird:

1485. Va, paien! çoe que diz ne fait a otriër.

Ferner 1551, 1899, 2253, 2338, 2374, 2382.

Vgl. hierzu das Präs. der Erzählung in v. 2251, sowie andererseits das Perf. der Rede in v. 1484.

Anm. Auch von venir, wenn es sich auf eine eben vollendete Reise bezieht, kommen derartige Fälle vor; vgl. v. 2239, 2246, 2254 (CO) gegenüber 2260, 2262; 2261 (CO), 2351.

6) Eingehendere Berücksichtigung erheischen die Bedingungssätze des Präsens. Sie werden zwar im Horn in derselben Weise konstruiert wie im Nfrz., da die Konjunktion si auch im Horn schon das Präsens regiert; aber unser Dichter gestattet sich in seiner volkstümlichen Sprache manche Freiheiten, die sich im Nfrz. selten oder nie mehr finden. Des Präsens bedient sich eine Person in einem hypothetischen Satzgefüge jedesmal, wenn sie einen Bedingungsfall mit vollständiger Gewifsheit hinstellen will.

Wir behandeln Protasis und Apodosis getrennt.

a) Der Bedingungsnebensatz. Derselbe kann α) einen Fall enthalten, über dessen Bestehen oder Nichtbestehen in der logischen Gegenwart schon entschieden ist, ohne dafs der Sprechende davon Kenntnis hat, oder β) einen Fall, dessen Eintreten noch der Zukunft anheimgestellt bleibt.

Beispiele für α) sind:

2268. Si fiz estes le rei a ki cest regne apent,
Dunc remeindrai od vus si en faites covent.

Ferner 1460, 1478, 2076, 2233, 2247, 2302, 2358.

Beispiele für β) sind:

1458. Si bataille voelent, ne lur iert pas veee.

Ferner: 1486, 1489, 1559, 1784, 1861, 1881, 1882, 1884, 1898, 1903, 1919, 1925, 1929, 1933, 1934, 1938, 1946, 1951, 1956, 1961, 1962, 1963, 1967, 1979, 2039, 2042, 2044, 2045, 2061, 2069, 2086, 2092, 2093, 2100, 2102, 2120, 2121, 2123, 2237, 2262, 2269, 2306, 2320, 2324, 2351, 2375, 2377.

Anm. 1. In den unter α) angeführten Versen 2268 und 2358 nähert sich si der Bedeutung des nfrz. puisque.

Anm. 2. An Stelle der Konjunktion si tritt zuweilen eine andere Konjunktion oder eine andere Satzkonstruktion, und zwar finden sich

a) quant in v. 1904;

b) eine Frage in v. 1865;

c) Relativsätze in v. 1964, 1977, 2055.

Die hypothetischen Satzgefüge mit relativischen Nebensätzen enthalten Regeln und sententiale Gedanken. Doch stehen derartige Nebensätze öfter im Fut., vgl. namentlich v. 2376; ferner 1841, 2263, 2326. 2380.

Anm. 3. Wenn einem Bedingungssatze noch ein solcher beigeordnet wird, so steht in dem zweiten Bedingungssatze, falls er nicht durch si angeschlossen ist, der Subjunktiv wie im Nfrz., siehe v. 1211, 2039, 4267. Die Konjunktion que ist noch nicht obligatorisch, wie v. 2039 zeigt.

Auch unter den relativischen Bedingungsnebensätzen kommt ein solcher Fall vor: v. 4515.

Anm. 4. Vencu sui in v. 2086 ist als Präs. zu fassen, einerseits wegen der Analogie mit venk in v. 1956, andererseits weil das Perf. im Bedingungssatze nicht als auf die Zukunft bezüglich vorkommt (s. Perf. 2 d und vgl. v. 668).

Anm. 5. Es giebt, wie in der Erzählung, so auch in der Rede Beschränkungssätze, z. B. 1644: si la geste ne ment, 1934: si vus plest, 2237: si joe puis, 2262: si deu le me cunsent.

In v. 1979 ist s'il vus plest ein Anakoluth; es steht aufserhalb der Konstruktion.

Anm. 6. Von v. 1458 zu v. 1459 findet ein Übergang aus der indirekten in die direkte Rede statt. Die Konstruktion des realen Bedingungsfalles erleidet dadurch keine Änderung.

b) Der Bedingungshauptsatz. Das Verb des Bedingungshauptsatzes erscheint meist im Fut. oder im Imperativ, oder es findet sich die einem Fut. gleichwertige Verbindung eines Hilfsverbs mit einem Infinitiv.

Das Präs. eines einfachen Verbums im Bedingungshauptsatze steht in folgenden der weiter oben angeführten Verse: 1459, 1477, 1929, 1937, 2076—9, 2320, 2351. Diese Beispiele zerfallen in drei Klassen:

α) In v. 1459, 1477, 1489, 2079 ist die Erfüllung der Bedingung zum Zustandekommen des Bedingten nicht mehr nötig. Vielmehr besteht das Bedingte schon in der Wirklichkeit und wird nur mit Emphase in Erwähnung gebracht für den Fall, dafs jene Bedingung in Erfüllung gehen sollte.

β) In v. 1929 und 1937 steht das Präs. mit Nachdruck anstatt eines Fut.

γ) In v. 2320 ist eine Ellipse anzunehmen: vor dem scheinbaren Nachsatze ist „vus orrez ke“ zu ergänzen. Eine ähnliche Ellipse liegt in v. 2351 vor. Es sind dort nämlich nach dem Inf. servir die Worte „e joe vus servirai“ zu ergänzen. Auf gleiche Weise kann v. 1967 erklärt werden, indem man zwischen Haupt- und Nebensatz ein „seiez certain“ oder „ne pensez pas“ einfügt, wenn man nicht lieber eine Vermischung des realen mit dem potentialen Bedingungsfalle annehmen will.

Anm. Eine schwierige Stelle ist v. 880. Wahrscheinlich hat C die richtige Lesart bewahrt, und es ist ein Anakoluth anzunehmen: man sollte nämlich als sinngemäfsen Nachsatz ungefähr erwarten: „wird dieser Betrug wahrlich geahndet werden.“

7) Erwähnung verdienen endlich die Präsentia der modalen Hilfsverben einmal wegen ihres häufigen Vorkommens, und ferner wegen ihrer Berührung mit dem Futurum. Durch sie wird gewöhnlich irgend eine unerwiesene Behauptung, eine Ansicht der redenden Person, eingeführt, die oft einen sententialen Charakter hat.

a) Diese Verba haben modale Geltung:

deveir in v. 1484, 1491, 1702, 1934, 1941, 1947, 1959, 1964, 2234, 2245, 2246, 2248, 2379;

estoet in v. 1480, 2048;

poeir in v. 1481, 1483, 1781, 1784, 1860, 1951, 2028, 2045, 2048a, 2064, 2124, 2276, 2278, 2308, 2348a;

voleir in v. 1460, 1898, 1929, 1946, 1962, 1967, 2035, 2042, 2051, 2143, 2145, 2149, 2236, 2320.

b) Sie haben transitive Kraft in v. 1458, 1703, 1802, 1861, 1879, 1961, 1963, 1971, 2022, 2065, 2093, 2237, 2264, 2374.

3) Das subjektive Präsens.

Unser Dichter verläfst zuweilen seine objektive Darstellungsweise und redet seine Hörer oder Leser in direkter Rede an. Solche persönliche Äufserungen dienen namentlich dazu, die Aufmerksamkeit des Publikums rege zu erhalten. Mit dem Stoffe selbst haben sie wenig zu thun.

Die hierher gehörigen Fälle sind:

1818. Issi cum vus oëz, fud l'amistié fermez.

Ferner 1474, 1772, 1773, 1827, 2184, 2213, 2287.

Anm. In der direkten Rede des Dichters ist das Präs. genau so gebraucht wie in der Rede der Personen. Es kommen z. B. Erweiterungen der Gegenwart über die nächste Vergangenheit und Zukunft vor: v 1474, 1818, 2213, sowie auch hypothetische Satzgefüge: v. 1773 und 1827.

Das Futurum I.

Das Futurum bezeichnet eine Handlung, die mit Bezug auf die jeweilige Gegenwart in der Zukunft liegt.

Die vorkommenden Futura zerfallen streng genommen nur in zwei Hauptklassen: das Fut. der Rede und das subjektive Fut. Das Fut. der Erzählung erhält ein durchaus subjektives Gepräge dadurch, dafs der Dichter sich in die historische Gegenwart zurückversetzt und von diesem Standpunkte aus das später Geschehene als für ihn zukünftig betrachtet.

Da der Dichter indes nur an einigen Stellen in der ersten Person redet, in den meisten Fällen aber nicht, so behalten wir für das Fut. die bisher beobachtete Scheidung bei und werden nur ganz persönliche Unterhaltungen des Dichters mit seinem Publikum unter die subjektive Abteilung dieses Tempus einreihen.

1) Das Futurum der Erzählung.

Das Fut. gebraucht der Dichter in der Darstellung,

1) wenn er der Erzählung vorauseilt und auf Ereignisse hinweist, die noch bevorstehen. Dieselben sind in der Reihenfolge der Thatsachen nicht immer unmittelbar die nächsten, gehören aber noch in den Abschnitt der Geschichte, welchen der Dichter gerade behandelt. Wird eine Begebenheit von gröfserer Wichtigkeit vorausgesagt, so vertritt das Futurum gewissermafsen die Stelle der Überschrift für die betreffende Episode. Beispiele sind:

1499. La bataille en iert ja aprés lur deffiër.

Ferner 1469, 1470, 1521, 1585, 1644, 1646, 1653, 1660, 1734, 1870.

Anm. Dieses Fut. ist dem unter A, 4 angeführten Präs. der Erzählung sehr ähnlich. Wie jenes vermittelt es den Übergang zu etwas Neuem. In obigen Fällen ist mithin das Fut. zu einem historischen Tempus geworden.

2) In Betrachtungen und parenthetischen Zusätzen:

1495. — La doctrine Herland li avera or mester etc. —

Ferner 1604, 2160.

3) In sententialen Aussprüchen:

1875. Mut dist veir ki çoe dist: Ja ne murra(d) envie.

Aufserdem 2177.

4) Bei der indirekten Wiedergabe von Worten und Gedanken, wenn sie sich auf die Zukunft bezogen:

1574a. N'i ad cil ne s'en vant qu'il frad chevalerie.

Ferner 1456—1458, 1575, 1604, 1748, 1749.

Anm. zu 1—4. Das Fut. nimmt gern die Adverbien ja und mes zu sich. Ja findet sich: 1499, 1521, 1604, 1644, 2177; mes: 1734, 1749. Aufserdem kommt vor: uncore: 1469, or: 1495; desormés: 2160. Als Negation steht: ja — ne: 1604, 1875, 2177; ne — mes 1749.

2) Das Futurum der Rede.

In der Rede wird das Futurum gebraucht, um eine Behauptung aufzustellen, die sich auf die Zukunft des Redenden bezieht. Es steht

1) in Hauptsätzen, und zwar

a) bezeichnet es eine zukünftige Handlung ohne weitere Merkmale:

1546. Par ces, vos enemis par trestut materez.

Ferner 1551, 1558, 1560, 1561, 1569, 1636, 1786, 1799, 1804, 1815, 1816, 1856, 1863, 1867, 1883, 1884, 1886, 1892—1894, 1897, 1900, 1932, 1954, 1969, 1972, 2052, 2085, 2091, 2096, 2101, 2103, 2104, 2114 (?, C), 2119, 2144, 2150, 2152, 2153, 2255, 2272, 2275, 2319, 2328, 2329, 2338, 2353, 2374, 2380, 2381.

Anm. Manchmal steht das Fut. eines einfachen Verbs an Stelle eines modalen Hilfsverbs mit dem betreffenden Infinitiv; z. B. ist in v. 1636 rendrai = voil rendre, in v. 2091 troverai = purrai trover. Jedoch tritt diese Eigenschaft des Fut. nicht überall mit gleicher Deutlichkeit zu Tage; es ist deshalb unmöglich, von diesen Fällen eine besondere Kategorie zu bilden.

b) Eine Eigentümlichkeit des Horn ist das häufige Vorkommen des Fut. der modalen Hilfsverben. Es findet sich das Fut. von poeir: 1791, 1792, 1787, 1863, 1867, 2023—2025, 2038, 2055, 2059, 2060, 2265; das Fut. von voleir: 1482, 1786, 2067, 2373; estovera: 2061.

Das Fut. von deveir kommt unseres Wissens nur in v. 4564 (C allein vorhanden), und zwar in indirekter Rede, ferner in der zu verwerfenden Lesart H in v. 2265 vor.

In Bezug auf die Bedeutung des Fut. gegenüber dem Präs. dieser Verba ergiebt sich, dafs das Fut. erstens für eine fernere und darum unsicherere Zukunft gebraucht ist, zweitens dafs es sich nur auf konkrete Fälle, also nicht auf Regeln und Sentenzen, bezieht, und drittens dafs es gröfsere Zurückhaltung im Aussprechen der Behauptung bekundet, d. h. ein Ausdruck der Bescheidenheit oder Höflichkeit ist.

Anm. v. 2059 ist wohl in allen drei Hss. verderbt. Das „e" in C scheint uns ursprünglich zu sein, da çoe vus pri Hauptsatz zum vorhergehenden Verse ist. Vielleicht hat v. 2059 gelautet:

Çoe vus pri, e purrez (purrat?) vus de mei sovenir.

Vgl. die analoge Stelle 1791. Dort, sowie 2023–2025, kommt das Fut. von poeir in mehreren Versen hintereinander vor, doch nicht so, dafs es den Wohllaut störte, wie es in v. 2059 und 2060 am Ende der Halbverse geschieht.

c) Das Fut. der Rede steht gern in Begleitung von Adverbien der Zeit. Ja und mes sind fast ausschliefslich Adverbien für die Zeitform der Zukunft. Es kommen vor: ja 1457, 1462, 1487, 1639, 1792, 1841, 1854, 1891, 1918, 1926, 1931, 2033, 2055, 2237, 2354; — mes 1672, 1689, 1690; — ja mes 1919; — mes ore 2094; — desore (desormés) 2280; — mar 1413, 1813, 2056, 2095 (dieser Vers fehlt in C), 2302 O (?. Vgl. jedoch v. 4063 C); — unc (nur in O) 1456; — dunc, idunc 1880, 1888, 2098, 2122, 2269; — or 1864, 1868, 2098, 2328; puis 1812, 2106, 2274; — ui 1568; — dementiers 2068; — en present 1939; — sempres (= sogleich) 2155.

Die Negation ne kann zu allen diesen Adverbien treten, mit Ausnahme von mar, das allein schon eine vollständige Negation bildet.

d) Das Fut. ist das vorwiegende Tempus des Bedingungshauptsatzes: 1458, 1486, 1559, 1841, 1861, 1882. — 2376, 2377, 2380 (s. Präs.).

e) Das Fut. kann eine Handlung bezeichnen, die gethan werden soll. Es steht alsdann in milderer Weise statt eines Imperativs. Diese Bedeutung hat das Futurum:

1481. Si tendrez la Mahun ki melz vus poet salver.

Ferner 1482, 1547, 1701, 1795, 1813, 1938a, 1961, 2053, 2118, 2271.

Anm. 1. Auch avrez in v. 1852 und 1855 scheint in modaler Bedeutung zu stehen und = aiez: „möget, sollt ihr haben", zu sein.

Anm. 2. Ratschläge, Ermahnungen und Befehle werden meist der

angeredeten Person gegeben. Darum finden sich unter den obigen Beispielen nur zwei in der dritten Person: 1813 und 1938a.

f) In einem Falle hat das Fut., dem Präs. gleich, sententiale Geltung und bezeichnet eine Wiederholung:

2369—70. Meinte feiz avendra
K'un povre valletun al (?) riche resemblera.

2) Das Fut. der Rede steht in Nebensätzen, und zwar:

a) In den schon beim Präs. der Rede (6a, Anm. 2) anfgeführten Fällen von bedingenden Relativsätzen: 1841, 2263, 2326, 2376, 2380.

b) In uneigentlichen Relativsätzen (relativisch angeschlossenen Hauptsätzen), wenn ihre Handlung in die Zukunft fällt:

1547—8. Horn sur tutes vos genz conestable ferez,
Ki (= kar il) tresbien les merra si cum comanderez.

Ferner 1852, 1864, 1877, 1928.

c) Nach si cum und tel cum, wenn die Handlung in die Zukunft fällt:

2046—7. de tel vie mener
Cum vus vendra a gre.

Ferner 1482, 1548.

d) Im Substantivsatze, wenn die Handlung in die Zukunft fällt oder wenn das Verbum des Hauptsatzes im Fut. steht:

1859. Or vei bien, dist Wikele, ke cest don n'avrai mie.

Ferner 1885, 2264, 2370, (2373).

e) Nach verschiedenen Zeitkonjunktionen, wenn die Handlung des Hauptsatzes in die Zukunft fällt. Es kommen vor:

quant (in den Bedeutungen „so oft als“ und „wann“):

1791. Quant le verrez, de mei vus purra remember.

Ferner 1863, 2038, 2274;

taunt cum: 1793, 1892 (vgl. taunt cum mit dem Präs. in einem allgemeinen Ausspruche v. 1945);

al plus tost ke: 2060.

Anm. In v. 2038:

Mes quant repeirerai, sil purrat cumparer,

steht das Fut. I nach quant an Stelle eines zu erwartenden Fut. II.

f) In einem einzigen beglaubigten Falle tritt das Fut. nach si im Bedingungssatze auf, und zwar in einem formelhaften Ausdrucke:

1127. Amer me purriëz, si vostre pleisir ere.

Es ist allerdings die Möglichkeit nicht ausgeschlossen, dafs ere hier = lat. erat ist. Ere kommt noch vor, aber immer als Fut.: 805, 3. Sg.; 1173, 1. Sg.; 5064, 1. Sg. (2803 H?!).

Anm. Als Variante zum Präs. kommt das Fut. nach si noch in v. 1210 O vor, ist aber dort nicht anzuerkennen.

3) Das subjektive Futurum.

Von den Fällen, in welchen der Dichter sich persönlich an sein Publikum wendet, gehören einige dem Futurum an. Es sind folgende Verse:

1773. Cum joe vus dirrai ja si j'en sui escuté.

Ferner 1779, 1827, 2244.

Auffallend ist auch hier das häufige Vorkommen des Futurums der Hilfsverben.

Das Futurum II.

Das Fut. II kommt im Horn selten vor. In unserer Partie findet es sich nur an zwei Stellen, und zwar in der Rede:

2151. Cest bou d'or melekin avrez bien esmeré.

Ferner 2155 nach tresque.

In beiden Fällen hat das Fut. II seine eigentliche Bedeutung, nämlich die des lat. Fut. exactum. Es bezeichnet Handlungen, die an und für sich zukünftig, aber im Vergleich zum eigentlichen Futurum schon vergangen sind.

In v. 2151 ist das Fut. II als gleichzeitig zu fassen mit einem anderen Fut. II, das ungefähr lauten würde:

quant vus m'i avrez mené.

Anm. v. 2275:

Bien i ert enpleié bon aveir, çoe m'est vis,

und der analoge Vers 2380 enthalten nur scheinbare Futura II; in Wahrheit sind es einfache Futura, welche einen in der Zukunft dauernden Zustand bezeichnen.

Das Perfectum (compositum).

1) Das Perfektum der Erzählung.

In der Erzählung findet das Perf. eine zweifache Verwendung. Es erzählt nämlich erstens Vorgänge der geschichtlichen Gegenwart (Perfectum historicum); zweitens bezeichnet es eine in der geschichtlichen Gegenwart schon vollendete Handlung (einen Zustand), mit dem Begriffe, dafs der aus der Handlung hervorgegangene Zustand in der geschichtlichen Gegenwart fortdauert (Perfectum præsens oder logicum).

Beide Bedeutungen hat das frz. Perf. von dem lateinischen übernommen.

a) Das Perfectum historicum.

Das Perf. hist. bezeichnet einen Vorgang der jeweiligen geschichtlichen (objektiven) Gegenwart, steht also zeitlich dem Präs. der Erzählung vollkommen gleich. Zwischen diesen beiden Temporibus be-

steht aber der durchgreifende Unterschied, dafs das Perfektum nur Handlungen wiedergiebt, also nie in Beschreibungen, Betrachtungen oder parenthetischen Zusätzen verwendet wird.

Das Perf. hist. bedeutet daher immer einen Fortschritt der Erzählung, und es kann nirgends ein Imperf. für dieses Perf. eintreten.

Es lassen sich folgende zwei Arten des Gebrauchs beim Perf. hist. unterscheiden:

1) Das Perf. erzählt eine Handlung, die sich, wie es beim Präs. immer der Fall, in den Gang der Ereignisse folgerichtig einreiht. Ein festes Gesetz für die Anwendung des Perf. gegenüber der des Präs. läfst sich nicht erkennen. Das Perf. hat jedoch fast immer die Eigenschaft, der in ihm wiedergegebenen Handlung einen gewissen Nachdruck zu verleihen. Diese hervorhebende Kraft äufsert sich in der Mehrzahl folgender rhetorischen Merkmale, welche öfter dem Perf. eigen sind als den übrigen erzählenden Temporibus:

a) Das Perf. hist. steht vorzugsweise zu Anfang eines neuen Abschnittes der Erzählung oder einer neuen Episode: 1580, 1614, 1630, 1657, 1717, 1731, 1740, 1989, 2107, 2128, 2198, 2314.

b) Das Perf. steht häufig zu Anfang einer Laisse, da mit einer neuen Laisse oft eine neue Episode anhebt: 1500, 1519, 1537, 1696, 1753, 1774, 2003, 2070, 2136, 2309.

Anm. 1. Das Perf. ist nicht immer das erste Verbum der Episode oder Laisse, sondern hat zuweilen einen Vordersatz oder eine vorbereitende Schilderung in einem anderen Tempus vor sich, vgl. 1537, 1740, 1751—2, 2070, 2198, 2313; 1628—9, 1695.

Anm. 2. Mehrfach ist das Perf. in der Weise gebraucht, dafs über den Verlauf der Handlung schnell hinweggeeilt und nur der Abschlufs, das Resultat derselben vor Augen gestellt wird, vgl. 1657, 1696, 1774, 2136, 2309. Solche Fälle bilden gleichsam eine Mittelstufe zwischen dem Perf. hist. und dem Perf. log.

c) Das Perf. ist häufiger als die anderen hist. Tempora angewandt, wenn am Anfange einer neuen Laisse ein schon in der vorhergehenden Laisse erwähnter Vorgang wiederholt und dadurch eine Verbindung mit dem Folgenden hergestellt wird, z. B. in v. 1647, 1724, 2166, 1327 etc. Vgl. dagegen v. 2185—6, 2227, 3234 etc.

d) Wie am Anfange von Abschnitten erscheint das Perf. auch innerhalb derselben, und zwar an Stellen, wo nach einer abschweifenden Betrachtung oder einer Nebenhandlung die Erzählung der Haupthandlung wieder aufgenommen wird, z. B. v. 1532, 1583, 1704, 1731, 1744—5, 1777, 2109, 2172, 2178, 2193, 2286.

Anm. In Laissen, die auf eine häufig vorkommende Endung des Part. passé ausgehen, ist oft kein besonderes Merkmal des Perf. ersichtlich, vielmehr erscheint es dort von der Notwendigkeit des Reimes abhängig. Vgl. 1720, 1757 ff., 2156 ff. etc.

e) Das Perf. nimmt, gemäfs seiner hervorhebenden Eigenschaft, in gröfserem Umfange als die anderen Tempora, Adverbien der Intensität, oft auch adverbiale Ausdrücke der Beschreibung und Ausmalung, zu sich. Vgl. die oben schon citierten Verse 1704: De aïr l'ad feru etc., und 1740; ferner 1555, 1630, 1649, 1742, 1744 etc.; dagegen 1579, 1624, 1723 u. a.

Anm. Gern steht das Perf. mit dem Adverb a (i)tant. In unserer Partie kommt es so sechsmal vor: 1614, 1704 (? OH), 1869 (H), 2107, 2128, 2383. A tant findet sich aber auch beim Präs. (z. B. 2281) und beim Aor. (z. B. 2330). In v. 1869 spricht der Wohllaut für die Fassung von H; gegen dieselbe spricht aber die Trennung von Subjekt und Prädikat durch die Cäsur. Vielleicht hat der Vers ursprünglich gelautet:

A tant s'en est turné (sc. Horn). Wikle out chiere marrie.

Vgl. hierzu v. 1228—9, 3980—1; 2107, 2383, 2958; 343, 697; 2448. Siehe auch Präs. 1, A 3, Anm. 3.

f) Das Perf. tritt, wie das Präs., in enklitischer Stellung auf und bezeichnet alsdann, gleichfalls wie das Präs., eine Fortsetzung oder eine Wirkung der Thätigkeit desjenigen Verbums, an welches es sich anlehnt. Die beiden Glieder verteilen sich auch hier auf einen, zwei oder mehr Verse. Sie sind teils koordiniert, teils ist eins dem anderen subordiniert. Beispiele für ersteren Fall sind:

1871. Sa sele mist mut tost, sa veie ad acoillie.

Ferner 1530a—b (?), 1640—1, 1831, 1915, 2012, 2050, 2126, 2129, 2135 (für chemins: sens oder quoer zu lesen?); Beispiele für letzteren Fall: 1668—9, 1753—55.

Anm. Die Verse 1669 und 1754—5 bezeichnen, trotzdem sie äufserlich die Geltung von Nebensätzen haben, einen Fortschritt der Handlung, denn sie enthalten das Hauptmoment ihres Satzgefüges. Vgl. dazu: 38, 201, 741, 757, 1327, 1339, 4478.

2) In eigentümlichem Gebrauche steht das Perf. in der Erzählung an einigen Stellen, wo der Dichter seiner Darstellung vorgreift und auf Ereignisse hinweist, die sich nicht unmittelbar an die eben erzählten anreihen. Das Perf. hat hier die Geltung des Fut. und steht wie dieses gleichsam als Überschrift für einen Abschnitt der Geschichte. Wir werden auch den Aorist noch in dieser Verwendung kennen lernen. Bemerkenswert ist, dafs das Perf. in dieser Bedeutung nicht selbständig vorkommt, sondern sich in koordinierter Stellung an ein Fut. oder einen Aor. anschliefst.

Aus unserer Partie gehören zwei Stellen hierher, an welchen

allerdings nur die Hs. C das Perf. aufweist, während O H den Aor. bieten. Wir meinen die Verse 1820—1:

Mes gaires ne dura qu'il ne sunt devisez
Par un mal traïtor par k'il (ki?) sunt encusez,

die inmitten einer ganzen Anzahl ebenso gebrauchter Aoriste stehen. Wenn daher im ganzen Horn nur obige beiden Beispiele dieses Perf. vorkämen, würde man sich kaum für berechtigt halten, dort die Lesart von C als echt gelten zu lassen. Es finden sich aber noch zwei ganz analoge Stellen, nämlich die Verse 1303 und 3364, ersterer in beiden Hss. (C und O) übereinstimmend, letzterer nur in C verständlich gegeben.

Es geht aus der Vergleichung der vier Beispiele hervor, dafs das Perf. in v. 1820—1 aller Wahrscheinlichkeit nach echt ist. Siehe ferner das subj. Perf. v. 1836.

b) Das Perfectum logicum.

Auf das zusammengesetzte Perfektum ist auch die Grundbedeutung des lat. und die einzige Bedeutung des griech. Perf. übergegangen. Das Perfektum ist nämlich das Präsens der vollendeten Handlung, d. h. es bezeichnet eine mit Bezug auf die Gegenwart vollendete Handlung, die entweder als Zustand oder in ihren Folgen noch fortdauert.

Wo dieses Perf. von irgend einem Tempus abhängig ist, hat es den Charakter einer Zeitform der Vorvergangenheit, vertritt also das Plusquamperfektum.

a) Das Perf. bezeichnet lediglich einen aus einer Handlung hervorgegangenen und in der objektiven Gegenwart noch fortdauernden Zustand:

1645. Kar li soen ont ja fait vers lui raliëment.

Ferner 1572, 1608, 1735, 2000, 2017, 2140, 2312, 2313.

b) Das Perf. steht in Verbindung mit einem hist. Tempus, meist einem Präs., welches die vollendete Handlung des Perf. bis in die objektive Gegenwart fortsetzt oder deren Folge ist:

1609. Mes li fol sunt eissu e gisent en la pree.

Ferner 1709, 1721, 1768, 1768a, 1908, 2204, 2205, 2288.

Vgl. hierzu Präs. 1, A 2 u. 1, B 3.

c) Einmal steht das Perf. log. in einer Sentenz: v. 1602. Die Wiederholung ist dort durch einen besonderen adverbialen Zusatz gekennzeichnet.

d) Das Perf. steht nach den Zeitkonjunktionen quant, cum, puisque, tresque, ohne Rücksicht auf das Tempus des Hauptsatzes:

2070. Pus k'ont changé aneals, Horn ad lessé Rigmel.

Ferner 2164, 2182, 2193, 2243, 2316.

Das Perf. findet sich nach diesen Konjunktionen nur, wenn der Zustand durch eine Handlung verursacht ist. Bei transitiven Verben aber läfst sich ein Unterschied in der Verwendung des Perf. und des Präs. nicht erkennen; vgl. quant ad veü in v. 3204, 3343, 3452, 3644, 4452, 4491, 5157 mit quant veit in v. 1497, 2011 etc.

2) Das Perfektum der Rede.

In der Rede hat das Perf. nur eine Bedeutung, und zwar die des Perf. log. der Erzählung. Es dient zur Bezeichnung einer vergangenen Handlung, welche zu der jeweiligen Gegenwart und zumeist auch zu dem Sprechenden oder dem Angeredeten noch in einer wirklichen oder gedachten Beziehung steht. Das Perf. der Rede berührt sich daher eng mit dem Perf. log. der Erzählung.

a) Das Perf. wendet der Redende an von vergangenen Handlungen mit Hervorhebung des durch sie geschaffenen gegenwärtigen Zustandes:

1484. Quei ad dit cist vassal? Ne me dei mes celer.

Ferner 1528, 1545, 1550, 1688, 1850, 1876, 1899, 1920, 1936, 2142, 2230, 2240, 2256, 2260, 2262, 2267, 2279, 2303, 2319, 2325, 2341, 2352, 2356.

Anm. Oft gehört mit dem Perf. noch ein Präs. oder Fut. zusammen, welche aussagen, inwiefern die Handlung des Perf. auf die Gegenwart Bezug hat; vgl. v. 1484, 1528, 1876, 2142, 2230, 2260, 2279, 2325.

b) Das Perf. der Rede dient zur Bezeichnung von Handlungen, die sich durch eine längere Zeit der Vergangenheit bis in die Gegenwart des Sprechenden hinein wiederholt oder fortwährend ereigneten:

1806. K'il m'ad suëf nurri de mut petit tusel.

Ferner 1883, 2018, 2347, 2356.

Anm. Das mit aveir esté gebildete Perf. Pass. in v. 2018 C wird durch v. 422, 2798 u. 3646 gestützt.

c) Das Perf. steht häufig in Nebensätzen, namentlich adjektivischen Relativsätzen. Die Hauptsätze enthalten stets ein präsentiales oder futurales Tempus und verbinden die vergangene Handlung des Nebensatzes mit der obj. Gegenwart, z. B.:

1475—6. joe sui un messager
De dous reis ki la sunt arivé a la mer.

Ferner 1543, 1544, 1557, (1577, 1578), 1809, 1917, 1921, 1923, 1940, 1941, 1950, 1957, 2067, 2096, 2117, 2146, 2341, 2350.

Anm. In v. 1941 ist das Perf. einfache Umschreibung eines Präsensbegriffes, wie aus den im folgenden Verse beigefügten Präsentia hervorgeht.

d) Das Perf. findet sich im Nebensatze eines realen Bedingungsfalles, wenn die Bedingung, falls sie wirklich ist, der Vergangenheit

angehört, sich aber in ihrer Wirkung bis auf die Gegenwart erstreckt. Die Beispiele sind:

3831. E s'el(e?) nel ad forfait, encore l'amerai.

Ferner 665, 3760, 3815, 4051, 4063, 4266, 4919.

Anm. 1. Mehrfach kann man ohne weiteres das Präs. eines anderen Verbs für das Perf. einsetzen, z. B. in v. 3831: „Wenn sie es noch verdient." Vgl. dazu Präs. 2, 6a, α und Anm. 4.

Anm. 2. In v. 665 steht der Bedingungsnebensatz ohne Hauptsatz in Gestalt eines Ausrufes.

3) Das subjektive Perfektum.

In den persönlichen Äufserungen des Dichters ist das Perf. genau so gebraucht wie in der Rede der Personen und wie das Perf. log. der Erzählung: es bezeichnet eine mit Rücksicht auf und für die subjektive Gegenwart vergangene Handlung, d. h. der durch die Handlung geschaffene Zustand besteht in der subj. Gegenwart noch fort.

1) In unserer Partie weisen nur die Hss. O H ein solches Perf. auf: ai dit in v. 1818; das von C gebotene oëz dürfte aber vorzuziehen sein. Sonst kommen im Horn öfter dergleichen Perff. vor, z. B. gleich im ersten Verse:

Seignurs, oï avez le vers del parchemin.

Ferner 1440, 2917, 2919 etc.

2) Vom Standpunkte der subj. Gegenwart ist aber in unserer Partie gesprochen der parenthetische Vers 1836:

Qu'est traïtre e coart, çoe est tut veir provez,

und wohl auch der ähnliche Vers 1712. In betreff des Verses 1836 verweisen wir auf die unter 1 a, 2 behandelten ähnlichen Perff., welche aber Vorgänge früherer Zeiten schlechthin als einmal vorgekommen erzählen, ohne Beziehung auf irgend eine andere Zeit, also historisch gebraucht sind. V. 1836 würde übrigens leichter verständlich und logisch richtiger sein, wenn sich für est traïtre: ert traïtre fände, wie ähnlich in v. 1835. Immerhin kann jenes est ursprünglich sein, denn unser Dichter schaltet mit der Zeitfolge und mit den Zeitstufen nach seinem Belieben, vgl. 2251, 2880 u. a. — Vgl. auch v. 1899.

3) Es gehört endlich hierher die Sentenz in v. 3586—8. Das Perf. in der Bedingung v. 3588:

Si deus n'en ad aunceis fait sun ordeinement

ist genau gebraucht wie der gnomische Aorist im Griechischen: es gilt für alle Zeiten. Die Zeitstufe der Vergangenheit scheint der Dichter hier wegen des Adverbs aunceis gewählt zu haben.

Der Aorist.

Mit dem Namen Aorist bezeichnen wir, wie schon bemerkt worden, die sonst Passé défini oder Parfait simple genannte Zeitform, und zwar weil dieses Tempus in Bedeutung und Verwendung dem griech. Aorist näher verwandt ist als dem lat. Perfektum.

1) Der Aorist der Erzählung.

Ähnlich wie das Perf. hat der Aorist in der Erzählung zwei verschiedene Bedeutungen. Er erzählt nämlich entweder Vorgänge der geschichtlichen (objektiven) Gegenwart (Aor. historicus), oder er bezieht sich auf Handlungen, die in der objektiven Gegenwart schon als abgeschlossene Thatsachen vorlagen (Aor. logicus).

a) Der Aoristus historicus.

Der Aorist ist im Horn das Haupttempus der Erzählung, bezeichnet also eine dem Perf. hist. und dem Präs. gleiche Zeitstufe. Er hat diese Bedeutung von dem lat. Perf. ererbt, aus dem er der Form nach direkt hervorgegangen ist. Jedoch unterscheidet er sich in seinem Gebrauche dadurch vom lat. Perf. hist., dafs er auch einen Stillstand der Erzählung bedeuten, d. h. in die Funktion des lat. Imperf. eintreten kann.

A. Der Aorist bezeichnet einen Fortschritt der Erzählung. Wie beim Perf. hist. lassen sich zwei Hauptarten des Gebrauchs unterscheiden:

1) Der Aor. erzählt eine Handlung, die sich in den Gang der Ereignisse folgerichtig einreiht. Er findet sich

a) ohne besondere Merkmale:

1492. E quant il ot çoe dit, munta sur sun destrier.

Ferner 1493, 1504, 1510, 1515, 1522, 1536, 1576, 1632, 1642, 1643, 1661, 1663, 1664, 1678, 1714, 1716, 1777, 1837, 1871, 1872, 1874, 1910, 1913, 1914, 1991, 1993, 1994, 1996, 1998, 1999, 2071, 2072, 2108, 2137, 2141, 2174, 2186, 2194, 2195, 2228, 2242, 2315, 2330, 2384.

Anm. Der Aor. ist bei Wappnungen beliebt; vgl. von obigen Versen 1492—3, 1991—9. Die Form ont in v. 1994—9 scheint dasselbe zu bedeuten wie prist oder mist.

b) Der Aor. steht gern mit Zeitadverbien wie lors, aprés, puis, dunc, cum ainz etc. Die Negation des Aor. ist zuweilen unc — ne. Vgl. 2, 2, Anm. 1, b*α*. Beispiele sind:

1463. Lors sailli uns avant etc.

Ferner 1483, 1529, 1530a, 1531, 1556, 1927, 1973, 1980, 1987,

1991, 1995, 1997, 2004, 2021, 2030, 2071, 2072, 2279, 2330, 2334.

c) Auch nach der Partikel si (= und, und = da, so) findet der Aor. sich öfter als ein anderes erzählendes Tempus:

1683. Vers lui vait sil feri el healme barbarin.

Ferner 1643, 1664, 1687, 1708, 1831, 1837, 2071, 2294.

d) Der Aor. steht nach Zeitkonjunktionen. In unserer Partie kommen quant und tresque mit dem Aor. vor.

α) Der Aor. nach quant bezeichnet, genau wie das Präs. nach quant, die wirkliche oder angenommene Gleichzeitigkeit der Handlung des Nebensatzes mit der des Hauptsatzes:

1513. Quant Horn le vit venir, descent del gareignun.

Ferner 1509, 1537, 1555, 1632, 1699, 2014, 2016, 2020, 2158 (2175 u. 2200: ke = quant), 2270, 2294, 2313, 2331.

β) Der Aor. nach tresque (= bis):

2174. Bien dreit tindrent lur curs tresque vint al jornal.

Aufserdem 2013.

Anm. 1. Es finden sich auch den Aor. enthaltende Hauptsätze, welche Nebensätzen mit quant gleichstehen; vgl. v. 1684 u. 1687.

Anm. 2. Zweimal hat quant in unserer Partie die Bedeutung von lors oder die des lat. cum additivum, welches eine (meist unerwartete) Thatsache mit starkem Nachdruck einführt. Beide Sätze sind Hauptsätze und beidemal steht das Verbum escriër, das einen Ausruf einleitet:

1527. Quant li fel s'escria: Kar m'aïe, Apollin!

Ebenso 1701. Vgl. auch v. 3371, 3593.

2) Schon beim Perf. (1a, 2) ist darauf hingewiesen worden, dafs der Aor. zuweilen ein Vorgreifen in der Erzählung bedeutet, also eine Handlung bezeichnet, die nicht unmittelbar auf die zuletzt erzählte folgt. Der Aor. hat alsdann die Geltung eines objekt. Fut. So ist er z. B. gebraucht in v. 1616—20, 1819—20, 1823—26, 1834.

Wenn man dazu noch vergleicht die Verse 103 (Fut. z. B. 109), 191, 1303, 1319—21, 3238 (! H), 3239, 3297, 3349—51 (?), 3364, 5180—1, 5244 (?, rein erzählend?), so gelangt man zu dem Schlusse, dafs in v. 1654—5 der Aor. ursprünglich gestanden und die Stelle gelautet hat:

A maint coupa le chief e (?) trencha (a) maint(e) (l')eschine,
E sa launce guia par mi meinte peitrine.

Anm. 1. Aus obigen Beispielen ergiebt sich:

1) dafs dieser Aor. namentlich in den weitschweifigen Einleitungen zu Kämpfen beliebt ist; er schildert, gleich dem Fut. (vgl. v. 1660 u. a), die Stimmung des Horn wie der übrigen Kämpfer;

2) dafs es bei diesem Aor. auf eine nähere oder fernere Zukunft, im Vergleich zur jeweiligen Gegenwart, nicht ankommt.

Anm. 2. Dieser Aor. findet sich häufig in Verbindung mit subjektiven Ausdrücken. Da er aber durchgehends thatsächliche, der weiteren Entwickelung der Geschichte angehörige Ereignisse bezeichnet, haben wir keinen Anstand genommen, ihn dem hist. Aor. beizuzählen.

B. Der Aorist bezeichnet einen Stillstand in der Erzählung. Er ist das Lieblingstempus der behäbigen, breiten Schilderung des Kunstepos, zu welcher Gattung der Horn ja gehört; er ist so zu sagen das echt höfische und zugleich, neben dem Fut., ein echt subjektives Tempus. Er wird daher folgendermafsen verwandt:

1) Im Aor. stehen Parenthesen, Urteile von Augenzeugen, überhaupt Betrachtungen über das Erzählte:

1498. Lors s'en vait dreit vers lui; — n'i out que corocier.

Ferner 1584, 1596, 1606, 1629, 1697, 1715a, 1722, 1723, 1818, 1987, 2112, 2139, 2161, 2169, 2185, 2187, 2287, 2311.

Anm. Dieser Aor. ist ein Mittelglied zwischen der objektiven und der subjektiven Darstellungsweise. Man könnte ihn relativ objektiv nennen. Der halb subjektive Charakter tritt namentlich hervor in den Versen 1818 und 2287, wo der Dichter „cum vus oëz" und „çoe plevis" hinzufügt.

2) Der Aorist steht lediglich als rhetorische Figur, im Anschlufs an ein Präs., ein Perf. oder auch einen Aor. der Erzählung, indem er meist das in jenen Ausgesagte nur umschreibt oder detailliert. Die enklitische Redewendung besteht auch hier teils aus einem Verse, auf dessen Hälften sich die beiden Tempora verteilen, öfter aber aus mehreren Versen, von denen jeder eines der betr. Tempora enthält.

a) Die einversige Redefigur:

1515. E li fels le feri; n'en fist esparneisun.

Ferner 1535, 1583, 1687, 1725, 1777.

b) Die mehrversige Redewendung:

1454—5. Ne fud as messagiers la parole celee,
Einz lur fud par le rei haltement dunc mustree etc.

Ferner 1504—5, 1507—8, 1515—6, 1524—6, 1529—30, 1532—3, 1535—6, 1661—2, 1664—8, 1777—8, 1580—1, 1684—5.

Anm. Meist findet sich der enklitische Aor. in Kampfscenen und ist dazu verwandt, die Wirkung der Schwerthiebe zu schildern.

3) Der Aor. bezeichnet Zustände von vorübergehender Dauer und hat vielfach imperfektivische Geltung:

1517. E quant il s'aperceit, dolent fud li glutun.

Ferner 1699, 1830, 1831, 2014, 2108, 2111, 2170, 2181, 2192 (fud), 2214, 2291, 2293, 2303, 2332.

Anm. Der Aor. giebt hier die Haupthandlung begleitende Nebenumstände und auch Nebenhandlungen an. Vgl. Präs. 1, Ba, 1.

4) Aus der in voriger Rubrik berührten Bedeutung des Aor.

scheint sich ein eigentümlicher Gebrauch desselben entwickelt zu haben. Der Aor. kann nämlich, ganz wie das Imperf., endgültig dauernde Zustände bezeichnen. Er dient namentlich oft zur Angabe von Eigenschaften von Personen und Dingen. Nur Charaktereigenschaften finden sich nie im Aor. Dieselben stehen zumeist im Imperf. (s. d. T.), seltener im Präs. (s. d. T. 1, Ba, 1 u. 4 [v. 1653] und Bb, 1 α, z. B. 1768). Wenn derartige Zustände im Aor. gegeben sind, wird nicht sowohl ihre Dauer als vielmehr ihre Thatsächlichkeit hervorgehoben. Beispiele sind:

1464. Mut fud hidus e grant od (out OH) chiere rechignee.

Ferner 1465, 1514, 1520, 1776, 1829, 1832, 1834, 1999, 2133, 2136, 2227, 2285, 2295, 2385, 2389, 2391, 1463.

5) Der Aor. der Erzählung steht endlich in scheinbaren Bedingungsnebensätzen, die in Wirklichkeit alle substantivische Ergänzungsnebensätze sind; vgl. Präs. 1, Bb, 5, Anm. 2. Die Hauptsätze enthalten stets präsentiale subjektive Ausdrücke des Dichters. Die Beispiele sind:

116. S'il furent esmaié, ne fet a merveiller.

Ferner 159, 1014, 4190. Siehe auch Aor. der Rede 7.

Anm. In v. 1026:

Si rien (l)i mesala C, mes(es)teit O, par çoe le radresça

ist si mesala = ce qui mesala; der Bedingungssatz enthält also eine Thatsache und ist zugleich Ergänzungssatz. Insoweit wäre daher der Aor. gerechtfertigt. Aber kein anderes Beispiel des Aor. im Bedingungsnebensatze bedeutet im Horn eine Wiederholung, wie sie in obigem Falle anzunehmen ist: das Imperf. dagegen bezeichnet in ähnlichen Fällen eine Wiederholung, s. d. T. 1, B, 1f, δaa u. Anm. 2. Dazu kommt noch der gleichlautende Ausgang beider Vershälften, der im Horn sonst wohl kaum nachzuweisen ist. Es wird daher mesestout oder mesalout zu schreiben sein.

b) Der Aoristus logicus.

Der Aor. wird in der Erzählung nicht von Vorgängen der objektiven Gegenwart allein gebraucht. Er kann vielmehr auch, wie das Perf., Ereignisse der objektiven Vergangenheit bezeichnen, jedoch mit dem Unterschiede vom Perf., dafs er Handlungen berichtet, welche zur obj. Gegenwart im Verhältnisse der einfachen nackten Vergangenheit stehen, also abgeschlossene Thatsachen sind. Vom Standpunkte der obj. Gegenwart hat daher der Aor. log. dieselbe Geltung, die ein erzählendes Tempus, z. B. der Aor. hist., haben würde.

Diese plusquamperfektivische Bedeutung des afr. Aor. entspricht genau derselben Eigenschaft des griech. Aor.

Im Lat. und Neufrz. hat der Aor. log. kein Äquivalent. Beide

drücken die betr. Zeitstufe durch das Plusquamperf. aus, das im Horn neben dem Aor., obwohl selten, im Gebrauch ist.

Der französischen Sprache ist die logische Bedeutung des Aor. längst wieder abhanden gekommen, da sie allzusehr und mit Gewalt nach dem Lat. reguliert worden ist.

Der Aor. log. wird nur in ergänzenden Zusätzen angewandt; vielfach steht er in beschreibenden Parenthesen.

1) Im Aor. log. werden schon erzählte Handlungen gelegentlich wieder erwähnt:

2109—10. Entur lui sunt venu trestuit si bienvoillant
Ki de Suddene od lui vindrent en sun chalant.

Aufserdem 1596, 2112 (? OH).

2) Im Aor. log. werden Ereignisse erzählt, welche vor den Beginn der Handlung des Horn fallen und zu derselben eine Art Vorgeschichte bilden:

1467—8. Si out a crestiëns faite meinte haschee,
Quant il fud od Rodmund en Suddene la lee.

Ferner 1471, 1751, 1833.

3) Einigemal ist im Aor. log. der Verfertiger oder der Herstellungsort eines Dinges genannt oder eine andere nähere Beschreibung beigefügt:

559—62. — un anel —, des le tens Daniël
Fud forgié, sil forga li orfevre Marcel;
Un tiel saphir i mist ki bien valt un chastel.

Ferner 1355, 3311, 3313, 945a.

Nach Analogie der aktiven Formen müssen auch die passiven als Aoriste gelten.

4) Endlich werden im Aor. log. Thatsachen der biblischen oder epischen Geschichte des Vergleiches oder der Beschreibung wegen angeführt, z. B.:

1512. Or le garisse cil ki gari Salemun.

Ferner 1995, 1997.

Anm. Die Negation des Aor. log. ist, wie die des Aor. hist., vorwiegend une — ne.
Einmal steht bei einem solchen Aor. das Adverb mar: 3247.

2) Der Aorist der Rede.

In der Rede vereinigt der Aorist die Eigenschaft des Aor. hist. mit der des Aor. log. der Erzählung. Wenn eine Person von der Vergangenheit im Aor. redet, fafst sie die betr. Vorgänge als einzelne abgeschlossene Thatsachen auf; sie gebraucht also den Aor., wie der Dichter den Aor. hist. (und streng genommen auch den Aor. log.) ge-

braucht. Die Zeitsphäre des Aor. der Rede ist aber nur die objektive Vergangenheit, wie beim Aor. log.

Es hat demnach auch der Aor. der Rede nur die hist. Eigenschaft des lat. Perf. beibehalten, während die perfektivische Urbedeutung (die logische oder präsentiale) auf das neugebildete Perf. (log. und der Rede) übergegangen ist.

1) Es finden sich längere Berichte über eigene Erlebnisse des Erzählers, und zwar bilden zwei derselben in unserer Partie Rede und Gegenrede: v. 2342—51 und 2361—68; ferner 1889—96.

2) Der Aor. der Rede steht in isolierter Stellung, wenn der Redende ein Ereignis aus seiner Vergangenheit gelegentlich erwähnt:

1702. Joe li dei bien eidier; il me nurri tusart.

Ferner 1477, 1783, 1788, 1789, 1800, 1801, 1848, 1933, 1938a, 1958, 2101, 2304, 2355, 2372.

Anm. 1. Die im Aor. der Rede erzählten Begebenheiten werden vielfach durch ein Adverbium der Zeit oder eine andere nähere Bestimmung an einen Zeitpunkt der Vergangenheit gebunden und ihnen so jede Beziehung zur Gegenwart des Sprechenden abgeschnitten. Solche Zeitbestimmungen sind:

a) Sätze mit quant, vgl. v. 1889, 1895, 2344—5. Der bestimmende Satz mit quant, dessen Handlung mit der vergangenen Handlung des Hauptsatzes gleichzeitig war, hat mit einer Ausnahme (v. 3745 C) ebenfalls den Aor.

b) Irgend ein Adverb der Zeit, wie (d')avantier, (des) l'altr'ier, dunk(es), unk(es), vgl. 1783, 1800 u. 1801, 1848, 1889 u. 1890, 2304, 2366.

α) Unc findet sich, wenn es sich auf die Vergangenheit bezieht und in der Rede steht, nur beim Aor., und zwar meist als Negation unc — ne. — Bei einem anderen Tempus der Vergangenheit findet sich unc nur einmal im Horn, und zwar ist dieses Tempus das Perf. hist., in v. 5076 (O allein vorhanden). — Für unc oder unc — ne steht zuweilen mes oder mes — ne: 883 C, 972, 1144, 1234, 4311 (vgl. auch den Aor. hist. in v. 2139, 3430 C, 3547 C, 3924 H).

Siehe endlich zu unc das Fut. der Rede in v. 1456 O, das Präs. hist. in v. 1506 CH und den Subjunktiv Imperf. in v. 386 C, 556 C, 2077 C.

β) Auch jadis und ja = vor Zeiten, kommen beim Aor. der Rede vor; jadis: 4045, 4229, 4287; ja: 4421 (vgl. Aor. hist.: 2543 H, 5180). Ja findet sich aber auch beim Perf.: Rede: 633, 4399; log.: 742, 4160; hist.: 4634.

γ) Endlich stehen die Adverbien mar und bor, wenn sie sich auf die Vergangenheit beziehen, mit dem Aor.; mar: 880 C, 4027 C, 4164 (vgl. den Aor. log. in v. 3247); bor: 764 C, 3058, 1566 OH, 2189 C, vgl. 4619 u. 4933 (O allein vorhanden). — Ob bei bor (und mar?) nicht auch der Subj. Imperf. (siehe diesen A, 1c, Anm.) anzuerkennen ist, mufs unentschieden bleiben. In v. 1566 u. 2189 dürfte der Aor. sicher sein.

c) Auch Substantiva dienen beim Aor. der Rede als Zeitbestimmung: 1702, 1789, 2101, 2266, 2346.

Anm. 2. Wenn in einem Satzgefüge, das sich auf die Vergangenheit bezieht, die Handlungen von Haupt- und Nebensatz gleichzeitig gewesen sind, stehen beide Verba im Aor.; vgl. v. 1788—9, 1889—90, 2034—5, 2099, 2104—5 (1126), 2355.

Anm. 3. Wenn in einem auf die Vergangenheit bezüglichen Satzgefüge die eine Handlung eher geschehen ist als die andere, so steht die frühere im Aor., die spätere im Perf., vgl. 1957—8, 2303—4, 2351—2. Der

Aor. hat hier vorvergangene Bedeutung, wie der Aor. log. in ähnlichen Fällen.

Anm. 4. Der Aor. steht auch von eben erst stattgehabten Ereignissen und, wie wir vorwegnehmen, von Zuständen, die in der obj. Gegenwart erst zu Ende gehen: 1477, 2052 (Zustand), 2351, 2372.

3) Im Aorist stehen ferner Reflexionen, Urteile, Versicherungen und Beteuerungen der redenden Person, wenn sie sich auf die Vergangenheit beziehen. Durch den Aor. werden sie mit Nachdruck als Thatsachen hingestellt. Dergleichen Fälle sind:

1565. Bien sai ke deus le volt ke fussuns asemblez.

Ferner 1571, 1857, 1943, 2034—5, 2099, 2104—5, 2189, 2360, 2365, 2367.

Anm. In v. 2034—5 halten wir die Lesart von O H für richtig. Wir nehmen also mit sout, welches, da mit langem s geschrieben, leicht für font, funt verlesen werden konnte, auch den Aor. volt als richtig an, nach 2, Anm. 2. Ki in v. 2035 ist dann = quant il. Volt kommt in unserer Partie noch vor in der Rede: 1565 (s. oben), 1896; in der Erzählung: 1583, 1777, 2020, 2130 O H?, 2135 O?, (2292 O H).

4) Im Aor. führt der Redende Begebenheiten der biblischen Geschichte an:

2082. Taunt me fi en cel deu ki salva Israël.

Ferner 1461, 2083.

Anm. Die perfektivische Anschauungsweise findet sich im Horn nur einmal, und zwar ist sie dort notwendig, weil der Gedanke durch ein Präs. mit der Gegenwart verknüpft ist:

4272—3. Si m'aït li halt rei ki meint en paraïs
E le mund ad formé dunt il est poëstis.

Vgl. dazu: 551, 3802; 1136, 1213, 2899, 3456, 3807.

5) An mehreren Stellen scheint der Aor. die ursprüngliche (logische) Bedeutung des lat. Perf. bewahrt zu haben. Indes ist auch für diese Stellen die für den ganzen Aor. gültige Anschauungsweise maſsgebend, daſs nämlich der Redende die betr. Handlung als einfache Thatsache hinstellt, ohne ihre Einwirkung auf die Gegenwart, falls eine solche vorhanden ist, in Betracht zu ziehen. Derartige Beispiele sind:

1477. Tut icest ke vus dis sui joe prest de pruver.

Ferner 1938a, (2360, unkes), 2372, 3049, 3412, 3759 u. a.

Anm. Bemerkenswert sind namentlich:

a) die Beispiele mit nurrir, v. 1806, 1883, 2118. — 1702, 2101, 3743—5 u. a. Es dürfte kein Zufall sein und auch nicht von der Silbenzahl abhängen, daſs Horn vor seiner Entzweiung mit König Hunlaf (v. 1980) das Perf. dieses Verbums, nach derselben aber den Aor. anwendet, während er doch in Bezug auf andere, die bei Hunlaf verbleiben und von denen der Begriff des nurrir auch fernerhin Geltung hat, bis zuletzt das Perf. gebraucht. Die Umstände und die Stimmung Horns sind vielmehr andere geworden; darum ist auch der Ausdruck seiner Stimmung ein anderer.

b) sui nez und fui nez, v. 1124, 2256, 2340, 2442, (2462), 2755, 3177, 3417.

Im allgemeinen ist festzuhalten, dafs fui nez die Thatsache als solche, sui nez den durch sie geschaffenen Zustand bezeichnet; in letzterem Falle ist nez = gebürtig, originaire de.

Dieselbe Bewandtnis hat es mit donad v. 1848 und ai doné v. 1850 (hier ist hinzuzudenken: darum kann ich es Euch nicht geben).

6) Der Aor. der Rede vertritt zuweilen, wie es der Aor. hist. oft thut, das Imperf.:

2362. Bien conui Aaluf, le bon rei k'i regna.

Ferner 2364, 2051, 1890, 1702.

7) Der Aor. der Rede kommt, und zwar sicher verbürgt, im Horn im Nebensatze eines hypothetischen Satzgefüges der Wirklichkeit vor, also nach si = wenn. Eine wirkliche oder als wirklich angenommene Thatsache, welche im Vergleich zu der Zeit des Hauptsatzes der Vergangenheit angehört, ist in bedingender Form ausgesprochen. Die vorkommenden Beispiele sind:

150. S'il vindrent par werek, grant pru i averon.

Ferner 2509—10, 3518, 3705—6, 4562.

Das Bedingte, der Hauptsatz, bezieht sich in vier Fällen auf die Zukunft, in einem (v. 3518) auf die Vergangenheit, jedoch auf eine nähere Vergangenheit als das Bedingende; vgl. 2, Anm. 3.

Anm. 1. Die Fälle in v. 2509—10, 3518, 4562 sind im Grunde genommen substantivische Ergänzungssätze; si ist in v. 3518 = ce que, in v. 2509 und 4562 = de ce que oder parce que; vgl. 1a, B, 5. V. 3518 ist aufserdem ein Konzessivsatz.

Der Aor. in v. 150 scheint einem Perf. der Rede (siehe dieses, d) völlig gleichwertig zu sein.

Anm. 2. Die Anwendung des Aor. im Bedingungsnebensatze beschränkt sich nicht auf das Afrz. Sie findet sich auch im Nfrz., wenngleich die Grammatiken sie nicht erwähnen. Als Beweis diene eine Stelle aus Demogeot, Histoire de la Littérature française, 18. Aufl., S. 164 oben (letzter Absatz von: Abbayes normandes), wo, wie oben v. 3518, der Aor. nach si in einem Konzessivsatze steht: „Si la Normandie eut au moyen âge l'honneur de réveiller la vie de l'intelligence, Paris en fut déjà le plus ardent foyer."

Das deutsche Imperf. wird genau so gebraucht.

3) Der subjektive Aorist.

In unserer Partie redet der Dichter nur an einer Stelle in der ersten Person:

2206. Entre les fiz lo rei dunt vus dis orendreit,
Par amur, par dulçor une costume aveit.

Es gehören aber hierher noch folgende vergleichende Beschreibungen und erklärende Zusätze, welche weder rein erzählend stehen noch Vorberichte enthalten: 1711, 1721a, 1987, 2131, 2184. In v. 2184:

Seignurs, or est Yrlande, lors fu Westir nomee,

ist der Gegensatz zwischen der Zeit des Dichters und der Zeit der Handlung durch or (jetzt) und lors (damals), in v. 2131 durch das beigefügte „al tens d'auntiquitez“ verdeutlicht.

Anm. Dafs der subj. Aor. nicht auf die Periode von der Zeit des Dichters aufwärts bis zur Zeit der Handlung beschränkt ist, sondern über letztere zurückgreifen kann, zeigt v. 1987:

Unc mes ne lur avint un peïur jornal.

(Vgl. dazu die Verse 883, 1144, 1234, 4341, siehe 2, 2, Anm. 1, b α.) Noch mehr aber tritt es hervor in einer Stelle des Rolandsliedes, v. 3394 (Gautier):

Unc *einz* ne *pois* ne fut si forz e fiere (bataille).

Anmerkung zum Aorist. Der afrz Aorist dient, wie wir gesehen haben, zum Ausdruck der allerverschiedensten Zeitmomente. Von der Gegenwart des Dichters aufwärts bis zu den entferntesten Zeiten aller Geschichte erstreckt sich seine Herrschaft.

Er entspricht allen verschiedenen Präteritis des Afrz. sowohl als der anderen Sprachen.

Der gemeinsame Brennpunkt aller im Aor. gegebenen Thatsachen, der Punkt, von dem aus sie alle als einfache Vergangenheit, ohne Rücksicht auf dazwischenliegende Ereignisse, aufgefafst werden, ist die subj. Gegenwart (des Dichters wie des Sprechers).

Ungefähr dasselbe sagt schon Bœckh über den griech. Aor.:* „Der Aorist ist dasjenige Verbum finitum, welches in Bezug auf die objektive Zeit unbestimmt ist, d. h. woran nur die subjektive Zeit bezeichnet ist.“ — „Indem im Aorist blofs das Geschehen in der für den Sprechenden vergangenen Zeit ausgedrückt wird, bleibt eben unbestimmt, wie die Zeit im Verhältnis zu der damit bezeichneten Zeitstufe zu betrachten ist.“ — „Der Aorist erscheint in den indogermanischen Sprachen nur als Anzeige des Geschehenseins in der Vergangenheit, als das eigentliche historische Tempus, wozu er sich vorzüglich eignet, weil er den einzelnen Fall nur als faktisch geschehen bezeichnet ohne die der Handlung inhärierende Verschiedenheit der Zeit.“ Zur Erläuterung dieser Ausführungen Bœckhs mögen einige Stellen des Horn dienen:

1119. Idunc parla Rigmel ki einz parla premere:

1818–9. Issi cum vus oëz fud l'amistié fermez
Ki bien fud lungement d(e?)ambes (dous?) parz guardez.

1832—4. Wikeles i esteit ki fud nies de Nerez
K'encusa(d) Aaluf a Silaf l'onorez;
E cist encusa Horn ki fu(d) sis avoëz.

Das Imperfektum.

Fortan werden wir die Einteilung in Erzählung und Rede (der Personen und des Dichters) verlassen, da ein durchgreifender Unterschied zwischen beiden in den übrigen Temporibus und den Modis nicht vorhanden ist. Wir werden jedoch die Beispiele der Rede und die subjektiven Äufserungen des Dichters durch ein beigesetztes (R.) und (s.) kennzeichnen.

* In seiner „Encyklopädie und Methodologie der philologischen Wissenschaften“, hrsgb. von Ernst Bratuschek, Leipzig 1877, S. 759—764.

Das Imperf. oder die währende Vergangenheit bezeichnet eine vergangene Handlung in ihrer Dauer. Es wird aber im Horn häufig durch das Präs. hist. und den Aor. hist. vertreten.

Im Lat. bezieht sich das Imperf. stets auf die objektive Gegenwart, auf die Zeit der Handlung, und schildert Nebenhandlungen und Zustände, die gleichzeitig mit der erzählten Haupthandlung stattfanden.

In beider Hinsicht weicht der Gebrauch des Imperf. im Horn von dem lat. Gebrauche mehrfach ab. Das Imperfektum bezeichnet nämlich zuweilen einen Fortschritt der Haupthandlung, zuweilen bezieht es sich auf die vor der jeweiligen Gegenwart liegende Zeit (die objektive Vergangenheit).

1) Das Imperfectum historicum.

A. Das Imperfektum bezeichnet einen Fortschritt der Handlung und steht somit an Stelle eines historischen oder Haupttempus. Es unterscheidet sich aber von letzteren dadurch, dafs es zumeist eine Handlung bezeichnet, die einige Zeit zu dauern bestimmt ist, oder dafs es die Gemächlichkeit oder das Zögern, womit die Handlung zur Ausführung gebracht wurde, veranschaulicht.

1) Das Imperf. erzählt eine Handlung, die im Momente der obj. Gegenwart geschieht oder ihren Anfang nimmt:

437. A Pentecuste iert faite iceste asemblee.

Ferner 4829, 4675, 5145, 94 (?).

2) Das Imperf. ist zuweilen ähnlich gebraucht wie das lat. sogen. Imperf. de conatu. Es ist zu übersetzen mit wollen, sollen, im Begriff sein. Jedoch bezeichnet es in dieser Bedeutung gewöhnlich eine Handlung, die wirklich zur Ausführung gelangt, wie:

2136—8. A un port venu est ki mut fu renomé.
Une nef i troua solunc sa volenté;
En Westir en alout od tuz merz k'ot chargé.

Ferner 4528.

Einmal kommt indessen ein wirkliches Imperf. de conatu vor, d. h. die im Imperf. erzählte Handlung wird zwar begonnen, bleibt aber ohne Erfolg:

5139—40. Ço sacez ke Wikle mut se glurifieit
K'il ont cumquis tel gent e tel fame perneit.

Hier blieb es bei dem Versuche: die Heirat gelang dem Wikles nicht. Ähnlich ist auch veneit parler in v. 858 und 864 gebraucht. Dafs in v. 5140 das Imperf. nicht des Reimes wegen gewählt ist, geht aus v. 3953 hervor, wo sich perneit innerhalb des Verses in Verbindung mit mari findet.

3) Zweimal steht das Imperf. von Handlungen, welche nur der Anfang, die Vorbereitung zu einer wichtigeren Handlung sind:

5147. Sis freres s'en isseit ki nes poet asgarder.

Aufserdem 3331.

4) Das Imperf. ist neben dem Aor. und dem Perf. die dritte Zeitform der Vergangenheit, welche bei einem Vorgreifen in die Zukunft verwendet wird:

2992. Issi par grant orgoil sun message iert disant.

Ferner 3584 u. 3590, wo iert unserem „wurde, geschah" entspricht.

Vielleicht könnte man die unter 2 aufgeführten Verse 2138 und 4528 mit gleichem Rechte hierher ziehen; vgl. v. 4542.

Anm. In v. 2992 iert disant als Fut. aufzufassen, dürfte dem Sprachgebrauche des Horn widersprechen. Die Umschreibung des einfachen Verbs durch estre mit dem Part. Präs. (siehe dieses) ist fast für alle Tempora und Modi, aber z. B. nicht für das Fut. der Erzählung nachzuweisen; vgl. unten v. 2537.

B. In der grofsen Mehrzahl aller Fälle hat das Imperf. im Horn seine eigentliche Bedeutung: es drückt einen Stillstand der Haupthandlung aus. Vornehmlich finden sich so die Formen (i) aveit, iert, esteit und (seltener) deren Plural, wie wir denn schon (i) ad, unt, est, sunt und (i) out, orent, fud, furent als in gleicher Eigenschaft häufig vorkommend kennen gelernt haben.

1) Das Imperf. steht in Beziehung auf ein anderes Faktum der Vergangenheit, um eine Gleichzeitigkeit oder Dauer zu bezeichnen:

a) Als Einleitung einer Episode, indem es die Umstände angiebt, unter denen die zu erzählende Begebenheit vor sich ging:

1828. Un jor esteit dan Horn en sun ostel privez, etc.

Ferner 1832, 2073, 2203, 2222, 2282, 132 etc.

Anm. Bei längeren Orientierungen steht das Imperf. gewöhnlich nur im ersten Verse und weicht darauf den hist. Tempp. oder wechselt mit denselben ab; vgl. 132 ff., 1832 ff., 2203 ff.

In Bezug auf die verstümmelte Stelle des Verses 4893 leitet diese Beobachtung, noch unterstützt durch die Ähnlichkeit der Schriftzüge, zu der Vermutung, dafs man es dort mit den Resten der Wörter „u juoënt" zu thun hat:

K'ele vint en prerie u juoënt pastur.

Zur Auslassung des Artikels vgl. die ähnliche Stelle 1872—3.

b) Von begleitenden, d. h. nebensächlichen Handlungen und von Zuständen:

2223. Sis chevals iert mut beals e grant bruit i fereit.

Ferner 1708, 2140, 4078, 856 (conoisseit) etc.

c) Bei der Angabe von Eigenschaften, bei Beschreibungen und Charakteristiken, überhaupt bei erklärenden Zusätzen:

1466. Cist iert durs e preisiez en bataille adurce.

Ferner 1505, 1631, 1665, 1679 (? OH), 1695, 1704, 1822, 1835, 1991, 2171, 2218, 2219, 2223, 2224, 2285, 2289, 2292, 2310, 2312, 2389, 2391 etc.

Anm. 1. Das Imperf. scheint stets in beschreibenden Vergleichen zu stehen, die durch cum cil ki eingeleitet werden, s. v. 1631, 1704, 3242, 4088.

Anm. 2. Wenn zwei Eigenschaften ausgesagt werden, steht oft die eine im Imperf., die andere im Aor., z. B.:

14. Oilz aveit vers e clers e le vis out rosin.

Ferner 932, 2285 etc.; dagegen: 1665, 1835 etc.

In den Versen 2389 u. 2391 enthalten die Imperfekta Charakteristiken, die, wie schon beim Aor. (1 a, B, 4) bemerkt worden, immer im Imperf. stehen.

Anm. 3. Das Imperf. semblout scheint uns nur in folgenden Versen berechtigt: 15 (?), 2292, 3684, 4197, 4943. Dagegen scheint uns wegen seiner enklitischen Stellung und dem Zusammenhange gemäfs das Präs. den Vorzug zu verdienen in v. 725 (R.), 752, 1493, 1591, 2225, 2288, 3069, 3077. Es finden sich aufser dem semblot der Hs. O keine Beispiele, wo das Imperf. enklitisch gebraucht wäre.

Der Aor. dürfte echt sein in v. 3643 und 3680. Der Zustand ist hier in seiner Thatsächlichkeit, d. h. als in dem betr. Augenblicke bestehend aufgefafst; s. Aor. 1 a, B, 4.

In allen Fällen, wo die Hs. C erhalten ist, entscheiden wir uns demnach für dieselbe und zwar, ähnlich wie bei dit — dist (s. Präs. 1, A, 3, Anm. 1), weil sie alle drei Tempora bietet, während O ohne Ausnahme das Imperf., H in v. 1493, 1591, 2288 den Aor., in den übrigen Fällen gleichfalls das Imperf. schreibt.

d) Im temporalen Nebensatze:

941—2. Herselot l'ad veü, la fille al palaïn,
Si cum el trespassot (par) le palais marbrin.

Aufserdem 3745 (R.).

e) In der indirekten Frage:

2196—7. — out de la curt novele demandee
U reis Gudreche esteit od sa noble mesnee.

Ferner 2334 etc.

Anm. Einmal bezieht sich das Imperf. nicht auf die obj. Gegenwart, sondern auf die obj. Zukunft, und zwar steht es dort im Anschlufs an einen anderen Nebensatz, der einen futuralen Gedanken enthält. Dieses Imperf. ist deveit mit einem Inf. in v. 5127:

Rei Hunlaf fud pensis — e de ço si out dreit —
Que(i) deveit meintenir quant dan Horn ne veneit.

In der direkten Rede würde das Fut. stehen. In der indirekten erwartet man daher das Conditionnel. Dasselbe kommt aber im Horn von deveir nur an einer Stelle, und zwar in einer gemilderten Behauptung der direkten Rede, vor: v. 4041, s. Cond 1, 2, 1, Anm. 1, u. 3 c, β. An deveir wird, wenn es sich vom Standpunkte der Vergangenheit aus betrachtet auf die Zukunft bezieht, nur die Vergangenheit bezeichnet, während die futurale Bedeutung der Verbindung von deveir mit einem Inf. schon an und für sich innewohnt, vgl. das über veut Gesagte in Präs. 1, A, 5, Anm. Deveit meintenir steht an obiger Stelle für meintendreit.

f) Ganz eigentümlich ist der Gebrauch des Imperf. in hypothetischen Satzgefügen. Das Rolandslied kennt den Indikativ Imperf. im Bedingungssatze noch nicht. Das Neufrz. wendet ihn nur im sogen.

irrealen Falle an. Im Horn dagegen findet sich der Indik. Imperf. in nicht weniger als vier verschiedenen Arten von Bedingungssätzen. Der Vollständigkeit halber sind hier schon diejenigen Beispiele mit aufgeführt, welche eine Sitte oder wiederholte Handlung der Vergangenheit bezeichnen und die erst weiter unten zu behandeln sein würden. Die vier Arten hypothetischer Fälle sind folgende:

α) Der sogen. irreale Fall, durch welchen Bedingungssatz und Hauptsatz als nicht wirklich oder unmöglich hingestellt werden. Der Hauptsatz enthält im Horn bald den Subjunktiv Imperf. oder Plqperf., bald das Condit.; der Nebensatz weist das Conditionnel (in relativischen Bedingungsnebensätzen) und den Subjunktiv und Ind. Imperf. auf. Letzteres ist der Fall in v. 1969 (R.):

Ni metrai home en champ; fol fusse sil feseie.

Ferner in 1974 (R.), 4520. In allen drei Beispielen hat der Hauptsatz den Subj. (Imperf. oder Plqperf.).

β) Der sogen. potentiale Fall, der Fall der subjektiven Möglichkeit oder der persönlichen Annahme. Ein lat. Beispiel ist: Si hoc negem, mentiar. Das Nfrz. gebraucht quand mit dem Cond. Letzteres Tempus sowie den Subj. Imperf. werden wir auch im Horn noch in derselben Funktion kennen lernen. Der Ind. Imperf. ist nur mit einem Beispiele vertreten:

3696. Lez sereit s'il aveit un mantel mutunin. (R.)

Aveit ist gleich receveit, bekäme. Vgl. jedoch auch v. 1127, in Fut. I, 2, 2 f (ere).

γ) Der sogen. reale Fall, in die Vergangenheit gerückt. Er kommt so im Horn einmal in direkter und einmal in indirekter Rede vor. Der Hauptsatz dieser Gattung ist, wie wir schon beim Präs. gesehen haben, ganz unabhängig und kann alle Formen des selbständigen Satzes annehmen. Die beiden Beispiele sind:

2869. Pur armes vinc porter, si j'en aveie andun (un dun??).
5126—7. Rei Hunlaf fud pensis —
Que(i) deveit meintenir quant dan Horn ne veneit.

In letzterem Verse wird si durch quant vertreten, wie in v. 1904, siehe Präs. 2, 6 a, Anm. 2 a. Vgl. auch die nächste Kategorie.

In dem Augenblicke ausgesprochen, auf welchen sie sich der Zeit nach beziehen, würden die Sätze gelautet haben:

Joe vienc porter (= joe porterai) armes, si j'en ai andun (un dun?).
Que(i) dei joe (= devrai) meintenir, si dan Horn ne vient pas?

δ) Der hypothetisch-temporale Fall (griech. *ὅταν*, *ὁπόταν*; lat. cum iterativum mit Indik. Perf. oder Plqperf.; nfrz. quant oder chaque fois

que mit Indik. Imperf.; deutsch: so oft als, jedesmal wenn, sobald). Er bezeichnet eine Gewohnheit oder wiederholte Handlung (der subj. oder obj. Gegenwart). Hier steht wie der Neben- so auch der Hauptsatz im Imperf. Als Bedingungskonjunktionen finden sich si und quant.

aa) Si:

2208—9. Entre les fiz lo rei — une costume aveit
Ke, s'alkun chevalier en la terre veneit
En soldees servir, u cunquerre voleit,
Ke les dous premereins li ainzné reteneit etc.

Wir werden auf den Bedingungshauptsatz im Folgenden zurückkommen.

bb) Quant:

2258—9 (R.) Dous escuz od le soen aveit en tensement,
Quant alout od seignur a nul turneiement.

Ferner 2542, 4138.

Anm. 1. In v. 4145:

E quant çoe costume iert, Rigmel pas nel desvee,

ist quant gleich nfrz. puisque, hat also die Bedeutung des lat. cum causale, nicht die des cum temporale.

Anm. 2. Es ist kaum zweifelhaft, dafs im Horn noch zwei andere hypothetisch-temporale Fälle mit si (zu aa gehörig) vorliegen bezw. ursprünglich vorgelegen haben. Der eine Fall ist das in Aor. 1a, B, 5, Anm. verworfene mesala der Hs C in v. 1026. Der andere, noch um vieles sicherere Fall findet sich in v. 2537:

S'om li baillout fol chien, il l'iert si afaitaunt
Qu'en mut petit de tens ne fust nul melz corant.

H läfst den Vers weg. C schreibt das Präs. baille und scheint somit iert afaitaunt als Fut. aufzufassen. Aber einerseits bezeichnet das Präs. im Bedingungssatze nirgends eine Wiederholung. Andererseits kann iert afaitaunt nicht Fut. sein, und zwar aus folgenden Gründen: Es kommt aufser ihm und dem ebenso unsicheren iert disant in v. 2992 (siehe A, 4, Anm.) kein periphrastisches Fut. der Erzählung vor. Ferner gestattet, ganz abgesehen von dem im abhängigen Satze (v. 2538) stehenden Subj. Imperf. fust, das korrespondierende faseit in v. 2539 nicht, iert afaitaunt als Fut. anzusehen. Endlich ist der Parallelismus der Verse 2537—8 und 2539—40 ganz augenscheinlich; man wird daher in den parallelen Gliedern gleiche Tempora erwarten dürfen. Vgl. jedoch zu dieser ganzen Frage auch Subjunktiv B, 12b, cc; z. B. v. 2551.

ε) Einmal findet sich das Imperf. nach si in einem Ergänzungssatze zu se merveiller, wo wir schon das Präs. und den Aor. kennen gelernt haben: 3854—5 (R.):

ne me dei merveiller
Si eist hom ne m'amot ki ot choisi tel per.

2) Ohne Beziehung auf ein anderes Faktum bezeichnet das Imperf. eine in der Vergangenheit öfter wiederholte Handlung, namentlich Sitten und Gewohnheiten oder dauernde Zustände der Vergangenheit.

a) Es bezeichnet Wiederholung:

1872—3. vint en selve serie
U li bons reis Hunlaf chaçont a establie.

Ferner 1912, 2207, 2210—12, 2217, 2220, 2221, 2258 (R.), 2307 (R.), 2378 (R.), 2542, 2831—2 etc.

Anm. Das Satzgefüge 2208—12 ist ein hypothetisch-temporales. Es drückt eine Sitte aus, die auch ohne Erfüllung irgendwelcher Bedingung bestand und die nur einer Gelegenheit bedurfte, um sich geltend zu machen. Vgl. Präs. 2, 6b. *a*. Die Hss. OH oder deren Vorlagen haben die Stelle fälschlich als indirekte Rede aufgefafst und das Cond. geschrieben; jedoch hat sich in reperneit, v. 2211 O, ein Rest der von C überlieferten echten Lesart erhalten. Unsere Auffassung der Stelle wird noch gestützt durch v. 2148:

Chevaliers ki la vunt, bien i sunt soldée,

welcher auf eine allgemein bekannte Gewohnheit hinweist.

b) Das Imperf. bezeichnet Dauer:

1132 (R.). Bien sembliëz trestuit estre nez de gent fiere.

Ferner 1133 (R.), 2215, 2216, 2327 (R.), 3745 (R.; nach quant).

C. Ein weiterer bemerkenswerter Gebrauch des Imperf. findet sich bei der Erzählung von Träumen. Das Imperf. bezeichnet in diesem Falle unwirkliche Handlungen. Auch das Nfrz. kennt diesen Gebrauch und dehnt ihn noch auf die Beschreibung von Gemälden aus.

Das Imperf. wechselt im Horn mit den hist. Tempp. ab, als ob es selbst ein solches wäre. Es kommen drei Träume vor: 731 – 33; 4656—61; 4970—87. An der ersten Stelle weist nur C ein Imperf. auf, während O beide Verba im Aor. giebt. Der zweite Traum steht in einer Laisse auf -ai. Er enthält neben sieben Aoristen zwei Imperfekta:

4659—60. Un sengler grant dentud e fier od els trovai
Ki nafrot mun cheval, mei abateit al tai.

Der dritte füllt eine Laisse auf -eit und bietet daher fast nur Imperfekta. Dieselben haben zum grofsen Teil die Merkmale der unter A und B verzeichneten Kategorien, wie: s'en isseit, feseit (?), rendeit — Wiederholung; ert, esteit, veeit, voleit, teneit, leissout, poeit — Dauer; se meteit, s'en fuieit, siweit — Eintreten in die Dauer. Daneben giebt es aber Fälle, die ganz anomal sind: criot, perneit, pendeit, guarisseit. Criot darf man vielleicht mit cornout in v. 3331 u. 2297 zusammenstellen; doch ist wegen der geringen Anzahl der Beispiele nicht zu ersehen, welche Merkmale dieser Kategorie eigen sein würden, ob einfach das der Dauer oder das einer in Einzelhandlungen geteilten Gesamthandlung.

Das Imperf. in der Erzählung von Träumen scheint übrigens mit jenem verwandt zu sein, welches für nicht zur Vollendung gediehene Handlungen gebraucht wird.

Anm. Die Einführung des Traumes geschieht im Horn stets mittels des Aor.: Un avisiün vi; — un gref sunge sunjai; me fu vis; — vit un avisiün.

D. Einmal findet sich das Imperf. in einer Anmerkung des Dichters, einer Parenthese, wo wir schon den Aor. (vgl. d. T. 1a, B, 1, namentlich die Verse 1584, 1596, 1606, 2112, 2139, 2161) kennen gelernt haben, und zwar fügt es zu soeben gesprochenen Worten eine Erklärung hinzu:

4369. Pur altre le diseit qu'ele amot plus asez.

Noch heute ist dieser Gebrauch des Imperf. von dire und parler in der Umgangssprache allgemein üblich.

2) Das Imperfectum logicum.

Mehrfach bezeichnet das Imperf. die Zeitstufe der Vergangenheit, und zwar steht es dann, wie der Aor., ohne Beziehung auf ein anderes Faktum. Im Lat. findet sich diese Anschauungsweise nicht, wohl aber im Griech. (siehe Georg Curtius, Griech. Schulgrammatik, 12. Aufl., § 489, Anm. 3). Die Beispiele dieses aoristischen Imperfektums sind:

2297. vunt al mester soler
U grant piece devant carnout hom (al, le?) laver.

Ferner 264 (R.), 833, 1985, 2112, 4127, 4128.

Das Imperf. cornout in v. 2297 bietet Schwierigkeiten, denn es drückt weder Dauer noch Wiederholung aus. Es hat aber Analoga in den in 1, A u. C aufgeführten Fällen, vornehmlich in cornout v. 3331 und criot v. 4977.

Die beiden Plusquamperfekta.

Wenn ein Erzähler, sei es der Verfasser eines Schriftwerkes oder eine redend eingeführte Person, ein Ereignis erwähnt, das im jeweiligen Momente seiner Geschichte schon vergangen war, so thut er dies (in allen Sprachen) im Plusquamperfektum. Dieses Tempus bezeichnet demnach eine Handlung, die schon beendet war, als eine andere eintrat.

In der aktiven frz. Konjugation erhält man das Plqperf. durch Zusammensetzung des Part. Passé des betreffenden Verbs mit Formen von aveir oder estre. Da nun aber zwei einfache Vergangenheiten dieser Verba vorhanden sind, müssen sich auch zwei Plqpfa. ergeben, das eine mit dem Imperf., das andere mit dem Aor. gebildet.

Im Passiv dagegen sind die vom Präsensstamme abgeleiteten Formen verloren gegangen. Bis zu der Zeit, wo der Horn verfafst wurde, war ein Ersatz dafür nicht gefunden worden. Es hatte sich nämlich die Verschiebung der Bedeutung der lat. zusammengesetzten Passivformen zur Bezeichnung der einfachen Zeiten der alten lat. Kon-

jugation noch nicht vollzogen, obzwar sie schon begonnen hatte, wie das schon erwähnte Imperf. ierent enveié in v. 4528 und wohl auch die Verse 94 (erent posé) und 4138 (iert espusee) zeigen. Andererseits haben die Neubildungen mit aveir esté — in Nachahmung von amatum fuisse — noch nicht festen Fufs gefafst, kommen aber hin und wieder vor, wenigstens für das Perf., wie in v. 422, 2018 (as esté cremud) 2798, 3646. Die Abneigung gegen eine häufigere Anwendung solcher Formen erklärt sich aus der schwerfälligen Gestalt derselben, die sie namentlich für eine Dichtung wenig geeignet erscheinen läfst.

Aus obigen Erörterungen folgt, dafs dieselbe Bildungsform des passiven Verbums bald eines der beiden Plqpfa., bald das Imperf. bezw. den Aor. bezeichnet.

Sind schon in Bezug auf Handlungen das Plqperf. und Passé Ant. vom Imperf. und Aor. schwer zu unterscheiden, so ist dies in Bezug auf Zustände noch viel mehr der Fall.

Es hat nämlich zur Zeit der Abfassung des Horn das alte (lat.) Plqperf., namentlich Passivi, schon insofern viel von einer ursprünglichen Bedeutung eingebüfst, als es nur selten noch reine Vorvergangenheit, meist dagegen einen vor der jeweiligen Gegenwart durch eine Handlung verursachten und in diese Gegenwart hineinreichenden Zustand ausdrückt — der während der Haupthandlung und darüber hinaus dauert —, also dieselbe Zeitstufe wie das Perf. log. (und das Imperf.), d. i. eine Gleichzeitigkeit mit der Haupthandlung, darstellt. Dieser Umstand giebt zu vielen Varianten Anlafs.

Das Part. P. ist in solchen Fällen nur Prädikatsadjektiv, nicht aber eine tempusbildende Verbalform, und estre ist einfache Kopula.

Der Gebrauch der beiden Plqpfa. ist nun im besonderen folgender:

1) Das Plusquamperfektum.

A. An einigen Stellen vermittelt das Plqperf. den Übergang zu etwas Neuem, leitet eine Episode ein, in welcher Funktion wir schon das Imperf. wie auch das Perf. hist. (1, Anm. 2) kennen gelernt haben. Beim Passé Ant. werden wir denselben Gebrauch wiederfinden. Solche Fälle sind: 2201—2, 2213, 2826 (H), 3125, 3195 (C), 4110, 4443, 4458.

In den Versen 3125, 3195, 4443, 4458 hat das Plqperf. ganz die Geltung eines hist. Tempus: es bezeichnet einen Fortschritt der Handlung.

B. Mit oder ohne Beziehung auf ein hist. Tempus bezeichnet das Plqperf. eine dauernde oder wiederholte Handlung der log. Vergangenheit. Es steht alsdann in seiner eigentlichen Bedeutung, indem es eine Vergangenheit ausdrückt. Beispiele sind:

2161 (C). Pur çoe turna sun num dunt ainz esteit nomé.

Ferner 275 (R.), 281 (R.), 367 (R.), 433, 2843, 2895, 2907, 3170, 4187, 4715, 4874, 5125. In den Versen 4187, 4715, 4874 ist das Plqperf. in parenthetischen Zusätzen des Dichters verwendet.

Anm. Vorvergangene Bedeutung wies schon das Perf. log, der Aor. log. und das Imperf. log. auf.

C. In weitaus den meisten Fällen bezeichnet das Plqperf. einen durch eine vergangene Handlung hervorgerufenen Zustand, der bis in die Zeit der jeweiligen Handlung (und darüber hinaus) dauert. Das Plqperf. ist alsdann einem Imperf. (hist.) gleichwertig. Es findet sich so:

1) Aktivisch:

a) Mit aveir gebildet:

12. Chascun aveit vestu bliaut ynde u purprin.

Ferner 1309, 2532, 2817. Die entsprechenden Imperfekta würden sein: portout, esteit, durout, remembrout.

b) Mit estre gebildet:

141 (C). El disme an iert entré ja de sa natiün.

Ferner 255, 771, 2013, 2960, 3946.

2) Passivisch; das Part. P. ist blofses Prädikatsadjektiv:

575. E il iert bien vestu d'un bliaut de cendal.

Ferner 20, 395, 937 (998, O), 1340, 1713, 1738, 1910 (2000, O), 2132, 2224, 2290, 2334, 2337, 2590, 2709, 2913, 2942, 3191, 3192, 3251, 3332, 3341, 3489, 3780 (R.), 4155, 4185, 4439, 4696, 4698, 4795, 4927, 4944.

Anm. Dafs derartige Formen nur uneigentliche Plqpfa. sind, zeigt v. 2224:

E il iert bien armez, l'escuz bien li seeit.

Hier bezeichnen Plqperf. und Imperf. dieselbe Zeitstufe.

2) Das Passé Antérieur.

A. Das P. A. wird noch in weiterem Umfange als das Plqperf. an Stelle eines erzählenden Tempus verwendet. Ereignisse, welche sich in den allgemeinen Gang der Handlung regelrecht einordnen, werden als schon vollendet aufgeführt, während doch zunächst ihr Eintritt hätte angegeben werden sollen. Es findet in solchem Falle ein Sprung in der Erzählung statt. Das P. A. wird so gebraucht:

1) In Hauptsätzen, und zwar meist von Nebenhandlungen, indem

es eine neue Episode einleitet: 1605, 1681, 1694, 1830, 2559, 3462, 3576 u. a.

2) Nach Zeitkonjunktionen wie: quant, cum, puis que, entr'itant, taunt que:

2195—6. Prist congié a la gent ki la fud aünee
Pus qu'il out de la curt novele demandee.

Ferner 111, 2296, 2382 (4259, R. — Pus ke zu schreiben?), 4355—6, 4435—6 u. a.

Anm. In derselben Weise ist an einer Stelle ein Hauptsatz gebraucht: v. 2199.

B. Das P. A. steht mit Beziehung auf irgend ein erzählendes Tempus und bezeichnet eine diesem vorausgegangene Handlung, die der Dichter oder die redende Person des besseren Verständnisses wegen nachträglich oder von neuem erwähnt. Zuweilen schaltet der Dichter im P. A. auch Parenthesen ein oder ganz willkürliche Zusätze, die, wenn weggelassen, nicht vermifst werden würden. Das P. A. steht so:

1) In Haupt- und Relativsätzen:

1472—3. E si Horn le seüst, mut en fust plus hastee
La mort d'icest felun ki cele out puralee.

Ferner 23, 171, 214 (R.), 218 (R.), 308 (R.), 366 (R.), 394, 411—413, 416, 418, 419, 427 (Aor.?), 431, 458, 603 (Aor.?), 793, 857, 946, 983 (R.), 1001 (Aor.?), 1049, 1359, 1363 (Aor.?), 1369, 1467, 1567, 2185, 2200, 2385, 2587, 2622 (2740? H), 2759, 2768, 2813, 2909, 2976 (R.), 3070, 3073, 3167, 3170, 3171, 3289, 3394, 3419, 3530, 3541, 3576, 3589, 3610, 3612 (R.), 3848, 3855 (R.), 3998, 4020, 4196, 4214, 4241 (R.), 4252 (R.), 4479, 4518, 4675, 4696, 4751 (R.), 4803, 4930, 4959, 5140, 5223.

Vgl. hierzu den Aor. log., das Perf. log. und das Imperf. log.

Zwischen dem P. A. und dem Plqperf. scheint ein Unterschied nicht zu bestehen; wenigstens ist ein Beispiel vorhanden, wo von derselben Thatsache einmal das P. A. und einmal das Plqperf. gebraucht ist: fud erminet in v. 5113 und asis esteit in v. 5125. Vgl. dazu v. 1740.

Anm. Es kommen einige mit Bezug auf die temporale Geltung des P. A. bemerkenswerte Fälle vor. In v. 1359 und 2908—9 bezeichnet nämlich der Aor. eine frühere Zeit als das P. A., ebenso das Plqperf. in v. 3170, und in v. 2909—10 und 3070—1 sind die Handlungen von Aor. und P. A. gleichzeitig.

Noch auffallender sind zwei Fälle der direkten Rede. In v. 3778:

Nepurquant quant vus vi, primes bien oi noté etc.

drückt das P. A. nicht eine Vorvergangenheit, sondern das schnelle Aufeinanderfolgen des Sehens und Erkennens aus; eine solche Anwendung des Plqperf. ist auch im Deutschen gestattet. In v. 4751 endlich bezeichnet,

vorausgesetzt dafs das Tempus richtig überliefert ist, das P. A. oi mis nicht nur die gleiche Zeitstufe, sondern ein und dieselbe Handlung wie der Aor. pendi.

2) In diese Kategorie gehört ein Teil der von Zeitkonjunktionen abhängigen Sätze, nämlich diejenigen, welche einfach die Beendigung der eben erzählten Handlung markieren und eigentlich nur Variationen der Zeitadverbien puis, aprés, a tant u. dergl. sind. Der Hauptsatz enthält das Tempus, in Bezug auf welches die Handlung des P. A. vergangen war. Beispiele sind:

1492. E quant il ot çoe dit, munta sur sun destrier.

Ferner 1579, 1981, 2315. — 34, 115, 262, 282, 596, 604, 636. — 2471, 2660, 2677. — 3060 (R.) etc.

Anm. Das Tempus des Hauptsatzes kann auch Präs. hist. sein; vgl. v. 1579, 2471, 3561.

C. Wie das Plqperf. hat auch das P. A. zuweilen imperfektivische Geltung: es drückt einen Zustand aus, der durch eine vorhergegangene Handlung verursacht ist. Plqperf. und P. A. scheinen sich, wie Imperf. und Aor., dadurch zu unterscheiden, dafs ersteres die Dauer, letzteres die einfache Thatsächlichkeit des Zustandes hervorhebt. Beispiele des P. A. sind:

448. D'eskarlete out vestu gunele bien taillee.

Ferner 449 (vgl. 450), 1424 (nach quant; R.), 1465, 1829, 2138, 2195, 2705—6, 2796 (R.), 2944, 3948 (nach quant), 4115.

Besonders erscheint hier wieder vestir und sinnverwandte Verben: 448, 449, 2705—6, 2944. — In v. 1829 und 2796 ist ot amé(z) gleichbedeutend mit ot cher(s) oder mit amout.

Anm. Über fud né (v. 1124, 1493, 2285, 3205, 3417 u. a.) s. Aor. 2.

Das Conditionnel I.

Wie das Imperf. zum Präs. und das Plqperf. zum Perf., so ist das Cond. die Vergangenheit zum Fut., was auch aus seiner dem Fut. analogen Bildung hervorgeht. Das Cond. ist demnach ein Tempus der Vergangenheit. Es bezeichnet eine zukünftige Handlung, aber vom Standpunkte der Vergangenheit aus betrachtet. Seiner eigentümlichen Formation gemäfs findet es auch eigentümliche Verwendung. Es wird nämlich sowohl in temporaler wie in modaler Weise gebraucht.

I. Das Cond. ist Tempus, d. h. Indikativ. Als solcher ist das Cond. anzusehen in der indirekten Rede (die stets in die Vergangenheit zurückversetzt) nach dem präteritalen Tempus eines Verbums des

Sagens oder Sagenhörens, wo in der direkten Rede (welche als gegenwärtig, als soeben stattfindend, eingeführt ist) das Fut. oder ein futurales Präsens stehen würde. Beispiele sind:

781—4. dit li ad e mustré —
Horn li fiz Aaluf li sereit amené.

Ferner 1346, 2114—5, 2690—92, 3666, 4081, 4229, 4823, 4978, 5066 (das Fut. zu schreiben? Siehe unten), 5146.

Anm. In v. 2114 hat C die direkte Rede (serai), OH haben die indirekte Wiedergabe der Worte (estrait — sereit); in v. 2115 bieten alle drei Hss. die indirekte Wiedergabe, CH im Cond (merreit), O aber im Fut. (merrat). Das Cond. dürfte wegen der gröfseren Anzahl der Zeugnisse die echte Lesart sein. — Einen Übergang aus der indirekten in die direkte Rede, wie von v. 2115 zu 2116 haben wir schon in v. 1458—9 kennen gelernt.

II. Gewöhnlich hat indes das Cond. modale Färbung. Es drückt eine bestimmte Behauptung mit einer gewissen Modifikation aus; es kann aber auch etwas Ungewisses, nur Mögliches, und sogar etwas Unwirkliches und Unmögliches bezeichnen.

1) Das Cond. wird in der Rede wie in der Darstellung oft gewählt, um eine Behauptung, über deren Gültigkeit der Redende durchaus nicht im Zweifel ist, in bescheidener Weise auszusprechen, sie in milderer Form als blofse Möglichkeit zu bezeichnen. Diese potentiale Bedeutung kommt, wie wir später sehen werden, in gleichem Mafse dem Subjunktiv Imperf. zu. Man hat es hier mit einem Seitenstück zur sogen. attischen Urbanität zu thun. Im Griech. steht dafür der Opt. mit *ἄν*, im Lat. der Konj. Präs. oder Perf. Als bestimmte Behauptung würden solche Fälle teils im Fut., teils im Präs. stehen. Das Cond. hat diese mildernde Eigenschaft:

384—5. Od tut ço̊e si est mut e humbles e leal
Qu'il ne freit de sun cors huni(e)ment vergundal.

Ferner 674, 686, 687, 1038, 1039, 1108, 1150, 1158, 1164, 1165, 1219, 1623, 1656 (s.), 1797, 1805, 1845, 1967, 1970, 1976, 1978, 1990, 2031, 2191 (zu I?), 2390 (s.), 2592, 2890, 3285 (s.), 3734, 3860, 4040, 4183 (s.), 4317, 4327, 4401, 4912 (s.), 5118 (s.), 5120 (s.).

Anm. 1. Die Condd. voldreie und purreie geben eine noch gemildertere Behauptung als die entsprechenden Futt. Vgl. auch devreit (v. 4041) in 3 c, *β*.

Anm. 2. An einigen Stellen bieten einzelne Hss. ausdrücklich das Fut., so O in 674 und 1417, OH in 1805, 1976 und 2390, H in 2031. Vgl. ferner v. 900, 1163, 2025. In v. 4317:

En l'ester perdriëz, prov avrez en l'aler,

ist das eine Verb als ungewisse (modifizierte), das andere als sichere Behauptung gegeben.

Anm. 3. In v. 1685 kann man zweifelhaft sein, ob man der objektiven Erzählung von C oder der subjektiv-modifizierten Aussage von O den Vorzug geben soll. Die Lesart von H scheint für C zu sprechen.

Anm. 4. V. 2191 gehört zwar einer indirekten Rede an, würde aber in der direkten wohl gleichfalls im Cond. stehen.

2) Das potentiale oder modale Cond. wird angewendet zum Ausdruck einer zweifelnden oder ungewissen Frage, wo man im Deutschen die Hilfsverba sollen und können gebraucht. Eine solche Frage ist meist nur eine rhetorische Figur, bezw. ein milderer Ausdruck für eine verneinte Aussage; vgl. den lat. Konj. dubit. In dieser Weise findet sich das Cond.:

a) Im Hauptsatze:

1996 (s.). Chalces out de bon fer; ke vus direie al?

Ferner 1966 (R.), 2849 (R.), 3555 (s.), 4342 (R.), 4400 (R.), 4858 (s.), 5118 (s.).

Anm. 1. Auch hier kommt das Fut. als Variante vor, und zwar in v. 1966 H, 1996 O H und 3555 H.

Anm. 2. Die subjektiven Zusätze des Dichters (in v. 1996, 3555, 4858, 5118) gleichen den bei römischen Rednern sehr gebräuchlichen Formeln: quid dicam de, quid commemorem de.

b) Im abhängigen Satze, der sogen. indirekten Frage:

682. Ne sai s'el l'amereit or si sudeiement.

Ferner 717, 4644. Alle drei Fälle würden, auch wenn sie einen Hauptsatz bildeten, im Cond. stehen.

3) Das modale Cond. findet endlich seine Anwendung in verschiedenen Gattungen des hypothetischen Satzgefüges.

a) Es wird gebraucht in den als wirklich angenommenen oder realen hypothetischen Fällen, wo die Bedingung und auch die daraus entspringende Folge ohne alle Ungewifsheit ausgesprochen werden kann:

α) In der indirekten Rede, und zwar im Hauptsatze:

4977—8. Si li criot en halt e a mult grant espleit,
Si tost ne la laissast, k'il le (cher?) cumpar(r)eit.

Ferner 5066 (?), 4823. Siehe I. Vgl. auch v. 4471—3 in Cond. II, 3.

In v. 5066 dürfte sowohl die sichere Aussage (serat — at) als auch die unsichere (sereit — aveit, vgl. v. 3696, Imperf. 1, 1 f, β) und vielleicht auch eine Mischung beider (siehe unten b) zulässig sein.

β) Wenn der betr. Fall nicht als gegenwärtig, also nicht im Präs. hist., sondern als vergangen, in einem präteritalen Tempus dargestellt ist. Dadurch wird das im Bedingungsnebensatze erforderliche futurale Präs. bezw. das Fut. (im Relativsatze) in die Vergangenheit gerückt, wird also zum Cond. Der einzige im Horn vorkommende Fall dieser Art scheint zu sein:

2216—7. Or deveit li pusnez le procein ki vendreit
Retenir ovec lui, cum faire le soleit.

b) Die Auffassung der vollständigsten Gewifsheit ist im Konditionalsatze vermischt mit dem Ausdrucke der Höflichkeit oder mit der Auffassung der blofsen Annahme und der Möglichkeit in folgenden Fällen:

α) Das Cond. steht im Hauptsatze:

1967. Si nel volez jurer, — par el ne vus crereie.

Ferner 1127, 1966(C), 4031—2, 4080—1(C), 4647—8, 4664—5, 4171.

Anm. Hierher gehören wohl auch die Verse 667—668a u. 1188—9. In v. 667 u. 668a herrscht die Anschauung der gemilderten, in v. 668 dagegen die der sicheren Behauptung.

β) Das Cond. im Bedingungssatze. Einmal scheint das Cond. im Bedingungsnebensatze nach si gestanden zu haben (vgl. auch v. 2464 in Cond. II, 2, Anm.):

4671. E si ço (e)streit Horn, sut (!) (sur?) lui primes ferrai.

Im Horn ist das System der hypothetischen Fälle ein sehr ausgebildetes und mannigfaltiges. Aber auch ohnedies kann wohl zuweilen der Fall eintreten, dafs zum richtigen Ausdruck einer Gedankenschattierung das Cond. nach si das deutlichste und sicherste Mittel ist. Hier findet sich eine ganz ungewöhnliche Bedingung. Die Voraussetzung ist als ganz zweifelhafte Annahme hingestellt, die aber dennoch wirklich sein könne. Über ihre Erfüllung oder Nichterfüllung ist aufserdem schon entschieden, nur dafs der Sprechende vorgiebt, es nicht zu wissen. Es kann freilich nicht mit unumstöfslicher Gewifsheit bewiesen werden, dafs das Cond. ursprünglich gestanden hat. Der Absicht Hardrés, Rodmund möglichst in Furcht zu setzen, würde es aber besser dienen als irgend ein anderes Tempus oder ein anderer Modus.

In Bezug auf den Inhalt vgl. 4644, zur überlieferten Form v. 322, O; siehe auch das Fut. nach si in v. 1127.

c) Das potentiale Cond. wird angewendet in den als möglich angenommenen oder potentialen Konditionalsätzen, wo die Bedingung einen blofs als möglich angenommenen Fall bezeichnet und die Folge daher auch nur als möglich gelten kann. Die Entscheidung liegt auch hier in der Zukunft. Das Cond. steht:

α) Im Bedingungshauptsatze:

374. S'aleun(s) seüst plus d'els, mult le tendreit a mal.

Ferner 726 (R.), 809 (R.), 1088 (R.), 1380 C (R.), 2772 (R.), 4759 (R.).

β) In Hauptsätzen, zu welchen aus dem Sinne eine Bedingung zu ergänzen ist:

4041 (R.). Nel devreit refuser fille a empereür.

Ferner 728 (R.), 1090—92 (R.), 2738 (R.), 3809 (R.).

γ) Im Bedingungsnebensatze:

Lez serreit (Lee estreit?) qui l'avreit suz covertur martrin.

d) Das Cond. steht endlich in den sogen. irrealen Bedingungsfällen, bei welchen das Bedingende und darum auch das Bedingte als unwirklich und als unerfüllbar aufgefafst wird.

α) Das Satzgefüge ist vollständig:

2367—8. Si joel tenisse ci, par celui kil cria,
Rendreie (C!) li le bien k'Aaluf cummença.

Ferner 3261—4, 4911—2.

β) Der Bedingungsnebensatz wird durch einen anderen Satz vertreten:

966—8. Plust a (?) deu ke de mei oüst faite ravine —
Joe fereie sun boen par Sainte Katherine!

Ferner (2789? R.) 2803—4 (R.).

γ) Der Bedingungsnebensatz ist aus dem Zusammenhange zu ergänzen:

322. N'i avras mal par mei; c'estreit forsen e rage.

Ferner 1158, 1944, 3845.

Das Conditionnel II.

Im Vergleich zum Cond. I bezeichnet das Cond. II eine frühere, der Vergangenheit angehörige Zeitstufe, wie das Fut. II im Vergleich zum Fut. I. Das Cond. II ist im Horn selten. Mit Bezug auf die Unterscheidung des Cond. II Pass. vom Cond. I Pass. begegnen wir denselben Schwierigkeiten, die wir schon bei der Unterscheidung der Plqpfa. vom Imperf. und Aor. vorgefunden haben.

Der Gebrauch des Cond. II ist dem des Cond. I vollständig analog. Es kommen folgende Anwendungen vor:

1) Bei der gemilderten Behauptung:

4177—8. Ainz sereit un chamail en l'oil d'agoille entrez,
Ke n'estreit riches hoem la sus el ciel levez.

Ferner 668b, 1164—5.

2) In der zweifelnden Frage:

2464. Deus! si altre pur lui estreit si abosmie Cum joe sui?

Anm. Man kann diesen Satz auch als Ausruf in Form eines Bedingungsnebensatzes auffassen. Dann würde er ein zweites Beispiel des Cond. neben si = wenn darstellen, neben v. 4671, siehe Cond. I 11, 3b, β.

3) Im Hauptsatze des realen Bedingungsfalles, in der indirekten Rede:

4471—3. S'il les veïssent tuz, tost serreient enbatuz
En la cité tut dreit; si serreient toluz;
Sun affaire serreit par itaunt deperduz.

Das P. P. ist wohl besser als blofses Prädikatsadjektiv anzusehen.

II. Die Modi.

Der Indikativ.

Im Horn wird der Indikativ in derselben Weise angewandt wie im Nfrz. und in allen Sprachen: er ist der Modus der einfachen Aussage, der positiven wie der negativen, und der bestimmten Frage; er ist mit einem Worte der Modus der Wirklichkeit.

Das deutsche „beinahe“ — lat. pæne oder prope mit Ind.; nfrz. faillir, persönlich, mit Inf. oder peu s'en faut, peu s'en est fallu, que ... ne mit Subj. — wird im Horn durch pur (un) poi (que) ... ne mit Ind. (Perf. oder Aor.) gegeben, z. B. 1697:

Pur poi n'i dut venir Horn li vaillant trop tart.

Ferner 872, 980, 1825, 2126, 2664, 3116, 4215, 4444.

Andere Abweichungen vom nfrz. Gebrauche oder Ausnahmen von den Regeln des Horn sind:

1) In einem Falle steht der Ind. an Stelle eines Imper. bezw. eines imperativischen Subj.:

1796 CO. Ne vus chalt ke nuls die garçon ne losenger.

Vgl. dazu chalt in v. 903 u. 1963. Der Subj. chaille kommt im Horn aufser in der Variante (?) 1796 H nicht vor.

Der Ind. in 1796 CO dürfte als einer verneinenden Frage (Quei vus chalt?) gleichstehend aufzufassen sein. Siehe auch Imper.

2) Die Indd. der Verse 314, 1038, 1625, 3457, 3766 C, 4739, 4997 befinden sich in Nebensätzen, die im Horn der Regel nach den Subj. enthalten; siehe darüber letzteren.

Der Subjunktiv.

Der Subjunktiv ist der Modus des Gedachten, daher des Wunsches und, neben dem Cond., der Modus der Ungewifsheit und Möglichkeit.

Den zehn Zeitformen des Ind. stehen vier des Subj. gegenüber, und zwar verteilen sich die letzteren dergestalt auf die ersteren, dafs der Subj. Präs. dem Ind. Präs. und Fut., der Subj. Imperf. dem Ind. Imperf., Aor. und Cond. I, aber auch zuweilen dem Ind. des neugeformten Perf. und Plqperf. (z. B. 2077, 1144); der Subj. Perf. dem Ind. Perf. und Fut. II; endlich der Subj. Plqperf. dem Ind. Plqperf., P. A. und Cond. II zeitlich gleichsteht.

Der Form nach sind im Pass. der Subj. Präs. und Perf. einer-

seits, und der Subj. Imperf. und Plqperf. andererseits einander gleich, da der Horn die mit esté zusammengesetzten Formen im Subj. noch nicht verwendet.

Der subjektiven Auffassung, der Anschauung der Möglichkeit, ist im Horn ein weiter Spielraum gegeben. Die Umstände, unter welchen der Subj. im Horn angewendet wird, sind folgende:

A. Der Subj. im selbständigen Satze. Der unabhängige Subj. — der auch in Relativsätzen vorkommt, die nur scheinbare Nebensätze sind — entspricht 1) dem lat. Konj. optativus, 2) dem lat. Konj. imperativus oder jussivus, 3) dem lat. Konj. concessivus, 4) dem lat. Konj. potentialis.

1) Der Subj. drückt einen Wunsch aus. Beispiele sind:

a) Für das Präs.:

1512. Or le garisse cil ki gari Salemun.

Ferner 1593, 1670, 1703, 1805, 1936, 2027, 2048 a, 2065, 2116, 2125, 2277, (2377 O H) — 3032 etc.

Anm. Die Partikel si = lat. sic findet sich stets bei aït, d. h. bei Beteuerungen, ähnlich dem lat. ita me dii ament ut (Ind.). Es kommen sogar Konstruktionen mit Doppelgliedern vor, ganz wie im Lat., z. B. 4673:

Si m'aït Apollin cum nel esparnirai.

Aufserdem 2647—48.

b) Für das Imperf.:

966. Plust[1] a deu ke de mei oüst faite ravine
e m'oüst sul a sul en chambre u en galdine.

Ferner 1083, 1089, 1279, 1281.

Anm. Aus diesen Beispielen, namentlich den drei letzten, ergiebt sich, dafs der Subj. Imperf. (s. auch Plqperf. unten) keineswegs nur zum Ausdruck eines in der Gegenwart unerfüllten und unerfüllbaren, eines sogen. frommen Wunsches gebraucht wurde, wie ja auch im deutschen Wunschsatze oft „möchte" für „möge" gesprochen und geschrieben wird.

c) Für das Plqperf.:

870. S'or fust venu od vus cil de vostre cuntree!

Ferner 988, 1282 a (1566 C, 2189 O H, 4619, O allein vorhanden, 4933, O a. v.).

Anm. Was die eingeklammerten Verse anbetrifft (s. das in Aor. II, 2 Anm. 1 γ über mar und buer Gesagte), so ist leider mit Hilfe der sicheren Beispiele des Horn allein nicht zu entscheiden, ob an den betr. Stellen eine einfache oder eine modifizierte Aussage — in v. 1566 und 4933 eine Begrüfsung, ein Willkommenheifsen? — dem Sinne angemessener sein würde.

[1] Es soll, als aufserhalb dieser Abhandlung liegend, hier unentschieden bleiben, ob im Horn die gedehnte Schreibung mancher Subjj. Imperf. (ploüst, oüst u. a.) überall durchzuführen ist. Uns scheint, dafs die verjüngte Form neben jener älteren wird anerkannt werden müssen.

Es sei uns daher hier gestattet, die Grenzen dieser Untersuchung zu überschreiten und andere Schriftsteller zur Vergleichung heranzuziehen. Wir haben in Bezug auf mar und buer mit Ind. oder Subj. Aor. oder mit Cond. folgende Schriftwerke durchgesehen: die beiden Reimpredigten, Ausg. von Suchier; Aucassin und Nicolete, Ausg. von Suchier; die Lais der Marie de France, Ausg. von Warnke; den Chevalier au lyon, Ausg. von Holland; endlich die Chronik des Fantosme. Das Ergebnis war folgendes:

1) mar oder buer mit Ind. Aor.:

Rmpr. G, 118 ab:

Deus! cum mar fut nez
qui la iert posez (Fut.);

Auc. und Nic. 37, 6:

„Tant mar fui de haut parage!"

Lai Guigemar 298 und 668:

298. e dit que mar fu sa juvente.
668. „Guigemar, sire, mar vus vi!"

Lai Yonec 71:

„Lasse", fait ele, „mar fui nee!
Mult est dure ma destinee!"

Chronik des Fantosme:

32. Mar fud la guerre faite envers le rei Henris.

Ferner 43, 127, 499, 572, 597, 833, 1045, 1051, 1067, 1261, 1443, 1877, 1891, 2023 (bor).

2) mar oder buer mit Subj. Aor.:

Lai Equitan 83:

„Si bele dame tant mar fust,
s'ele n'amast u dru n'eüst!"

Chevalier au lyon 5254:

„A mal eür (ad malum augurium!) i venist il."

Chronik des Fantosme 462:

Asez purriez oïr, mar alissiez luinz querre.
2056. „Henri le rei, le fiz Mahalt, a bon ure (ad bonum augurium?) fust il né!"

3) mar oder buer mit Cond.:

Chevalier au lyon 741 und 3237:

740—1. „Se or de rien an moi te fies,
Ja mar t'i fieroies mes."
3237—8. Et dient, que buer seroit nee
Cui il avroit s'amor donee. (Vgl. Horn, 2189.)

(Sollten mar und buer von bono-malo-augurio und nicht von bona-mala-hora herkommen?)

Wir haben hiermit nur gezeigt, dafs der Subj. und das Cond. sich bei mar und buer sehr wohl vorfinden; — und warum sollte z. B. der Ind. Aor. durch eine Änderung in der Anschauungsweise nicht zum Subj. Aor. werden können?

Dafs an den betr. Stellen des Horn oder an einigen derselben der Subj. ursprünglich gestanden habe, ist damit keineswegs bewiesen. Man wird sich vorläufig begnügen müssen, auf gut Glück, oder wenn man lieber will, nach individuellem Urteil und Geschmack den Ind. oder den Subj. zu wählen, bis vielleicht die Auffindung einer neuen zuverlässigen Hs. oder die Schaffung einer allumfassenden und darum allgemeingültigen afr. Syntax — falls eine solche möglich ist — diesen sowie manche unsichere Fälle auch anderer Schriftwerke der Entscheidung näher bringt.

2) Der Subj. drückt einen gemessenen Befehl aus. Derselbe kann im Hauptsatze eines hypothetischen Satzgefüges stehen. Es findet sich so nur der Subj. Präs.:

1549. Çoe respundit Hunlaf: Deus en seit aürez!

Ferner 1553, 1570, 1638 (1796 H?), 1846, 1905, 1933, 1945 a, 1950, 1951, 1956, 2058, 2239, 2324 etc.

Anm. 1. Das in der heutigen Sprache bei diesem Subj. unerläfsliche que findet sich auch schon im Horn in den Versen 415, 1803, 2058, 2324, 4530, 4532. In v. 2058 und 2324 kann man allerdings den Satz mit que als von Çoe vus pri und Mes une rien vus di abhängig ansehen.

In v. 1846 ist ke wohl adverbial zu fassen = in Bezug auf welches.

Anm. 2. Die Partikel si = sic (so) findet sich in obigen Fällen zweimal, und zwar bei affirmativen Bedingungshauptsätzen: 1946 und 1956.

3) Der Subj. (Präs.) drückt ein Zugeständnis oder ein Geschehenlassen aus, letzteres im Bedingungshauptsatze:

1448. Ne vus voil deveer. Si seit cum vus volez.

Ferner 1562, 1953, 2081, 2087, 2318, 2382 etc.

Anm. v. 2373 ist wohl mit C zu lesen:

Peise mei. Bien siet deus de mei ke il voldra.

4) Der Subj. Imperf. (und Plqperf.?; s. 233. — 2789 C) steht an Stelle eines Conditionalis oder vielmehr Potentialis zum Ausdruck einer gemilderten d. h. mit Zurückhaltung und Höflichkeit aufgestellten Behauptung:

623. E quant Herland les out, nes donast pur Maskun.

Ferner 24—5, 641, 662, 733, 918, 1135 (1849 O H?), 1986, 1992, 2063. (2427?), 2543, 2551, 2687, 2741, 3086, 3188, 3350, 3378, 3930, 4335, 4399, 4839 (indir. Rede?), 5164.

Anm. 1. Der Subj. Imperf. vertritt zuweilen ein Hilfsverbum; so steht er in v. 623, 2543, 2551, 2687 etc. für „wollte“, in v. 918, 3351 etc. für „könnte“ mit dem entsprechenden Inf.

Andererseits werden die Hilfsverba, und namentlich der Subj. Imperf., zur Umschreibung des einfachen Verbs, besonders des Cond., verwendet, ähnlich unserem „mochte“ etc., z. B. 2063, 2163, 3581, 3862, 3868, 3930, 4835. Vgl. den Aor. dut in v. 1697. — 2450. (?), 2780. — 4554.

Anm. 2. Nach der heutigen Anschauungsweise der Sprache müfste in der Mehrzahl obiger Fälle das Cond. II oder der Subj. Plqperf. stehen. Der Subj. Imperf. ist aber im Horn in doppelter Hinsicht berechtigt. Erstens versetzt sich der Dichter auch sonst oft — und namentlich in subjektiven Äufserungen, was obige Fälle doch offenbar sind — in die Zeit der Handlung zurück und giebt die Gedanken seiner Personen in demselben Tempus, in welchem sie zur Zeit ausgesprochen worden wären. Daher hat die direkte Rede (733. — 1135. — 2063. 2427 [?], 4399) dasselbe Tempus wie die Erzählung.

Zweitens ist hier der Subj. Imperf. insofern Subj. der einfachen Vergangenheit, als der Dichter anstatt der objektiven Behauptung ne donout (dona), ne poeit dormir etc. die Anschauung der unentschiedenen Möglichkeit oder der gemilderten Behauptung eintreten läfst. Vgl. Cond. I II, 1.

Anm. 3. In v. 2427 ist, abgesehen davon, dafs der Subj. Imperf. nicht in das Versmafs passen will — sa ist allerdings nicht unentbehrlich —, das von II gebotene Präs. wohl ebenso berechtigt als jener. Das Präs. würde die Aussage als allgemeingültiges, sentenzenartiges Urteil hinstellen; s. Präs. I u. II.

B. Der Subj. im abhängigen Satze. Der Subj. steht im abhängigen Satze gleichfalls als Ausdruck des Gedachten, der Ungewifsheit und Möglichkeit oder der Zurückhaltung; und zwar wird er gebraucht:

1) In Nebensätzen, deren Hauptsatz eine auf den Nebensatz bezügliche Negation enthält oder den Nebensatz in irgend einer Weise beschränkt. Diese Nebensätze sind:

a) Relativsätze und Sätze mit que, deren regierende Sätze eine einfache Negation oder Ausdrücke wie n'(i)ad, n'en est oder unbestimmte Fürwörter wie rien, alcun, ne — tiel enthalten oder Bedingungsnebensätze sind. Das verneinte qui oder que ist oft dem lat. quin und dem deutschen „ohne dafs“ gleich. Beispiele sind:

α) Für das Präs.:

1574 a. N'i ad cil ne s'en vant qu'il frad chevalerie.

Ferner 1478, 1677, 1764, 1768 b, 1804, 1843, 1856, 1948, 2010, 2069, 2077, 2078, 2091, 2095, 2153, — 4267 etc.

Anm. 1. Ausnahmen von dieser Regel sind: v. 1625, 3457, 4739.

Anm. 2. Relativsätze, welche die objektive Angabe eines Faktums enthalten, stehen im Ind., selbst wenn der Hauptsatz verneint ist, z. B. 3674—5, 4352.

β) Für das Imperf.:

1620. N'i ot cil ne volsist estre en Cananee.

Ferner 1726, 1943 etc.

γ) Für das Perf.:

1710. N'i ad païn ateint la teste n'ait perdue.

Ferner 1715, 2010, 2120, 2276, — 3816 etc.

δ) Für das Plqperf.:

393. Kar mestre n'out de rien k'il n'oüst tut passé.

Ferner 140, 386 u. 556 (mit unc), 1235, 4460, 5074.

b) Nebensätze mit que, abhängig von beschränkenden Ausdrücken wie si = so, taunt, al etc., wenn diese negativ stehen. Que entspricht hier dem lat. quin und dem deutschen „ohne dafs“. Beispiele sind:

α) Für das Präs.:

1931. Ja ne seront taunt pruz ke jes dut de neent.

Ferner 506, 1111, 1200, 1209, 1211, 1847, 2430, 2839, 3173, 3732, 3749.

β) Für das Imperf. und Plqperf.:

302. N'i out fors sul nos cors dunt nus fussum aidanz.

Ferner 299, (1282), 2538, 2540, 2552, 2787, 3352, 3983.

c) Nebensätze, deren regierender Satz irgend welche andere Unsicherheit oder Beschränkung ausdrückt, bezw. im Subj. steht. Beispiele sind:

α) Für das Präs. und Perf.:

2462 C. U (= oder) est chose face ki seit en tiel baillie?
(H weicht ab.)

Ferner 4539, — 1162, 3670.

β) Für das Imperf. und Plqperf.:

1344. Mes que treü rendist ki lor venist a gre.

Ferner (1282), 2077, 2163, 2681, 4644, — 2190, 4705.

2) Der Subj. steht in Nebensätzen, die eine Absicht oder eine beabsichtigte, d. h. zukünftige und daher noch ungewisse Folge bezeichnen:

α) Im Präs.:

1598—9. Li vieil remainent tuit pur garder la cuntree
Ke, si rien lur mesvait, la seit la recovree.

Ferner 1732, 1861a, 1877, 2323, 2488, 2489, 2500, — 4936 etc.

β) Im Imperf.:

2161—2. Par çoe turna sun num dunt einz esteit nomé
Qu'il ne fust coneü en estrange regné.

Ferner 441, 573, 679, 917, 2681, 2750, 4096, 4114, 4600, 5094.

3) Der Subj. steht im concessiven Nebensatze:

1745. U il voille u nun, ad fait acordement.

Ebenso 1754, — 5209 etc.

4) Der Subj. steht nach dem verallgemeinernden und darum eine Ungewifsheit ausdrückenden que oder nach qui = nfr. quiconque:

α) Im Präs.:

1676. Kar u k'il les troevent, les metent a declin.

So noch 316, 685, 2847, 3098, 3823, 4010, 4646.

β) Im Imperf.:

5143. Mes quel dol k'el feïst, a Wikle ne chaleit.

Aufserdem 4551.

γ) Im Perf., wenn dasselbe einen Subj. Fut. II vertritt:

1173—4. E — quant — joe iere en sa curt d'armes bien preisiëz
Pur quant que aie fait de devant ses barnez etc.

Anm. Wenn der Satz mit quant que sich auf die obj. Gegenwart oder Vergangenheit bezieht und quant que „alles, was" bedeutet, regiert es den Ind.:

2287. Quant que mester esteit, tut orent, çoe plevis.

So noch 3800.

5) Der Subjunktiv steht im substantivischen Ergänzungssatze:

a) Nach den Verben des Heischens, des Zusagens und ihres Gegenteiles, überhaupt nach den Verben der Willensäufserung:

α) Im Präs. (und Imperf.):

3032—4—5. Mes ne place celui ki soffri passiön
Ke ja cuntre lui sul algent dui cumpaignun
Ne k'en altre païs en venist mal renum etc.

Ferner 1582, 1605, 1802, 1808, 1961, 2041, 2059 O H (?), 2075, 2113, 2324 etc.

β) Im Perf.:

3892—3. C'est la rien del munde ke ore plus desir,
Ke me seie vengé del culvert acortir (?).

γ) Im Plqperf.:

966. Plust a deu ke de mei oüst faite ravine etc.

So noch 1083; Imperf. 418, 3862 flg.

b) Nach den Verben des Sagens und Sagenhörens, wenn sie verneint sind oder irgend eine Unsicherheit ausdrücken:

2120. S'oëz en alkun liu que seie arestez,
Si bosoing vus suzprent, a mei lores venez!

Ferner 2077 (Subj. Aor.), 2618, 3036. Vgl. den Ind. in v. 2670 u. a.

Ausnahme: 3766 C (starke Verneinung):
Par deu, duce Rigmel, ne dirrez ke sui lent.

c) Nach den Verben der Vorstellung und des Bemerkens:

aa) Wenn sie verneint, fragend, beschränkt oder bedingt stehen:

α) Im Präs.:

1611—2. ne quident ke duree
Ait vers els nule gent en bataille arestee.

Ferner 612, 810, 819, 877, 985, 1410, 1793, 1965, 2043, 3586, 4499, 4283, 4426, 5132.

β) Im Perf.:

2381. Ne crerrai en nul sen ke de bons ne seit nez.

Ferner 1162.

bb) Wenn sie eine irrtümliche Vorstellung oder ein ungewisses Ereignis (s. v. 3670) bezeichnen, oder wenn der Nebensatz eine gemilderte Behauptung enthält (s. v. 3648):

α) Im Präs. und Perf.:

99. Bien quident des enfanz qu'il seient perillant.

Ferner 817, 821, 829, 832, 845, 846 (? O), 847, 1054, 1975, 3648, 3670 (Perf.), 4313.

β) Im Imperf. und Plqperf.:

1056. Quida ke fust angele ki i fust enveié etc.

Ferner 2735, 1391, 5136.

Anm. Bei m'est vis findet sich sowohl der Ind. wie der Subj., letzterer in v. 1975 (unsichere, auf die Zukunft bezügliche Behauptung), ersterer in v. 3677 (Sentenz), 4656, 5019.

d) Nach den Verben der Gemütsbewegung:

1300. E li reis quant il l'ot, nen ad talent qu'il rie.

Ferner 1554 (?), 1952.

e) Nach den Verben des Besorgtseins, Sich-Hütens, Verhütens und Verzögerns, die den verneinten Verben der Willensäufserung gleichstehen:

α) Im Präs.

582. Dunc vus gardez aprés qu'il ne vus face mal.

Ferner 709, 848, 1347, 1533, 1686, 2583, 2751, 3054, 3099, 3340, 3581—2, 3662, 3886, 4283, 4812.

β) Im Imperf.:

371—2. Mes sur tuz se pena Herland li seneschal
Ke ne fussent li soen vers les altres egal.

γ) Im Perf.:

2638. Or se criement trestuit ke Gudmod l'eit lessé etc.

Ferner 1225, O.

Ausnahmen 314:

Pur çoe criem ke trop ai descovert mun corage.

Ferner 1038 (Cond. I), 4997 (Fut. I).

f) Der Subjunktiv steht im substantivischen Ergänzungssatze endlich nach einer Anzahl einzelner Verben, teils positiv, teils negativ, auf welche im Lat. die Konjunktionen ut, ne, quin, quominus, auch quod oder der Acc. cum Inf. folgen würden:

aa) Nach atendre — Präs. und Imperf.:

124. Attendent entre tant kis sace aveer etc.

Ferner 279 (Imperf.), 2438, 2674, 3130 (Imperf.).

bb) Nach blasmer und repruver verneint:

3812. Ja ne m'iert repruvé ke seie menteür.

Ferner 470, 2874.

cc) Nach ne pas estre costumer:

2736—8. Mes la u fui nurri ne sunt pas costumer
Ke nul altre n'enseint; kar serreit repruver.

Anm. Dieser Begriff kommt auch positiv vor und regiert alsdann den Ind.: 4205.

dd) Nach deservir verneint:

4446. N'avez pas deservi ke la devez mener!

ee) Nach celer verneint:

270—1. Ne sai si (?) unc vus forfist, mes pur çoe n'iert celé
Ke joe ne vus dië tute la verité.

Aufserdem 2847 (Imperf.).

ff) Nach laissier verneint:

676. E si n'os pas laissier que n'aille al parlement etc.

Ferner 708, 722, (1265 = gestatten), 2451, 2466, 2639 (?), 3706.

gg) Nach se vanter, verneint:

2851. E de nul ne se veut, qu'il en sache, vanter.

Ferner 1371, 3292.

6) Der Subj. steht nach den meisten unpersönlichen Verben:

α) Im Präs. (und Perf.):

148. Bien semble ke il seient fiz de gentil barun.

Ferner 180, 1074, 1122, 2037, 2613, 3568, 3633—4, 3647 (?, C), 3968, 3970, 4012, 4061, 4358, 4875, 4939, 5085.

β) Im Imperf.:

4137—40. Costume iert a idunc en icele cuntree —
Ke del beivre servist tut itaunt de fiee etc.

Ferner 4197 (zu 1?), 4442.

Anm. 1. a) Zwischen piert (affirmativ) und semble scheint im Horn schon dieselbe Rektionsverschiedenheit zu bestehen wie im Nfr. In v. 4196 haben beide Hss. (C u. H) den Ind., in v. 3647 allerdings nur H. — b) Auch avenir, wenn bejahend, erfordert den Ind., vgl. 2201, 4138, 4876—7 (ke z. T. als kar zu fassen?), verneint dagegen den Subj., s. v. 3568. — c) Sembler regiert wohl auch als persönliches Verb den Subj., vgl. v. 149 O, 3968 H. 4012 C, (4197?).

Anm. 2. Ausdrücke wie: sun pleisir ert (1172), bel m'est (1554), m'est vis (1975 etc.) rechnen wir zu den Kategorien 5 a—c, da sie persönliche Verben vertreten.

7) Der Subjunktiv steht im zweiten Satzgliede bei Verwahrungen oder Beteuerungen, wo man mit Nachdruck etwas hervorhebt, das man unter keinen Umständen zu thun sich entschliefsen kann. Die Konjunktion ke ist hier mit „als dafs", „anstatt" zu übersetzen.

α) Subj. Präs.:

1976—7. Ainz me larraie joe le quoer traire e le feie
Ke face (C) serement; franc quil fait, se desleie.

β) Subj. Imperf.:

1150—1. Melz voldreie estre ars tut vis en un furnel
Ke en mun dei l'oüsse taunt cum sui jovencel.

γ) Subj. Plqperf.:

2785—7. En cest nostre païs n'ad tant bone cité
Ke einz ne la perdisse ke l'oüsse ublié.

8) Der Subjunktiv steht nach den Konjunktionen des Zieles und Zweckes, wie des que, de ci que, tres que = bis, taunt que, ainz

que etc., wenn sie eine Absicht oder das Eintreten einer gewünschten, bezw. gefürchteten Handlung oder etwas noch Unsicheres bezeichnen:

α) Im Präs.:

1646. Grand damage i fera ainz qu'ait definement.

Ferner 349, 351, 974, 1162, 1230, 2154, 3164, 3549, 3670, 3935, 4403, 4470, 4511.

β) Im Imperf.:

1615. Ainz qu'il mot soüssent cummence (C) la mellee.

Ferner 280, 3125, 3554, 4500, — 4141.

γ) Im Perf.:

2153—4. Ne vus faldra ja rien k'ait en vostre pensé
Tresque nus viengum la e seium arivé.

Ferner 671, 1204, 2006, 3990, 4470, 4529.

δ) Im Plqperf.:

2161—3. Pur çoe turna sun num etc.
Qu'il ne fust koneü en estrange regné
Des que pruësce oust fait dunt doust estre preisié.

Ferner 276, 1152 (Ainz k'usse armes porté?), 1153, — 4142.

Anm. 1. Mehrere dieser Konjunktionen haben wir schon als das Fut. oder Präs. (z. B. 2155, — 1608) regierend kennen gelernt. Einmal stehen sogar Fut. und Subj. Präs. in demselben Verse, 4511:

Tresque prise l'avra e qu'il l'eit en baillie.

Anm. 2. In v. 4259 ist an Stelle von ainz que (einziges Beispiel mit Ind.!) dem Sinne nach wohl pus que oder tres que = nachdem zu setzen.

Anm. 3. Quant findet sich einmal mit dem Subj. Plqperf. (Vorvergangenheit) 4142, und cum einmal mit dem Subj. Imperf. (Gleichzeitigkeit) 4141. In beiden Fällen handelt es sich um eine Wiederholung in der Vergangenheit. Vgl. v. 4138.

Anm. 4. In v. 1173 ist mit C iere zu schreiben, denn es führt den Nebensatz mit quant fort und hängt nicht, wie O fälschlich angenommen hat, von sun pleisir iert ab.

9) Der Subj. steht in einem auf einen Superlativ bezüglichen Relativsatze

364—5. Il fud fiz dan Hardré, le meillor cumbatant
Ke mis peres oüst en trestut sun vivant.

Wenn aber das Urteil über den Grad der Eigenschaft ohne jegliche Zurückhaltung ausgedrückt wird, steht der Ind.: 3010 C. Das Nfr. beobachtet denselben Unterschied.

10) Der Subj. Präs. und Perf. steht, wie schon beim Präs. (II, 6 a Anm. 3) erwähnt, in der Fortsetzung eines wahren Bedingungssatzes:

α) Im Präs.:

2038—9. Mes quant repeirerai, sil purrat cumparer,
Si joe sai ki il seit e jol puisse encuntrer.

Ferner 1211 und 4353 (?).

β) Im Perf.:

4514—5. Bien se deit esmaier ki veit tiel baronie
E vers els seit forfait d'alcune felunie.

Aufserdem 4267 (?).

Anm. Der Subj. Präs. oder Perf. im ersten Gliede nach si dürfte im Horn nicht anzuerkennen sein; wenigstens ist er nur schlecht verbürgt. Er kommt vor (für das Präs. allein) in v. 581 O, 1478 O H, 2599 H, 3884 H, 4028 H. Selbst in der indirekten Rede steht der Ind., z. B. 4563:

E si mais li forfait, sin prenge vengeisun.

11) Der Subj. Imperf. und Plqperf. steht nach den hypothetischen Vergleichungskonjunktionen cum, cum si, plus que etc.:

α) Im Imperf.:

1506. Mes Horn onc ne so meut plus ke fust un perrun.

Ferner 332, 435, 2544, 2550, 3338, 4799, 4800.

β) Im Plqperf.:

1762. E reis Hunlaf l'eime cum l'oüst engendré.

12) Der Subj. Imperf. und Plqperf. steht in hypothetischen Satzgefügen, und zwar nicht allein, wie im Nfr., in denjenigen der Unwirklichkeit und Unmöglichkeit (dem sogen. irrealen Falle), sondern auch im Falle der blofsen Annahme und Möglichkeit (dem potentialen Falle) und sogar im realen Bedingungsfalle (in der indirekten Rede).

Im Bedingungsnebensatze kommt der Subj. Imperf. und Plqperf. (letzterer z. B. 2767, 4390) vor, im Hauptsatze der Subj. und Ind. Imperf., der Subj. Plqperf. und das Cond.

a) Der reale Fall (indirekte Rede); im Nebensatze steht der Subj. Imperf., im Hauptsatze das Cond. oder der Subj. Imperf.:

4822—3. Parmettre me soleit e tuz jorz m'ert jurant
Ke, si ja veïst Horn, k'il l'estreit ociänt.

Ferner 1342—5, 4471—3, 4978, 5088 (poüst?? — poet?).

b) Der potentiale Fall (lat. Beispiele: Si hoc dicam, mentiar. Dies me deficiat, si paupertatis causam velim defendere. Vgl. den deutschen Satz: Falls dies jemand thäte, würde er mir einen grofsen Dienst erweisen). Die Erfüllung der Bedingung ist als unsicher hingestellt, ist also immer der Zukunft anheimgegeben. Der Hauptsatz enthält meist eine gemilderte Behauptung im Cond. oder im Subj. Imperf.

aa) Fälle der Darstellung und der direkten Rede, mit Rücksicht auf die jeweilige Gegenwart und Zukunft ausgesagt:

2063. Si fust vostre pleisir, ne m(e?) deüssez guerpir.

Ferner 374, 1172—8, (1969?), (1974?), 2772, 4171, 4758—9.

Anm. Die Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit der Sprache des Horn tritt recht deutlich hervor, wenn man mit v. 2063 den verwandten v. 1127 vergleicht:

Amer me purriëz, si vostre pleisir ere.

bb) Es kommen zwei potentiale Fälle vor, welche in die Vergangenheit gerückt sind (indirekte Rede):

4835—7. Ainz en (?) ust il merci s'il le vosist criër.
— Sil vosist deu servir, sil fesist baptizer.

cc) Der potentiale Fall wird angewandt bei der Erzählung von wiederholten Handlungen und Sitten der Vergangenheit:

2211. E lo tierz ki venist (C) li puisnez receveit.

Ferner: 2551 (vgl. 2542—3), 4137—40.

c) Der irreale Fall. Bedingung und Bedingtes sind als unerfüllt oder unerfüllbar hingestellt. Die Bedingung bezieht sich auf die Vergangenheit oder die Gegenwart. Beispiele sind:

1698—1700. S'il n'i venist plus tost, mort l'eüst l'alcopart —
— E lo chief li trenchast li culvert de mal art.

Ferner (667, 1189, 1969, 1974 ?) 1472—3, 2367—8, 2767, 2789 (? Sil poüssum oïr?), 3200—2, 3378, 4023—6, 4090, 4704—5, 4804, 4834, *4935*, 5093, 5124, 3604—5.

Es giebt ferner verkürzte irreale Fälle:

3737. Nun! dist li pelerins; s'il fust a sun graaunt!

Ebenso 3649, 3757, 3783 flg., 4111, 4815.

Hierher gehören auch subjektive Äufserungen des Dichters, wie 1574:

Bien veïst, ki la fust, gente bachelerie.

Vollständig sind dieselben in v. 1574, 2831—4, 3261—4, 3423 4744; verkürzt in v. 571, 1586, 1622, 1718. Diese Ausdrücke sind zu festen Formeln geworden und stehen für: „Da gab es zu sehen — zu hören!"

Anm. Es kommen einige Konstruktionsänderungen (Anakoluthe) vor, nämlich in v. 3378—9 und 4834 (?), 2784—6.

3378—9. Ja en preïst le chief od le (?) healme enperial,
Quant de loinz s'aperçut dan Gudmod li leal, etc.

Vergl. den realen Fall in v. 880 C.

d) Es findet auch Vermischung des irrealen und des potentialen Falles untereinander oder mit dem realen Falle statt: 2027—9, 2598—9, 4207—10 (?H), 4379—80; z. B. 2598—9:

Or jetast volentiers pur veintre l'estutie
Ke cil vet demenant, si i est ki l'en prie.

In v. 971 ist wohl plest zu schreiben.

Anmerkung zu den hypothetischen Sätzen. Wir sind hier den hypothetischen Sätzen zum letztenmale begegnet. Wegen der grofsen

Mannigfaltigkeit dieser Satzgefüge im Horn lassen wir zum Schlufs ein Verzeichnis der Stellen folgen, welche von Bedingungssätzen handeln. Es sind:

Präs. I B 5 und II 6. — Fut. (II 1 d und) II 2 f. — Perf. II d. — Aor. Ia B 5 und II 7. — Imperf. I B 1 f. — Cond. I, II 3; Cond. II, 2 Anm., und 3. — Subj. B 10 und 12.

13) Die Sprache des Horn läfst endlich den Subjunktiv in der abhängigen Frage zu, und zwar sowohl in der direkten wie in der indirekten Rede.

α) Der Subj. Präs.:

521. Cum le pu(i)sse veeir, mut fort se penera.

Ferner 642, 690, 1796, 2039, (2435 H), 4261, 4403 etc.

β) Der Subj. Imperf.:

4229. Or verreit si fust veirs qu'ele jadis l'ama.

Ferner 879, (4705), 5149.

γ) Der Subj. Perf.:

5110. Cel ne siet il cument hom i se(i)t ja alé.

Anm. Der Ind. findet sich jedoch ebenso häufig, selbst nach Negationen und Ausdrücken der Unsicherheit; vgl. v. 713, 1095, 2076, (2300), 2317, 2406, 2435 C, 2506, 2675, 3814, 4029, 4951, 5025—6, 5034, 5090.

Der Imperativ.

Der Gebrauch des Imperativs ist im Horn im wesentlichen derselbe wie im Nfr. und in den anderen Sprachen. Dafs er durch den Ind. Fut. und den Subj. Präs. (den Jussiv oder Exhortativ) vertreten werden kann, ist schon bei diesen Zeitformen dargelegt worden.

Besondere Erwähnung erheischen indessen folgende Umstände:

1) In v. 241 steht ein verneinter Inf. anstatt der 2. Sg. Imper.:

Di mei la verité! ne t'esmaier neent!

2) Der Ind. Präs. scheint für den Imper. eintreten zu können. Über chalt in v. 1796 C O ist schon beim Ind. gehandelt worden. Daneben kommen einige Fälle der 2. Pl. Präs. mit dem Pronomen vus vor, bei welchen es zum Teil zweifelhaft ist, ob man sie als imperativischen Ind. oder als verbes pronominaux (3054?, 582) oder als Imper. mit dem Dat. (ethicus?) des Pronomen (2806) aufzufassen hat.

Diese Fälle sind:

3054. E vus gardez ataunt ke cist ne puisse fuir.

Ferner 582, 2806 (vers zu streichen?), 5084. Zu v. 2806 vgl. v. 2830.

Allerdings wird im Nfrz., Engl., Deutschen u. s. w. (z. B.: Sie gehen zunächst geradeaus!) der Ind. Präs. vielfach an Stelle des Imper. gebraucht und wäre daher wohl auch im Horn nicht unerhört.

Für obige Stellen ist jedoch von Wichtigkeit, dafs es sich in drei von jenen vier Fällen um einen Gegensatz zwischen joe und vus handelt, nämlich in v. 581—2, 3053—4, 5084.

Es dürfte daher hier eine Hinzufügung des Pronomen zum Imperativ stattgefunden haben, damit der Gegensatz deutlicher hervortritt.

3) Die verneinte 2. Pl. Ind. Präs. von deveir in Verbindung mit einem Inf. vertritt zuweilen den Imper., wie in anderen Sprachen, z. B.:

2234. nel me devez veer.

Ferner 1934, 2245 etc. — Ähnlich ist deussez in v. 2063 gebraucht.

4) Häufig steht vor dem Imper. die Aufmunterungspartikel kar = doch, z. B.:

1556. Sire reis, kar muntez!

Ferner 1141, 1385, 1527, 2743, 2857, 3221, 3467, 3741, 4030, 4484.

5) Die Negation mar findet sich beim Imper. bezw. beim imperativischen Subj., z. B.:

4274. — ja mar seez pensis —

Ferner 1081 C, 3586 (C schreibt hier: mal).

Der Infinitiv.

Es kommen im Horn vor:

1) Der Inf. Präs. Akt. in unzähligen Beispielen, namentlich im Reime.

2) Der Inf. Perf. Akt. nur in der Zusammensetzung mit estre, und auch da nur in einem Beispiele:

2741. n'i volsist estre entrez.

3) Der Inf. Präs. Pass.:

822. voil estre mise etc.

Ferner 655, 1150, 1346, 2390, 2750, 3176, 3887.

4) Der Inf. Perf. Pass., in seiner Form dem vorigen gleich:

2278. Poëz estre engendré de prince u de marchis.

Ferner 1132, 3930, 4260.

Zuweilen hat der Inf. Präs. Akt. passive Bedeutung, wie in anderen Sprachen auch, z. B. 1758:

N'i remaint a gaster burc, chastel ne cité.

Ferner 1589 etc. Vornehmlich gehören hierher die Wendungen fait (auch funt) a mit folgendem Inf., z. B.:

3082. k'eles funt a blasmer.

So noch 2835, 5041, — 177, 182, 650 etc.

Einmal steht, wie schon bemerkt worden, ein verneinter Inf. anstatt der 2. Sg. Imper., v. 241.

Der Inf. ist ein Verbalnomen. Bald ist er dem Nomen, bald dem Verbum näher verwandt. Oft vertritt er einen Konjunktionalsatz. Sein Gebrauch ist im Horn folgender:

I. Der Infinitiv als Nomen.

1) Der Inf. ist Subjekt, z. B.:

1618. Li acointiers i fud e l'amur achatee.

Ferner 2033, 2247, 2738, 4688 (?) etc.

2) Der Inf. ist Objekt, z. B.:

2030. Laissez vostre plorer.

Ferner 87, 125, 342, 523, 705, 1182, 1724, 1830, 2026, 2044, 2065, 2457, 2858, 2900, 3257, 3291 (?), 4214, 4329 etc.

Der Inf. hängt von Präpositionen ab:

a) Von der Präp. de:

3985. Iloec voldra veeir de lur venir la fin.

Ferner 473 O, 862, 990, 1713, 1730, 1774—5, 2060 C, 2157, 2066 C, 2251, 2753 (?), 2826, 4239 (?), 4674, 4684, 5152.

b) Von der Präp. a:

975. A l'amener de lui trop demore Herlant.

Ferner 776 u. 783 (vgl. Part. Präs. in v. 763!), 1252, 1634, 1808, 2237, 2354, 3253 C, (2297 al laver?).

c) Von anderen Präpp.:

4317. En l'ester perdriëz, prov avrez en l'aler.

Ferner 704 (?), 1499, 2729, 2812.

Vgl. auch II B 4, namentlich zusammengesetzte Begriffe wie: en turnei tenir, 2057, und ähnliche.

II. Der Inf. als Verbalnomen und Verbum.

A. Der Inf. ist Subjekt:

1) Als einfacher Inf. nach unpersönlichen Verben:

1158. Altrement valdreit melz estre en champ pasturel.

Ferner 2292, 2996, — 3043, — 190, 1571, 2124, — (639, 1498?) — 1480, 2048, 2061, 2490, 3568, 3886 etc.

2) Einmal findet sich der Inf. als Subjekt mit der Präp. de:

4709. De ferir sur païns, c'est ren ke li agree.

B. Der Inf. ist Ergänzung:

1) Als Objektsaccusativ nach Hilfs- und anderen Verben, die für sich allein keinen vollständigen Begriff bilden, z. B.:

2056. — mar i creindra murir —

Ferner nach voleir: 1460, 1478, 1482, 1583 etc.; nach poeir: 1481, 1483, 1533, 1597 etc.; nach deveir: 1484, 1491, 1591, 1702 etc.; nach veeir: 1513, 1588, 1622 etc.; nach oïr: 1575, 1774, 2349 etc.; nach faire: 1486, 1736, 1989, 2294 etc.; nach saveir: 380—1, 1623, 2231, 2562 etc.; nach soleir: 1785, 1912, 2307, 2378 etc.; nach laissier u. suffrir: 299, 1332, 1976 etc.; nach deignier: 448, 1788, 2239, 2857 etc.; nach oser: 676, 681, 893, 1489 etc.; nach quidier: 558, 2241; nach cummencier: 120 C, 123 C; nach querre (wie spätlat.): 646 C; nach aidier: 336; nach aveir (und trover 910) mit folg. ke: (639?), 766, 1260, 2119, 2293 etc.; mit folg. dont: 4298. Doinst mit Inf., z. B. 87, 2065, s. unter I, 2.

2) Der Inf. dient zur Ergänzung nach Präpositionen:

a) Nach de, abhängig

α) Von Substantiven:

3243—4. ki tut sunt d'un corage
De paiens damager, de faire lur utrage.

Ferner 714, 850, 1087, 1755—6, 2045—6 etc. S. auch I 3a, v. 2826, 3985, 4239.

β) Von Adjektiven:

2280. De faire vos cummanz des ore n'iere tardis.

Es begegnen ferner: certan, 73; doctriné, 140; vilaine, 801; cunseillez, 1178; prest, 1477; apresté, 3069; bon, 5028 etc. Vgl. dazu aus I 3a: desirant, 990; lent, 2251; enhardiz, 4674 und 4684.

γ) Von Verben:

2524. D'aveir l'amur de lui ne poet estre turnee.

Aufserdem finden sich: penser, 658, 2520; enseigner, 1496; priër, 2040 C, 2060 CH; ne finer, 2299, 2476, 3702; aider, 1809; n'i ad rien, 1794; n'i ad mes, 3272; endlich Wendungen, welche bedeuten „sich Mühe geben", „sich beeilen" und ähnliches: sei peiner, 2570; sei haster, 3963; andere: 2432, 2753, 2888, 3826.

δ) Von Adverbien: Pres kommt allein vor in den unter I 3a schon aufgeführten Versen 862 und 5152.

862. U pres est del murir u del tut est pasmee.

b) Nach a, abhängig

α) Von Adjektiven:

2052. Pur çoe ke vostre fud, si m'iert bon a sentir.

Ferner: cummuner, 895; dur, 2302; eisez, 4623; duz, 2029.

β) Von Verben:

2139. N'out mes a demurer fors d'atendre l'oré.

Ferner: avoir, 348, 630—1, 648, 1184, 2249 etc.; (ne) fait (funt) a, 177, 182, 193—4, 650, 2835 etc.; sei prendre (anfangen), 1497, 2243, 2732, 2836 etc.; cummencier, 2839; priër, 2040 O H (?); rover, 534 C; jugier, 2087; desirer, 1064; aider, 3707 C; remaindre (s. diesen Inf. 2247), verneint, 284, 426, 1758.

c) Nach pur, abhängig

α) Von Adjektiven:

1489—90. Vei me ci trestut prest...
Pur defendre la lei ke tenum, al premier.

Ferner: sage, 489; meillor, 1782; recreant, 2032; acesmé, 2232; areisné, 2971.

β) Von dem Verbum aidier nur in v. 1175 O (??).

3) Der ergänzende Inf. findet sich häufig, mit und ohne Präp., als Zusatz zu Verben der Bewegung, der Ruhe und ähnlichen, indem er den Zweck der in einem solchen Verbum enthaltenen Handlung bezeichnet, z. B. 1494:

En la place s'en vait tut issi arester.

Die vorkommenden Verba sind: (s'en) aler, a) ohne Präp.: 1494, 1557, 2068, 2324, 2378; 1366; 5206 etc.; b) mit pur: 2181, 2573. — (s'en) venir, a) ohne Präp.: 2103, 2247, 2351; 761; 2481; 3097 etc.; b) mit pur: 1778, 2233, 2262, 3040, 3266, 4325; 1246 etc. — curre, a) ohne Präp.: 3258; b) mit pur: 2657. — aüner pur: 1566; assembler pur: 2556 a. — resaillir pur: 1510. — munter pur: 1589. — avancire pur: 2242. — mettre pur — de: 291. sei aseeir pur: 2392. — (sei re)turner pur: 945—6, 982—3. — estre asis pur: 143. — retenir pur: 286. — sei arester pur: 1005. — (ne) remaindre pur: 523, 1598. — presenter a: 459. — mener (donneier): 2306.

4) Oft ist der präpositionale Inf. nicht in Anlehnung an einen Einzelbegriff, sondern als Ergänzung zu einem Satze gebraucht. Der Inf. ist in dieser Stellung ein verkürzter Satz, und zwar vertritt er Nebensätze mit si, quant u. s. w., z. B. 2031:

Joe nel fereie pas pur mei tut detrenchier.

Am häufigsten findet sich dieser Inf. mit pur: 451, 572, 788—9, 879, 1256—7—9, 1411, 1854, 2739 a, 2854 etc. Andere Präpo-

sitionen sind: sanz, 3529, 4648; par, 3582, 3887, 4855; de, 4031. Es sind ferner hierher zu rechnen zusammengesetzte Begriffe wie 2291:

Kamoisé out le vis de ses armes porter.

Ebenso 2057 (en turnei tenir), 704 u. a. In solchen Wendungen ist der nominale und verbale Charakter des Inf. vereinigt: der Inf. regiert den Kasus seines Verbum finitum, kann aber zu gleicher Zeit ein Adj. zu sich nehmen (704). Vgl. den substantivierten Inf. in I, 3.

Anmerkung zum Infinitiv. Wir lassen hier eine Zusammenstellung derjenigen Redeteile folgen, welche in Bezug auf den Inf. eine mehrfache Rektion aufweisen. Es sind:

a) Adjectiva: prest de: 1477, 3069; pur: 1490; — bon de (geboten): 5028; a (angenehm): 2052.

b) Verba: (s'en) aler mit blofsem Inf. und pur, desgleichen (s'en) venir und curre, s. II B 3. — cummencier bl. Inf.: 120, 123; a: 2839. — aidier bl. Inf.: 336; de: 1809; a: 3707 C; pur 1175 O (??). — aveir ke: 639, 1260, 2119 etc.: ne — rien de: 1794; ne — mes de: 3272; ne — mes a — fors de: 2139; a (faire etc.): 630—1, 2249 etc. — priër de: 2040 C, 2060 C H; a: 2040 O H (??): rover a: 534 C. — remaindre a: 284, 426, 1758; pur: 523, 1598. — turner de (wegwenden): 2524; a (hinwenden): 2237; pur (Zweck): 982—3. — Rektionswechsel in einem und demselben Falle hat statt:

290—1 C. Ki od mei erent mis...
Trestut pur mei servir, de faire mes talanz.
2139. N'out mes a demurer fors d'atendre l'oré.

Die Participien.

Die Participien sind, wie der Inf., Verbalnomina. Im Horn kommen nur die einfachen Participien vor: das Part. Präs. (Akt.) und das Part. Passé.

Ia. Das Participium Präsentis.

In Verbindung mit estre dient das Part. Präs., ganz dem englischen Gebrauche entsprechend, zur Umschreibung des einfachen Verbs, z. B.:

44. N'en puis fere perir ke jos seie esgardanz.

Diese Umschreibungen kommen ausschliefslich am Versende vor: sie dienen zur Gewinnung des Reimes in den zahlreichen Laissen auf -ant und -anz. Fast alle Tempora und Modi sind in diesen Reimen vertreten; der Inf. z. B. in v. 43, 351, 353, 3015 etc., der Imper.: 4021, 4343, das P. A.: 2909. Nur das Fut. der Erzählung dürfte fehlen; über dessen zwei unsichere Beispiele (2992, 2537) vgl. Imperf. 1 A 4 Anm. und B I f δ Anm. 2.

Das Part. Präs. ist im Horn gebraucht:

A. Als Nomen und zwar nicht nur als Adjektiv, sondern auch als Substantiv.

1) Dafs es adjektivische Bedeutung haben kann, liegt in seiner zeitlichen Unbestimmtheit begründet. Beispiele des Part. Präs. als Adj. sind:

698. Ne s'esveillera mes einz l'aube aparissent.

Ferner 2998, 3090, 3150, 3765, 3772, 3949, 3955, 4011 etc.

Das Part. Präs. kann auch prädikativ sein, wie:

66. E leissent les iloec al palagre walcranz.

Ferner 303 (? — vgl. v. 41, 99).

Als Prädikat steht das Part. Präs. in bemerkenswerter Weise bei faire, indem es eine bleibende Eigenschaft bezeichnet:

2539. Altresi des oiseals qu'il faseit bien volant.

Aufserdem 3038.

2) Das Part. Präs. wird häufig zu einem reinen Substantiv. Es ist

a) Männlichen Geschlechts; alsdann kann es sogar im Plur. gebraucht werden, z. B.:

42. Lors demandet cunseil as entur lui estanz.

Männlich ist es noch: 46, 63 (?), 290, — 2109, 2404, 2552, 2778 etc.

b) Geschlechtslos, z. B.:

2416. — bevez le remanaunt.

Ferner 365, 468, 1107, 1114, 1117, 1186, 1191, 1926 OH — 3952 etc.

Besonders zu bemerken ist: le vaillant de, das neben dem einfachen vaillant (s. unten B 2) vorkommt in v. 1516, 1868 (!), 2618 H (?).

Einmal findet sich das substantivierte Part. Präs. in einer Bedeutung, für welche sonst im Horn der substantivierte Inf. verwandt wird: al departaunt in v. 763, gegenüber al departir in v. 776 u. 783.

Anm. Die Bindung mit -ent begegnet häufiger beim nominalen als beim verbalen Part. Präs.; vgl. v. 1186, 1191, 1736, 1926, 3917 etc., gegenüber v. 698, 2958. Esciënt findet sich meist in Laissen auf -ent; in solchen auf -ant wohl nur: 468, 1107.

B. Das Part. Präs. ist Verbum.

1) Es kann ein Objekt bei sich haben. Dies ist der Fall:

107—8. Un rei mut poëstif, —
De grant religiün, leälté mut amant.

Ferner 118a (vgl. 3746), 4437, 4695. Auch vaillant kommt so vor, z. B.: 1530b, 4695.

2) Das Part. Präs. Akt. scheint zuweilen anstatt des fehlenden Part. Präs. Pass. gebraucht zu werden, z. B. 367:

Sun mestre aveit esté des enfaunce alaitant.

Ferner (100?), 3150, 3955.

Vielleicht ist aber dieses Part. vielmehr ein Rest des lat. Gerundivum.

3) Nach veeir kann anstatt des Inf. auch das Part. Präs. als Apposition zum Objekte stehen, z. B. 3323:

Gudmod les veit venant envers un suburban.

Ferner: 100, 4332. Trover hat ebenfalls das Part. nach sich: 770, 5168.

Ib. Das Gerundium.

Die Form auf -ant geht häufig auf lat. Gerundium zurück. Die Anwendung dieses Gerundiums fällt aber nur selten mit der des lat. Ger. zusammen. Vielmehr hat das romanische Ger. sich einen neuen Wirkungskreis angeeignet.

1) Es tritt häufig zu Verben der Bewegung, um deren Handlung des näheren zu bezeichnen, wie 1627:

E paiens vont fuiant vers nefs innelement.

Ferner: aler, 769, 776, 1984, 2410, 2600, 2920, 2925—6, — 3738, — 4475 etc.; venir, 91, 132, — 2102, 2406, 3773 etc.; entrer, 2386; encuntrer, 3111.

Aler mit Ger. hat zuweilen die gleiche Bedeutung wie estre mit Part. Präs.: es ist eine Umschreibung des einfachen Verbs. Aufser dem oben citierten v. 1627 s. noch: 95, 2595, 2599, 3738, 4475. Zweimal steht in dieser Weise ein verneinter Imper., welcher die Wiederholung der betreffenden Handlung für die Zukunft verbietet:

913. Ne m'alez decevant, cum estes costumer!

Aufserdem: 2088.

Bei venir giebt das Ger. zuweilen den Zweck des Kommens an, wo sonst der Inf. mit und ohne pur steht, z. B. 2412:

Sire, joe viene a vus, un message fesaunt.

2) Das Ger. kann, wie der Inf., von Präpp. abhängen. Unmittelbar vor dem Ger. findet sich nur en, und diese Verbindung von en mit dem Ger. bezeichnet, wie im Nfrz., eine die Haupthandlung begleitende Nebenhandlung, z. B.:

580. El la prent en riant si dit al seneschal.

Ferner 759, 803, 982, 2771, 4335, 4807, 4992(!) etc. In der Wendung: sei lever en estant, v. 4582, und in dem absolut gebrauchten en fuiant, v. 4501 (s. unten 3), hat das Ger. jedoch mehr nominale Geltung.

In einem Falle ist das Ger. wie ein Inf. gebraucht und hat ein Objekt bei sich (s. Inf. II B 4), v. 463:

Horn me servira ui de ma cupe portant.

3) Einigemale begegnet das Ger. in absoluter Stellung, d. h. es lehnt sich nicht an ein Wort des Hauptsatzes an, sondern hat ein eigenes Subjekt:

1536. Ainz li trencha le chief, veant ces de sun lin.

Ferner gesir gule baant, v. 3283, und das schon unter 2 erwähnte subjektlose (anakoluthische) en fuiant des v. 4501.

II. Das Participe Passé.

A. Das Part. Passé als Hilfsmittel der Konjugation.

Das P. P. hat in der Konjugation des Horn dreierlei Geltung: Es ist zunächst Part. Perf. Akt.: avez donez, 1544; m'ad encusé, 1950; sunt arivé, 1476; est alé, 1941 etc. Zweitens ist es Part. Perf. Pass.: ele est deceüe, 831; (il) est surjowez, 2740; lur ancres sunt trait, 2164. Diese Bedeutung hat das P. P. derjenigen Verben, die eine einmalige abgeschlossene Handlung bezeichnen.

Drittens wird das P. P. für das fehlende Part. Präs. Pass. gebraucht (vgl. das englische being loved), und zwar bei dauernden und wiederholten Handlungen: est cremu e duté, 1750 und 1760; est preisié e amé, 1769; est nomez, 2146; si sui escuté, 1773.

Indessen vermeidet unser Dichter das Passivum nach Möglichkeit und zieht aktive Wendungen vor. Es steht ihm aufserdem eine sehr wirkungsvolle Umschreibung des Pass. zu Gebote; das ist (i) aveir mit P. P., z. B. 1617:

Meinte teste del cors i ot iloec sevree.

Ferner 444, 1660—1, 2660, 2761, (3294 H?), 3349, 3351, 3532, 43, 59, 63 H (?), 64 H (?), 5115—6.

Diese Umschreibung des Pass. findet sich nur in der hist. Erzählung, und es kommt von aveir aufser ont nur avra (1660) vor. Das P. P. gehört dabei stets zu einem Subst., aufser in v. 3563—4 H, die darum unsicher sind.

Endlich sei bemerkt, dafs das P. P. zuweilen pleonastisch gesetzt ist, und zwar sowohl in aktiver wie in passiver Bedeutung. Ersteres

ist der Fall in der Redensart: (cinc, treis) anz ot (ad) ja passé, v. 2895 u. 3702, wofür in v. 4049 pres sunt set anz passé steht; letzteres z. B. in v. 855 (und 264):

Norrice esteit Rigmel e mestresse clamee.

B. Das selbständige Part. Passé.

Aufserhalb der Konjugation hat das P. P. folgende Anwendung gefunden:

1) Es ist Substantiv, und zwar

a) Männlichen Geschlechts, z. B. 188:

La li presenterom ces trovez el gravier.

Ferner 646, 664, 2668 etc.

b) Geschlechtslos nur 478: sanz seü de seignur (vgl. das nfrz. à l'insu de ..).

2) Es ist Adjektiv, und zwar

a) Als Attribut: 69. un tundu mutun. Ferner 169, 213 etc.

b) Als Apposition und Prädikat, z. B.:

2001. Si s'en vet cunreé dreit al mestre portal.

Ferner 263, 478 C, 567, 1680, 1692, 1730, 2002, 2015, 2180, 2487, 2499, 2576, 2579, 2922, 3486, 3649, 3969, 3995, 4571, 4659, 4676—7, 4774, 4924.

Besonders sind zu bemerken: veeir mit Prädikat 1377 (Joe vus vei mut iré), 1509, 2232 etc.; ferner trover 8, 217; leissier 4498; vor allem aber aveir amé = lieb haben 1829, 2796, 5034.

3) Das Part. Passé ist absolut gebraucht, z. B. 4711:

K'il gisent en tuz sens versé gule baee.

Gule baee findet sich noch 1622; vgl. gule baant in v. 3283. Andere Wendungen sind: vait .. sun bon braund enpoigné, 2008—9; fors halbers vunt vestuz — lur durs branz ceint as lez, 5177—9. Einmal ist eine Präp. hinzugefügt, v. 2342:

Ki n'ot ke treis escuz, od le soen acunté.

Wir sind am Ende unserer Untersuchung angekommen. Wir behaupten keineswegs, alle Schwierigkeiten, welche die temporalen und modalen Verhältnisse des Horn in so reichem Mafse bieten, beseitigt, noch mit unserem Urteil immer das Richtige getroffen zu haben. Wenn man uns zugesteht, dafs wir die Schwierigkeiten vielmehr aufgesucht als gemieden, und dafs wir mit einigem Erfolge den Versuch gemacht

haben, die Forschung auf diesem Gebiete in die rechte Bahn zu leiten, so wird uns das reichlich Befriedigung gewähren.

Der Horn ist von uns als einheitliches Schriftwerk betrachtet worden. Ein in die Augen springender Unterschied in der Schreibweise ist in der That in keinem seiner Teile zu bemerken. Es finden sich jedoch einige auffällige Widersprüche vor, und zwar sind dieselben beiden in Betracht kommenden Hss. (C und H) gemeinsam. So ist Aaluf, Horns Vater, nach v. 1313—4 von Rodmund, nach v. 2916, 2933 u. 3155 von dessen Neffen Rollac, und nach v. 2931 von einem zweiten Rollac getötet worden. Ist dies an und für sich unmöglich, so ergiebt sich aus einer Vergleichung der letzteren vier Stellen ein neuer Irrtum des Verfassers: die vermeintlichen zwei Rollac sind offenbar ein und dieselbe Person.

Ein anderer Widerspruch ist in v. 2792 (siehe auch 2840) enthalten. Dort wird ein Sohn des Königs Hunlaf erwähnt. Im ganzen Horn aber ist vorausgesetzt, dafs die Rigmel sein einziges Kind sei, vgl. z. B. 4526.

Ob diese Widersprüche (und mit ihnen ein Teil der Varianten?) vom bejahrten (v. 3, 5242, 5249—50) Dichter selbst herrühren, der vielleicht nicht die letzte Hand an sein Werk hat legen können, oder ob sie durch spätere Bearbeiter in den Text gekommen sind, dürfte wohl für immer eine offene Frage bleiben.

Gustav Rudolph.

Nachträge zu den Legenden.

1. Kindheit Jesu, aus Ms. Addit. 31,042;* (nördl. Dialekt).

Here Bigynnys the Romance of the childhode of Jhesu Criste þat clerkes callys Ipokrephum. 163c

Allemyghty god in Trynytee,
þat boughte mane on þe Rode so dere,
Lene þame grace wele for to thee
þat lystenys me *with* mylde chere,
And for þe lufe of Marie free
þat saues alle with hire prayere!
And ȝe will herkene a stownde to me,
A grete solaunce now may ȝe here:
Of hym that moste es of vertu
A litille tale I wille ȝowe telle,
Of a childe that highte Jhesu,
And ȝee wille herkene and duelle.

When Jhesu was of Marie borne —
Thare Blyssede myghte that birthe be —
Thre kynges come knelande hym by-forne 163d
And made hyme homage alle three.
Kyng Herode thoghte and þer-to (had) sworne
Jhesu dede that he wolde see.
Marie wolde noghte hir sõne ware lorne:
Owte of contre thane gane scho flie.
ffro hir fomene scho flede that daye
Owte of hir kythe thare mene hire knewe,
And bad a mane that he scholde saye
Scho went thare forthe whene thaie sewe.
And whene the Jewes thare forthe come,
Corne alle newe þay fande to schere —
ffor full faste thay gane seke anone,
To looke if *þat* thay thayme myghte oughte dere. —

ffforthir-mare thane es Joseph gane
In the wildirnes by a bryme.
Marye sawe lebardes full many ane
And other bestis full grete and gryme.
Thane saide Marie: „we be alle slayne,
Allas, thies wayes waxes alle dyme!"
Bot Jhesu Blissede those bestis ilkane:
And lesse and mare thay lowttede hyme.
Thane Marie blyssede hir sone bothe blode & bone,
ffor foules songe scho herde that daye,
And sayde: „my drede es alle gone
ffor the myrthe of Birdes in this waye."

Thane fforthir-mare scho wente *þat* daye,
By a cowntre, was bothe waste and wilde.
A thefe, highte Barabas, wonnede in *þat* waye:
And that owtelawe tuke hire to his tilde,

* Zwei andere Mss. dieser Version sind abgedruckt in der Sammlung altengl. Leg. 1878, p. 101 u. 111. Abschrift dieses Ms. danke ich meinem Freunde, Herrn Prof. Kölbing. — V. 14 tilge Thare. — V. 24 Ms. thare st. thaie. — 28 Ms. of st. if?

And sayde: „womane, nowe be thy laye,
Whate berys thou thare?“ scho saide: „a childe.“
And Jhesu loughe one thayme, thare he laye.
And thane saide the sone to þe ffadir: „aa, sir, bese mylde.“
„So mylde, sone myne, now wille I be,
Wiete thou wele with-owttene naye,
That I wille robbe alle three
Certaynely this ilke daye.“

Thane tooke he Josephe with velany,
And lachede Marie by the lappe.
And thane gane Dismas, hys sone, to crye
And prayed hys fadir to late thayme skape;
„Now certis, ffadir, me had leuere to dye
þane þay tooke here amanges vs any vn-happe.“
The owtelawe forbare thayme thane sekirly;
His sone for Joye his handis gane clappe.
Thane sayde (our) lady milde Marye:
„Nowe, lefe dere sone, aqwitte hyme this!“
And he sayde: „modire, on my righte syde salle he dye
And come with me in-tille my blysse.“

And fforthir-mare thane oure lady wente.
The sone that tyme thare schane fulle hate:
And hire to riste scho hade talente,
And seyde for hete scho wexe alle mate.
Joseph hir in armes hente,
ffor he vndir-stode hir state,
And tuke hire downne with gude entent
Of the asse, righte there scho satte.
Vndire a tree, that was fulle hye,
With faire flores he made hir sette.
Thane saide Marye, he ware fulle slye
That any of this froyte myghte gette.

Whene Mary thus hade made hir mane,
hire sone wiste whate was hir wille;
Of that froyte fulle gude wane
he gaffe hire ynoghe, and that was skille:

Jhesu thane spake to the tree anone:
„Lowte downe, he sayde, my modir vn-tille,
Tille scho and Joseph bathe hafe tane
Of thy froyte alle that thay wille.“
The tree lawe to thaire fete gane folde,
Tille thay hade tane alle þat þay hade tithte.
And whene thay hade tane alle þat þay wolde,
Als Jhesu it bade it stode agayne vppe-righte.

Than vn-to Josephe sayde Marie:
„Nowe, certis, me thrystes ferly sore.“
And „certis, sayde Joseph, and thriste hafe I;
Bot ȝitt owre asse wele the more.
Allas, this lande es alle to drye,
ffor fawte of watire es alle my sare.“
Thane Jhesu Bad the tree one hye
The rutes solde wysse thayme watir thare.
Thane owte of the rutes fulle swythe gane sprynge
Wellys fulle fele and watire at wille,
And wyne also righte thare gane sprynge;
And thare-of þay dranke euene 'alle þaire fille.

Thane Marye blyssed hir sõne both blode & bane
And thanked hym that was so free.
And vn-to the tree he saide onane:
„In paradyse nowe salle thou bee.“
And thare come angelles full gud wane,
With grete lighte that mene myghte see,
And bare the braunches awaye ilkane—
Thay lefte thare na-thynge of that tree.
Tille paradyse thane es it broghte
To Ennoke and Ely, is thare yfere.
Jhesu, þat alle this werlde hase wroghte,
þane was hys tyme bot a ȝere.

And thare with ane olde Jewe gane þay mete,
And of that waye thay askede hym sone.
And he sayde: „tille Egipte haue ȝe ȝitte
Thirtty Journeyes of grete mewesone (l).“

Thane by-gane Marye to wepe,
And for werynesse sche sett hir downne.
„Modere, he sayd, be mery & wele ȝowe lete!
loo here the walles of Egipte townne!
here es of Egipte a Riche Cite."
Soo schorte thane he made to hir þat lange waye.
And Mary sayd: „dere sone, blyssed mot þou bee,
Als lorde that alkyns myghtis maye."

Thane whene Jhesu and his Modir free
Bothe were in-tille Egipte broghte,
Froudeus was lorde of that contree.
And alle his goddes of golde were wroghte;
And pilgrymes þer come thirtty & three
And to his mawmettes for goddes hase soughte.
Bot whene Jhesus come to that Cite,
Alle his goddes thay felle to noghte.
Froudeus was wrothe thane & nere-hande wode,
And smate hym-selfe thane appone þe heuede,
þat nesse and mouthe braste alle one blode —
Vnnethes was hym his lyfe be-leffede.

Bot noghte-for-thi he herde wele saye
þat Jhesu solde be lorde of allee,
Als prophetes had tolde righte in þer laye,
And þat he myghte gare his goddes downne falle.
He was for-drede of Jhesu that daye:
And mercy tille hym thane gane he calle.
And Jhesu with-saide hym noghte with naye,
Ne with his mene, neþer grete ne smalle.
Jhesu rescheyuede thayme, euerilkane
þat woldene come tille his mercy;
And thase þat wolde noghte, þay were slayne
Or done in presone, thare to dye.

With thaire childre þer Jhesu gane wõnne,
Appone a sabot by-fore the nõne,
By a watire thane solde þay ryñne,
To plaic thaym thare, als þay ware wonne.
þe streme of rynnynge Jhesu bad blyne
And twa demmynges he made there sone.
And one Judas putte his staffe þer-in
And swythe vndide þat he had done.
he saide to Judas: „þou salle habye
þat þou agayne me hase thus tane."
And Judas by-houed þane nedis to dye,
he myȝthe a fote na ferrere gane.

þane alle þe childire faste to þe towne þai ranne,
ffor ferdnesse of thaire felawe sake,
Vn-to sir Keuxe, thaire aldire-manne,
And playnte of Jhesu gane þay make,
how Judas was done to dede thane
ffor þat he played hym by the lake.
Thane alle þe Jewes Jhesu gane banne
And saide, one hym þay walde take wrake.
And thane thay tuke þame alle to rede
To whatkyns dede þay wolde hym deme,
þay saide, þay walde stane hym to dede
And his fadir & his modere fleme.

Marye & Joseph thane were fulle woo
ffor thaire sone, þat was thaym dere,
And alle for þe Jewes wald hym so slaa —
No eelly þof þai chaunged chere.
Bot vn-to Jhesu Marie gane gaa
And said: „lefe sone, whate dose þou here?"
„Modir, I make thies demmynges twa,
To ditte this watire, nowe I lere."
„lefe sone, scho said, me liste not playe,
In þe townne herd I swilke a crye:
Bot Judas ryse and goo his waye,
Alle we three thane mone we sone dye."

„Modire, he said, for to wirke thi wille
To þe townne salle he with the fare."
he sayd: „Judas, why lies þou stylle?
My modir walde þou hade resyne are.
„Now trewely, modir, als I salle ȝow telle,
This traytour es fulle of felonye,
Vn-to the Jewes he salle me selle
Ymanges my faamene for to dye."

152 Ms. plaire. Nach 186 fehlen 4 Verse.

Sir Levy and þe maistirs alle
And sir Kayface, *þat* es his fere,
Marye & Josephe gane þay calle
And said to thaym sawes fulle sere.
„Vs aughte to bewe ȝow alle fulle smalle
ffor ȝoure sone, þat es ȝow dere.
Whene he es olde, fulle mone hym falle,
þat in his ȝouthe na gude wille lere.
Wolde he lere, ȝit myghte he thee,
And he wolde any chastyment knowe,
Ane o*þ*er daye ȝite myghte he bee
A Bischoppe, for to kepe oure lawe."

Thane Marie and Josephe Jhesu gane rede
ffor to lere, es noghte to layne;
Vn-to þe schole þay did hym lede.
Sir Kayface come thane hym agayne.
And a booke to Jhesu thare he bedde,
And bade hym lere *with* alle his mayne.
And he askede þe maist*er* righte *in* *þat* stede:
„What es my ȝouthe, kane ȝe me sayne?
Of thi langage *þou* kane me telle,
Bot *þou* ne wate what es my thoghte.
Mare Maistrye it ware to spelle
þane of ȝone lettirs *þat* *þou* has wroghte."

Kayface ansuerde & said: „naye;
By hym *þat* alle this werlde has wroghte,
I wiste neu*er* by nyghte ne daye
What thou thynkes in thi thoghte."
„Sir Kayface and *sir* Ȝakarie,
Wha þane hafes ȝo*ur* lawes wroghte?"
And þay said: „Aarōne, Ennoke & Ely
And Samowel it to vs forthe soughte,
Ysayas, Jocob and Dauy,
And ȝit Moyses it vs broghte
Owte of the Mownte of Synaye.
Thane Abraha*m* bygane to spelle
And saide ane hundrethe wynttire it es gane (!).
Was neu*er* no mane oure lawe myghte felle,
And ȝitte for-dide thayme neu*er* nane."

„Dose waye, quod Jhesu, ȝe are alle madde,
Ȝee knawe ȝow bot smalle in clergy.
Of my ffadir Moyses it hadde
In the Mownte of Synayye,
Abraha*m* p*r*echede als he hym badde.
And sayde one for the folkes solde dy."
And thare for his resōns þay wexe alle radde,
And alle one hym thay keste a crye:
„Thoū gabbis, þay sayde alle bydene,
That ne myghte neu*er*-mare sothe bene,
ffor thou ȝitte neu*er* seuene wyntt*er* hase sene,
how solde thou thane olde Abraha*m* haf sene?

„Wha es thy ffadir, so myghte thou theene?"
he sayd: „he *þat* schope kirnelle and corne;
ffor als Abraham sayde, so sall it be:
Of a maydene was I borne.
My ffadire sittes ande lokes one me,
And whare he es, I ame be-forne."
Bot thane by-gane thay alle to flyee,
ffor alle þaire resōnes ware for-lorne.
Cayface thane tuke vppe a ȝerde
And smate Jhesu appone the heuede.
Bot wiste þai neu*er* how it ferde,
Bot Kayface thare his lyfe he leuede.

Thane sayde Marye: „at my herte rote
Nowe hafe I hente full mekille care!
Nowe, sw(e)te dere sōne, be Kayface bote!"
And Jhesu badde hym thane ryse vp full ȝare.
„Modire, one mee he salle halde mote
And do bete my body alle bare,
So þat a flye sall nott mowe sette hir fote
Neu*er* nowrewhare one my body for sare."
And for thase wordes hir liste noghte synge,
Swilke sorowe one hir dere sone to see.
„The thare not, scho said, late hym so lange lyffynge,
My dere sone, ȝif thi wille it bee."

Bot thane twelue sparowes Jhesu made hym of ane,
And badde thaym flye, whene *þat* thaym thoghte.

---

199 fulle st. fowle. — 212 l. þouȝthe. Nach 220 fehlt ein Vers.

236 he st. I. — 265 nach hym ist lyfe ausgestrichen.

Bot thane þe childre to þe towne rane hame
And said that Jhesu one thaire sabot wroghte.
Bot alle þe Jewes thane Jhesu gane banne
ffor that daye he heyled noghte: 165b
And thane thay dide somonde hym by name,
And by-fore thaire prynces was he broghte.
„What, arte thou, þay sayd, so grete a sire,
þat arte abowte to stroye oure laye?“
Jhesu þame ansuerde & said: „I tooke na hire,
I dide no thynge bot my playe.“

Bot sone the(r)-aftire appone anothire daye
Thaire childre ware gadirde appone ane hepe.
þai saide to Jhesu: „wille we goo playe,
Vppe-one ȝone hille leryne vs to lepe.“
Jhesu lepe ouere. fallene are thay,
Amange those hillys þat ware grete.
Osepe walde lepe, Jhesu said nay,
He wald for no thyng þat dede sold hym drepe.
„Why wenys þou, Osepe, þay felle so sare?
ffor þay wende alle to be my pere“
To the townne þay wente þane þe gates ȝare,
Nane bot thay twaa, with-owttene fere.

þe Jewes swythe thane at thayme gane frayne:
„Whedire ere oure childre gane?“
And Osep sayde: „es noghte to layne,
ffor to lepe we made oure māne;
Bot with Jhesu þay had nothire myghte ne mayne,
And for-thi thay are alle fallene and slayne.“
Quod thay: „how skaped thou away thanne?“
„ffor I wiste, quod he, I had tille hym no mayne;
And for þay wende to be his make,
Alle to dede thane are thay dighte.“
ffulle grete sorowe þane þay alle gane make,
And grete mournynge bathe daye & nyghte.

And euerilke mane in that Cite
Wepe sore for thaire childere sake.
Thay sayde to Marye & Joseph:
„whare are ȝee?
Bot ȝe vs one this Jhesu awrake,
ffor sothe, we salle ȝow slaa alle three.“
Thane Marie tille hir sone Jhesu playnte gane make,
þat he of hir solde hafe pytee
„And of Joseph, that es my make.“
„Osepe, he sayde, thou arte my frende;
And for my modere salle me noghte blame,
Gaa vn-to the townnes ende
And calle thaym alle hame by thaire name!“

Thane this Osepe þame callede als þay highte,
And to the townne þay eome thane alle by-dene.
The Jewes were Joyfulle of that sighte.
And sone whene thay thaire childre scene,
Als-tite þay askede þame fulle righte:
„Now, swete childre, whare hafe ȝe bene?“
„ffor to leppe, þay sayde, thane hade we tighte
With Jhesu; bot vs bi-tide the tene.“
„Ware ȝe dede?“ thay sayde thayme:
„ȝis;
Bot his mercy was the mare.
With hym to leppe we tyne oure blys,
We wille hym loue and trowe his lare.“

Thane ilke a childe till other gane telle,
Aftire watere als thay ware sent
With-owttene þe townne vn-to a welle;
And Jhesu with thayme he es wente.
Bot thane thay lukede who solde be firste;
Bot Jhesu firste his watire hente.
And ane of his felawes was felle,
his pechere he brake, his watire he schente.
„Akere, said Jhesu, þou arte to blame
My watire that thou garres me tyne.
Bot be nowe sōne þat we eome hame,
Alle the skathe it salle be thyne.“

And Jhesu gadirde þe skarthes, wānte hym not ane,
And blyssede thayme: thane ware þay faste.
Jhesu sayde: „it es noghte nōne,

I rede that we playe vs and riste
And hynge oure pechers one the sōne
Or one þe beme, that holde I beste." 345
And als Jhesu dide, wende þay to dōne:
Bot thaires are fallyne & alle to-breste.
And þane by-gane Akere to crye
ffor his pechere and sore he wepte.
And Jhesu sayde to hym in hye: 350
„Thus wille a thanke and othere kepe."

Thane sayde Osepe: „if thi wille bee,
Me thynke, of wittes we bene to slawe;
Ilke daye thi miracle thus we see
And wele vs aughte the for to knawe. 355
Thou arte kynge of alle pouste,
Whene þou tille vs thus wille thaym schawe.
My pechere þat es thus brokene in three
Ware hale, & þou þer-one wolde blowe."
Jhesu saide: „Osepe, for thi sake 360
hale salle it be anōne."
Grete Joye thane gane þe childre alle make
And to þe townne þay went þane syngande hame.

The Jewes in the townne þane tales tolde 165d
Of Jhesus miracles many and maa. 365
„If he oure childre hade in walde,
We trowe he walde thaym alle slaa.
We sall thaym fande to fange in folde,
In-tille ane owenne do thaym to gaa,
And latte a wighte mane, þat es bolde, 370
Kepe þe owenne, þat none gange hym fra."
Jhesu askede, als he come hym by:
„Whate kepis thou?" he sayd hym: „swyne."
„And swyne, said Jhesu, salle þay be in hye,
ffor thi worde salle thou noghte tyne." 375

Thane at þe tyme of none, whene þay solde ete,
Vn-to the owenne þane gane þay gaa:
And thare-Ine herde þay gronntynge grete.
„It are no childre, þay saide, þat fares swaa.
„Whare was thou þat solde þame gete?" 380

„Come I neuer, he sayde, a fote þame fraa,
Bot euer sythene stode I still in this stede."
„Come any body here by?" he sayde þame: „ȝaa,
Jhesu askede what was here-Ine:
Myne answare was redy & sayde: swyne; 385
And he ȝode awaye alle with wynne
And sayd: my worde solde I nott tyne."

Thane sattilde sorowe ymanges þame alle,
Whene þay so many swyne myghte see;
„Adonaye, gane þay faste calle, 390
Mighty god, whatte may this bee?
Was neuer sene swilke sorowe in-with this walle!
Marye and Josephe, whare are nowe ȝee?"
And to Jhesu fete faste gune þay falle
And askede hym helpe par charyte. 395
And Jhesu calde thaym forthe ilkane
And blyssede þame with his hande:
And whene þay hade his blyssynge tane,
Als þay ware firste, þay gane vp stande.

„For Osepe, my sone, sake," 400
Sir Jokere saide, þat was thare Emperour,
„In þe felde I salle do make
Of lyme and stane a fulle stronge towre,
And my sone I salle do take
ffor to sperre hym in that boure." 405
he sayde: „no(w) mone my solance slake,
Now mone Jhesu do me no more sokoure."
Bot Jhesu ȝode the towre abowte:
„hedire, he said, Osepe, I come the fore"
And with his fyngere he plukede hym owte 166a 410
Att a fulle littille wymbilles bore.

The Jewes made þane a grete gaderynge
And agaynes Jhesu resounes thay soughte,
þay said: „thou saies þi fadir es heuens kynge."
„And so he es, quod Jhesu, ne wate ȝe noghte? 415
Alle þe saules þat to helle þe fende gane brynge

With my blode sall*e* owte be boughte."
Bot thane thay lough*e* hy*m* to hethynge,
And sayde, with wichecrafte þat he wroghte;
Bot thane sayde þay alle: that myghte neu*er* bee,
Godde hade neu*er* sone righte nane
þat any erthely man*e* myghte see,
þat eu*er* was made of flesche & bane."

þay saide to Josephe alle an hye:
„Art thou his ffadire?" and he sayd: „naye."
And sythen*e* thay sayde vn-to Marye:
„Arte thou his modire?" and scho saide: „ȝaa."
„Whate man*e* was he that laye the by,
þat gatte this childe? gat he na maa?"
Scho said: „wiste neu*er* man*e* ȝit *þat* synned I,
Ne neu*er* my maydenhede was me fra."
And Jhesu to thayme ansuerde righte thenne:
„Als son*ne* that schynes thorowe the glasse,
With-In*e* my modire *with*-owttene weme,
And scho a maydene neu*er*-the-lesse (!)."

And ȝitte ne myghte he thayme noghte torne,
Bot alle to hym thane gane thay say:
„To be a wiche full*e* wele the semes,
Thou arte abowte to stroye oure laye."
And thus thane gane thay Jhesu deme;
If ane sayde wele, anothire sayde naye;
And alle thay sware thay scholde hy*m* fleme
With-owte hornnes that same daye.
To Naȝarethe thane gane þay wende
By the gates thane *þat* ware þam*e* gayne;
Thare-In hade Josephe many a frende,
þat of his come were full*e* fayne.

And Jhesu was thaire childre fere,
And to þe skole with thayme he went.
Mayster Rabyne saide: „will*e* thou lere
Thyne a b c with gude entent?"
And Jhesu askede, that he moughte here,
a b c what by-ment.

And for he ne couthe saye hy*m*, he changide chere
And for schame he was nere schent.
Bot Jhesu vndide thayme *with*-owttene dowte
A b c what was to saye.
And thane the maist*er* gane hy*m* lowte,
And some for schame fledde awaye.

Bot maist*er* Rabyne his resoñs felde,
Said: „Dauid þe *pro*phete fonde i*n* his lare
þat intill a maydene meke and milde
The haly gaste fra heuene solde fare,
And aftirwarde scho solde bere a childe,
Clene maydene, als scho was are.
If it ne ware thi werkes wilde,
I monde wene that thou it ware."
he ansuerde: „als Habraham said by-forne,
Wiete thou wele that it es I.
Thurghe Adame synne *þat* ware forlorne,
With my blode I salle thaym by."

Thane appone ane other daye
Jhesu with thaire childire mett,
And some walde leppe, & some saide naye.
Jhesu appone the sone-beme hym sette.
And als he dide, to do wende þay.
Bot þay are fallene & neu*er* the bette.
Jhesu loughe and made hym playe,
Thase *þat* leuede fulle sare þay grette;
Some brake þe haulse & some þe thee,
Some þe schanke & some þe arme,
Some þe bakke & some the knee:
þare skapede nane *with*-owttene harme.

A wyffe come walkande by the strete
And sawe þe childire ly thare ilkane:
And faste to þe townne for ferde scho ranne.
And with *sir* Melchi gane scho mete.
„Thi sone es dede, sire, leue for certayne;
I sawe Jhesu one the sonnebeme sitte;
Thare alle the Jewes may hy*m* banne,
And thare ligges slayne vndire his fete
Maa childre thane I neuene kane."

---

434 I came fehlt? — 443 Ms. hornnes st. harnes. — 460 l. filde.

489 Ms. hy*m* Jhesu. — 490 tilge thare, 491 and.

Thane dide thay rynge thaire comone belle,
And alle þay sware þay solde hym slaa;
Some with stanes þay walde hym felle.
To thrette hym faste þai ware fulle thraa.

Thritty thare stode appone a rawe 166c
And ane hundreth thare satte and wele moo,
And many one ma, mote mene rekkene þat throwe,
And alle thay sware þay wolde hym slaa,
Bot he thaire childre lyfe wolde schewe —
Thare myghte nane a fote gaa.
And hame thaire childire gune þay drawe —
Thay hade bathe grete sorwe & waa.
Marye lykede it fulle ille,
And sayde: „dere sone, this foly late þou cesse!
I pray the, if it be thi wille,
Thou late vs somewhare lyfe in peese.

Thou sees thies Jewes wille vs spille:
Swete sone, nowe for my prayere
Late thayme ryse, if it be thi wille!"
And thane he blyssede thayme þat þer were.
Whene þay hade his blyssynge tane,
Alle þay rase thane hale and fere —
Trewely, wanttede there noghte ane;
þay hoppede and sange & made gude chere.
And Ine þat townne þay herde ilkone
how þay were dede & Jhesu þame bad vppe rise
And gaffe thaym lyfe forthe for to gone.
„We aughte to lufe hym, if we ware wysse."

The childire þane gadirde þame alle by-dene,
In-tille a lofte þane are þay gane.
And Jhesu thaire fare alle hase he sene;
Bot he stode stille als any stane.
Thare thay wristille alle by-dene.
Salomone the beste childe es tane,
And thay pute ane ouere a grece for tene:

his nekke he brake, thare lyes he slayne:
And alle by-dene thane fledde þay hame.
„Wha hase done that dede, þay say, salle dy."
And Salomone for-sothe þay blame;
Some saide it was Jhesu, & some noghte.

And Jhesu to slo full littille þay roughte;
Alle þay sware þay solde hyme hynge.
And Marye it fulle sare for-thoghte
And bathe hir handes faste gane scho wrynge.
„Do waye, modire, said Jhesu, ne wrethe zow noghte!
I may vn-do and do alle thynge,
Tille dede to saye whaa þat hym broghte (!).
Modire, of me þay make lesynge; 166d
That þat day saye of me thay hafe it wroghte:
Of the body thay salle it here.
„Ryse vppe, he saide, saye wha the sloughe."
he sayde: „Salomone, þat was my fere."

When he had sayde, he laye doune stille
Starke-dede als he was are.
And thane the Jewes lyked fulle ille
þat Salomone þay salle for-fare.
Bot þane þay droghe þame tille ane hille,
þay wende hafe sauede hym thurgh thaire lare;
Bot þay ne couthe by no skille.
Bot thane thay criede Marie, thyne are!
„Lefe sone, lyfe late thou hym haue,
I praye the, if thi wille it bee!
Obet, þat was so faire a knaue,
If he ware thus dede, it ware pite."

To his modire þane Jhesu gaffe ansuere:
„Modir, for zour sake he sall lyfe als-so skete.
And zete þe childire þat are here
Salle stande by-fore me one thaire fete,
Agaynes me false witnesse for to bere,
By-fore the Jewes thare thay salle sitte,

526 es st. has? — 527 ane über ausgestr. hym. l. And pute hym?

530 Ms. wha that hase done dede. — 541 tilge day.

And gyffe me boffettes, þat salle me dere,
And nakyne me and one me spitte,
And some with thornnes salle crouне my hede
And helpe at hange me one the Rode,
And ȝour face salle be with blode by-wefede.
Was neuer no womane so sory in mode."
Whene scho that herde, hir liste no sange,
That þay hir dere sōne so solde spille.
„The thare noghte late þame lefe so lange,
My dere sone, if it be thi wille."

Marie saide one þe toþer morne:
„Nowe, lefe sone, one ȝone folkes þou rewe,
ffor þay are nere for hungere dede,
Of Osepe kyne that thou wele knewe."
And Jhesu toke a barly corne,
In middis the felde he it sewe,
And bade the pyndere blawe his hornē,
ffor ilke mane þan solde make harueste newe.
þay schare and bande schaues fulle grete,
And of that corne þay ware fulle fayne.
„Nowe he þat sente vs alle this mete,
Vs aughte to loue hym, sothely to sayne."

Sir Sadoke was a mane of grete powere
And Emperour of that countre.
He sayd: „Sydrake, my doghtire dere,
The fayreste may of this contree,
Jhesu, wille thou, hafe hir here,
And with hire salle thou weddede bee,
Of alle my landes to be my pere;
And if þou wille, now may thou thee."
Sir Melchy sayde: „thou faire knaue,
My doughtire es fayrere thane swilke fyve.
If it be swaa þou wille hir haue,
Gud gyftes I wille the gyffe.

I salle the gyffe bothe carte and ploughe,
Marre and mosse, bothe feldes and fene,
And alle my woddes euer-ilke a boughe,
With alle the wilde dere in thaire dene." . . . . .
„Thare-fore, quod Jhesu, salle ȝe hafe na mede,
ffor alle ȝour giftes wille me noghte gayne.
Whare-to swilke thynges wille ȝe me bede,
Whene alle this werlde it es myne awenne?"

Thane euer-ilkane Jhesu thay rede
To take that þat þay gane hym bede,
Or thurgh the townne he solde be ledde
„And ymanges vs alle be stanede to dede.
Whethire of thayme the lufes to wedde?"
Bot he ne wolde noghte lette at þaire rede,
Bot fra thaym swythe þane es he fledde,
And thare fande þay nathynge in his stede.
To Jerycho Jhesu gane wende,
Ne fande þay na-thynge þare he stode;
þane wiste þay neuer whare he es lende,
And for-thy thay mōrne in alle thaire mode.

In to Jerycho whene Jhesu come,
A litstere in his dore ther stode;
And he sawe Jhesu come one nōne,
So brighte a barne of bane and blode.
And fulle gladly to Jhesu he ȝode,
So fayne walde he with hym mete;
He sayde: „welcome be thou, faire fode;
Whare was thou borne & whaa þe gatte?"
„In þe burgh, sayd Jhesu, of Bedleme
Of a Maydene was I borne;
I hafe awnntes and nane Eme;
My ffadire standis me by-forne."

„Nowe, leue sōne, cane þou me saye
A littille thynge par charyte:
Of a sterne that rase or daye,
That many mene myghte it see?
Ouere Bedleme mene sayde it laye,
And sythene twa ȝeres outhere three."
„It ledde thre kynges the waye,
þay come to seke my modire and me.
My ffadire sente thayme that lighte,
ffor that thay solde noghte gaa wille,

Ne that Herawde solde hafe no myghte,
Als he hade tighte to do thaym ille." 640

With armes one Jhesu he gane falle,
And sayde: „kanes þou oughte of oure mystere?"
And Jhesu sayde: „I kane craftes alle,
Es me na mystire for to lere."
„Come hame with me vn-tille oure haulle! 645
þou may so serue thou beese vs dere."
This litstere spake to his wyfe there
And sayde: „Jonane, þis childe sall serue vs alle;
Looke þou make hym reghte gude chere —
ȝite may he be oure dyere — 650
And looke that thou be with hym mylde!"
Scho ansuerde hym agayne fulle faire:
„Welcome be thou now, þou faire childe!"

„Sir Abiakare salle weddede bee,
That es Bischoppe of oure lawe: 655
Thies clathis sente he hedire to mee
ffor to litterthayme, als I the schawe.
Doo thayme in ȝone lomys three,
Ilkane sere, þat ȝe kane thaym knawe,
And make gude fire, par charytee!" 660
And Jhesu faste thare-atte gane blawe.
„Doo nowe wele, my swete sōne!"
„Gaa forthe, maystere, hafe þou na drede!
for also swythe it salle be dōne,
Als I thare-fore salle (hafe) my mede." 665

The childire sone Jhesu gane calle,
Thare thay playede in the strete;
And he toke the clathes grete & smalle,
Thare thay laye doune at his fete,
And Ine-tille a lome he dide þame alle, 670
Thare thay solde hafe bene in sere stede;
And went to playe hym at the balle
With his felawes, walde he noghte lette.
Thane Jonane sayde to sir Awye:
„I wene, we hafe a lethire hyne. 675
Bot we vs hame faste nowe hye,
Alle oure litte thane mone we tyne."

Thane hame þay rane, als þay ware wode, 167c
Vn-to thaire haulle þay come fulle sone.

672 Ms. Jolaye st. playe.

Bot als þay ware made, bathe thay stode, 680
And sayde he scholde habye or nōne.
„Doo calle-Ine that lythire ladde!"
„Whare hase thou, þay saide, oure clothis dōne?"
„In ȝone stede, sayd Jhesu, are þay stadde,
ȝitte may thay boylle, it es noghte nōne." 685
At Jhesu he keste a fire-brande,
he wende hafe hurte hym þer-with fulle sare.
Bot in the flore it gane vp stande
And floreste fayre and floures bare.

And thaire clathes vppe thayme-selfe þay drewe, 690
Grene & blewe, & some were rede,
And othere clathes gude ynoghe —
Come neuer nane bettire in þat stede.
Jhesu stode and faste he loughe,
And sayd: „maystir, hafe þou na drede, 695
I dide als me thoghte beste nowe;
To make harrowe hase þou na nede."
Bot than thay askede hym mercy.
And to thayme sayde he noghte naye,
Bot he forgaffe thayme alle in hye, 700
And sone he wente hym þane to playe.

Thare was a childe þat highte Arnalde,
his ffadre men ware broghte to reste (!),
And Jhesu by his name he calde
And sayde: „wille we gaa to ȝone foreste! 705
Ilkane with othere faste salle halde,
ffor berys þat bene thare in thaire neste."
Jhesu sayde, with thayme he walde,
„Goo we, late thayme doo thaire beste."
Arnalde saide: „thase that wille flye 710
Or ȝite for any beste be drede!"
Bot for the firste that he gane see
ffra Jhesu for ferde fulle faste he fledde

Vn-to a watire that was depe,
And thare-ouere stode a tree one croke; 715
And thedire þay fled alle one ane hepe,
And some in to that watire tooke.
Thaire sorowe was many-falde ful grete,
ffor thay dorste nane one othere looke.

684 Ms. stede he. — 702 in rot.

Beris and wolfes thare-one crepe
And thies childre downe thay schouke.
Whene þay were fallyne fra the tree,
Drownede are þay euer-ilkane. 167d
Jhesu sayde: „vengede salle þay bee,"
And Beres and woulfes alle hase he slayne.

Be thare Marie was commene to þat countre
And one hire sone was alle (hir) thoghte;
Ilkane þat scho mette in thate Cite
Scho askede þame if þay saughe hym oughte.
A pyndere saide: „What es he to thee?"
„It es my sōne, scho sayd, þat I hafe soughte."
„he es dede, he sayde, so mote I thee.
fulle fey (!) fete hym to þe foreste broghte;
Wilde woulfes saughe I three
One Arnalde and his feres alle,
lyouns and lebardes grete plentee;
It may noghte be þat he lyfe salle."

The Emperoure thane grete tene hase hent
ffor his sone þat es thus slayne;
And to the fforeste þane es he went,
And othere folkes fulle gud wane.
And many are to the wodde sent,
Some with staffe & some with stane.
And Jhesu hase twa lyouns hent,
By-twixe thayme twa þay sawe hym gane;
The forthirmare fete ware one his hende,
And one þaire hyndir fete þay ȝede hym by.
Come none to hym thare thay houede,
Bot for þat sighte þay ware sarye.

And Jhesu said: „why houe ȝe soo? why are ȝe radde?
If ȝe wille oughte do nowe, commes nere,
And telle me why ȝee are so madde!"
„ffor we ne watte, þay sayde, ware oure childire ere."
And Jhesu sayde: „Arnalde vs hedire ledde,
þat solde hafe bene oure baldeste fere;
Bot þay fled fro me vn-tille ȝone stede
And allane lefte þay me here.

Oucre ȝone watir standis a tree one croke
And thare-vn-tille I sawe þame gane;
Beres and woulfes doune þame schoke,
And drownede ere thay euer-ilkane.

And I thus vengede haue thaire dede."
Bot than the Emperoure sir Leefede (!)
And alle with hym wente to that stede,
And Jhesu sone thane with þame ȝede:
And alle thaire childre thare sawe þay dede
And wilde bestis thare saue blede.
þay saughe thare was no nothire rede,
Bot tooke waynes & hame thaym ledde.
In the waynes thay thayme keste, 168a
And to the townewardes þay gane schake.
Bot thane by-houede thaym nedlynges to reste,
ffor alle thay slepede þat thayme solde wake.

And Jhesu badde: „ryse vpe, mare and myne,
Alle ȝe that ligges here in thies waynes!"
And he layde the dede bestis thayme Ine,
And sone he conerde thayme faire agaynes.
The mene of slepynge ne myghte noghte blyne,
Ne for to wake had thay no mayne.
And Jhesu faste to the wodde gane rynne,
And theis childre folowede hym fulle fayne.
Whene that thies mene of slepyng come owtte,
Sone þay by-gane thane for to wake;
Vn-to the middes of that Cite
With thaire waynes þane gane þay schake.

And In that Cite was sorowe ynoghe,
Whene ilke a mane drewe owte his bere;
Berys and woulfes forthe thay drewe.
„Whare are oure childire, þay sayd, þat solde be here?"
Marye stode and faste scho loughe.

734 in rot.

And thay had selcouthe scho made slike chere;
Thay sayde: „womane, whate, arte þou wode?
Oure childire, we se, were the neuer dere.“
Scho sayde: „it es noghte lange sythene gane
Sen I myghte alle ȝoure childire see
In ȝone heghe holtes euer-ilkane
Gadirande nottes vndire-nethe a tree.“

The Emperoure thane sighede fulle sare
ffor his sõne, that was hym dere,
And sayde: „if he one lyfe ware,
Me ware it leuere thane golde clere.
„ffaire womane, ȝif thi wille it waree,
Wisse me nowe, if þat þou wolde,
And ane hundreth pounde I salle giffe þe thare,
If he be leueande mane one molde.“
„Of thi tresoure, sir, scho said, kepe (I) nane.
Bot come nowe forthe & I salle ȝow wysse.“
þay sawe thaire childre playe ilkane;
Bot ther myghte nane speke for Joye & blysse.

To Nawfrike now hafe thay tighte:
Thare to duelle þane hafe þay thoghte.
Josephe was a sley wrighte,
And alle his lomes he with hym broghte.
Scharches highte þe prynce full righte;
he sayde: „swilke a mane hafe I soughte.
„A leddire, he sayde, þou salle me dighte,
Of ȝone twa Cedres it salle be wroghte.
Do nowe wele, als I the saye,
And looke thy lewte be to þame leued;
Outher I swere the be my laye
I salle smyte of thy heuede.

The mane es fledde þat thayme hase wroghte,
ffor that he cuttyde thayme omys.
The tane es schorttere, ne wate þou noghte,
Be fyve fote, so hafe I blys.“
Joseph to þe wodde hym broghte,
ffor he ne durste noghte byde þaire mote.

803 Ms. wirse st. wisse.

And Jhesu stode vndere a boughe
And sayde: „Josephe, I salle be thi bote.
halde ȝowe thare, als I salle here!“
By-twixe thaym twa þay drewe it owte.
„Gaa forthe nowe, Josephe, thus sall þou lere,
And of the Jewes hafe þou no dowte!“

With-owttene Naufrike thre myle or mare
Thay fett watire at a welle;
A fulle riche mane þane wonnede thare,
And vn-to the pore mene he gane it selle.
Jhesu went with thaym fulle ȝare.
Grete miracle he sawe and fele.
þat watire in his skirte awaye he bare
And in a Mownntayne he gane it hele
Reghte in a standande stane,
Twa stremys to Naufrike badde he rynne,
The tane highte Jor, the tothire highte Dane,
That neuer-mare of rase salle blyne.

þay askede Jhesu, als he satt:
„By whatte name calles mene thee?
Whare es thy ffadir þat þe gatt?“
„loo hym here, sayd Jhesu, may ȝe noghte see?“
„Be Adonaye, weþer þou ne wate
Kynge of Jewes wha salle bee?“
„loo, nowe hafe I done ȝow that
Alle for ȝowe and noghte for mee.
I hafe ȝow broghte this gud
Als I ȝow telle with-ow
ȝitt salle ȝe gyffe
Are I be dede

(Stück ausgerissen.)

To Galile now are thay went:
Thare was weddide sir Archidiclyne.
So mekille folke there-Ine es lent,
That in middes the mete thayme wanted þe wyne.
The botelere sayd: „I ame schente!
Allas, my seruysse mone I tyne!“
With swilke rewthe his mane he ment,
þat Marye hade pite of that hyne;
„Gaa to my sõne, quod scho, & aske hym grace,
And pray hym, if his wille it bee,
To alle þe folkes in this place
he sende the wyne grete plentee!“

He knelyde by-fore hir sonnes fete
And askede hym helpe *par* charite;
So sare by-fore Jhesu he wepe,
þat of that childe Jhesu hade pite.
„The sex vesselles forthe þou fett,
And luke fulle of watire þat þay bee!“
To blysse thaym thare wolde he not lett:
Was neuer swilke wyne in þat contre.
Thase sex vesselles ware fulle of wyne,
Some of white and some of rede,
Some of Clarre fulle gude and fyne —
Come neuer nane bettir in that stede.

He fillede a coupe, to þe kynge he bare.
he dranke and gaffe þe qwene hym by;
And sythene he badde hym feche mare;
„Thou hase vs seruede wikkidly!
Whare was this gude wyne langare?“
„Sir, said þe botelere, it was alle gone, sekirly!
Warne Jhesu, Marye sone, ne ware,
Vs had by-tyde a velany.
In middes the mete wyne had we nane
Of oure awenne store ryghte noghte;
Bot the watire in ȝone stane
Jhesu gud wyne of it hase wroghte.“

Ȝit efte vn-to the botelere he sayde:
(Stück ausgerissen.) „þi beste wyne þou brynge to hande!
ake ilka mane payede myghte looke þat þou stande.“
(Stück ausgerissen.) whi it was so gude.
ssed it with his hande.
„Thus salle be delyd my flesche & blode
To cristene men in ilke a lande;
Bot neuer-the-lesse hale salle it bee
In my body euer-mare.“
Swilke Ensamples gune þay see,
And thare-fore some trowed at his lare.“

In a mownnte wonnede a mane,
Mene callede hym Johñ þe Baptiste;
Thritty wyntter was he of age thane —
Neuer ȝitte ne had he are thane thriste.
he prechide als he wele canne
Of Jhesu dede and his vppe-riste.
And at þe flome Jordane to-gedir þay kame:
he Baptiste hym & callede hym Criste;
ffra heuene þay herde a voyce in haste,
þat saide: „this es my sone leue & dere,
In whayme þat me lykes maste.
Crowne we hym þat nowe es here!“

Now es his Barnehede redde & done,
Bot his manhede lastes aye.
God gyffe vs grace in heuene to wonne.
Swete lorde, nowe we þe praye,
þat we myghte come vn-to ȝoure sone,
Als ȝe are lorde & god verraye,
With-owttene ende with ȝow to wonne,
Thare Joyes are euer & myrthe & playe.
Amen.

2. Susanna, aus Ms. Cheltenham 8252.*

184b
Ther was in Babyloyn a biern, in þat burghe riche,
þat was a Jewe Jentil, & Joachym he hight;
he was so lele in his lawe, þer was non hym liche;
Of al richesses þat renke arayed was right.
His ynnes & his orchardes wer wiþ a depe diche,
hallis & herbergages hye vp-on hight,
To seche þurgh þat Cite þer was non siche

* Vgl. Anglia I, 1. Die zwei anderen erhaltenen Mss. dieser Legende sind ediert in Anglia I, 1 und in den Nachträgen der Legenden. — Abschrift dieses Ms. danke ich Herrn Prof. Kölbing. — Quelle: Daniel Cap. 13.

Of Arbres & herbes so auenaṇtly dight
That day,
Wiþ-in þe cercle of the sees,
Of Arborye and Aloes,
Of alle manere of trees,
Sothely to say.

He had a wyf hight Susanne, sotil & sage,
She was Elchies doghtir, eldest & ayr,
Lovely & lilye-white, of þat lynage,
Of alle faceon & food frely & fair.

— — — — — — — — —

þe maundement of Moyses þei markid to þat mair,
To þe mount Synay þat went in message,
þer the trinite bytoke of tables a payr
To rede.
þus þei lernyd her þe lawe,
Clere clergy to knawe;
To god stood her grete awe,
That wlonkest in wede.

He had an orchard newe to his hous nere,
þere Jewes wiþ Joachym priuyly gan play,
ffor he was rial & riche of rentes euery-where,
honest & auenant & honourest ay.
I-wis, þer hauntyd to his hows, hendis, ȝe may here,
Too domysmen of þe lawe, þat dred were þat day,
Prestes as presidentes preysid as piere,
Of whom our souereyn lord sawes gan sey
And tolde
how her wykkidnes comys
Of þe wrongful domys
þat þei have ȝeve to gomys,
þe gomys so olde.

Thus þes derf domysmen on dayes þidir drew
ffor Jentry and ioy of þat Jewesse,
To go in þo gardyns þat gayliche grewe,
Of þe floure & þe froyt to fong so fresshe.
And whan þei sawe Susanne, semely of hewe,
þei were set so on her, myght þei not sese.
þei wold enchaunte þat chil, how shold she eschewe?
And þo þes cherles vnchast in chaumbre her chese
Wiþ chere.
With two maydenes allone
Semely Susone
On dayes menyone
Of mirthes wold here.

Whan þes perlous prestes perceeyvid her play,
þo þoght þat wrecches to bygile þat worþi in wone.
her wittys were wayward, þei writhyn a-way
Ant turnyd from his techyng þat told is in trone;
ffor sight of her soueraigne, soþly to say,
her here hedis fro hevyn þei hidyn a-none.
þei caught for her covetyse Cristis curs for ay,
ffor rightwis Juggement recordid þei none,
They two.
Every day by day
In þe pomery þei play,
Whil þei myght Susan a-say,
To worchyn her woo.

In þe sesone of somyr wiþ Essabelle & Jone
She greiyid her to gardyn, noght to be sene.
þer lyndes and lorers were bred vp-on lone,
þe saveyne & cipresse, þe sicamours to sene,
The palme and þe popeler, þe perer & þe plowine,
The Jwnipre gentille ioynyng hem bytwene,
The rose raggyd on rys, riechest in semne (!),
Thewyd wiþ thevethorne thryvyng to sene.

— — — —

þer were popyniayes prest,
Nightyngales vp-on nest,
Blithe briddis of þe best,
On blosmes to sytte.

17 Ms. facoon? — 19 Ms. kair? Der erste Buchstabe ist undeutlich; l. mair.

58 Ms. here st. hore. — 86 l. fongin.

Ther briddis on blosmes brokkid wel loud
On Olyves and Amylers & al-kyn trees;
þe popiniayes perchyn & prunyn for proud,
On piries & pynapples þei prikkyn in prees,
On croppis of Canel kenely þei crowd;
On grapis þe goldfynches gladyn in her glees.
þe shene briddis in shawe shewyn her shroud,
On ferrers & fygges þei song in her sees.
In fay!
Ther were growyng so grene
þe date wiþ þe damacene.
Turtlis tronyd on trene
By syxty, I say.

The fyg and þe filbere were found so fair, 186a
The chirie & þe chesteyn, *þat* chief are of hewe,
Apples & almaundis, *þat* honest are of ayr,
Grapes & garnettis, *þat* gayliche *þere* grewe;
Costardis comly in kitthes þei kayre,
Brytons þe blaundelers braunches þei knewe;
ffele floures & froyt frely and faire
Wiþ wardons wardid & walsshnotes trewe,
As y telle.
Ouere her hedis gan hyng
The qwynce & þe qwerdlyng;
Spicys spedely þei spryng
And in herbere þei telle.

The .cheruyle, þe cholet, þe chesbolle, þe cheve,
The chowet, þe chervelle þan chaungyn on nyght,
The persile, þe pasnepe, porettis to preve,
The pyone, þe pirye prowdely pyght,
The lylye, þe loveache launcyng ful evene,
þe sawge & þe solceele so semely to sight,
Colombyne & clarrey colourid ful clene,
Wiþ rewe and rewbarbe raylid on right,
No les;
Daysye and dyteyne,
lsope & auereyne,
peletre & planteyne
Pyght in þat pres.

Al þis aray rapely rest in *þat* ȝerde,
þat was here husbondes & hers, *þat* holdyn were hende.
„Now folk be faryn a-fer, þare vs noght be ferde.
Aftir myn oynement warly ȝe wende!
Spyes now specialy, if þe ȝatis be sperid: 186b
ffor we wole wasshe vs y-wis by þis wel strond."
ffor-why þe wyf warpyd of her wedis vn-werid,
Vndir a lorere on lowe *þat* lady gan lend
So sone;
By þat worthy welle
Susan caght of her kelle —
But fele ferlies by-felle
By mydday or none.

Now þes derf domysmen in to þe derk drewyn so derne,
Why þei saw þis lady was left al alone;
ffor to halse *þat* hiend þei hyen ful ȝerne,
Syche woordis þei warpyd to *þat* worthy in wone:
„Wilt *þou*, lady, for love of our lay lerne
And vndir þis lorere bene our le*m*man?
þe þar not wond for noght our willis to ȝerne,
ffor alle þe gomys *þat* greve myght out of þe gardyn be gone
In-fere.
If þow þes nedis denye,
We shul telle trewly
We toke þe wiþ avoutry
Vndir þis lorere."

Than Susan was sorow-ful & seyd in her þoght:
„I am wiþ sorow byset on eue*r*ych a side.
If y assent to þis senne *þat* þes segges have soght,
I shal be britnyd or brent, wiþ baret to byde;
And if y nek he*m* wiþ nay, it helpiþ me noght —
Such turment & tene me takiþ þis tyde.
But or y hym wraþ *þat* al þis world wroght,
Bettre is wemles to wende *þat* wiþ her wil wriþe (!) 187a
So mysse."

137 l. werne. — 151 Ms. *þat* st. þan.

Tho kast she a careful crye,
This lovely lady.
Her *seruantis* had ferly —
No woundre, y-wis!

Whan kene men of her *courte* come to her crye,
She had kast of her kelle and her kerchief.
In at a *prive* posterne þei passyn yn hye
And fynd þes prestes ful *prest* her poyntes to pref.
þo seyd þes losels on lowd to þat lady:
„How hast gamyd wiþ a gome, þi god for to greve,
And lyvid wiþ þi le*m*man yn a-voutrye,
By *þat* lord & þe lawe *þat* we on leve!“
They swere.
Alle her *seruantes* shounte
And stale a-wey in a stounte —
Of her were þei not wonte
Suche wordis to here.

Her kynrede, her cosyns & al *þat* her knewe
Wronge hondis, y-wis, & wept ful sore,
Sighyd for Susan, so semely of hewe;
Al vnwyse of *þat* wyf wondrid þei wore.
þei ded her in a donione, *þer* neu*ere* day drewe,
While domysmen were deputid þis dede to declare,
Marrid in Manicles, þat made were newe,
Metles til on þe morow mydday & mare,
In drede.
Ther come her fadir so fre,
Wiþ al his affynyte,
The prestes wiþ-out pite
And ful of falshede.

Tho seyd þe Justises on benche to Joachym þe Jewe,
þat was of Jacobis kynd, gentil of dedis:
„lete sende aftir Susan, semely of hewe,
þat *þou* hast weddid to wyf, wlonkest on wedis!
She was in trouþe, as we trowe, trusty & trewe,
her hert holy on hy*m* *þat* þe hevyn ledis.“
þus þei broght her to þe barre, her balis to brewe;

Neiþ*er* dome ne dethe þat day she ne dredis
As þare.
her here was yolow as wyre
Of gold fynyd wiþ fyre,
her shuldris shaply & shyre,
þat þo were bare.

Now is Susan in sale, sengeliche arayed
In a silkyn shert, wiþ shuldris ful shene.
Tho roos vp þes renkes wiþ rancour renayed,
þat comely kiþ acusyd wiþ wordis vnkene;
homely on her heed her hondis þei layd,
And she wept for wo, no wondur, y wene!
„We shul *pre*sente þis pleynt, howeu*er* *þou* be payd,
And sey sadly þe soþe, right as we have sene,
ffor her sake.“
Thus wiþ Cawtelis qwaynt
The *pre*stis *pre*sentyn þe playnt —
yet shal trowþe hem ateynt,
I dare vndirtake!

„Thurgh-out þe pomery we passyd vs to play —
Of prayers and pen*a*nces was our *pur*pos:
She come wiþ too maydenys, deftly *þat* day
In riche robes arayed, reed as þe rose.
Wilily she wylid her wenchis a-way
And *comm*aundid he*m* kenely þe yates to close;
She ȝode to (a) yong man in a valey —
The semblaunt of Susanne wold no*m*an suppose,
ffor sothe.
By this cause þat we say
She wylid her wenchis away.
This word witnessiþ for ay
Wiþ tung and wiþ toþe.

Whan we *þat* semblaunt sawe, we sighyd ful sare
ffor sorow of her sou*er*ayn & for her owne sake.
Our copes were cu*m*brous & kyndlyd vs care,
But ȝet we trynyd a trot, *þat* traytour to take.

174 l. dewe. — 177 Ms. tul.

he was ful bayne & bygge, bold as a bore,
More myghty man þan we, his maystries to make.
To þe ȝate rapely they ȝedyn ful yare,
And he left vp þe lacche & lepe ouere þe lake,
þat youthe.
She ne shont för no shame,
But bowyd aftir for blame;
She nold kyþe vs his name,
ffor craft þat we couthe."

Now is she dampnyd on dees, wiþ dool þey her deve,
And her domysmen vndewe done her wiþ-drawyn.
lovely she loutyd and lacchyd her leve
At kynrede and cosyn þat she had euere knawyn.
She askyd mercy wiþ mouþe of þis myschef,
„I am sakles of þis synne, she seyd in her sawe. 188b
Grete god of his grace your gyltis forȝeve,
þat do me derfly be dede & done out of dawe
Wiþ dere.
Wold god þat y myght
Speke wiþ Joachym a-right,
And seþ to deþ me to dight
I ȝeve not a pere."

She fil flat in þe flore, her fere whan she fand,
Carpyd to hym kyndly, as she wel couþe:
„I-wis, y wratthid þe neuere at my wytand,
Neiþer in woord ne wyrk, yn elde ne in youþe."
She keueryd vp-on knees & kyssid his hond —
„ffor y am dampnyd, y ne dare disparage þi mouþe."
Was neuere sorowfuller segge by see ne by sand
Ne no sorier sight, by norþe ne by souþe,
Tho þare
They toke þe fetris of her feet,
And euere she kyssid his hand sweet.
„In oþir world shul we meet" —
þo seyd she na mare.

Than Susan, þe sorowful, seyd vp-on hight,
helt by her hondis, byheld to hevyn:
„þou maker of myddil-erþe, þat moost art of myght,
Boþe þe sonne and þe see þat sit vp a sevyn:
Al my werkis þou woost, þe wrong & þe right.
Hit is nedeful now þi names to nevene,
Seþ y am dolefully dampnyd & to deþ dight.
lord, hertly take and lestyn my stevene
So free, 189a
Seþ þow may not be sene
Wiþ no bodily eyene;
þou wost wele y am clene:
have mercy on me!"

Now þei dresse her to deþe wiþ-out eny drede,
And led forþ þat lady, louesome of leyre.
Grete god of his grace, of yeftes vngwede (!),
Wiþ help of þe holy goost herd her prayere.
he directid þis dome and þis derf dede
To Danyelle þe prophete, of dedis so derue.
Suche ȝeftis he hym yaf in his yonghede,
ȝet faylid hym a fourtenight ful of a yere,
Noght to layne.
Tho cryed þat ferly fode:
„Why spillist þou Innocentis blode?"
And alle þei starid and stode,
Thes ferlies to freyne.

„What signifies, good sone, þes sawes þat þou sayes?"
Thus þes maystreful men wiþ mouþes gan mele.
„ȝe be fendis al þe frappe, I say it in faiþe,
And in folk of Israel bene folys wele fele.
Vmbyloke yow, lordis! such lawes be laiþe,
Me think ȝour dedis vndewe suche domys to dele.
A-gayn to þe geldhalle þe gomes vngraiþe:
I shal by processe apert dispreue þis appele
ffor nede.

276 l. vngnede. — 289 Ms. þo oder þe?

Lete dissceuere hem too,
ffor now wakiþ her woo!
They shul *gr*aunte, or þei go, 189b
Alle her falshede."

They dissceu*er*yd hem sone & settyn hem sere.
And sodenly a seneke þei broght in to sale.
To-for þis yong *pr*ofete þ*er* *pr*estis gan apere,
And he hem apechyd sone wiþ chekis wel pale.
„Thow hast be *pr*esident þe peple to stere,
þou dotist in þin olde dayes now in þe dismale.
Now shal þi *con*cience be knowe, *þat* euere was vnclere,
Thow hast in Babyloyne on benche brow myche bale,
Wele bolde.
Now shal ȝour synnis be sene
Of your fals domys bydene —
ffor ye in Babyloyne have bene
Juggis of olde.

„Thow seyst *þou* sawe Susanne syn in þi sight:
Telle me þa*n* trewly, vndir what tre?"
„Man, by þe mych god *þat* moost is of myght,
Vndir a sene sothely my-self ded y se."
„þow lyest in þi hede, by hevyn vp-on hight!
An aungil wiþ a nakid swerd is ful ny þe,
he haþ braundisshid his brond, bre*n*nyng so bright,
To marke þi myddil at a messe in more þa*n* in þre,
No lesse.
ye brak goddis com*a*undeme*n*t
To sle suche an ynnocent
Wiþ ȝour fals Juggement
Vndewly on desse."

Now is þe domysma*n* wiþ-drawe wiþ-out eny drede
And put in to prisone ayen in his place.
þa*n* broght þei þe to þir forþ, wha*n* þe barne bede,
To-for þe folk & þe faunt, frely of face. 190a

„Come forþ, caytif, of Canaan sede,
By-cause of þi couetise *þou* art in þis caas;
þou hast deceyvid þi-self wiþ þin owne dede,
Of þi wyt for a wyf bywylid *þou* was In wede.
Sey now, so mote *þou* the,
vndir what-kyn tre
Semely Susan ded *þou* se
Do *þat* derf dede?

þow gome of grete elde, þin heed is grayherid,
Tel *þou* now trwly, or *þou* þi lyf tyne!"
þo *þat* loþely cherle lothely roryd
And seyd to (þe) *pr*ophete: „þei pleyd by a pryne."
„Now þow lyest alowd, so help me our lord!
fulfillid of þi falshed *þou* shalt haue enyl fyne.
þou and þi cursid *com*pier mow not acord,
ȝe shul be drawe to þe deþ þis day, or we dyne,
So rathe.
An aungel is nyhond,
Takiþ þe dome of yo*ur* hond,
Wiþ a brennyng brond
To brittyn ȝow bathe."

Than þe folk of Isr*a*el felle vp-on knees
And lovyd *þat* lovely lord *þat* her lyf lente,
Alle þe goomes in her game gladid in her glees,
This *pr*ophete so p*er*tely *pr*eviþ his entente.
They trum*p*e to-for þe traytours & trayle he*m* on trees
Thurgh-out þe Citee by co*m*en assente.
Who-so leviþ on our lord, dar hym not lese,
þat þus his *ser*u*a*nt savyd *þat* shold have be shent,
In sete.
These ferlies byfelle
In þe dayes of Danyelle.
þe pistil witnessiþ it welle
Of þe *pr*ophete.

Here endith þe storye of Susanne and Danyelle.

190b

302 l. þis prest, 303 him.

331 Ms. þis st. þi.

3. The lyfe of Adam* 1) aus Ms. Bodl. 596 (c. 1430).

Adam was made of oure lord god in the same place that Jhesu was borne
in, that is to seye in the cite of Bethleem, which is in the myddel of the f. 1.
erthe. And ther of foure corneres of the worlde Adam body was made;
and aungeles broght þat erthe fro thilk partyes, þat is to seye: Michael,
Gabriel, Raphael, and Vryel; and þat erthe was brighte and schynynge as
the sonne, and þat erthe was broght oute of foure flodes, þat is to seye:
Geon, Phison, Tigrys, and Eufrates. Thanne is man made like the ymage
of god, and god blewe in his face enspyryng of lyfe, that is to seye his
soule. So as he was made of foure parties of erthe, also of foure maner
of wyndes he was enspyred, and of foure maner of flodes. Thanne oure
lord, whanne Adam was made, he had ȝeue hym no name: and thanne he
seyde to the foure aungeles þat they schulde seche hym a name. And
Michael went forthe to the est, and there he sawe the sterre þat hight
Amiocolum: and he toke the first lettre ther-of. And Raphael went forth
in to the southe and fonde the sterre of the southe þat hight Dysys: and
he toke the first lettre ther-of. And Gabryel went in to the northe and
fonde the sterre of (the) northe þat hight Arthos: and he toke the first
lettre (ther-)of. Thanne went Vryel in to the west & fonde the sterre
þat hight Mensembryon: and he toke the first lettre ther-of. Thise lettres
weren broght to oure Lord, and he bad Vriel reden hem. And he redde
hem and seide: „Adam“; and oure Lord seide: „soo schal his name be
called.“ Versus: Annotebe dedit A, Disys D, A contulit Arthos, M Men-
sembrion; collige: fiet Adam.
And ȝe schul vndirstonde that Adam was made of viij thinges. O
partye was of slyme of the erthe: where-of his flesshe was; and ther-of he
is sloghe. Another partye was of the see: wher-of his blode was; and
there-fore he is couetouse and besy. The thridde partye was of stones of
the erthe: and ther-fore he is harde and bittir.[1] The ferthe partie was of
clowdes: wher-of be wroght his thynkynges; and ther-of he is lecherous.
The v partie was of the wynde: wher-of is made his breth; and ther-of
he is light. The vj partie was of the sonne: and ther-of be his eyghen;
and ther-of he is faire and clere. The vij partie is of the light of the
world: wher-of he is made glad; and ther-of he hath his vnderstondynge.
The viij partie is of the holygooste: and ther-of he hathe his soule; and
ther-of be thise holy prophets and vertuus goddes-chosen.

Aftir the tyme that god hadde made Adam & Eue, thurghe synne thei
fell, and were dryuen oute of paradys. Thanne wenten thei in to the west,
and there thei maden hem a dwellyng-place; and there thei were sixe dayes
sorowyng and criyng in grete tribulacioun. Aftir thilk sex dayes thei be-
gone to hunger (&) thei soght for too eete... Thanne seide Eue to Adam:
„my lorde, I hungre sore. Why go ȝe noght to seche thing that we myght
eete, vn-to þat we see þat oure lord god wol haue mercy on vs and clepe
vs agayne to the stede there-as we were first?“ Thanne arose Adam after
the dayes viij, and went alle that londe abowte; but he ne fonde no suche
meete as thei had byfore.

---

* Dieselbe Legende findet sich, mit vielfach abweichendem vermehrtem Texte, in der altengl. Übertragung der Leg. aurea (Ms. Harl. 4775, Egert. 876 u. Douce 872). Das lat. Original findet sich in Ms. Queens Coll. Oxf. 213 u. d. T. Vita protho-plasti Adae. — Abschrift des ersten Textes danke ich Mr. Furnivall. Die Hs. ist fehlerhaft, öfter lückenhaft und abgerissen.

[1] Ms. bettir.

f. 2. Thanne seid Eue to Adam efte: „my lord, I dye for hungre; wolde god I myght dye or elles þat I were slayn of the, forwhy for me is god wrothe *with* the.“

And thanne seide Adam: „grete is in heuen and in erthe his wrethe; where it be for me or for the, I note.“

And then seide Eue to Adam: „my lord, sle me, þat I may be done away fro the face of god and fro the sight of his aungeles; so that he may forgete to be wrothe with the, oure lord god ȝete, so that happely he lede the in paradys; for why for the cause of me þou art putte oute ther-of.“ Thanne seide Adam to Eue: „speke no more so, lest oure lord god sende his malisoun vppon vs. How myght it be that I myght (putte) myne hoonde in my flessche — þat is to sayne: how myght it be þat I shuld slee myne owen flesshe? But arise, go we and seche where-*with* for to lyue, and ne stynt we noght to seche!“ They went and soght, but þei fonde noght als thei hadde in paradys; neuerthelees suche thei founden as neet and bestees eten. Thanne seide Adam: „make we sorowe in the sight of oure lorde god, þat made vs, and forthinke we in grete forthingyng xl dayes, ȝif happely oure lord god forȝeue vs and ordeyne vs wher-*with* to lyfe.“

Thanne seide Eue to Adam: „my lord, sey me what forthenkyng is, or how we schulde forthenk, lest happely we take vppon vs that we may not fulfille, and oure praieres be not herde and god turne his face fro vs, ȝif we fulfille not that we haue byhete.“ Thanne seide Adam to Eue: „thow may suffre so many, ȝif thow wilte, & thow doost (i)noght. I say the so many doo as þou wilte. Forsothe I wil suffre xl dayes and seuen, for on the syxt daye was I made and on the seuent daye god endide alle thingis.“ And he seide to Eue: „Aryse and go to Tygre flode, and bere a stoone with the and stonde there-on in the water vp to the nekke, & lat not one worde passe oute of thi mouthe; for we be vnworthi for to pray (to) god, for why oure lippes be vnclene for we haue eeten of the forboden tree. Be there xl dayes, and I schal go in the flome Jurdon and be there xl dayes and seuen, if happily oure lord god haue mercy vppone vs.“ And she went to the water of Tygre, as Adam bad; and Adam went to the flome Jordon, and tooke a stone with hym and stoode ther-on vp to the nekke in the water, and the here of his heuede was spreed abrood vpone the water. Thanne seide Adam: „I say to the, Jordan, make sorowe with me, and gadre to-gydre alle the beestes þat be with-in the, and cometh aboute me and make sorowe *with* me! noght for yowre-seluen make ȝe no sorowe, but alle for me; forwhy ȝe ne synned noght, bot I wikkedly agayns my lorde haue synned; neither ȝe haue done no defaute, nether ȝe be noght begiled fro ȝoure sustenaunce nether fro ȝoure meetes, ordeigned to yow, but I haue synned and I am bigyled fro my sustenaunce the which was ordeigned for me.“ Whanne Adam had made al this lamentacioun, thanne alle lyfynge thinges that were in contre of Jurdon, fisshe, foule and beeste, comen aboute hym, makyng sorow with hym; and the water stoode stille in that tyme of praying. Thanne Adam bygan to crye to his lorde, so that his voice wex ful horse, daye by daye; so that xix dayes of sorowing be fulfilled *with* Adam and alle lyfyng thinges þat sorowed with hym for his synne. Thanne was ther aduersarye stered, the feende, angirlye & wroth and envyouse to hem-warde: & thanne he transfigured hym in to a feire lonely liknesse, and went to the floode of Tygre, there as Eue was sorowyng. And whenne he sawe here in greete sorowe wepyng, he bygan to wepe; aftirward he bad here goo oute and turne agayn and reste, and wepe no more. „Now stynt of thi sorow, of the whiche thow art losed, forwhi god hath herde youre sorowes and hath forgyfen yow youre tres-

Sorow of Adam.

Beestes made sorow for Adam.

f. 3.

Feende (to) Eue

passes; for the whiche we and alle other aungels haue prayed, and therfore god hath sent me for to lede yow oute of the water and gyfe yow youre foode agayn, þat ye loste for youre synne. Therfore now gooth oute, and I wil lede yow in to your stede, there that youre mete is made redy to yow." And thanne went Eue oute of the water, and here flesshe was also greene as gresse, for colde of the watere. And whenne she cam on londe, she fel doune to the erthe for feble, and she leye as she had ben dede, almoste a daye. And the deuyl toke here vp and supportid hire, and she went forth to Adam, and the deuyl with hire. And whanne Adam sey hem, he cryed wepyng, seying thus: „O Eue, Eue, where is now thi dede of penaunce? how art thow bygiled of thyne aduersarie, by the whiche we be aliened of oure dwellynge-place in paradys and of oure spirituel Joye?" Thanne, when Eue herde this, she knewe that she was begiled thorghe the feende and that he had made hir come oute of the floode.

Thanne she felle grouelyng to the erthe, & thanne hir sorow was doubled so mykil as it was byfore. Thanne Adam cried seying: „Wo be to the, feende, the whiche vs thus greuouslye ne styntes not to trauayle and to fight agaynes vs! what haue we doon to the, þat thow thus sorowfullye and angrely purshewest vs? or what is it to vs thoghe thow be wrothe (!)? or haue we any thinge bynome the of thi Joye þat thow schulde haue ere? haue we done the any maner of shame? whethere wenest þou þat we be dedely enemys to the-warde?" Thanne answerd the deuel sorowfully and seyd: „O Adam, alle sorowful enemyte and ennye ben to me by-cause of the, forwhy for the am I putte oute of my Joye and I am aliened fro the clertee of the faire light þat I had in heuene amydde alle aungeles, and I am for the caste in to erthe and hel." Thanne answerd Adam: „what haue I do to the or wherfore blamest thow me? thow ne were knowe of me ne I ne wist noght of the." The deuel answerde: „Adam, what seyst thow? thow woste noght what thow menest. þou dyddeste noght to me; neuerthelasse for thy cause I am caste oute: in that daye þat thow were made, I was caste fro the face of god, and fro the felawshippe of angeles I am sent away. For, forsothe, whenne god blew in the lyfe and thi semblaunt and thi lyknes was made aftere the ymage of god, then Michael ledde the to-fore the sight of god and there he made the to be worschipped. And thanne seid god: „biholde, I haue made Adam after the shappe and the lyknesse of vs." And Michael (went) forth and cleped alle the angeles and seide: „worschip ye the ymage of oure lord god, as oure lord hath comaunded." And that Michael first honoured the and clepyd (me) and seyde to me: „honoure the ymage of oure lord god." And I answered and seide: „nay, I haue noght to doone to worschippe Adam." Whanne Michael charged me to worschippe the, I seide to hym: „wher-with chargest thow me? I wil noght worschippe a fouler thanne I am; I am fayrer thanne he, for why I was a-fore alle creatures, and er he were, I was made; and therfore he shal wirshippe me, and I not hym." And this herd other aungeles, that be now with me, and nolde not worshipen the neyther. And yet seide thilke Michael: „worshepe the ymage of god! forsothe, but thow worschippe hym, god wol be wrothe with the." And I seide: „yef god be wroth with me, I schal sette my setee abouen al other in heuene and be lyke hym that is hyest." Thanne was god wroth with me and comaunded that I shulde be dryuen oute of heuene and oute of my Joye, with myn angeles. And so by the cause of the we ben putte oute of oure Joyeful dwellyng and caste in to the erthe and hel. And anoon I was brought in sorwe and angre, for I was putte oute of al my Joye, and thow were putte in alle delites and myrthes. And therfore I bygan to be enuyouse to the-ward, and ne myght noght suffre the to be so in Joye in life in so moche mirthe. But thanne I wente and begiled thy woman, &

Answere of the feende to Adam.

Feende.

f. 4.

Worschi(p) of Ad(am)

Why (the feende) was (put) oute.

with hire I bygiled the fro alle thyne delytes, Joyes and myrthes, right as
Adam. I was putte fro my gloriouse beynge." — Whanne Adam herd this, he cried
with a grete wepyng and seide: „lord god, my life is in thyne handes: make
that this wykked aduersarie be fer fro me, for he secheth euere in al that
he may to spille my soule. Lorde, ȝef me the Joye fro whiche I am cast
oute!" Thanne anon as Adam this lamentacioun had made, the deuel was
wanysshed a-way fro his sight. And Adam trewliche fulfilled there xl
Eue spak dayes and seuen in penaunce in the water of Jurdon. — And Eue seide
to Adam pitously. to Adam: „my lord, god lifeth to the & hathe graunted þe lyfe, forwhy noyther
atte the firste tyme neyther at the seconde thow were not cursed; but I
am cursed and gyled, for I ne kept not the heestes of god. And now de-
part me fro the light of this life, that is to sey, I wil be departied fro
the sight of the, for I am not worthi to see the neyther I am not worthi
to haue myrthe of the ne comforte for my wikkednesse; but I wil wende
as fer as I may in to the west, and dwelle there til I dye." And she
went forth in to the west, how fer wote I neuyr, and bygan to make sor-
owe and lamentacioun and bitterly weped; and there she ordeyned hir a
dwellyng-place. And that tyme she had goon with childe thre monethes.
f. 5. But forsothe whanne it drowghe to the tyme that she schulde bere childe,
she was trauayled with many diuerse sekenesses, and she cryed to oure lord:
„mercy, lord, haue mercy on me and helpe me!" And she was noght herde,
ne ther was noone hir to helpe. And she seide thanne to hire-sêlf: „what
thing shal doo my lord to weten of my woo? I *pray* yow seruauntes vnto
my lord god in heuene that ye do my lord Adam to wyten and knowe my
sorowes." Anoon as she had thus made hir soroweful menyng, it was doon
Adam. als she prayed. And Adam wiste wel & knewe hir sorowes, and seide:
„the sorowe & the disese of Eue cometh right to me; and ther-fore, lest
the wikked Edre the fende come and fight with hir, I wil go visiten hir."
And he wente forthe, and fonde hir in grete sorowe and disese. And
Eue. anoon as Eue saw hym, she seide: „my soule and my life is wele refresshed
thurgh the sight of hym." And thanne seide Eue: „now, gode lorde,
pray for me that I myght be delyuered fro thise werste peynes." And
Howe (Eue) Adam *prayed* to god for hir. Thaune ther come xij angeles and two
hadde vertues, that is to seye two other ordres of angeles, stondyng al aboute hir
(helpe). bothe on the right syde and on the lefte syde. And Michael stode on
the right syde and touched hir face & doune to hir brest, and he seyde:
„Eue, thow art blissed for Adam, that is to seyn for the penaunces and
the prayers of hym thow ert blessyd, for why his prayers ne be noght in
vayne; for thurghe the prayeng of hym I am sent, þat thow mayst vnder-
stonde helpe and socour of goddes aungeles. And now aryse and make
the redy to haue childe, for thy tyme is nere that thow schalte childe."
And she made hir redy ther-to, as she schulde and couthe, and she bare
a sone, but she was ful with sorwe. And anoon þe childe arose vp and
ranne forth and toke an erbe in his hondes and toke it his moder. &
thilke childes name was called Chaym. Thanne toke Adam Eue with the
childe & ledde hem forth in to the est. And thanne come angels by
the sending of god, to teche Adam forto wirke & trauayle in the erthe;
& taughte hym to telye corne and froyte, that thei myght lyfe by and
Abel ther ofsprynge. After Eue conseyuede & bare a childe, that was called
is bore. Abel. & thanne Caym and Abel dwelled to-gydre. Thanne seide Eue to
Adam: „my lord, I saw in my slepe that Caym *with* his hondes arered bloode
of Abel and deuoured it with his mouthe." Thanne seide Adam: „happely
Caym shal sle Abel, as I vndirstonde; therfore departe we hem atwynne
& lat vs make hem dyuerse dwellyng*is*." And thei made Caym a tylier and
Caym slogh Abel. Abel a shepherd; and so they were departed and duellyd a-twynne. And
after neuerthelesse Caym slogh Abel, his brother. That tyme that Caym
sloghe Abel, Adam was an hundreth and xxx ȝere olde. Thanne Adam

bigate of Eue his wyfe a childe, that was clepid Seeth. Thanne seide Adam: „byholde, I haue bygoten a sonne for Abel the whiche Caym sloghe.“ Thanne lyfed Adam aftir that tyme that he had bygeten Seeth, viijC ȝere, and thanne he bygate xxx sones and xxxij doghtres; the whiche multi- f. 6.
plied the erthe with ther dwellynge. — Thanne seide Adam to his sone Seeth: „here, sonne, what I shal seye to the! After that I and thi moder were dryuen owt of paradys, Michael the archaungel, goddes messanger, come to me & I sawe ordres of aungeles as thikke as mots in the son, being in a feire cercle. And thanne I was rauysshed in to rightwisse paradys: and ther I sawe oure lord, and his semblant was so ful of bright bemes þat it was vnsighty, that is to seyn so bright that I myght noght endure to loke ther-one. And a gret multitude of aungeles were al aboute the bemes of the brightnesse of his semblaunt, and eke another wonderful companye of aungeles beyng on the right syde & on his lefte syde. And my lord seide to me: „wyte wele that thow schalt dye, for thow forgete my comaundement and herdest the worde of thy wyf, the whiche I ȝaf to the to be thyn vndirlynge and subiecte, to haue hir al at thyn owen wille, and thow were obeissaunt and obeydist hir and noght me.“ And whenne I herde thus goddes wordes, I fel doun to the erthe and sayde and prayed to god thus: „lord moost myghtful and moost merciable, god bothe blessid and meke, ne foryet not thy worschipful name of thy dignyte, but conforte my soule, for I dye and my spirit passeth oute of my mouthe; ne cast Praye(r)
noght me awey fro thy face the which thow hast made of the slyme of the erthe, neyther put noght behynde hym that thow hast norshed with thi grace! biholde how thi wordes brenne me!“ And oure lord god seide: God to Adam.
„for sothe, for thi hert is made lofynge science and godenesse, for that thow schalt not be doon awey fro thy connynge that thow ne schal mynystre to me with-outen ende.“ And whenne I herde thise wordes of god, I Adam to god.
cast my-self doune to the erthe and worshipped god, seyenge: „thow art euerlastyng god and heyghest, and euery creature shal gyfe wirshepe to the and praysyng; thow art aboue alle lightes shynyng, thow art verey light of lyfe; þou art swiche that no tonge may comprehende the in witte. O thilke grete vertu of god lyfynge, alle creatures to the gyfe honour and spirituel praysinge, whanne thow had made mankynde thorghe grete vertu.“ And anone as I had prayed this, Michael the archaungel of god toke me by the hande and cast me in to the mydel of paradys in the visitacions and the sightes of god(!). And Michael helde a ȝerde in his hande.... with-in the circuyte of paradys: with the whiche towchynge of the forsaide ȝerde they congeled to-gydre alle (to) yse, and I wente opon them, and Michael wente with me, and ladde me agayne in to the place of paradys fro the which he rauysshed me....“ Thanne Adam seide: „here, my sonne Seeth, other priuetes and sacramentes were shewed to me; forwhy I vndirstonde and know thynges þat ben comynge in this world temporel the f. 7.
whiche god made for mannes kynde; that is to seye: I had my knowyng and myn vndirstondyng of thynge that is comynge by the etyng, þat I ete of the tree of vndirstondyng. Also I vndirstode ther-by þat god shal schew hym in water & shewe hym in brennynge, and fyre shal goo oute of his mouthe of his maiestee, and he shal ȝeue vnto alle men his comaundement and his biddyng and he shal make hym holy in the house of his maieste: and god shal shewe to hem a merueylous place of his maieste and there thei schul bigge a house in the erthe to ther god. & thei schul breke his comaundementes, and ther holy place schal be brent and ther londe schal be forsake & thei shal be twynned, for thei wrethed god. The seuen day god schal make hem saaf ageyn fro ther twynnyng and make hem ooned aȝeyne as thei were; and efte thei schul bigge a house to ther god, and thanne schal the last house of god be bettir saued thanne the first. And efte-sones shal shrewdnesse ouercome the ryghtwisnesse, and

eft schal god dwelle *with* men in erthe to be seyne: and thanne shal ryght-wisnesse bygynne forto shyne and he shal be worshepid euer in the house of god, and the adu*er*sarye ne shal not noye to men that trowe in god; and god shal reyse vp a sauf pe*p*le to be made with-outen ende. Wikked mene schul putte Adam oute of his kyngdome(!). And afterwarde who that wille of that kingdom loue heuen and erthe nyghtes and dayes and alle creatures worshepynge to the lord, and thei breke not his comaundementes ne thei schul not chaunge his werkes. And men forgetyn(g) the comaundementes of god, thei schul be chaunged, for that god schal put oute wikked men; and rightwisse men shul dwelle as rightwisnesse (asketh) in the sight of god. And in that tyme men schul be puryfyed of ther synne by water of cristendome, noght willyng to be puryfied by water. Wyse is that man that amendeth his soule; for why ther shal be a gret day of Juggement among synful men, and ther dedys schul be enquered of rightwisse god, ther Jugge." —

Adam called his children. And aftir that Adam was made ixC and xxx ȝere, he wiste wele þat his lyfe-dayes schulde soone eende. He seide to Eue: „gadre to-gydre alle my childre, that I may speke *with* he*m* and blisse hem, or I dye." & thei come to-gidre in thre p*ar*ties byfore his prayenge-place, where Ada*m* had prayed to oure lord god. And thei come to-gidre alle with one voyce seyynge: „What is thy wille, fader? wherfore hastow gadred vs to-gydre, and why lyestow in thy bedde? Say to vs now, what is thy wille that we

Adam spak to his childre. doo?" Thanne Adam answered & seide: „my childre, me is ful woo and *with* sorowes I am trauayled." And his childre seide to hym: „Fader, what is it to haue euyl and *with* sorowes to be trauailed?" Thanne seide his sone Seeth: „lord, fader, happely thow hast desired for to eete of the froyte of paradys of the whiche som-tyme thow eete, & therfore thow lyest in sorowe. Sey to me if thow wil þat I goo & neyghe the gates

f. 8. of paradys & do dust on myn hede and falle doun to the erthe byfore the gates of paradys and crye in gret lamentaci*oun* prayeng oure lord; and happely he wille here me and sende his aungel to brynge me of þat fruyte

Adam to (Seth). the whiche thow desirest." And Adam answered and seide: „Sone, I ne desire nothyng, but I wex ful seeke & I haue gret sorwes and desese

Seeth t(o Adam). Whi A(dam) (was) putte in (paradys). in my body." Seeth answered: „I not what sorwe is. Wiltow not say to vs what it is? why helestow it fro vs?" And thanne seide Adam: „hereth alle my childre, why(!) oure lord god made me and ȝoure moder & putte vs in paradys & gaf vs alle the trees berynge fruyte to eete when we wolde, but he seide to vs that we schuld not eete of the tree of knowynge gode and euel, that stondeth in the myddel of paradys. Thus god putte vs in paradys, and gaf me power in the est & in the partye þat is aȝeyns the p*ar*tye of the northe, and to ȝoure moder he gaf the southe and a p*ar*tye of the west; and he gaf to vs twoo angeles to kepe vs.

Nota The tyme come that thise aungeles wente into the sight of god hym for to honoure: thanne anoon the feende fonde a place in ȝoure moder and he begiled hir and made hir eete of the tre vnleful and forboden vnto hir; and she eete and p*ro*fred to me, (&) I eete. And anoon oure lord god was wrothe in wodenesse to vs, and he seide to me: „For sothe, for that thow hast forsaken my comaundementes, & my worde that I ordeyned to the

Ada*m* had (in his) body lxx w(ounndes). thow hast not kepte, see now I schal caste in thy body lxx woundes of diuerse sorwes fro the hyest place of thy heede, of thyne eyghen and of thyne eeren vnto the netherest place of thy body, that is to say fro the crowne of thy heede to the nayles of thi tooes, and in alle diuerse membres of thi body be ȝe tourmented," And he ordeyned in tormentynge to vs so sorwes to-gydre with brennynge. For sothe, sones, al this oure lord hath sent vs, & to alle ofsprynge of vs." This seyeng Adam to his sones, he is taken with grete sorwes, and he cryed with grete voyce and saide: „What shal I wrecche do, that am putte in thise sorwes?" And whenne

Eue. Eue herde this, she bygan to wepe and seide: „lord god, putte his sorwes

in me, for why I haue synned!" And she seide to Adam: „gode sir, gif me parte of ȝoure sorwes, forwhy my defautes haue broght ȝow to thise sorwes!" And Adam seide to Eue: „aryse and goo with thi soonne Seeth nyeghe the ȝates of paradys, and caste erthe in ȝour face and on ȝour heueddes and falleth doune & make sorwe in the sight of oure lord god: and happely he wil haue mercy on vs & happely he wil comaunde an aungel to the tree of mercy, fro the whiche rennethe oyle of lyfe, and happely he schal gyfe ȝow of that medicine, that ȝe may anoynte me with, that I may be lessid of thise sorwes in the whiche I brenne and am ful wery of." And they went forth, Seeth and Eue his moder, to-ward the parties of paradys. And while they ȝede be the wey, sodeynly ther come an eddre, a foule best with-oute pite, as it were a fende, and boote Seeth wykkedly in the face. Whenne Eue saw that, she bygan to wepe and seide: „Alas be to me, wrecche, for I am cursed, and alle that kepe noght the comaundement of god." And she seide to the eddre with a grete voyce: „O thow cursed beste, how durstow putte the forth to the ymage of goddes lyknesse? how artow hardy to fight with hym, or were thy teeth ought worthy to touche hym þat is to seyn so myghty?" The serpent answered and seide with a grete voyce: „O thow Eue, whether oure shrewdenesse be not afore go(d), ne hath not god styred oure wodenesse aȝeyns yow? Sey to me, Eue, how was thy mouthe open to eete of the fruyte the which oure lorde comaunded the that thow schulde noght eete? forsothe byfore hadde we no power in ȝow, but afterward that thow hadde broken the comaundement of god, thanne bygan oure hardynesse and oure power in ȝow." Thanne seide Seeth to the worme: „cursed be thow of god: go awey fro the sight of men, close thy mouthe and wexe thow dombe, cursed enemy & stroyer of rightwisnesse; go fro the sight of goddes image, vnto the tyme that god calle the aȝeyn to be proued what thow art!" And the worme seide to Seeth: „se, I go awey, as thow seide, fro the face of the image of god" and anoon he wente awey. — Seeth forsothe and his moder wente forth to the gates of paradys: and thei toke the dust of the erthe and cast on ther heedes and on ther faces, and thei felle doun grouelyng to the erthe, and thei beganne to make grete sorwe, with grete lamentacioun prayng ther lord god that he schuld haue mercy vppon Adam that was that tyme contynuyng in sorwe, and þat he wolde sende an aungel of his to gyf them of oyle of the tree of the mercy of god. For sothe in ther praying that thei preyed to god, the aungel Michael appered to hem and seide: „Seeth, what sekest thow? I am an archaungel, Michael, that am ordeyned of god keper of mannes body. I say to the, Seeth, goddes man: wepe no more praying for the oyle of mercy, to anoynte ther-with the body of thi fader Adam for the sorwes þat he suffrith now in his body; I sey to the that thow ne may noght haue ther-of in no maner vnto the laste dayes of vMil. CC xxviij ȝere. Thanne schal come to the erthe Crist, the most loued sone of god, and he shal dye & aryse vp aȝeyn, and with hym the body of Adam and the bodyes of alle dede schal aryse vp. And thilke Cryst, goddes sone, schal be baptised in the floode of Jordan. Whenne he is comyn oute of the water, thanne schal he ennoynte thi fader with oyle of mercy, that schal euermore be forth fro kynde to kynde among men in to the euyrlastyng lyfe. Thanne forsothe shal the beste byloued sone of god, that is to sey Cryst, stye vp, and he wil lede thi fader into paradys to his tree of mercy. And go thow now to thy fader and seye to hym, forsothe, the tyme of his lyf-dayes be doone. And whenne the soule shal passe oute of his body, thow shalt see many merueyles in heuen and in erthe among the bright beerdes of heuene." Whanne Michael the archaungel had seide this, anoone he vanysshed awey, and Eue turned aȝen, and sothely toke with hem ordoramenta, that is Narduȝ & Crocuȝ & Calamynte & Cynamomuȝ.

Eue and Seeth.

f. 9.

Eue s(eide to) the (eddre).

The (eddre) to (Eue).

Seet(h to) the (eddre)

Aungel to Seeth.

(Pro)phecy of (C)rist's comyng.

f. 10.

Ad(am) to (Eue).

And whenne Seeth and his moder come aȝeyn to Adam, thei seide how the serpent hadde byten Seeth, his sonne. And Adam seide to his wyfe: „beholde what thow hast do to vs! thow hast broght to vs a gret disese and synne into alle oure kynde. But sothely alle thise that thow hast doo to vs, and alle thinges that bee doone, schewe to oure childre aftir my deeth, forwhy thei that schul come of vs here-aftir, ne schul not be worthi[1] to bere the disese that thei schul haue ne the sorwes. Thanne thei schul curse & warye to-ward vs & seye: thise diseses haue oure former fader & moder broght into vs, the whiche were in the byginnyng afore vs." Eue, heryng this, bygan to make mykil sorwe & wepe. — And thanne come the dayes of Adam deth-tyme, as Michael, goddes aungel, hadde seide by-

Adam (deth).

fore. And whenne þat Adam knew that the tyme of his deth come, he seide to alle his childre: „byholdeth, now I dye, and the nombre of my ȝeres in this werlde be IxC & xxx. Whenne I am ded, berieth me aȝens goddes ȝerde in the felde of his duellyng-place!" And whenne he had seide this, he lecte forth his spirite. And the sonne was derk, the moone & sterres, viij dayes lastyng. Whenne Seeth & his moder hadde leyde forth Adam body, thei[2] sorwed vppon it; thei loked to-ward the erthe clappyng ther handes opone ther heuedes and thei putte ther heuedes doune to ther knees, sore wepyng; and alle ther childre also. And thanne

Michael spak to Seeth.

Michael the archaungel appered to them stondyng at Adam heued and seide to Seeth: „aryse vp fro the body of thi fader and come to me, that thow may see thi fader & the ordenaunce which god *pur*posed to doon *with* his shappe that he wroght: forwhy he hath mercy on hym at this tyme." & thanne alle aungeles songe in trompes saying: „Blessid be thow god of thy makyng, for why, for thow art now merciable on hym." —

Adam soule.

Thanne sagh Seeth the hande of god holde opyn & his fader soule helde, & toke it to seint Michael and seide: „lat this soule be in thy kepyng in tormentes vnto the last dayes of dispensacioun: and thanne shal I deliuere hym of his sorwes; for sothe, thanne he schal sitte in his Joyful troone that hath hym cast so lowe." And ȝet seide god aȝen to Michael: „brynge to me thre clothes of sendel & bismos, & lay oone ouere Adam and a nother ouere his sonne Abel." And alle the ordres of aungeles wente bifore

Where & how Adam was beryed.

Adam & blessid þe slepe of his laste eende of deeth. And archaungeles beried the body of Adam on the body of his sonne Abel in paradys(!). Seeth & his moder saw that the aungeles dyde,[3] and thei were amerueyled gretly. Thanne seide the aungeles to hem: „As ȝe haue seen thise bodyes

f. 11.

beried, in the same manere berieth ȝoure dede bodyes aftirward!" Thanne aftir six dayes that Adam was dede, Eue knew that deeth was comyng

Eue s(pak to) hir chi(ldre).

to hirward faste: she made gader to-gydre alle hir sones and alle hir doughtres & seide: „herith me, sonnes and doughtres, that I shal telle yow! Aftir þat tyme þat ȝoure fader & I wente ouer the comaundementes of god, Michael the archaungel seide to vs: „for ȝoure cursednesse and ȝoure synne god wil bringe his wrath of doome in ȝow and in alle ȝoure kynde first by water aftir by fyre: in thise two alle mannes kynde be punyshed

Twoo (tables).

of god." Therfore here, my sonne Seeth: make tables of stoon & tables of shynyng clay (or) erthe, & write ther-inne the lyf of ȝoure fader and of me, and also the thynges that ye haue herde and seen of vs. For whenne god shal ingge alle oure kynde by water, the tables of erthe wil lose and the tables of stoon wil dwelle; forsothe, whenne god wil iugge mankynde by fire, thanne wil the tables of stoon lose and the tables of erthe endure." Whenne Eue had sayd al this to hir childre, she spredde hir hondes toward heuene, & she byholdyng toward heuene kneled doun to the erthe, prayeng (to) oure lord god; and whiles she made hir prayers, she ȝelde vp

---

[1] l. wrothe. [2] Ms. & thei. [3] Ms. dyede.

the spirit. And after ther was made grete wepyng of hir childre, and thanne hir sones and hir doughtres beried hir. And while thei made sorwe for the deeth of ther moder iiij dayes lastynge, Michael the archaungel appered to hem and seide: „more thanne sex dayes ne wepeth noght the dethes, þat is to say for them that be dede, for the seuent day is token of vprysing and rest to come of this worlde and in seuent day god toke rest of alle his werkes.“ Thanne Seeth made tables of stoone and tables of shynyng erthe, & thanne he bigan to make the shappe of letres & wrote his fader lyf and his moder, as he had herd hem tolde, and also þat he had seen with his eyghen, and thanne he putte thilke tables, when thei were writen, in his fadres hous into his oratorye, where Adam was wont for to preye to oure lord god. The which tables were founden aftir Noee flode & seen of many oone, but thei were noght redde. So after wyse Salamon hadde seen thise tables writen, he prayed to god that he myght haue witte to vndirstonde the thynges ywriten in thoo tables. Thanne appered to hym goddes aungel, seyeng: „I am the aungel that helde the honde of Seeth whenne his fyngre wrothe this with yrne in thise tables. Now herken knowyng of this writyng, that thow it vnderstonde[1] where thise tables were. Forsothe, thei were in Adam prayeng-place where he and his wyfe were wonte to preye to oure lord god; and therfore it behouith to the that thow make there prayeng to god.“ And Salamon cleped thise lettres Achiliacos, þat is to seye with-oute techyng of lyppes writen with fynger of Seeth, the aungel of god holdyng his honde. And in thoo tables was founden þat that was prophecied of Adam seuene sythes, and Ennok spak afore Noe flood, of the comyng of Crist Jhesu: „Byholde, oure lord shal come in his holy knyghthede to make Juggement of men and distroye alle wikked of ther werkes and of alle the spekyng of hem with synners, wikked men and grucchers he seketh, for to speke after ther owne coueytyng, thei entred & spak proudely.“

Seeth made the tables beforsaide.

Salamon.

Name of thise lettres.

f. 12.

[1] Ms. vnderstonde vndirstonde.

2) The Life of Adam and Eue, aus Ms. Harl. 4775.*

NOwe take hede that whan oure lorde god had made heuene and erthe and alle the Ornamentis of hem, God sawe that thei wer goode, and seide: „make we mane vnto oure ymage and liknesse, and be he soueraine to the ffisshis of the see and to the volatiles of heuene and to the vnresonable beestis of the eerthe and to eche creature and to eche reptile which is meued in the erthe.“ And god made of naught man to his ymage and liknesse, god made of nought hem male and ffemale, and blessid hem and seide: „encrece yee and be ye multiplied, and felle yee the erthe and make ye it sogette, and be ye the lordis to the ffisshis of the see and to the volatilis of heuene and to alle liuinge beestis on erthe.“ And (god seide:) „loo[1] I haue youen to you eche herbe beringe seede on erthe, and alle trees that haue in hemselff seede in her kinde, that thei be in to meete to you and to alle livinge beestis on erthe and to eche bridde of heuene and to alle thingis that ben

* Diese Hs. enthält die engl. Übersetzung der Leg. aurea; das Leben Adams ist hier am Schlusse angehängt und zu einem Teil der Sammlung gemacht, obschon es ursprünglich wohl ein besonderes Werk für sich bildete. Es findet sich aufserdem in Ms. Egert. 876 u. Ms. Douce 872 (ebenfalls Hss. der Übersetzung der Leg. aurea). In dieser Version sind die biblischen Partien hinzugefügt. In Ms. Egert., der besten Hs., fehlt leider der Schlufs.

[1] Ms. soo.

meued on the erthe (&) in which is a livinge soule, that ye haue to ete." And it was done so, and god sawȝ alle thingis which that he made, and thoo were fulle god. — Than oure lorde god fourmed mane of the slyme of the erthe, and spired in to the face of hym an entre of brethe of life, and is made mane in to a soule lyving yevinge liffe. Adam was made of oure lorde god in the vale of Ebronne, and there of ffour corneris of the worlde Adam was made; and aungellis[1] brought that erthe fro thoo foure parties, the which aungellis ben clepid Michaelle, Gabrielle, Raphaelle, and Vrielle; and the erthe that these aungellis broughten was bright and shininge as the sonne; and that erthe was brought out of foure floodis: that is to seie, Seon, Phison, Tigres, and Euffrates. Than is man like the ymage of god made, and god blewȝ in his face enspiringe of life, that is to seie, his soule. And so he was made of iiij parties of the erthe, and also of iiij manere of wyndis of the firmament he was enspired. — Than oure lorde god, whan Adam was mad, had[2] youene hym no[3] name as yit: and than god seide to the iiij Angellis that thei shulde seche hym a name. And than Michaelle went forth in to the este, and there he saughe the sterre that hight Annotalum: and he toke the frist lettere there-of. And Raphaelle went forthe in to the southe, and fonde there the sterre of the southe that hight Dises: and he toke the frist letter there-of. And Gabriel went in to the north, and fonde there the sterre of the north that hight Arthos: and he toke the frist lettre there-of. And than Vrielle went in to the west, and fonde there the sterre that hight Memsembrion: and he toke the frist letter there-of. And than these lettris were brought to oure lorde, and he bad Vrielle rede them: and he radde hem and seide: Adam; and than oure lorde seide: „so shalle his name be callid." Vnde *versus*: Annotale dedit A, disis D, contulit Arthos, M Memsembrion; collige: fiet Adam. — And ye shulle vndirstonde that Adam was made of viij thingis: oo partie was made of the slyme of the erthe: where-of his flesshe was; and there-of he is slowe. A-nothir parte was of the see: where-of his bloode was; and there-of he is couetous and busie. The thrid parte was of stoones of the erthe: and ther-of he is harde and bitter. The fourthe parte was of the clowdis: where-of be his thynkingis wrought; and there-of he is lecherous. The vte parte was of the wynde: where-of is made his brethe; and there-of he is light. The vjte parte was of the sonne: and there(-of) ben (his) eyȝene; and there-of he is fair and cler. The vij parte is of the light of the worlde: where-of he is made gladde; and there-of he hath his vndirstondinge. The viijte parte is of the holie gooste: and there-of is made his soule; and there-of ben these holie prophetis and alle goddis (chosen).[4] — — For sothe, lorde god had[5] plantid Paradis of delite from the biginninge: in the which he sette man, whan he had fourmed hym. And oure lorde god brought forthe of the erthe ech a tree faire of sight and swete to eete; also the tree of life in the myddille of paradis; and he tok man and putte hym in paradis, and he plantid[6] the tree of knowinge goode and eville. Than oure lorde toke mane and putte hym in paradis of delite, that he shulde worche and kepe it. And he commaundid hym, seienge: „Of eche a tree of Paradis eete of, sauff of the tree of knowinge goode and euelle eete thou nought; and what daie that euer thou eete there-of, with deethe thou shalt die." Also the lorde god for soth seide: „it is nat good to a mane to be allone: make we to hym an helpe like to hym." The lorde god, fourmed of the moiste[7] erthe alle thingis of the erthe hauinge saule and alle volatilis of heuene, and oure lorde god[8] brought hem to Adam, that he shuld clepe hem. Alle thingis for sothe of soule liuinge after the kinde and propirte of it he yafe it name; and right as Adam cleped hem, alle-

[1] Ms. an aungelle. [2] Ms. and. [3] Ms. a st. no. [4] Ms. goodis, Eg. goddes chosen. [5] Ms. hath. [6] tilge he tok bis plantid. [7] Ms. mooste. [8] tilge and bis god.

weie sith is the name of hem. — But vn-to Adam for sothe was nought founde an helpe to hym: Then sent the Lorde god sleepe vn-to Adam; and whan he was asleepe, he toke oone of his ribbis and fulled flesshe for it, and than oure lorde god edefied that ribbe the whiche he toke from Adam in to a womman, and brought hir to Adam. Than Adam seide: „this is nowe a boone of my boones and flesshe of my flesshe; this shalle be clepid mannes deede, for she is taken of man. Wher-for a man shalle forsake ffadir & moodir and drawe to his wiffe, and thei shulle be twoo in oo flesshe.“ And eithir of hem for sothe was nakid, and that was Adam and Eve his wiffe, and thei shamed nat. But the Adder was feller than any livers of the erthe whiche the lorde god made: whiche Adder seide to the yonge womman: „whi commaundid god to you that ye shulde nat eete of eche tree of Paradis?“ To whom the womman aunswerid and seide: „of the ffrute of the trees that ben in paradis wee ete of; sauff of the tree that is in the myddis of Paradis commaundid god vs that we shulde nat eete, ne that we shulde nat touche hit, lest perauenture we deie.“ „Forsothe, quod the Addere to the womman, through dethe ye shulle nat deie; but god wote welle for sothe that what daie ye eete ther-of, your eyȝene shulle be opened and ye shulle be as goddis, knowenge goode and eville.“ Than the womman saughe welle that the tree was goode and swete and faire to the eyȝe and delectable to the sight: and she toke of the frute and eete there-of, (and yafe to her man, the whiche ete) also. And than the eyene of hem bothe were opened. And whan thei knewe hem-selff to be nakid, thei sowed to-gedirs leves of ffigge-trees and made hem breches there-of, to hide there-with her preue membris. And whan thei herde the wois of the lorde god goynge in paradis and[1] the shininge affter Middaie, Adam and his wiffe hidde hem from the fface of the lorde god in the myddis of the trees of paradis. And than the lorde god cleped Adam and seide to hym: „where art thou, Adam?“ And than he aunswerid and seide: „lorde, I hurde thi wois in paradis, but I dradde there-through, for I was nakid, and hidde me.“ To whom the lorde god seide: „who for sothe schewed the that thou were nakid but[2] that thou ete of the tree of which I commaundid the that thou sholdist nat eete?“ And than Adam seide: „the womman that thou yafe me to fellawe, yafe to me of the frute and I ete there-of.“ And oure lorde god seide to the womman: „whi didist thou soo?“ And than the womman aunswerid and seide: „the Adder begilid me and I eete there-of.“ And than the lorde god seide to the serpent: „ffor that thou hast doo this thinge, thou shalt be cursid amonge alle the soulis heiris[3] and beestis of the erthe, and vppone thi brest thou shalt goo, and erthe thou shalt ete alle the daies of thi live; and enemytees I shalle putte bi-twene the and womman and thi seede and hir seede; (she) shalle treede thine heede, and thou shalt espie to hir hele.“ And also to the womman oure lorde god seide: „ffor sothe, I shalle multiplie thi deseses and thi conceivingis, and in sorowe thou shalt bere thi childrenne, and thou shalt be vndir the power of mane, and he shalle haue lordeshippe ouer the.“ And than the lorde god seide to Adam: „for sothe, for that thou hast herde the voice of þi wiffe, and that thou hast etenne of the tree of which I commaundid that thou sholdist nat eete, cursid is the erthe in thi werke, and in traueile thou shalt eete of it alle the daies of thi life; and it shalle bere[4] vnto the thornes and breris, and thou shalt ete the herbis of the erthe in swote of thi chere and face, and thou shalt ete thi brede vn-to the time that thou shalt entre ayenne vnto the erthe of which thou art take and I-made of. Forsoth, poudir thou art and to poudir thou shalt turne.“ And Adam cleped the name of his wiffe Eve, tho(r)ugh (that) she was moodir of alle thingis livinge. Also forsothe, the lorde god made to

[1] and st. at? Gen. ad auram. [2] Eg. no but. [3] Eg. hauers. [4] Eg. burione.

Adam and to his wiffe letheren cootes and clothid hem and seide: „se Adam is made as oone of vs knowinge good and eville: nowe *per*auentur he puttith out his honde and takith also of the tree of his life and ete and liue[1] euer-more.“ And the lorde god sent hym out of Paradis of delite, that he shulde werche the erthe of the which (he was) take and made of; and he threugh out Adam and sette Cherubyn*e* bi-fore Paradice of delite, and a flawmynge swerde and a pliaunt, to kepe the weie towardes the tree of liue.

This that followeth was done afftir that Adam was cast out of Paradis in to this woofulle place.

Afftir that Adam and Eue were cast out of Paradis, thei went in to the west and made hem there a Tabernacle: and there-inne thei dwellid vij daies, wepenge, louringe[2] and crienge in moost tribulacioun. And affter thoo vij daies thei be-gonne to hungre: and sought mete, and founde noone that thei myght eete of. And than seide Eue vnto Adam: „my lorde, I hungre sore; whi goo ye nat to seche some thinge that we myght ete and there-bi live, yif *per*auentur oure lorde god wille loke on vs and haue mercie on vs and clepe vs ayenne to the steede that we woned inne ffriste?“ Than aroos Adam affter thoo vij daies and yede about the londe vij daies, and fonde noo such mete as thei had in paradis. Than seide Eue vn-to Adam efte: „A, my lorde, I deie for hungre; wolde god I myght deie or ellis be slaine of the, my lorde, for whi for me god is wroothe with the.“ And than seide Adam: „grete is in heuene and in erthe his wrath: whethir it be for me or for the, I note.“ And eft seide Eue vn-to Adam: „my lorde. slee me, that I mai be doone aweie fro the face of god and fro the sight of his aungellis; so that oure lorde god for-yete to be wrothe with the, so that he myght lede the ayenne *in* to paradis; for whi for the cause of me thou art put out there-of.“ Than seide Adam: „speke no more so, lest oure lorde god sende his malisoune on vs! howe myght it be that I shulde putte myne hond in to my flesshe — that is to seie, howe myght it be that I myght slee my flesshe? But arise and goo we and seche we where-with to liue, ne stent we nat to sech it!“ Than thei went forth and sought ix daies, but thei fonde nat such as thei had in paradis; but neuertheles thei founde suche as beestis etenne. Than seide Adam to Eue: „oure lorde god deliuerid vs mete of aungellis;[3] where-for make we sorowe and doo penaunce bi-fore the sight of oure lorde, that made vs, xl daies, yif happelie oure lorde god, that made vs, foryeue vs and ordeine vs where-with to liuene.“ Than seide Eue to Adam: „my lorde, what is penaunce or howe shuld we doo penaunce, lest happelie that we take on vs that we mai nat fulfille, and oure praieris be nat herde and god turne his face from vs, yif we fulfille nat that we haue bihote? Thou, my lorde, whi seidist thou so? whi thoughtist thou to doo penaunce; for I haue brought the to tribulacioun.“ Than seid Adam to Eue: „myghtist thou nat suffr(e) as many daies as I mai; suffre (as many) and thou shalt be sauff. I shal suffre xl daies and vij, for alle thingis were[4] made, confermed and blessid in vij daies. Arise and goo thou to the ffloode of Tigree, and bere a stoone with the and stonde thou there-on in the watir vp*e* to the necke, and let noo worde come out of thi mouthe; for we ben vnworthi to praie to god, for oure lippes ben wnclene for we etenne of the forbodene tree. Be thou there xl daies, and I shalle goo in to fflome Jordane and be there xl daies and vij, yif happelie oure lorde god wille haue mercie on vs.“ Than Eue went to the wat*er* of Tigre, as Adam bad hir; and Adam went to the fflome Jordan*e*, and leide his stoone and stoode there-on vp*e* to the necke in the ffloode, and the heere of his hede was spred a-broode on the wat*er*. Than seide Adam: „I seie to the, Jordan*e*,

[1] Ms. liuid. [2] Eg. lorwing, l. sorwing. [3] l. beestis. [4] Ms. that were.

gedre to-gidir thi wawes and alle liuinge beestis with-in the, and com about me and make sorowe (with) me! but for your-selff make ye noo sorowe, but alle for me: for ye haue nat synned, but I wickidlie ayenst my lorde haue synned; nothir ye did noo defaute ne ye were nat begilid from your sustenance ne from your meetis ordeined for you, but I am begilid fro my sustenaunce the whiche was ordeined for me."

See here howe that alle thingis sorowedene with Adam.

Whane Adam had made alle this lamentacioun with sighynge and sorowefulle teeris, than alle livinge thinges on erthe, ffisshe, foule and beeste, come aboute hym in makinge sorowe with hym; and also the watir stode stille in that tyme of praienge. Than Adam *with* teeris cried[1] to the lorde god fro daie to daie, so that his voice waxe hors. And whan xix daies of his sorowe were fulfillid with Adam and alle liuinge thingis that sorowed *with* hym for his synne, than his aduersarie, the ffeende, stered with wrath and envie to hym-warde, transfigurid hym in to an aungelle othere to a fair ymage, and wente to the ffloode of Tigre there Eue was sorowinge; and he come to hir and wepte with hir. And than the fleende seide to hir: „come out of the floode and wepe noo more, for thou art diseharged of alle thine othir penaunce; for god hath seene your sorowes and hath foryeuene to you your trespas, atte praier of me and of alle othir aungellis. Come out, come out, for Adam is out. And god sent me to the to lede Adam and the vn-to your sustenaunce ayenne the whiche yee haddene in paradis and lost for your synne. Therefor come out, that ye were at youre mete that is made redie for you." Thane Eve come out of the water, and hir flesshe was grene as gres, for coold of the watir. And whan she come to londe, she fille doune for febilnesse, and laie there stille as deede alle-moost a daie. And than the feende toke hir vpe and comfortid hir, and brought hir to Adam. And whan Adam saugh hir, he cried wepenge: „O Eue, where is the werk of thi penaunce? howe is it that oure enemye hath begilid the. the which begilid us from oure dwellinge-place in paradis and fro our goostelie ioie." And whan Eue herde this that she was begilid through the feende, she fille grouelinge to the erthe, and than was hir sorowe doublid. And thane Adam fille doun, and his sorowe was doublid, and cried and seide: „cursid be thou, ffeende! what eylith the at us or what haue we doo to the, whi dost thou suche malice to us? haue we ought bi-nome the thi Joie or thine honoure? whi fightist thou ayenst vs, thou enuious deville and wickid fleende?" Than aunswerid the deville and seide sorowfullie: „O Adam, alle myne enevie, malice and sorowe is through the, for through the I am kepte fro my Joie and cast out of my heritage that I had in heuene amonge Aungellis, and for the[2] I am cast oute in to this erthe." Than aunswerid Adam: „what haue I doo to the or where-for blamest thou me? thou were vnknowen to me ne I wist nat of the." Than the ffeende seide to Adam: „thou wotist nat what thou seiest. For in that daie that thou were made, I was cast a-doune fro heuene. And whan god blewe in the the spirite of life and thou were made to the liknesse of god, Mighelle[3] the aungelle lad the bifore god, and god seid: „loo I haue made Adam as oone of us." And than Mighelle went forthe and cleped alle the Aungellis and seide to hem: „worshippe yee the ymage of god, as god hath commaundid." And that same Mighelle first[4] honourid the,[5] and clepid me and seide to me: „honour thou the Image of god." And I aunswerid and seide: „nay, I haue naught to doo to worshippe a Adam." And whan Mighelle chargid me to worshipe the, I seide to hym: „wher-for chargist thou me? I wille nat worshippe a fouler than I am; for

[1] Ms. crienge, Ms. Eg. cried. [2] Ms. that st. the. [3] Ms. and Mighelle. [4] Ms. fast. [5] Ms. hym st. the.

I am fairer than he, and I was afore alle creaturis and or he was I was made; and there-for I shalle nat worshippe hym." And also othir aungellis that herde and knewe this, woolde nat worshipe the.[1] And than seide Mighelle: „worshippe thou the ymage of god or els god wolle be wrothe with the." And I seide to hym: „yif so be that god be wrothe with me, I shalle sette my sette aboue the sterris of heuene and be like to hym that is althir-highest." And than god was wrothe with me and commaundid that I shuld be driven out of heuene and out of my Joie, and with me alle the Aungellis that consentid with me, that wolde nat worshippe the. Also[2] bicause of the we be put out of oure dwellinge-place and cast into the erthe; and anone I was brought in to sorowe and angir, for I was put out of alle my Joie, and thou were put in to alle manere of merthis and delitis. And therfor I beganne to be envious to the-ward, for I myght nat suffre the to be in so grete ioie and merthis as thou were inne. But than I went and begilid the womman, and with hir I begilid the fro alle the delitis, Joies and merthis that thou were inne, right as I was put out fro my glorious beynge." — And whan Adam had hurde alle this, he cried wepingeli and seide: „lorde god, my life is in thine hondis: make that this wickid aduersarie be ferre fro me, for he sechith in alle that he may to spille my soule. Lorde, graunte me the Joie that I lost." Than whan Adam had thus longe made his lamentacioun, the feende vanisshid aweie from his sight. And than Adam treulie fulfillid there his penaunce xl daies and vij, in grete sorowe and anguisshe, in the fflome Jordane. And than Eue seide to Adam: „my lorde, god leueth to the grace and is[3] grauntid to the liffe, and my life is grauntid to the, ffor atte frist time nor atte last thou were nat cursed, but I am cursed and begilid, for bi-cause that I kepte nat the commaundementis of god. Where-for nowe departe me fro the light of this life, for I wolle be departid fro the sight of the; for I am nat worthi to se the nothir to haue comforte ne merthe of the for my wickidnesse. But I wolle wende as ferre as that I may in to the west and dwelle there, tille that I deie." And so than anone she went forth in to the west with right grete and passinge sorowe, and there she made hir[4] a woninge-place to dwelle inne, and there-in she wepte fulle bittirlic. And in that time she had gone with childe three moonethis. And whan the time (come) of the childis birthe, that she sholde be deliuerd, she was traueilid gretelie with many diuers sikenesses. And than she mette with oure lorde and seide to hym: „lord god, haue mercie on me and helpe nowe me!" And god wolde nat hire hir ne he had noo mercie on hir. And than Eue seide to hir-selff with mornynge chere: „who shalle nowe doo my lorde Adam to wite and to knowe of my woo? ye lightis (in) heuene, whan ye turne ayenne in to the este, shewe ye my sorowes and dissesis vn-to Adam myne husbonde!" And also sone as she had thus I-praied, her dissesis were I-opened and shewed vn-to Adam. And whan Adam vndirstode and knewe hir sorowes and tribulaciouns, he seide thane: „the desesis of my wife Eve be comene vnto me; and there-for lest the wickid Addir the ffeende come and fight with hir, I wolle goo nowe and vesite hir." And he went longe-time forth and vesitid hir, and fonde hir in grete sorowe and dissese. And anone as euer Eue saugh hym, she seide:[5] „my soule and my life is welle refresshid through the sight of Adam, my lorde." And than seide Eue vnto Adam: „nowe, good lorde, praie for me, that I myght be deliuered of these werst penauncis!" And than Adam praied for her vn-to god ful ententifflie. And there come anone xij aungellis and twoo vertues, that is to seie twoo othere ordris of Aungellis, stondinge alle about hir bothe on the right side and also on the

[1] Ms. hym. [2] l. And so. [3] is st. has. [4] Ms. victore, Ms. Eg. her. [5] Ms. seide to hym.

left side. And Michael stode on the right side and touchid hir face and the brest, and seide to hir: „Eue, thou art blessid ffor Adam, that is for the in penaunce and in praieris for the: for through his praieris we bene sent to the, that thou myght vndirstonde helpe and socoure of godis aungellis. Wherfor a-rise thou nowe and make the redie to the birthe, for the time is nyghe.“ And she anone made hir redie there-to: and than she childid and brought forthe a sone, with grete sorowe and traueile. And anone the childre roos upe and ranne forth and toke gras in his hondis and yaffe to his moodir. And thei clepid his name Cayme. And than Adam toke Eue and hir childe and ledde hem in to the este. And oure lorde god sent Michael the Archaungelle to sowe diuers seedis, and yafe hem vn-to Adam and taught Adam to worche and to tilie the lond, for to haue frute to live bi, and alle othere generacions affter hym. Than afftir Eue conceiued and bere a sone, that hight Abelle. And Cayme and Abelle woned to-gidir. And Eve seide to Cayme: „my dere sone, as I slept, me thought in my slepe that I saugh the bloode of Abelle, thi brothir, fallen in to thine hondis.“ And this same thinge Eve tolde vn-to Adam. And whan Adam herde this, he seide: „I drede gretelie lest Cayme slee Abelle, his brothir: and ther-for thei shulle be departid and dwelle assondre.“ And than Adam made hem dwellinge-placis, the toone ferre from the tothir, and Cayme was made a tiliere of the erthe, and Abelle was made a shepperde. And yitte afftir-warde Cayme slough Abelle. And in that tyme that Cayme slough Abelle, Adam was an hundrid and xxxti yere oolde: ffor sith[1] Abelle was slaine of Cayme in the yeeris of his age an hundrid and twoo yere. And afftir that knewe Adam Eve, his wife, and bi-gate a sone that hight Seth: than seide Adam to Eue: „I haue begotene a sone for Abelle which that Cayme sloughe.“ Than livid Adam afftir that he bigate Seth viijC yere and bi-gate in alle xxxiijti sones and xxxij doughtris, so that alle his childrene in oo noumbre were lx and v; the whiche multiplied gretelie vppone the erthe.

This that followith here tellith howe Cayme slowȝ Abelle his brothir, and of the veniaunce that god toke of Caym, as is in Genesis in the iiijthe Chapiter.

Afftir that many daies Cayme shulde offre of the ffrutes of the erthe and of his yifftis to the lorde god. And Abelle his brothir offrid and vsed to offre[2] the frist-bigotenne thinge of his flok and of the fattest of hem. And our lorde hym-selff he-helde to Abelle and to his yifftis, and[3] vnto Cayme and his yifftis for sothe he behelde naught; and for this cause Cayme was gretelie wrothe with his brothir and felle with[4] his chere. And than oure lorde god seide to hym: „Cayme, whi art thou wrothe and what is the cause? Abelle thi brother with fallith his chere and malice(!).[5] Shalt thou nat haue good, yif thou haue doo welle, and elles forsothe anone euelle, and in the yatis thy synne shalle be atte the, but vndir the shalle be the appetite of hym and thou shalt haue the worshippe[6] of hym.“ And thane Cayme seide to Abelle his brothir: „goo we out.“ (&) in the feelde Cayme aroos with envie ayens Abelle his brothir and sloughe hym. And than oure lorde seide to Caym: „where is Abelle thi brothir?“ And Caym aunswerid and seide: „I note nat where; whan was I the keper of my brothir?“ And than god seide to hym: „Cayn, what hast thou doo? Loo the voice of the bloode of thi brothir crieth to me fro the erthe. Wherfor nowe thou shalt be cursed on the erthe, whiche opened his mouthe and toke the blood of thi brothir of[7] thine hondis; and whan thou werchist the erthe, (it) shalle nat yeue to the his frute, but be vacaunt;[8] and ferre fugi-

[1] l. forsoth. [2] tilge and — offre. [3]) Ms. and also. [4]) Eg. & there-with ell. [5] Eg. whi art thou wrothe and whi ther-with fallithe thi chere? [6] Eg. lordhip. [7] Ms. in. [8] Eg. vagaunt; but be fehlt.

tiff thou shalt be on the erthe alle the daies of thi life.“ And than Cayme seide to the lorde god: „more is my wickidnes than I deserue[1] foryeuenesse. Sith[2] thou cast me out this daie fro the face of the erthe and fro thi face, thou shalt[3] be hidde fro me, and I shalle be vagabounde and ferre fugitiff in the erthe alle the daies of my life; and than who that shalle ffynde me, shalle slee me.“ And than the lorde god seide to hym: „hit shalle nat ben done so, but alle thoo that shalle slee Caym shalle vij-foolde be ponysshid.“ And than oure lorde god sette a signe in Caym, that alle thoo that fyndith hym shalle nat slee hym. And than Caym passid thens out fro the face of oure lorde and dwellid ferre fugitiff in the erthe atte este partie of Edon. Thane Cayme for soothe kneugh his wife: the whiche conceiued and bere hym Ennok.... And this Ennok bigate Irade, and Irade bi-gate Mauianelle, and Mauianelle bigate Matersale, and Matersale bigate Lameth: the whiche toke twoo wifis, and the name of the too wife was Ada, and the name of the tothir Sella; and he bigate Jabelle, that was ffader of dwelleris in the tentis[5] and of shepperdis. And the name of his brothir was Tuballe: and he was ffader of syngeris in harpe and Organus. And Sella gate Tuballecaan, that was an hamersmyth and a smyth to alle werkis of bras and of Irenne; and the sustris of hym wer Taym and Neonia.[6] And Lameth seid thus to his wifis Ada and Sella: „hire ye my voice, wifis of Lameth, and herkene ye my worde, for I slough a mane in to a wounde, a litille wexinge mane in to my warinesse;[7] veniaunce shalle be youene of Cayme vij-foolde and of Lameth forsothe lxx times vij-foolde.“ — — Yit forsothe Adam knewe his wife: and she conceiued and bare a sone, and clepid the name of hym Seth. And Adam seide: „god hath sent to me anothir sone for Abelle, whom Cayme sloughe.“ But vn-to Seth is borne a sone whom he clepid Enos: and this biganne in worde to clepe the name of the lorde. — And Adam seid to Seth: „sone, hire thou me nowe and I shalle telle the what I saughe and hurde. Afftir that thi moodir and I were passid out of Paradis, (as) I and thi moodir were in orisoune, Michaelle the Archaungel, godis messangere, come to me, and I saugh the ordris of aungellis as thikke as winde beynge in a faire sercle; and I saugh a chare, and the wheles there-of were as fire, and than I was rauisshid in to paradis: and there I saughe oure lorde, and his semblaunte and chere was as fire brenninge, and his vesase and chere was so bright that I myght nat in noo-manere wise endure ne suffre to loke there-vppone; and a grete multitude of aungellis were euer there about the brennynge beemes of his brightnes and of his semblaunt and chere; and than also I sawe anothir wondirfulle companie of Aungellis beynge on his right side and also on his lefft side. And bicause of alle these sightis I was in grete drede, an(d) than I made my praier to god in erthe. And than my lorde god seide to me: „wite it welle that thou shalt deie, for thou foryate and were vnobedient and that thou brakist my commaundement and herdist and tokist hede of the wordis of thi wiffe, the whiche wiffe I yaue to the to be thine vndirlinge and sogette to thine owne wille, and thou obeiedist to hir and nought to me.“ And whan it was so that I herde these woordis, I fille anone doun to the erthe and seid thus: „A lorde, that art moost myghtyfulle and most merciable, god bothe blessid and meke, ne forvete thou nat the worshipefulle name of thi dignite, but comforte thou, lorde, my soule, whan I die and my spirite passeth out of my mouthe; ne cast me nat, lorde, aweie fro thi face, which thou hast made of slyme of the erthe, ne put thou hym behynde that thou hast norisshid with thi grace! biholde howe that thy wordis brenne me!“ And than oure lorde seide to me: „for thine herte is such that thou lovist science

[1] Ms. desire. [2] Eg. se. [3]) Eg. y shall. [4] fro me fehlt in Eg. [5] Ms. templis tentis. [6] Eg. & the suster of Tubalcaym Noema. [7] Eg. wannesse.

and konnynge and goodenes and repentest the[1] that thou shalt be done aveie fro thi cōmynge, therefor the seede that com*m*yth of the and that wille serue me, shalle neu*er* be lorne." And whan I had herde alle these woordis, I honourid hym lowelie on the erthe and seide to hym: „thou art god without begynnynge and endinge, and euery creature owith to worship*e* the and loue the, for thou art aboue alle lightis shininge, thou art the verreie light of life, thou art suche that noo tonge mai telle ne com*pr*ehende in noo-manere witte. O thilke grete and meruelous vertue of god, alle creaturis to the yeuene honour and preisinge whom thou hast made mankinde through thi grete vertue." And anone as euer I had praied thus, Michaelle the Archaungelle of god toke me bi the honde and cast me out of paradis in to the visitacioums fro the sight of god. And Michaelle helde a yerde in his honde, with the which he touchid the watris that went in circuite of Paradis: bi the which touchinge of the forseide yerde the watris congelid to-gidirs in to ise, and I went on hem. And Michaelle went with me and ladde me ayenne in to the place of Paradis, fro the whiche he rauisshid me, and efft ayenwarde he had me to the lake, there he rauisshid me. Nowe, my sone Seth, hire thou me and I shalle shewe to the the prinetees that beth to come and the sacramentis that bene shewed to me; for whi I vndirstonde and knowe thingis that ben to come in to this worlde temp*or*alle the which god made for mankinde: that is to seie, I had my knowinge and vndirstandinge of thingis that be com*m*inge bi etenge, that I ete of the tree of vndirstandinge that was forbode me. Also I vndirstod that god shalle shewe hym in the fourme of ffire and goo out of the Cite of his mageste, and he shalle yeuene men of his heestis and make hem holie in the hous of his mageste, and god shalle shewe to hem a meruelous place of his mageste on which thei shulle make dwellinge-placis in erthe, and there thei shulle bigge an bous in erthe to her god; and thei shulle breke his commaundementis, and her holie place shalle be brent and her lande shalle be forsaken and eche of hem shalle be drinene from othir, bi-cause thei wolle wrathe her lorde god. And the vijte daie god shalle make hem sauff and bringe hem ayenne to-gidir, and efft thei shulle beginne newe housis to her god, and than shalle the last hous of god be better saued than the frist. And yit efftsones shalle sherewednesse ouercome rightwisnes: and than shalle god dwelle in erthe with men to be seene: and than shalle rightwissnesse biginne to shine and enemies than shulle haue noo more powere to noye noo mane that trowith in god; and he shalle saue his folk, and the wickid men shulle be ponisshid and departid bifore god, for thei wolde nau3t kepe his commaundementis ne kepe his lawe ne his wille. And god shalle thane areise a faire puple to be made with-outene eende and wickid men shulle put Adam out of his kingedome(!). And afftir that whoo that wille haue the kingedome, loue heuene and erthe, nyght and daie and alle-manere creatures worshippinge to the lorde, and thei shul nat breke his commaundementis ne thei shulle nat chaunge his werkis. And thoo men that forȝetene the commaundementis of god, thei shulle be chaungid, for god shalle put out wickid men; and rightwis men shulle aske to dwelle as rightwisnesse askith in the sight of god. And in that time men shulle be purified of her synne bi watir of cristendome, nau3t willinge to be purified bi watir. Wise is that mane that amendithe his soule, ffor whi there shalle be a grete daie of Jugement amonge synfulle men, and her deedis shulle be enquerid of the rightwis god, her Juge." — And whan that Adam was of ixC and xxx^{ti} yere oolde, he wist welle that his life-daies shortid and neighid fast and sone shulde eende. And than he seid to Eue: „gadre to-gidir nowe alle my childrene, that thei mowe com bifore me and that I mai speke my fille vnto hem and yife hem

[1] Ms. nat, Eg. the.

my blessinge, or that I deie." And than thei come to-gidir in three parties bi-fore his praienge-place, where that Adam had praied to oure lorde god. And thei come to-gidir with oo voice seienge: „what seie ye to us, ſladir? whi be we hidir gadrid to-gidir bifore you and whi list thou in thi bedde? Seie to vs what is thi wille, that wee mai doo it." Than Adam aunswerid and seide: „my childrene, me is fulle woo and with sorowes I am turmentid and traueilid." And than his childrene seide to hym: „ſſader, what is it to haue eville and with sorowes to be traueilid othir tormentid?" Than seide his sone Seth: „lorde, ſſadir, thou desirist happelie to eete of the frute of paradis of the whiche some-time thou eete, and there-for thou liest thus in sorowes. Wolt thou that I goo and neyȝ to the yatis of Paradis and doo duste on myne hede and falle doun[1] to the erthe bi-fore the yatis of paradis, and crie in grete lamentacioun, praieng to oure lorde god, and happelie he wille hire me and sende his aungelle to me to bringe me that thou desirist." And than Adam aunswerde and seide: „sone, I desire noo thinge, but that I am woxene fulle sike and I haue grete penaunce in my bodi." And Seth aunswerid: „I wote nat what sorowe is: there-for seie what it is, and hile it nought to me!" Than seide Adam: „herkeneth nowe, alle my childrenne! Whan god made me and your moodur and put vs in paradis and yafe to us alle the trees beringe frute, to eete whan wee wolde, but oonelie of the tree of goode and eville that stondith in the myddis of Paradis — thus god put us than in paradis and yafe me powere in the este (and) in the parties ayens the northe, and to your moodir he yafe from the southe in to the west; and yaffe twoo aungellis to kepe vs. The time come that these Aungellis went to the sight of god, hym to honour: and than the ſſeend anone fonde a place in youre moodir and counseilid hir to eete of the forboodene tree; and she eete and profrid me to eete, and I eete: and anone our lorde was wroth with us. Than he seid to me: „for thou hast forsake my commaundementis and that I ordeined to the thou hast nat kept me, se nowe I shalle cast in to thi bodie lxx woundis of diuers sorowes and maladies fro the coroune of thine hede in to the soole of thi foote, and alle the diuers membris of thi bodie be thei turmentid." Loo, sones, many sondrie sikenessis god hath ordeined us for our trespas and to alle oure kinrede afftir us." — Thus Adam seiing[2] to his sones, he (was) I-take with grete sorowis, and he cried with a grete vois and seide: „what shall I wrecche nowe doo, that am nowe put in to suche sorowes and tribulacions?" And whan he had alle this I-seide and Eve had herde alle this, she biganne to wepe and seide: „lord god, put these sorowes in me, for whi I haue trespacid, and nought he." and than Eue seide to Adam: „good sir, yeue me parte of thi dessesis and of thi sorowes, for my defautis make the to haue these sorowes." And than Adam seid to Eve: „arise and goo with thi sone Seth and neyȝ the to the yatis of paradis, and castith erthe on youre heedis and fallith doun and makith sorowe in the sight of oure lorde god, that happelie he wille haue mercie on vs, and happelie he wille commaunde an Aungelle to the tree of mercie fro the which tree rënneth oile of life, and happelie he shall yeue you of that medicine, so that ye may anointe me ther-with, that I myght be lissid of my sorowes that I suffre, in the which I brenne and am fulle werie oft." — Thane Seth and Eue, his moodir, went toward paradis. And while thei yoode bi the weie, sodeinlie there come vpon hem a foule Adder with-out pete and a foule beeste, right as it were the feende, and he boote Seth wickedli in the face. And whan Eue saugh that, she biganne bittirlie to wepe and seid: „allas to me wrecche! for I am cursed, and alle that kepe nat the commaundementis of god." And thane Eve seide to the Adder with a grete voice: „thou cursed beeste, whi

[1] Hier bricht Ms. Egert. ab. [2] Ms. seid.

doustist thou nat to hurte and to noie thus cruelli the ymage of god? and howe art thou so hardie and so boold to fight with it, or that thi teethe shulde greue so worthi a creature?" And than the Addre aunswerid and seide with a grete voice: „O thou Eue, whethere oure wrecchidnes be nat afore god ne hath nat god steerid oure woodenesse ayens you? seie thou, Eue, howe were thou so hardie to eete of the tree the which our lorde forbedde and commaundid to eete nat of? ffor bifore-hande we had no right ne powere ouer yowe; but afftir that time that ye had ones brokene goddis biddinge and his commaundementis, we hadden powere anone in yowe." And than seide Seth to the worme: „cursed be thou of god: goo[1] aweie fro the sight of men and close thi mouthe and wexe thou doumbe, cursed enemie and distroier of rightwisnes; goo from the sight of the lord godis ymage, tille the time that god calle the ayenne to be preued what thou art." And than the worme seide to Sethe: „I mai nat with-stonde thi biddinge, but nowe I goo aweie fro the Image of god." — And Seth and Eue, his moodir, wenten to the yatis of paradis: and thei toke the dust of the erthe and kest it on her heedis and on her facis, and thei fillen doun grouelinge to the erthe and made grete sorowis, and praieden to god to haue mercie on Adam and that he wolde sende an Aungelle to bringe hem of the Oile of the tree of mercie, to hele with Adam. Than the Aungelle Michaelle appered to hem and seide: „I am the Archaungelle Michaelle, that am ordeined of god kepere[2] of mannys bodie. I seie to the, Seth, wepe no more ne praie nat for the Oile of mercie to anoynte with the bodie of thi fladir Adam, for thou maie nat haue of that Oile, tille vMCC and xviij yere be eendid. Than shalle come on the erthe Jhesu Crist, godis sone, and shalle ben baptisid in the fflome Jordane, and he shalle deie and rise ayen and goo to helle and anointe there Adam, thi ffadir, and bringe hym and alle feithfulle deede mene with... whiche annointinge shalle endure with-outene eende; than shalle Jhesu Criste stize vpe, and he wille lede thi ffadir in to paradis to his tree of mercie. And goo thou nowe to thi ffadir and seie to hym: the time of his life-daies ben doone, for afftir vj daies his life-daies shalle passe. And than thou shalt se grete wondris in heuene and in erthe amonge the brighte aungelles of heuene." And whan Michaelle the Archaungelle had seide alle this, anone he vanisshid aweie. And than Eve and Seth turned ayenne homewarde, and toke with hem swete oynementis, tLat is Adoramenta: Nardum, Crocum, Calamynt, Synamom and Canelle. And whan thei come home to Adam, Eve tolde howe the serpent had betenne Seth, his sone. And than seide to his wiffe Adam: „biholde what thou hast done to vs! thou hast brought to vs grete dissesis and synnes to alle oure kinrede. Where-for alle that thou hast done vs and alle thingis that is done, shewe to my childrene afftir my dethe, that thei that shulle come of vs here-afftir ne shulle nat be wroothe to bere the dissesis that thei shulle haue, nor the sorowis; than thei shalle curse towarde us and seie: these dissesis hath our ffadris and moodris brought to us, that were in the biginninge afore us." — And whan Eue had herde alle this, she biganne to wepe and make grete sorowe and doole. And as Michaelle the Archaungelle had seid bifore, afftir vj daies Adam deide. And bifore that he deied, he seide to his childrene: „biholde, for nowe I daie and the noumbre of my yeris in this worlde bene ixC and xxx yere. And whan I am deede, burie me ayens godis yerdis in the feelde of his dwellinge-place!" And whan he had seide this, he yelde vpe the spirite. And than the sonne wexe derke, and the mone and the sterris, viij daies lastinge afftir his dethe. And whan Seth and his moodir Eve had leide forthe Adame his body, thei sorowedene on it; and thei loked toward the erthe clappinge her hondis on her hedis and thei put doun her heedis on

[1] Ms. goo we. [2] Ms. kepers.

her knes sore wepinge, and alle her childrenne also. And than Michael the Archaungelle appered to hem stondinge at Adames heede and seide to Seth: „arise vpe fro the bodie of thi ffadir and come to me, that thou se thi ffadir and the ordenaunce what oure lorde purposed to do with hym: for he had mercio on hym atte this time.“ And than alle aungellis tromped vpe, seienge: „blessid be, god, of thi makinge, for thou art nowe merciable on hym.“ Than saugh Seth the honde of god holdinge vpe the soule of his ffadir Adam and toke it to Seint Michaelle and seide: „Lete this soule be in thi kepinge in tormentis in to the last daie of dispensacioun: and than shalle I deliuer hym of his sorowes; ffor sothe than he shalle sytte on his ioiefull Throne, he that hath cast hym so lowe.“ And yit god seide ayenne to Michaelle: „bringe to me thre clothis of sendelle, and leie oone ouer Adam and anothir ouere his sone Abel.“ And alle the ordris of Aungellis wentene bifore Adam and blessid the slepe of his last eende of his dethe. And archaungellis buried the bodie of Adam in the vale of Ebronne, as the maister of stories tellith. And Seth and his moodir Eve saugh what the aungellis didene, and thei merueliid gretelie. And than seide the Aungellis to hem: „loke howe ye haue seene these bodies buried: and in the same manere burie ye youre dede bodies here-afftirward forth in time commyng.“ And than vj daies afftir that Adam was thus deede and buried, Eue knewe than that deth was commynge to hir fast. And she gadrid to-gidir alle hir sones and doughtris and seide to hem: „hire ye me, my sonnes and doughtris, what I telle you! Afftir the time that your ffadir and I passid godis biddinge, Michaelle the Archaungelle seide to us: „for youre synne god wolle distroie your kinde ffrist bi water and afftir be fire: and in these twoo alle mennes kinde be of god.“ There-for hire, my sone Seth: make tablis of stone and also tablis of shininge claie or erthe, and write there-Inne the livis of your ffadir and me, and alle thoo thingis that ye haue herde and seene of us. For atte that time whan god shalle iuge alle oure kinde bi water, the tablis of erthe wille lose and melte aweie with sokinge and drinkinge of the watris, but thou shalt vndirstonde and knowe welle that the tablis of stoone wille dwelle and abide; and, forsothe, whan god wille Juge mankinde bi fir, than wille the tablis of stone (lose & the tablis of erthe) abide and endure.“ — And whan Eue had seide alle this to (hir) childrene, she spradde hir hondis abrode and lokid vpewarde to heuen, knelinge on the erthe, praienge to god; and whilis she praied, hir spirite passed. And than alle hir childrenne wepte bittirlie, and buried hir. And while thei made sorowe for her moodir foure daies fastinge, Michaelle the Archaungelle apperid and seide to hem: „men of god, make ye no sorowe for the dethe of your ffadir ne of your moodir, noo lenger than vj daies, ne for noone that deiene, for the vij daie is tokenne of oure vpe-risinge and rest that is to commene of this worlde, and in the vijte daie he toke rest of alle his werkis.“ And than made Seth tablis of stone and of erthe, and also he wrote in hem bothe the liuis of his ffadir Adam and of his moodir Eue, and leide the same tablis in his ffadris Oratorie where he was wonte to worshipe god. And afftir Noes ffloode the tablis were founden and seene of many oone, but thei were nat redde ne declared. And than afterward come Salamone, the wise kinge, and saugh these tablis wretenne: and he deuoutelie praied to god that he myght vndirstonde the writinge of thoo tablis. And than appered to hym an Aungelle of god, that helde the honde of Seth whanne he wrote this with Irenne in his tablis, and seide: „thou shalt knowe the scripture there-of: and these tablis were in the place where Adam and Eue were wont to praie to god: and ther-for hit bihoueth to the to make a praienge-place to god.“ And than Salamone clepid these lettris in the tablis Archiliates, that is to scie with-out techinge of lippes I-wretene with the ffynger of Seth, the aungelle of god holdinge his honde.

Than made Salamone an hous of god menne to praie Inne. And (in) the tablis were founde I-writtenne that was prophecied of Adam vij sythes and Ennok spak of Noes floode and the comminge of Criste Jhesu. „Loo, he seide, oure lorde shalle come in his holie knyghthode to make Jugement of mene and to distroie alle wickidmene of her werkis and of alle the spekinge of hem with synners; wickid mene and grucchers thei seke to speke afftir her owne couetinge, thei entrid and spake proudelie.“ — This is the boke of the generacioun of Adam. Adam in that daie in the whiche god made mane of nought to the ymage and liknesse of god and he made of hem both male and ffemale and he made hem of nought and than he blessid hem and clepid the name of hym Adam in that daie the whiche he was made of nought, Adam for sothe liuid C[1] and xxxti yere or he gate a sone; and than he gate a sone to the liknesse of his ymage and callid the name of hym Seth. And the daies of Adam be made, afftir that he had bigote his sone Seth, viijC yere, and he bigate sones and doughtres many oone. And alle the time that Adam liuid here in erthe, was markid and I-made and it commeth to ix and xxxC yere; and alle the sones of Adam were in noumbre xxxiij and the doughtris of hym were in noumbre xxxij.

Here endith the life of Adam and of Eve.

[1] Ms. ixC.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

V. M. O. Denk, Die Verwelschung der deutschen Sprache. Ein mahnendes Wort an das deutsche Volk und die deutsche Schule. (Gütersloh, Bertelsmann.) 60 Pf.

Herm. Riegel, Der allgemeine deutsche Sprachverein, als Ergänzung seiner Schrift: Ein Hauptstück von unserer Muttersprache. Mahnruf an alle nationalgesinnten Deutschen. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk.

K. Henkel, Die Stellung des Lesebuchs zum deutschen Unterricht und zu dem erziehenden Gesamtunterricht. (Prenzlau, Biller.) 60 Pf.

Grammatik.

Sylvius v. Monsterberg-Münchenau, Der Infinitiv in den Epen Hartmanns von Aue. (Breslau, Köbner.) 5 Mk.

J. Kelle, Das Verbum und Nomen in Notkers Boethius. (Wien, Gerold.) 1 Mk. 40 Pf.

H. Hübschmann, Das indogermanische Vokalsystem. (Strafsburg, Trübner.) 3 Mk. 50 Pf.

C. Dorfeld, Über die Funktion des Präfixes ge in der Komposition mit Verben. Teil I. Das Präfix bei Ulfilas und Tatian. (Halle, Niemeyer.)

G. Saalfeld, Die neue deutsche Rechtschreibung. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 50 Pf.

W. Waltemath, Die fränkischen Elemente in der französischen Sprache. (Paderborn, Schöningh.) 1 Mk. 20 Pf.

K. Zutavern, Über die altfranzösische epische Sprache. (Heidelberg, Weifs.) 1 Mk. 60 Pf.

A. Jensen, Syntaktische Studien zu Robert Garnier. (Kiel, Lipsius & Fischer.) 1 Mk. 60 Pf.

P. Richter, Versuch einer Dialektbestimmung des Lai du Corn u. des Fabliau du Mantel Mantaillié. (Marburg, Elwert.) 1 Mk. 20 Pf.

H. Johannsen, Der Ausdruck des Concessivverhältnisses im Altfranzösischen. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 1 Mk. 80 Pf.

G. Rudenick, Lateinisches ego im Altfranzösischen. (Dissert. Halle.)

A. Pfizmaier, Darlegungen grönländischer Verbalformen. (Wien, Gerold.) 1 Mk. 20 Pf.

Lexikographie.

E. Müller, Sinn und Sinnverwandtschaft deutscher Wörter nach ihrer Abstammung aus den einfachsten Anschauungen entwickelt. (In 6 Lfrgn.) 1. Lfrg. (Leipzig, Pfau.) 1 Mk. 20 Pf.

Ch. F. Grieb, Englisch-deutsches und deutsch-engl. Wörterbuch. 9. Aufl. 7 Lfrg. (Stuttgart, Neff.) 50 Pf.

Morwitz, Taschen-Wörterbuch der englischen und deutschen Sprache mit besonderer Berücksichtigung der Amerikanismen, sowie aller im geschäftlichen, gewerblichen und wissenschaftlichen Leben vorkommenden Wörter. (Leipzig, Brockhaus.) 4 Mk. 50 Pf.

Dizionario Dantesco di quanto si contiene nelle opere di Dante Allighieri con richiami alla somma teologica di S. Tommaso d'Aquino. (Verona, H. F. Münster.) Vol. I. 4 l.

Litteratur.

H. Stiehler, Der Dichter Johann Fischart und insbesondere sein „Glückhaft Schiff", das hohe Lied von Manneskraft und Mannestreue. (Dresden, Lehmann.) 60 Pf.

R. Wirth, Vorarbeiten u. Beiträge zu einer kritischen Ausgabe Hölderlins. (Progr Gymn. Plauen.) 1 Mk.

Otto Knoop, Volkssagen, Erzählungen, Aberglauben, Gebräuche und Märchen aus dem östlichen Hinterpommern. (Posen, Jolowicz.)

A. Svoboda, Kritische Geschichte der Ideale. (Leipzig, Grieben.) 1 Mk. 80 Pf.

O. Böckel, Deutsche Volkslieder aus Oberhessen. Gesammelt und mit kulturhistorischer Einleitung herausgegeben. (Marburg, Elwert.)

J. B. Peters, Deutsche Lyrik im Liede. Die deutschen Liederdichter der letzten drei Jahrhunderte. (Leipzig, A. Neumann.) 7 Mk. 50 Pf.

E. Richter, Dichterstimmen aus Baltischen Landen. (Leipzig, A. Neumann.) 2 Mk. 20 Pf.

F. Weinkauff, Almania. Dreisprachiges Studentenliederbuch. (Heilbronn, Henninger.) 1 Mk. 80 Pf.

E. Montel, Histoire littéraire des Vaudois du Piémont. (Paris, Fischbacher.) 6 fr.

R. Warnke, Die Lais der Marie de France. Mit Anmerkungen von H. Köhler. (Halle, Niemeyer.) 10 Mk.

Ch. Krick, Les données sur la vie sociale et privée des Français au XIIe siécle, contenues dans les romans de Chrétien de Troyes. Progr. Gymn. Kreuznach.

E. Faguet, Les grands maîtres du dix-septième siècle. Études littéraires et dramatiques. (Paris, Lécène et Oudin.) 3 fr.

E. Altner, Über die Chastiements in den altfranzösischen Chansons de geste. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 60 Pf.

M. de Margival, Le Dit de la panthère d'amours. Poème du XIIIe siècle, publié d'après les manuscrits de Paris et de St. Petersbourg. (Paris, Didot.) 5 fr.

H. Sundby, Blaise Pascal, sein Kampf gegen die Jesuiten u. seine Verteidigung des Christentums. Übersetzt von P. Junker. (Oppeln, Franck.) 1 Mk. 20 Pf.

A. Rivière, Rabelæsiana. (Paris, Marpon et Flammarion.) 3 fr. 50 c.

W. Printzen, Marivaux. Sein Leben, seine Werke und seine litterarische Bedeutung. (Leipzig, Fock.) 2 Mk.

Blaze de Bury, Étude sur Marivaux. (Montmorency, Gaubert.)

F. Kaulen, Die Poetik Boileaus. Ein Beitrag zur Geschichte der franz. Poesie im 17. Jahrh. (Leipzig, Fock.) 2 Mk. 40 Pf.

J. V. Sarrazin, Victor Hugos Lyrik und ihr Entwicklungsgang. (Baden-Baden, Sommermeyer.) 1 Mk. 40 Pf.

R. Leslide, Propos de table de Victor Hugo. (Paris, Dentu.) 6 fr.

Octavian, Zwei mittelenglische Bearbeitungen der Sage; herausgegeben von Gregor Sarrazin. (Heilbronn, Henninger.)

H. Johnson, Gab es zwei von einander unabhängige altenglische Übersetzungen der Dialoge Gregors? (Dissert. Berlin.)
H. Lehmann, Brünne und Helm im angelsächsischen Beowulfsliede. (Dissert. Leipzig.)
R. G. Moulton, Shakespeare as a dramatic artist: A popular illustration of the principles of scientific criticism. (London, Frowde.)
E. Köppel, Laurents de Premierfait und John Lydgates Bearbeitungen von Boccaccis De casibus virorum illustrium. (München, Oldenbourg.) Habilitationsschrift.
Klassische Bühnendichtungen der Spanier. Herausgg. u. erklärt von Max Krenkel. (Leipzig, Barth.) 2 Bde. 9 Mk. 90 Pf.
A. von Reinholdt, Geschichte der russischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. 6. Lfg. (Leipzig, Friedrich.) 1 Mk.

Hilfsbücher.

G. Friedrich, Deutsche Aufsätze (Abhdlgn.) in ausführlichem Entwurfe f. d. oberste Bildungsstufe der Gymnasien. 2. Aufl. (München, Friedrich.) 1 Mk. 60 Pf.
K. Leimbach, Deutsche Dichtungen f. Lehrer u. Freunde der Litteratur erläutert. 4. Teil. 2. Abteil. (Kassel, Kay.) 2 Mk.
J. Bach, Deutsche Grammatik. (Riga, Jonck & Poliewski.) 1 Mk. 80 Pf.
A. Wichmann u. G. Zipler, Deutsche Aufsätze. Methodisch bearbeitet u. zusammengestellt. 2. Teil. (Berlin, Stubenrauch.) 1 Mk. 20 Pf.
J. Bach, Deutsche Grammatik. Leitfaden. (Riga Jonck & Poliewski.) 1 Mk. 80 Pf.
Lessings Minna von Barnhelm. Mit ausfuhrlichen Erklärungen in katechetischer Form von A. Funke. (Paderborn, Schöningh.) 1 Mk. 20 Pf.
Leitfaden der Litteraturkunde. Ein Anhang zu K. Th. Schneiders Lehrbüchern. (Rendsburg, Schneider.) 30 Pf.
A. Roos, Méthode nouvelle pratique et facile de grammaire allemande. (Paris, Fischbacher.) 1 fr. 25 c.
O. Böhm, Franz. Übungsbuch. Zusammenhängende Stücke zum Übersetzen für Quinta der Realschulen. (Wismar, Hinstorff.) 1 Mk.
Zauritz, Übersetzungsaufgaben aus dem Deutschen ins Französische in grammatischer Stufenfolge. (Berlin, Haude & Spener.) 1 Mk. 60 Pf.
E. Melzer, Repetitorium (Regelheft) der wichtigsten Regeln der franz. Sprache. 1. Teil. (Leipzig, Gracklauer.) 60 Pf.
A. Albrecht, Vocabulaire systématique français et allemand contenant des mots rares et importants. (Leipzig, Strauch.) 2 Mk. 25 Pf.
Franco-Anglia. Sammlung franz. u. engl. Dichter in deutschen Versen, als methodisches Hilfsbuch beim Sprachunterricht, von F. Bretschneider. (Rochlitz, Pretsch.) 2 Mk.
L. Byrons Childe Harold's pilgrimage. Erklärt von Aug. Mommsen. (Berlin, Weidmann.) 3 Mk.
L. Schiavi, Manuale didactico-storico della letteratura italiana. (Triest, J. Dase.) vol. III. 2 Mk. 80 Pf.
G. Lardelli, Italienische Chrestomathie. La lingua parlata. 2. verb. Aufl. (Davos, H. Richter.) 3 Mk.

Dickens und seine Hauptwerke.

Eine kritische Studie.

III.

Dombey und Sohn.

Die erste Nummer erschien im Oktober 1846; die Abfassung des Werkes fällt in die Jahre 1846 bis 1848, und der gröfste Teil wurde auf dem Kontinent, nämlich am Genfer See und in Frankreich geschrieben. Der aufmerksame Leser überzeugt sich bald, dafs der Verfasser durch genannte Reisen nicht nur ästhetisch angeregt wurde, sondern dafs der Aufenthalt in der Fremde auch sonst noch einen wohlthuenden Einfluſs auf des Schriftstellers Gedankenprodukt ausgeübt hat. Durch eine Abwesenheit von dem typenreichen London wurde nämlich Dickens gezwungen, die vorher gehabten Eindrücke allmählich aus seiner Phantasie hervorzuzaubern. Der Dichter giebt uns daher nicht gleich am Anfange die vollständige Charakteristik der Personen, sondern sie findet sich nach Shakespearescher Manier durch das ganze Werk hindurch verstreut, und die sonst zu wirklichen Dickensschen Figuren erscheinen in diesem Romane idealisiert. Forster berichtet uns, dafs während der Zeit der Abfassung sich Boz oft nach einem Spaziergange durch die Strafsen von London gesehnt habe. Diese Abwesenheit von der Metropole jedoch, die er gerade für ein Übel hielt, „ward ihm zum Heil“; denn sie „rifs ihn nach oben“. Die Hauptpersonen treten um so mehr in den Vordergrund, und der Affekt steigert sich zum höchsten Pathos. Die Macht der Leidenschaft erinnert an Shakespeare, und die strenge Konzentration der Figuren um eine Person, resp. um einen Familien-

haushalt, dürfte von Molières „Gelehrte Frauen“ kaum übertroffen werden.

In diesem Romane spinnt der Dichter die in Nicholas Nickleby verwebte Grundidee weiter fort, die Erfolge einseitiger Handelsbestrebungen dem stillen Familienglück gegenüberzustellen. Während er aber in dem ersteren Roman diesen Gegensatz durch Ralph und die verwaiste Familie seines Bruders, mithin durch die Schilderungen zweier Haushaltungen hervorruft, wird in diesem Werke beides durch den Hinweis auf den Vater, einen reichen Kaufmann, und dessen ungleich geartete Tochter bewirkt.

Um diesen Gegensatz anschaulich zu machen, würden Romanschriftstellerinnen einfach die reiche Kaufmannstochter einem armen, aber rechtschaffenen Manne zugeführt haben, und dieses Motiv schwebte allerdings auch unserem Dichter vor Augen; aber dieses einfache, so oft bearbeitete Thema erfuhr dadurch eine erfreuliche Veränderung, dafs der Dichter, nachdem er Flora, unsere Heldin, einem armen Schiffskapitän die Hand reichen liefs, durch Umstände mannigfacher Art den stolzen Kaufmann in die Arme seiner von ihm bisher vernachlässigten Tochter treibt, so dafs er diese am Ende als seine einzige Freundin und Stütze ansehen mufs. Dieses verschlungene Motiv erlaubt es ihm also, von der ihm ungewohnten Behandlung der sexuellen Liebe mehr oder weniger abzusehen, und dieselbe durch die Schilderung der kindlichen Liebe zu ersetzen. Walter, der Gemahl jener Kaufmannstochter, tritt somit mehr in den Hintergrund, und Vater und Tochter bilden die Angelpunkte der Erzählung. Sehr bezeichnend für unser Motiv dürften somit die Worte einer Freundin des Hauses (Fräulein Tox) sein, welche nach dem Tode des einzigen Sohnes Dombeys ausruft: „Wer hätte je gedacht, dafs Dombey und Sohn endlich zur Tochter werden würde!“

Es wäre nun kleinlich, wenn ich nach dem Vorbilde so mancher specifisch deutscher Kritiker unseren Schriftsteller tadeln wollte, dem Buche den Titel „Dombey und Sohn“ und nicht „Dombey und Tochter“ gegeben zu haben. Die Frage, ob Brutus oder Cäsar der Held eines Dramas sei, oder ob Ralph oder Pecksniff mehr den Vordergrund eines Romans beherrsche,

als Nicholas und Martin Chuzzlewit, ist insofern eine müfsige, als der von den Situationen ausgehende Dichter beim Beginn des Werkes trotz Skizze und Plan noch nicht mit Sicherheit den Ausgang bestimmen und nicht wissen kann, welches von den Kindern seiner Phantasie am besten geraten wird. — Da aber doch im grofsen Ganzen der Inhalt den Titel bestimmen mufs, so ist eine Entschuldigung des Schriftstellers hier am Platze. In diesem Werke stellt der in Lieferungen schreibende Verfasser zum erstenmal nach echter Dichterart die Personen über die Situationen und gestaltet die letzteren dem Charakter seiner Personen entsprechend. So werden Walter und Dombeys zweite Frau, welche Dickens seiner Skizze gemäfs vernichten wollte, im Laufe der Erzählung gerettet und einem besseren Ende zugeführt. — Für die Wahl dieses Titels, welchen er schon der ersten Lieferung gegeben hatte, könnte noch der Grund stichhaltig sein, dafs Dickens beim Beginn des Werkes mehr daran dachte, in der Schilderung der stolzen Kaufmannsfirma uns weniger durch einen Familienroman, als durch eine kulturgeschichtliche, litterarhistorische Studie zu überraschen, wie er dies in Barnaby Rudge versucht hatte. In diesem Falle mufste Dombey, der Repräsentant von Dombey und Sohn, die einzige Hauptperson bilden, und seine Tochter diente nur als Staffage, höchstens zum Marksteine der Bedeutung der Hauptfigur. Wenn nun im späteren Verlauf die Geschichte sich mehr zum Familienromane zuspitzt, so hätte unser Schriftsteller trotzdem seinen Zweck erreicht. Während bei einem realen Dichter wie Walter Scott das Bureau, das Warenlager, der Hafen und die Schiffswerfte Londons den scenischen Hintergrund unseres Kaufmannes bilden würde, ahmt Dickens hier einem Shakespeare, Lessing, Goethe und Herder nach, deren Cäsar, Saladin, Egmont und Cid weniger unerreichbare Geschichtshelden als menschliche Wesen sind, und deren Vermenschlichung vielmehr den Geist ihrer Zeit erkennen läfst als die den Blick einseitig beschäftigende geschichtliche Tradition. Sodann hatte der für seine Nation schreibende Verfasser es nicht nötig, die Thätigkeit eines Londoner Kaufmanns zu schildern, da sie sich für den Engländer schon aus der Wichtigkeit und socialen Stellung Dombeys ergab. —

Ganz anders mufste Gustav Freytag seine deutschen Helden in „Soll und Haben“, die er im ersten Bande als deutsche Denker und Träumer geschildert hatte, im zweiten Bande in dem polnischen Aufstande kämpfen lassen, um seinen deutschen Landsleuten zu zeigen, dafs seine Träumer auch handeln können. In Zukunft dürfte der deutsche Novellist von einem starken deutschen Vaterlande denselben Vorteil ziehen, den der englische Novellist von dem Namen „Engländer“ herleitet. Somit ist die nationale Litteratur im gewissen Sinne ein Spiegel der Volksmacht und der Wichtigkeit einer Nation.

Die Figuren der meisten Dickensschen Romane befinden sich auf zwei verschiedenen Feldern. Es ist dies auch hier der Fall. Die Energie, die der Welthandel bedingt, das mechanisierende Handelssystem des Londoner Millionärs, der die verschiedensten Kräfte fabrikmäfsig auskauft, alles dies schildert unser Schriftsteller mit satirischem Anfluge. „Dombey und Sohn“ ist alles; das ihm dienende Individuum ist nichts. — Der Dichter, der an diesem unnatürlichen System verzweifelt, rettet sich in das entgegengesetzte Lager, und richtet sich an der Natur, und zwar am Seeleben mit ihren Wundern und ihren Bewunderern wieder empor. Dem energischen Kaufmann Dombey steht der gutmütige, aber energielose Salomon Gills, ein Schiffsinstrumentenmacher, entgegen, welcher gesteht, dafs er seiner Zeit nicht mehr gewachsen ist; sein Pflegesohn Walter wird Kapitän; Cuttle und Bunsby sind Seeleute. See- und Schiffsleben hatte schon in Martin Chuzzlewit in einer Episode Eingang gefunden; doch dort mafs der Dichter beides mit feindlichem Auge; hier schildert er das Seeleben als etwas Natürliches, welches mit der Unnatur der Menschen auf dem festen Lande kontrastieren soll.

Es ist aber nicht nur die Einführung dieses neuen Elementes des Meeres, welches den Leser durch erfrischende Kraft überrascht; Dickens thut aufserdem hier etwas Grofses, Ungewohntes und in den Litteraturen der berühmtesten Kulturvölker noch nie in dieser Weise Dagewesenes: er räumt dem Kinde, seinem körperlichen wie seelischen Leben, einen breiten Platz in einem Kunstwerke ein. In Oliver Twist hatte er schon ein Kind zum Romanhelden ausersehen; aber der pathe-

tische Humor, mit welchem er über diesem schwächlichen Dulder schwebte, liefs es nie zu einer genauen Untersuchung der Seelenkräfte desselben kommen, und in Paul Dombey begrüfsen wir das erste und das beste Kind, welches Dickens' Feder gezeichnet. Der Umstand, dafs Boz in seinen Werken von den meisten Schriftstellern der Kulturvölker abweicht und immer wieder von dem Erwachsenen auf das Kind zurückkommt, läfst einen interessanten Schlufs auf sein Gemütsleben zu; er beweist dadurch, dafs ihn die reale Welt und die Welt der Erwachsenen mehr oder weniger abstiefs, und er eine reinere Befriedigung in der Kinderwelt suchte und fand.

Das soeben Behauptete wird um so glaubwürdiger, wenn wir den erotischen Teil unseres Werkes ins Auge fassen. Jetzt unterliegt es keinem Zweifel mehr, dafs Dickens vor allen Dingen in seinem Eheleben sich nicht glücklich fühlte. Schon in Oliver Twist finden sich beredte Stellen über „Ehestandsketten"; Martin Chuzzlewit warnt mit pathetischen Worten ein naives Mädchen vor einer übereilten Ehe, an deren verhängnisvollen Folgen der Mensch bis zum Grabe leide. Auch darin, dafs Dickens die feurige Liebe nie zum Gegenstande der Darstellung macht, liegt der Grund zur Vermutung nahe, dafs er diese Liebe nie an sich verspürt hat. Im Gegenteil verdiente er der Sänger der unbefriedigten Liebe genannt zu werden. Nirgends aber hat er die Konflikte der Liebe in der Ehe mit so viel Leidenschaftlichkeit, Wärme und Pathos zum Ausdruck gebracht als in diesem Werke; nach der Edith Entweichen scheinen wir mit Boz etwas von Dombeys Unruhe und Gemütsleere zu empfinden, wenn wir den unglücklichen Ehemann mit einem Lichte in der Hand vergeblich die leeren Zimmer seiner Gattin durcheilen sehen, und die plastische Gegenständlichkeit dieser Schilderung erschreckt uns um so mehr, wenn wir bedenken, dafs des Dichters Trennung von seiner Gattin erst zwölf Jahre nach der Abfassung dieser Scene stattfand. — Wie aber krankhafte, den Selbstmord fast verherrlichende Gedanken über „Sein und Nichtsein" dem gröfsten Dichterfürsten die tiefsinnigste Tragödie (Hamlet) eingegeben, so zwingen auch hier Erwägungen der Nichtigkeit thörichten Strebens den sonst mit Affekten tändelnden Humoristen, in die Tiefen des mensch-

lichen Geistes- und Seelenlebens sich zu versenken und an einer auf äufsere Erfolge gerichteten Thätigkeit das zu veranschaulichen, was dem Herzen wohl und wehe thut. Eine kurze Charakteristik der Personen dieses Werkes wird uns zunächst beschäftigen und uns befähigen, dem tiefsinnigen Gedankengange unseres Dichters zu folgen.

Dombey ist ein ziemlich schön gebauter, hoch aufgeschossener Mann von 48 bis 50 Jahren, in kerzengerader Haltung, welcher in dem verhängnisvollen Augenblick in der Erzählung auftritt, wo ihm ein lang ersehnter Sohn, der Nachfolger der Firma geboren wird, bei welcher Gelegenheit seine Frau im Kindbett stirbt. Die sechs Jahre ältere, vernachlässigte Tochter gedeiht, während ihr schwächlicher Bruder stirbt, worauf der stolze Kaufmann die adelsstolze Edith heimführt. Diese zweite Heirat bildet den Wendepunkt der Erzählung. Nach stürmischen Scenen entflieht das stolze Weib mit Dombeys Prokuristen Carker; infolge unglücklicher Spekulationen falliert Dombey und nach mehrwöchentlicher Abgeschiedenheit in einem dunklen Gemach beschliefst er, sich den Tod zu geben, als seine unterdes verheiratete Tochter plötzlich eintritt und das schon zur Kehle erhobene Rasiermesser ihm aus der Hand windet.

Es gewinnt zuerst den Anschein, als sei Dombey eines Temperamentes bar. Da seine Vorfahren lange Zeit hindurch Inhaber der Firma gewesen, so mag durch die Anforderung der Repräsentation allmählich eine gewisse Unterdrückung der Subjektivität und eine Verwischung des Temperamentes erfolgt sein. Nachdem jedoch der Dichter Dombeys natürliche Dispositionen so lange verschwiegen, werden wir um so mehr überrascht, dafs zwischen Peripetie und Katastrophe das Temperament zweimal mit Dombey durchgeht, erstens, wo er nach dem Verschwinden seiner zweiten Frau seine Tochter schlägt, und zweitens, indem er mit Waffen dem Schänder seiner Hausehre in ein fremdes Land nacheilt. Dieses zweimalige Handeln nach Impuls fällt uns um so mehr auf, als wir den stolzen Kaufmann vorher drei Stunden lang mechanisch auf dieselbe Stelle eines Buches starren sahen, oder ihn des Nachts mehrere Stunden lang in seinem Zimmer auf- und abgehen hörten. Der Umstand jedoch, dafs er glaubt, mit der stolzen Edith

schon fertig zu werden und von der Zeit viel erwartet, auch nach seinem Bankerott in ein heftiges Wechselfieber verfällt, läfst ihn als den Mann des Blutes und des Impulses, d. h. als Sanguiniker erkennen. In der That berichtet auch Dickens gleich in den ersten Seiten des Werkes, dafs Dombey „ein wenig gerötet und ein wenig kahl“ gewesen.

Dafs der Mann des Impulses, der Sanguiniker, jedoch durch eine Beimischung des phlegmatischen Temperamentes eine wichtige Umgestaltung erfährt, hat Shakespeare am besten durch Hamlet bewiesen, dessen Wangen auf der Bühne stets sanft gerötet sind. Ist der Sanguiniker ein Mann der Wissenschaft wie Hamlet, so wird die Beimischung des Phlegmas ihn für Reflexion empfänglich machen; ist er ein Kaufmann, wie es Dombey war, so ergiebt sich aus einer etwas stärkeren Beimischung des phlegmatischen Temperamentes eine Neigung für Kombination; und das wäre gerade die geeignetste Beanlagung für einen vorsichtig berechnenden und trotzdem unternehmungslustigen englischen Kaufmann, dessen Väter Armeen und Flotten zerstörten und Reiche gründeten. Schon in Dombeys natürlicher Beanlagung müssen wir also den künstlerischen Geschmack Dickens' bewundern. Die impulsive Natur unseres Sanguinikers bricht entschieden in der schon erwähnten Verfolgung Carkers nach Dijon durch; die kühle Berechnung des Phlegmatikers kommt aber insofern zur Geltung, als er sich erst über den Aufenthaltsort der Flüchtigen Gewifsheit verschafft. Die Transformation des ganzen Wesens Dombeys, welcher, ähnlich Warwick in „Der Letzte der Barone“, wider Willen und seiner edlen Natur entgegen, sich aus Rache zu Winkelzügen und Umwegen veranlafst sieht, beginnt mit einer, phlegmatischen Naturen so eigenen, starken und nachhaltigen Erschütterung.

Was sich sonst auf die speciell kaufmännische Thätigkeit unseres Helden bezieht, teilt uns der Dichter durch Morfin, Dombeys zweiten Bureaubeamten, mit, und ist wenig geeignet, uns mit Bewunderung für den grofsen fürstlichen Kaufmann zu erfüllen. Der Umstand, dafs wir das wenige, was über Dombeys arrogante, waghalsige Spekulationen gesagt wird, aus dem Munde eines kleinlichen, subalternen Pedanten hören, ändert wenig an der Sache; denn die einer Figur in den Mund ge-

legte Charakteristik einer anderen Figur trägt stets den Stempel der vom Dichter selbst anerkannten Charakteristik, falls der (epische) Verfasser sich nicht mit deutlichen Worten dagegen verwahrt. Nun aber haben wir schon früher den Satz aufgestellt, dafs das Thun und Treiben der dramatischen Figur zwischen Peripetie und Katastrophe nie den mittleren Durchschnitt oder psychologischen Befund des Charakters zeige, sondern mehr der dramatischen Exaltation der Figur zuzuschreiben sei. Beachten wir also wohl, dafs der in seiner Hausehre geschändete und im Herzen tief verwundete Dombey am Ende die Kühle der Berechnung bei seinen Unternehmungen verloren hat. In der an das Verschweigen grenzenden Andeutung einiger Züge liegt überhaupt die Schönheit dieser Figur, und dasselbe gilt erst recht von Edith und Carker. Das von Dombey entworfene Bild ist aber insofern ein volles, als wir die fast verschwiegenen Züge durch die gegebenen hindurchschimmern sehen, wie uns wohl auch bei dem Regenbogen die erste und siebente Farbe am meisten überrascht, die anderen aber erst bei gespannter Aufmerksamkeit unserer Anschauung nahe gebracht werden. — Dombeys herrschende Leidenschaft ist der Stolz, aber nicht eine auf persönliche Auszeichnung ausgehende Eitelkeit, — denn für seine eigene Person macht ihm sein phlegmatisches Temperament das Entsagen leicht; — es ist der Stolz des Repräsentanten einer hohen Stellung. Dieser Stellung opfert er gern sein eheliches Glück, und der vernünftige Vorschlag seiner Gattin, in eine Trennung zu willigen, wird durch den Hinweis auf „Dombey und Sohn“ sofort verworfen. Dieser Repräsentantenstolz verträgt sich selbst mit der Moral; Dombey spricht schön und erhaben, und grofs und edel sind seine Handlungen; auf seiner bürgerlichen Stirn trägt er das Adelswappen der inneren Wahrhaftigkeit. Lug und Trug sind ihm, dem Manne der That, fern. Es ist Repräsentationswahn und nicht die Herzenshärtigkeit eines eitlen, hochmütigen Thoren, dafs er den um Geld bittenden Walter an seinen kleinen Sohn verweist, um dem letzteren begreiflich zu machen, wie Geld allmächtig sei, da es selbst Thränen stille. Dieser Repräsentantenstolz hat aber weder Dombeys seelischen noch sittlichen Organismus unterwühlt, und daher empfinden

wir dem stolzen Kaufmann gegenüber nichts von der sittlichen Entrüstung, die den selbstsüchtigen Heuchler Pecksniff mit Recht traf, obwohl die Excentricitäten seines Stolzes ebenso selbstvernichtend und verderblich wirken als die der Heuchelei.

Man verlange alles von einem Manne wie Dombey, nur kein Herz, nur keine hingebende Liebe und Wärme der Empfindung. Die Bemerkung unseres Dichters, dafs Dombey nach der Geburt seines Sohnes am liebsten mit demselben, unbekümmert um die ihn umgebende Welt, in einen Eisklumpen zusammengefroren wäre, ist sinnig angebracht. Dombey liebt in seinem Sohne den Nachfolger der Firma, den zukünftigen Repräsentanten; eine Liebe fordernde Ehe mufste der Felsen werden, an welchem dieser edelste der Männer zerschellte.

Aus der eigentümlichen Art seines Stolzes erklärt es sich daher, dafs Dombey nach seinem Bankerott umschlägt und, was Taine tadelt, ein guter Vater wird, wodurch er — nach Taine — „den ganzen Roman verderbe“. So geistreich auch die übrigen Bemerkungen des französischen Litterarhistorikers über Dickens' Werke sind, so scheint mir doch die von ihm hier gemachte Behauptung unrichtig zu sein. Wäre Dombey ein eitler, hochmütiger Narr gewesen, so hätte er diese schlimmen Eigenschaften in seinen neuen Zustand mit hinübergenommen; mit dem Verluste der hohen einflufsreichen Stellung mufsten jedoch die Stützen seines Stolzes sinken. Aufserdem geht dieser Übergang nicht allzu jäh vor sich. Dickens hat meisterhaft diese allmähliche Umgestaltung geschildert, die sich sogar zum Teil auf pathologischem Wege vollzieht. Zunächst verschmäht Dombey einen ihn rettenden Accord mit seinen Gläubigern; dann lebt er lange abgeschlossen von der Welt in einem dunklen Gemach; der Dichter sieht schon den in stoischem Stolze sich mordenden Kaufmann in einer Blutlache, und mit dem Erwachen aus einem heftigen Fieber ist erst die letzte Übergangsstufe zu einem neuen, weniger glanzvollen, aber glücklicheren Zustande überschritten. Gerade nach dem Verluste seines Geldes nimmt also Dombeys Stolz den Charakter eines den Himmel stürmenden Trotzes an, und dieser trotzige Stolz ist die nur zu natürliche Reaktion in einem Manne, der sich schwer in seinen neuen Zustand finden kann. Dickens

verdiente also, Taine entgegen, nur Lob, sowohl für die gründliche Motivierung, als für die glückliche Lösung eines interessanten Problems. — Um das Charakterbild des Mannes zu vollenden, fügen wir noch hinzu, dafs sich Dombey stets, vielleicht schon in seiner Jugend, isoliert gehalten und freiwillig Lustbarkeiten aller Art entsagt hat. Die Welt mit ihren Tücken und Fallstricken ist ihm unbekannt; der an Umgang mit Frauen wenig gewöhnte Mann besitzt auch nicht den Schlüssel für das weibliche Herz, und was für einen Engländer höchst bezeichnend ist, Dombey kennt kein Unterhaltungsspiel. Nur was sich auf steife, strenge Etikette bezieht, hat er seiner Nation glücklick abgelauscht, und, ein echter Engländer, überzeugt er sich erst in der Rangliste zu Brighton, dafs sein Gegenbesuch wirklich einem Major gelte. Dafs Dombey eine echt englische Type ist, zeigt er namentlich durch seine Vorliebe für diesen Major Bagstock. Obwohl er von Schmeichlern umgeben war und diese sogar gern sah, behagte seinem Phlegma die unverblümte Derbheit dieses alten Soldaten am besten, da dieser geschickt Schmeicheleien mit Grobheiten verband; und finden wir in dem reichen, stolzen Gentleman Darcy (in Pride and Prejudice) insofern eine Dombey verwandte Type, als jener die seine Eigentümlichkeiten verspottende Elisabeth allen Mädchen seiner Bekanntschaft vorzieht. — Wie in der Welt, so bewegt sich Dombey auch steif und linkisch in seinem Hause, in welchem er die Atmosphäre schwül und drückend macht. Als Chef ist er ebenfalls unliebenswürdig: infolge der willkürlichen Herrschaft seines ersten Beamten herrscht eine scharfe, schneidende Zugluft in seinem Bureau, da Dombey selbst es vornehm vermeidet, mit seinen Commis persönlich zu verkehren und der Prokurist (beispielsweise) dem harrenden Walter das soeben Gesagte in Dombeys Gegenwart wiederholen und auseinandersetzen mufs. — Wie Dombey stets für sich gewesen, so steht er auch in seiner socialen Stellung als Londoner und als Engländer einzig und verlassen da. In dem von ihm geladenen Cirkel behufs Einführung seiner Gemahlin in Kaufmannskreise erscheint er wie eine Pyramide in der Wüste, angestaunt, aber unverstanden: denn auch er ist hinter seiner Zeit zurückgeblieben und ein Don Quixote unseres Jahrhunderts. — Durch die

Erwähnung dieses Spaniers wird uns eine Parallele zwischen Cervantes und Dickens nahe gebracht: denn beide haben den glücklichen Griff gethan, einzige Urtypen einer vergangenen, zur Stagnation gekommenen Epoche unter Hinweis auf den ewig fliefsenden Strom der Zeit zum Gegenstande ihrer Betrachtungen zu machen, und beide haben ihre echt epischen Stoffe meisterhaft behandelt, nur mit dem Unterschiede, dafs der spanische Narr stirbt wie er gelebt, während Dombey als wirklich epischer Held den Strom der Zeit an sich selbst erfährt. Und so müssen wir denn Taines Ansicht über Dombeys Ausgang zum zweitenmal verwerfen, da der dramatische Held (l'Avare, le Misanthrope) infolge seines unverbesserlichen Naturells sich nicht ändern kann und durch diese oft unnatürliche Starrheit seine Geschicke herbeiführt, während der epische Held (der Stolze) ganz mit der Biegsamkeit der menschlichen Natur im Einklange durch die Macht des an ihm sich vollziehenden Geschickes auf dem epischen Strome der Zeit getragen erscheint.

Ein Kaufmann wie Dombey, der nach Taine in Frankreich unmöglich wäre, ist auch jetzt nicht mehr in England zu finden, da auch hier ein mehr nivellierendes Erziehungssystem Platz gegriffen hat und die Millionäre Londons ihre Söhne und Nachfolger ihrer Firmen nicht selten in Oxford und Cambridge studieren lassen. Bis zu Pauls Tode und dem Entweichen der Edith — der ersten und zweiten Katastrophe — kann man von Dombey sagen, dafs er nur ist, während alles um ihn herum wird; stets derselbe Mann, welcher dem Fixsterne gleich seine Stellung nie ändert. Mit dem Ausgange der zweiten Ehe, die übrigens in der Litteratur verschiedener Völker stets Aufschlüsse über interessante Probleme gegeben, gewinnt es den Anschein, als ob auch dieser Fixstern beginne sich zu bewegen, und nach seinem Bankerott, der dritten Katastrophe, wird es klar, dafs er als eine nur angeheftet erscheinende Sonne ebenfalls dem Centralgestirn der Zeit den Hof machen mufs. — Die Verbindung eines stolzen Mannes mit einer stolzen Frau ist ein glücklicher Griff unseres Novellisten. Wie man in der Technik „die lebende Kraft des Wassers durch Reaktion noch verstärkt", so entwickelt sich die Kraft des Stolzen

wie die des Stolzes erst im Kampfe, und der edelste Stolz kann durch Widerstand und Nichtanerkennung zur trotzigsten Arroganz werden. Ein stolzes Paar wird daher ein ähnliches Schauspiel darbieten, welches zwei gegeneinander gerichtete Lokomotiven gewähren, während ehrgeizige Eheleute mit gleichem Endziel wie zwei hintereinander gespannte Maschinen sich nur gegenseitig fördern und ergänzen (Macbeth).

Edith ist eine schöne imposante Witwe von 28 Jahren, welche mit 18 Jahren zum erstenmal sich verheiratet, dann ihren einzigen Sohn und bald darauf ihren 40 Jahre alten Gatten, einen Oberst, verloren, die Zwischenzeit aber bis zu ihrem Erscheinen in der Novelle in feinen Bädern zugebracht hatte, um hier, dem Wunsche ihrer Mutter entsprechend, einen reichen Mann zu kapern. In Leamington macht Dombey ihre Bekanntschaft. Diese modernste der Kulturpflanzen mit einer aus einer früheren Epoche stammenden Petrefakte in Verbindung zu bringen, ist ebenfalls eine glückliche Idee unseres Dichters, indem der Gegensatz das Zeitbild noch verschärft. — Während — nach Fanny Lewald — so manches Weib dem Manne vor der Ehe schmeicheln mufs und nach Ablauf der Eheceremonien durch eine andauernde Tyrannei sich für die lästige Unterwürfigkeit ihres Geschlechts rächt, behandelt die ehrlichere Edith den Freier wie den Gatten mit derselben Nonchalance. Da sie wohl weifs, dafs der reiche Dombey durch eine Ehe nur ihre Schönheit und Bildung käuflich erwerben will, um damit in seiner hohen Stellung zu glänzen, zeigt sie in feiner Ironie, ohne zierliche Weigerung und in rascher Aufeinanderfolge ihre Kenntnisse im Gesang, Klavier- und Harfenspiel, sowie im Zeichnen. In einem an der Hochzeitstafel ausgebrachten Toaste nennt sie ihr Onkel, Lord Feenix, reichgebildet (his lovely and accomplished relative). — Um diese ungewöhnliche Frau und ihr Thun und Treiben recht zu verstehen, wird es gut sein, bei ihrer Beanlagung ein wenig zu verweilen. Alle vom Dichter aufgezählten Kenntnisse der Edith sind mechanische Fertigkeiten; da nun aber Musik, Gesang und Zeichnen die von jeder gut gebildeten Engländerin geforderten Kenntnisse sind, können wir nicht mit Gewifsheit behaupten, ob Dickens uns durch die Aufzählung derselben einen Fingerzeig

geben will, dafs Edith weniger durch Geist und von innen heraus, als durch den Firnis einer äufseren und angelernten Bildung glänzt. Trotzdem liegt eine derartige Vermutung nahe, wenn wir in Betracht ziehen, dafs Dombeys zweite Frau zunächst wenig spricht und, wenn sie sprechen mufs, infolge der geringen Übung sich ungeschickt und fast linkisch ausdrückt. „Reading makes a full mind", sagt Bacon; wir sehen jedoch Edith nie mit einem Buche in der Hand; obwohl sie in trotzigem Stolze ihre eigene Schönheit verachtet, sehen wir die frühere Salon-Königin der Badeorte oft vor dem Spiegel stehen und Toilette machen, bevor sie mit ihrer Mutter oder allein ausfährt, um als schweigsame und unbewegliche Sphinx mehrere Stunden in den Cirkeln der feinen Welt „abzusitzen".

Bei einer solchen Erscheinung sind nicht nur Beanlagung und Gewohnheiten, sondern auch das Temperament im höchsten Grade charakteristisch. Phlegmatisch ist Edith keineswegs; denn wir sehen sie nach den stürmischen Scenen mit ihrem stolzen Gemahl stundenlang halb ausgekleidet im einsamen Gemach vor ihrem Bette in stummer Verzweiflung knien. Da Edith also nicht phlegmatisch ist, so müssen wir das kühle Benehmen einer entsagenden Gattin gegen den sie umgarnenden Carker um so höher anschlagen; bei gewissen Naturen ist Tugend und Entsagung auf Phlegma zurückzuführen und daher verdienstlos. — Trotz aller Fülle der Figur ist es bei Edith wie bei verwandten Erscheinungen schwierig, eine herrschende Temperamentsform aufzufinden; wir müssen uns deshalb mehr mit der Frage beschäftigen, welches Temperament Dombeys Gattin nicht besitzt. Die nicht phlegmatische Frau ist auch nicht impulsiv, was wir als das Kennzeichen des sanguinischen Temperaments anerkannten. Aus diesem Mangel an Impuls erklärt sich ihre Hartnäckigkeit, sowie der mehr passive Widerstand, den sie zunächst dem stolzen Gebahren ihres Gatten, sowie später dem kühnen Vorgehen Carkers entgegensetzt.

In der Überlistung und Entlarvung dieses letzteren, den sie unnützerweise nach Dijon lockt, zeigt Dickens, dafs wir es mit einer klugen und umsichtigen Frau zu thun haben, die mit klaren Augen den Gegner durchschaut. In der Schule des Lebens und in Kämpfen mit demselben erwachsen, kennt die

schöne Edith die Welt und ihre Schurken besser als ihr Gatte; nur scheint es sich mit ihrer passiven Natur nicht zu vertragen, dafs der Racheakt gegen den auf seinen Namen stolzen Gatten und die Entlarvung ihres vermeintlichen Verführers das Resultat einer sorgfältig geplanten Intrigue ist. Wir müssen jedoch hier ins Auge fassen, dafs diese Intrigue mehr durch die Verhältnisse und das immer kühnere und unvorsichtigere Vorgehen eines bereits zu Drohungen schreitenden Intriganten gebildet wurde, und dafs auf Befragen nach dem Orte des Rendezvous die rätselhafte Sphinx nur den Namen „Dijon" auszusprechen hatte. Wenn nun schon die Angabe der Stadt und die Reise nach diesem entfernten Ort eine für diese passive und mechanisch handelnde Person ungewöhnliche Anstrengung ist, so sah sich Edith wie ein von mehreren Seiten gescheuchtes und geängstigtes Reh zu diesem verzweifelten Schritt als letzten Ausweg mehr gedrängt, als dafs sie denselben selbst herbeigeführt hätte, und selbst in der Bezeichnung dieses ungewöhnlichen Ortes müssen wir weniger eine grofsartige Berechnung, noch, wie Carker, eigensinnige Laune wittern. Es giebt nämlich so schwache Willensakte, in welchen der Wille kaum mehr in Betracht kommt als bei dem die Tasten mit mechanischer Fertigkeit berührenden Klavierspieler. Psychologen pflegen diese Willensakte als „unwillkürliche Handlungen" zu bezeichnen. Mit einer solchen Erscheinung haben wir es hier zu thun, und die mit mechanischen Fertigkeiten ausgerüstete Edith, welche früher in mechanischer Weise sich von Ort zu Ort, von Land zu Land begeben, durfte nur in mechanischer Weise den Mund öffnen, um den ihres Ausspruches harrenden Carker mit dem Endziel ihrer Reise bekannt zu machen.

Es kann jedoch nicht geleugnet werden, dafs ein grofser Teil der Schuld an dem unglücklichen Ausgange Edith trifft; wohl versucht sie ihren Gemahl mit eindringlichen Worten („Let us forbear!") vor dem „dunklen Ende" zu warnen, „dem sie beide zustreben", und den das klarer sehende Weib sofort erkennt; aber nicht nur der Gemahl, sondern auch die Gattin vermeidet in linkischer Weise und von Carker auseinander gehalten den ersten Schritt zur gegenseitigen Annäherung. — Mitleid ist die Kehrseite der Liebe. Nach Dombeys Sturze

vom Pferde sehen wir nicht Edith an der Seite ihres kranken Gatten, welchem Mitleid von ihrer Seite weder zu teil wird, noch erwünscht wäre, indem Carker als böser Engel am Krankenbette Wache hält. — Hunderte von Ehemännern, mit Geschäftsfragen und Sorgen beschäftigt, benehmen sich im Eheleben nicht anders als Dombey; aber zwei Drittel der Frauen suchen den in der Liebe so kühlen Mann durch weibliche Anmut an sich heranzuziehen: denn im Gebiete der gegenseitigen Liebe mufs stets das Weib der reichlichere Geber sein; doch die unnatürliche, unweibliche Edith ist für diese Rolle nicht geschaffen und mehr geeignet, einen Mann abzustofsen. Ihr Entweichen mit dem vermeintlichen Liebhaber ist ein ebenso linkischer und unbesonnener Schritt, wie ihre Sprache unbeholfen und plump ist. — So unweiblich diese Frau auch ist, teilt sie doch eine Schwäche mit ihrem Geschlecht: sie erhält sich auf der Höhe des Affektes bis zur Krisis, um dann, erschrocken über ihre kühne, unbesonnene That, zusammenzusinken, und um endlich als „Pendant“ des einsamen, verzweifelnden Gatten „im finstern Gemache“ über die ungewöhnlichen Folgen einer unweiblichen Handlung nachzudenken.

Dickens' Biograph sagt von Edith, dafs sie infolge einer schlechten Erziehung anders geworden sei, als sie die Natur beabsichtigt habe. In diesem Punkte bin ich mit Forster ganz im Einklange, werde jedoch versuchen, dieses Naturspiel psychologisch zu erklären. Mrs. Dombey stammt aus der Mischehe eines Adligen, Mr. Skewton, und einer Bürgerlichen (Cleopatra); ihr Vater war, wie wir am Ende der Erzählung vernehmen, ein stolzer, vornehmer Städter, der in die Fallstricke einer berechnenden und vielleicht gar käuflichen Landschönheit gefallen war und diese am Ende geheiratet hatte. — Was nun die Ähnlichkeit eines Kindes, der Frucht der Ehe, mit Vater oder Mutter betrifft, so sind von verschiedenen Psychologen wie Philosophen die widersprechendsten und unsinnigsten Sätze aufgestellt worden. Behauptet doch sogar Schopenhauer, dafs das Kind den Charakter der Mutter und das Gemüt des Vaters trage. Wenn dies wirklich der Fall wäre, würden schon nach mehren Generationen eine zu grofse Starrheit des Charakters und eine zerfliefsende Weichheit des Gemüts sich kenntlich

machen. Die Natur, welche stets die Zukunft im A… hat, verfährt nicht so einseitig in ihrem Schaffen, und es is… gt, für ihr geheimnisvolles Walten einen so simplen Sat… u-stellen. Trotzdem werde ich es wagen, in diesem F… on den Eltern Schlüsse auf die Tochter zu machen, ind… th die einzige Frucht jener Mesalliance ist. Das erste K… i es Knabe oder Mädchen, ist bezüglich dieser vorherr… n Ähnlichkeit des Vaters oder der Mutter am durchsic… n, da die Eigenart der beiden Gatten durch das der … g vorhergehende kurze Zusammenleben noch ungetrüb… l reiner sein mufs als bei den in der späteren Ehe g… n Kindern. Nun glauben wir aber die Wahrnehmung … t zu haben, dafs das erste Kind, wenn es ein Knabe i… das körperliche wie geistige Ebenbild seiner Mutter w… das Mädchen jedoch als erste Frucht der Ehe das kö… wie geistige Gepräge des Vaters trägt. Die biblis… schauung dürfte allerdings dieser Ansicht zuwider laufe… Jakob seinen ältesten Sohn „des Vaters Macht und … nennt. — Um meine Theorie klarer zu machen und ni… Vorwurf auf mich zu laden, in diesem ersten Kinde … einseitigerweise nur Ähnlichkeiten mit einem der Ga… entdecken, will ich durch Buchstaben den Vorgang … und den Vater durch A, die Mutter dagegen durch B b… nen. Nach Schopenhauer würde also aus A + B sich … ergeben, während nach meiner Ansicht beim ersten K… sich A + B zu B a umgestalten würde. Edith, die erst… ter jener Ehe, wäre somit A b. Den oben aufgestellt… fahrungssatz finden wir aber noch in der Litteratur be… und verweisen wir nur auf zwei Beispiele aus den sch… sprochenen Romanen unseres Novellisten: Nicholas N… und Mutter und Mercy Pecksniff nebst Vater. Kein D… jedoch hat diesen geheimnisvollen Zug der Übereinsti… zwischen einem Vater und seiner ältesten und einzigen T… so schön für dichterische Zwecke ausgebeutet als Schi… „Kabale und Liebe“, dem grofsen Charivari, in welchem … meister Miller und Tochter in einziger Harmonie sich nur zu verstehen scheinen.

Kehren wir zu unserem Romane zurück. Durch di…

zeichnung A) gestanden wir der Tochter auch einige der käuflichen Mutter (B) angehörige Züge zu. Verurteilen wir also Edith nicht zu hart, dafs sie, um versorgt zu sein, in eine Ehe ohne Liebe gewilligt. Durch den frühen Verlust ihres noblen Vaters konnten infolge einer einseitigen Erziehung die Empfindungen und Gefühle ihrer Mutter (B) mehr zur Geltung kommen, sie jedoch nicht den von dem Vater (A) mit dem Blute vererbten Instinkt vernichten konnte: und diesen im Blute besonders, vom Vater vererbten edlen Instinkt zeigt Edith in allen ihren Handlungen.

Das weibliche Weib will aufser dem Jawort vor dem Altar nichts zu Dombeys Betruge beitragen; das Anlocken des Bräutigams, die Bestimmung der Eheceremonien und die Abfassung der Testamentsurkunde überläfst sie passiv widerstrebend ihrer Mutter, die sich nach der Hochzeit mit Genugthuung in den weichen Ohrensesseln eines reichen Schwiegersohnes wiegt, während die Adligen Tochter ihres Gatten Schätze und seinen Kaufmannsstolz verachtet und nach dem Tode einer Krämerseele von Mutter die von ihm geschenkten Kleider und Juwelen, wild zusammengeworfen, ihm wieder zurückerstattet. So viel wird uns klar, dafs des Vaters Blut in Edith stärker nachwirkt als das der Mutter, und durch den Hinweis auf die aus einer ähnlichen Mischehe zweier Rassen hervorgehenden Kinder getaufter oder mit christlichen Frauen zeigt sich eine ähnliche Abweichung in den Söhnen derselben, indem das in ihnen stärker christliche Element der Mutter das merkantile des Vaters in eine Neigung für geistige Spekulation umzuwandeln pflegt. — Die Motivierung der Handlungen unserer Edith, dieser ungewöhnlichen Erscheinung, wäre also rein psychologischer Natur. — Während dichterische Motive gröfstenteils Jahrhunderte, ja Jahrtausende hindurch fortbestehen und nur durch Tendenzen oder durch die Individualität der Verfasser Abwechselung erfahren, ändert sich die Motivierung der Figuren mit der religiösen, wie mit den socialen Anschauungen, mit dem Fortschritte der Menschheit und dem der Wissenschaft. Während daher die venetianische Malerschule im Einklange mit den Anschauungen der Zeit ihren Gemälden eine mythische Motivierung gab und bittende oder beschützende Engel über

den handelnden Personen schweben liefs, giebt unser modernes, der Wissenschaft huldigendes Zeitalter, den Entdeckungen eines Lavater und Gall zufolge, im litterarischen Kunstwerk der psychologischen Motivierung den Vorzug.

Wenn wir von dieser mit Meisterhand gezeichneten Figur auf Dickens' Erstlingswerk zurückblicken, wird uns bald klar, dafs der in Pickwick mit Affekten tändelnde Humorist eine gewaltige Bahn durchlaufen und ernster geworden ist, und doch macht sich selbst in diesem Hauptwerke und zwar in der so herrlichen Meisterschöpfung einer Edith des Humoristen Neigung für groteske Übertreibung bemerkbar. Zwar können wir uns nicht beklagen, dafs Dickens Edith selbst lächerlich gemacht habe; im Gegenteil hält er von dieser pathetischen Erscheinung derb-groteske Züge fern, um desto mehr für ihre käufliche, alberne Mutter übrig zu behalten; und doch begeht hier der ernster werdende und noch nicht ernste Humorist einen Fehler, welcher den mächtigen Eindruck der Figur abzuschwächen scheint: Edith ist eine geborene „Skewton". Wir wissen, dafs unser Novellist auf die Auffindung der Namen eine ganz besondere Aufmerksamkeit verwendete, und doch hätte Dickens für dieses edle, herrliche Weib nicht einen so nichtssagenden, fast albern klingenden Adelsnamen erfinden sollen; der Stolz einer Frau, welche vor ihrem Entweichen nur einen verächtlichen Blick für die in der Mitte des Zimmers zusammengeworfenen Geschenke hat, hätte eine mächtigere Motivierung erfahren, wenn sie einen Namen wie Stanley trüge. Der jüngere allerdings nicht humoristische, sondern pathetische Schiller verstand es besser, den sich in gleicher Weise äufsernden Stolz der Lady Milford dadurch zn motivieren, dafs er in ihren Adern das noble Blut eines Howard (= Norfolk) fliefsen sieht.

Schon am Vorabend der Hochzeit hören wir die traurig am Fenster sitzende und die dunklen Gestalten auf der Strafse beobachtende Braut klagen, dafs sie durch die Wegwerfung ihres Herzens um schnöden Geldes willen an einen Mann, den sie nicht lieben kann, sich mit jenen verworfenen Geschöpfen auf dieselbe Stufe stelle. Nach der Ehe und beim Tode ihrer Mutter, wo sie derselben den Anteil an den schnöden Verkauf

verzeiht, hören wir die Nachklänge dieser Klagen. Hier haben wir also den interessanten Fall der Valentine, den Widerspruch des Frauenherzens, in welchen es durch Sollen und Wollen versetzt wird, und hier berührt Dickens das von George Sand mit Vorliebe kultivierte Gebiet. Doch dürfen wir unserem Novellisten das Kompliment machen, dafs der tendenzlose Mann nicht für gröfsere Rechte der Männerwelt eingetreten ist, sondern in den nun folgenden ehelichen Konflikten als unparteiischer Richter erscheint, ja unsere Herzen gar zu Gunsten der verzweifelnden Frau zu stimmen sucht, was ihm durch die Mitteilung einer in Ediths Kammer gepflogenen Unterhaltung der beiden Gatten (Kap. 40) zum Teil gelingt.

„We are both connected by the dead already, each by a little child", „Wir sind beide mit den Toten bereits verbunden, jedes durch ein Kind", hören wir sie in jener charakteristichen Unterhaltung pathetisch ausrufen. Hier hat Dickens einen kurzen Satz geschrieben, der seiner Figur gleichsam aus der Seele kommt und welcher sie ganz bezeichnet; hier trifft er in das Herz der Figur, und es konnte nur dadurch geschehen, dafs er dieselbe im Selbstgefühl aufsucht, deren höchste Steigerung wir mit Pathos bezeichnen. Dieser kurze Satz wirft einen Lichtblick auf diese dunkle mysteriöse Person; er erklärt ihre Verzweiflung und auch ihre Verworfenheit, deren sich das kluge Weib wohl bewufst ist.

Indem wir diese Worte der Edith besonders hervorheben, müssen wir Taine entschieden tadeln, dafs er so geringfügig von des Novellisten Pärchen spricht oder Dickens' englisch-praktische Neigung als unkünstlerisch verwirft, die Liebe in der Ehe und nicht aufser derselben behandelt zu haben. Edith ist der beste Beleg dafür, dafs das verheiratete Weib sich für interessantere litterarische wie psychologische Studien eigne als die Jungfrau, indem bei der letzteren nur die Frage der Liebe in Betracht kommt, während man beim Weibe zu erwägen habe, ob sie geliebt und geboren. Diese Untersuchung, welche der Spekulation ein reiches Feld eröffnet (man vergleiche den kühlen Stil einer Mme de Maintenon mit der Anmut der Schreibweise einer Mme de Sévigné und einer George Sand) wirft nicht nur ein interessantes Licht auf Lady Macbeth,

welche geliebt und geboren, der jedoch eine unerbittliche Vorsehung die Tochter geraubt, sondern auch auf Edith, welche nie recht geliebt, wohl aber geboren hatte, und die durch den Tod ihres Kindes mit Lady Macbeth auf dieselbe Stufe tritt: Wenn nun schon ein blind waltendes Schicksal eine liebende und den Gatten noch besitzende Lady Macbeth zum herzlosen Scheusal stempelt, mufste sich die Gemütsleere und die Herzenshärtigkeit der kinderlosen Edith um so mehr ausprägen, da die junge Mutter in der Mutterliebe einen Ersatz der Gattenliebe gefunden hatte, und sie auch dieses Ersatzes noch verlustig gegangen war.

Dieses herzlose aber ehrliche Weib endet im Romane wie sie es verdient, und am Schlufs der Erzählung erscheint sie zwar unbefleckt von ehebrecherischem Umgange, aber unbekannt mit den Segnungen des Familien- und Mutterglückes.

Carker ist Dombeys Prokurist und Vertrauter. Was Macaulay von Strafford sagt, könnte man auf diesen Mann beziehen: „Er war grofs, schlecht und kühn.“ — Er ist in allem grofs, was den Geist schmückt und dem Manne zur Ehre gereicht; er kennt fremde Sprachen so gut wie seine Muttersprache. Im Sport kommt ihm keiner gleich; dieser „admirable Crichton“ ist ein ausgezeichneter Reiter und gewinnt im Schachspiel „ohne auf das Brett zu sehen“. Er ist persönlich tapfer, nüchtern, sparsam, jedoch nicht geizig, und infolge der einfachen Lebensweise reich. — Im Gegensatz zu Dombey kennt er die Welt; er hat den Menschen studiert und benutzt ihn. Einen schlauen Vagabunden (Bob the Grinder) schüchtert er zunächst durch Gewaltakte ein und macht ihn so allmählich zu seinem Spion und zum willenlosen und verschwiegenen Werkzeuge seiner Pläne; seinen Chef (Dombey), der Carkers Vorzüge laut bewundert, schmeichelt er, indem er auf die Kluft hinweist, die beide trenne, und dafs der Vorgesetzte dergleichen Kunststückchen entraten könne, die jedoch ihm, dem Untergeordneten, manchmal von Nutzen wären. Flora, welche einige Zeit seine Sinne in Anspruch genommen, fasciniert er in dämonischer Weise durch die zugeflüsterte Kunde, dafs eine Nachricht über Walters Schiff ausgeblieben, und aus der ehrlichen und linkischen Edith, welcher er fortwährend von seines Chefs

glücklicher Ehe spricht, entlockt er im Unwillen darüber, auf den er gerechnet, das Geständnis, dafs diese Ehe ohne Liebe geschlossen und nicht glücklich zu nennen sei, worauf er sie in seiner Hand hat, und selbst durch Drohungen sie zur Fortsetzung des ihm einmal bewilligten Rendezvous zwingt. Um uns ein volles Bild von Carker zu geben und ihn noch als schlechten Verwandten zu kennzeichnen, führt Dickens seinen älteren, sanften, aber energielosen Bruder in die Novelle ein, welcher die letzte Stelle in Dombeys Bureau bekleidet und von seinem unbrüderlichen Vorgesetzten die härteste Behandlung erfährt. — Der kühne Mann hat seiner Energie und seinen Talenten alles zu danken. Er stammt aus einer Hütte bei London, wo noch seine von ihm vernachlässigte Schwester und John Carker, der niedrigste Commis, wohnen, und brachte es als erfolgreicher „Streber“ bald zum Prokuristen. Dieser energische Wüstling, stets stutzerhaft gekleidet, spielt auch eine Rolle in den angesehensten Klubhäusern, welche er natürlich nur besucht, wenn er nichts anderes zu thun hat. Er mufs immer beschäftigt sein. Flora ist ihm zu unbedeutend, und den Gedanken an sie unterdrückte er bald, da Edith, „eine Sonne“, die ihm mehr zu thun giebt, bald den erblassenden Stern in Schatten stellt. — Aufser der weichen, weifsen, fleischigen Hand Carkers erwähnt der Dichter oft das beim Reden und Nachdenken weit hervortretende Gebifs unseres Prokuristen. Wenn Ästhetiker behaupten, dafs die aufserordentliche Ausprägung des Gebisses den Menschen noch zu sehr an seinen Zusammenhang mit dem Raubtier erinnerte, so konnte Boz das kühne, cholerisch-energische Element eines Strebers nicht besser bezeichnen.

Wer ist aber der Prototyp dieses ungewöhnlichen Mannes, welcher wie Richard III. ein Heuchler und tapfer ist und so entgegengesetzte Eigenschaften in sich vereinigt? Es ist weder jener Richard, noch Jago, noch Pecksniff: es ist Antonius, der geniale Wollüstling im vorgerückten Alter. In „Julius Cäsar“ sehen wir denselben in seiner Jugend und als Sockel einer späteren Type; in „Antonius und Cleopatra“ werden wir den schlaff gewordenen genialen Wollüstling im Mannesalter wiederfinden. So denkt sich Shakespeare den Oberbau jenes Sockels.

Nicht minder genial ist die Dickenssche Auffassung des älter gewordenen Wollüstlings. Den liebenswürdigen Eindruck, welchen der sanguinische, nach Abwechselung dürstende, höheres Streben jedoch nicht aus dem Auge verlierende Jüngling — eine Art Faustulus — macht, vermissen wir gänzlich im cholerisch-energischen Alter des in den Jahren vorgerückteren Mannes, welcher die Röte der Wangen und die Naivität der Jugend verloren hat und der im Alter von 38 bis 42 Jahren uns nur den Eindruck eines Menschenverächters und eines klugen Raubtieres macht, welches das energielosere Nebengeschöpf als die Beute des Klügeren betrachtet. Da Carker als energischer Streber den Menschen nur in seinen Schwächen gesehen, so hat er „keine Lust am Manne — und am Weibe auch nicht". Nach Dombeys Trauung wiederholt er skeptisch nachdenklich die bei der Trauung übliche Eidesformel, „sein Weib in Krankheit und Gesundheit zu behalten, zu lieben und zu ehren, bis der Tod uns scheidet." Einer reinen hingebenden Liebe hält sich dieser Frauenverächter im vorgerückten Alter nicht mehr fähig; und doch war eine in der Jugendzeit geschlossene Ehe für so manchen Wollüstling der einzige Leitstern, welcher ihn durch die Scylla und Charybdis seiner natürlichen Beanlagung glücklich hindurchbrachte, indem ein sanftes Weib seine wollüstige Energie brach und die Sorge für die Kinder seinen nie rastenden Geist beschäftigte. So ist die Ehe wie eine Felseninsel in der See, an welcher Dombeys Schiff zerschellen mufs und welche anderen zur Rettung gereicht. — „Die Hand, mit welcher Carker die ihrige, die Hand der Edith, beim ersten Handkusse ergriffen, schwenkte er, nachdem er ihr Zimmer verlassen, und steckte sie triumphierend in den Busen." Indem er nämlich den verachteten Nebenmenschen allmählich unterliegen sieht, fühlt er sich für neue Unternehmungen wie durch ein geistiges Bad erfrischt und gestärkt. — Sein Zusammentreffen mit Edith in Dijon kann eine artistische Studie genannt werden, in welcher das vor seiner Beute stehende Raubtier den Anzug der Gefahr wittert und wo die zunehmende Furcht die wollüstige Gefräfsigkeit noch vermehrt. — Seine erste Niederlage ist auch seine letzte; denn mit derselben bricht er zusammen. Während also die Selbstzerstörung eines

Richard III. und einer Lady Macbeth nach Erreichung ihres Zieles und auf dem Zenith ihrer Wünsche erfolgt, sehen wir diese stets vorwärts gerichtete Maschine, die alles vor sich niederwarf, hier plötzlich durch einen unerwarteten Widerstand aus dem Geleise gebracht, was die Selbstzerstörung herbeiführt. Die fürchterliche Erschütterung nach dieser ersten Niederlage ist durchaus nicht übertrieben geschildert. Nachdem der kluge Mann drei Jahre hindurch, von der ersten Begegnung dieser Walküre in Leamington an, alle Geisteskräfte aufgeboten, um durch die Verführung dieses hochfahrenden Weibes einen neuen Triumph über das verachtete Menschengeschlecht zu feiern, sieht er sich am Ende von diesem seinem Opfer selbst betrogen und in eine Falle gelockt, und seiner socialen Stellung — im puritanischen England! — für immer verlustig, irrt er rastlos und ratlos in der Fremde umher, verfolgt von einem zornigen Gatten. In der tollen Unruhe eines aufgeregten Nervensystems glaubt er das Brausen einer Lokomotive zu vernehmen, die ihn auch später beim Zurückweichen vor dem plötzlich auf ihn stofsenden Dombey wirklich zermalmt; die Durchführung der Schilderung dieser Hallucinationen, sowie Carkers Ausgang sind hochpoetisch, und finden wir hier die Belebung und Personifikation der toten Natur bei erhöhtem Seelenleben ganz am Platze.

Flora Dombey fühlt nach ihrer Mutter Tode den unwiderstehlichen Zug nach des Vaters Liebe, und sehen wir in des letzteren Abneigung gegen diese erste Frucht seiner Ehe das Gegenspiel zu Musikmeister Miller und Tochter. Durch Bücher und Lehrer, die ihr von ihrem vielbeschäftigten reichen Vater zwar ohne Widerstreben, jedoch erst auf ihre Anregung gewährt werden, erzieht sich Flora im düsteren Hause in der City selbst. Von niemand beachtet, reift sie zur verständigen lieblichen Jungfrau heran. Ihr einfaches, natürliches, naives Wesen, welches wir in Ivanhoes Rowena und in so manchem ceremoniellen Pensionsfräulein mit Bedauern vermissen, bringt der Dichter zweimal recht wirkungsvoll zur Geltung, einmal, wo Flora in zarter Jungfräulichkeit die Liebeserklärungen eines reichen Einfaltspinsels unterbricht, und zweitens, wo sie beim Wiedersehen ihrer mit der Erklärung zögernden Jugendliebe, eines armen

Kapitäns, von dem sie sich jedoch geliebt weifs, sich selbst zur Frau anbietet und — eine zweite Miranda — ihre Hand aus freiem Antriebe in die seinige legt. — Ihre Hoffnung, dafs sich der Vater ihr noch nähern werde, scheint zweimal in Erfüllung zu gehen, zuerst nach ihres Bruders Tode und sodann durch ihre sie innig liebende Stiefmutter. Die unnatürliche und unüberwindliche Abneigung des Vaters gegen ein Mädchen, das mit der Firma nichts zu thun habe, verschwindet erst nach Dombeys Bankerott, und diese scheinbare Annäherung und zweifache Abstofsung, sowie die endliche Vereinigung des verarmten Vaters mit der Tochter in demselben Familienzimmer bildet den dreiteiligen Rhythmus des Werkes.

Flora erreicht nicht Mercy in Martin Chuzzlewit, wirkt aber trotzdem vorteilhaft durch den Gegensatz, den sie mit Edith bildet, durch welche letztere der Dichter das starke Schöne zum Ausdruck gebracht hat. In Flora kommt Dickens nämlich wieder nicht über das schwache Schöne hinaus, was jedoch dieses Mal durchaus nicht wie bei Rosa Maylie (Oliver Twist) in das Fade übergeht.

Walter bekleidet in Dombeys Bureau eine untergeordnete Commisstelle und ist am Anfange der Novelle ein frischer munterer Bursche von fünfzehn Jahren. Als er in Floras Gegenwart die ihm peinliche Mission erfüllt, den stolzen Kaufmann für seinen armen Pflegevater um eine Summe Geldes anzugehen, legt er den eigentümlichen, aber richtigen Charakterzug an den Tag, dafs er, sei es aus Traurigkeit, sei es aus Verlegenheit vor Flora, geschwätzig erscheint. Nach dem Sockel dieser Type zu urteilen, konnte Walter, der leicht bewegliche Sohn eines Verschwenders, im Auslande leicht auf Abwege geraten und seine Jugendliebe vergessen: denn im Gegensatz zu der nicht impulsiven, aber desto hartnäckigeren Edith ist der impulsive Mensch nicht beharrlich in seinen Empfindungen und Bestrebungen. Die Überraschung des Lesers wird um so gröfser, als Walter im letzten Bande durch die Schule der Leiden verändert erscheint und die Oberflächlichkeit des impulsiven Jünglings beim jungen Manne einer Neigung zum Nachdenken Platz gemacht hat.

Paul Dombey ist das Wunderkind, an dessen Geburt sich

so grofse Hoffnungen knüpften. Der Repräsentationsstolz des Vaters wird durch den kleinen Repräsentanten auf dem Kinderstühlchen aufs herrlichste persifliert. Der kleine Dombey spielt schon seine Rolle gut; er kommandiert dem Dienstpersonale, und seine Schwester mufs ihm die Zeit vertreiben. — Darin, dafs Dickens dem Knaben Geschwister giebt, liegt überhaupt der erste Grund des Gelingens dieser Figur. Im Leben wie in der Novelle kann sich nämlich das geschwisterlose Kind nur schwer entwickeln; die anfänglich so passive Beteiligung an den Aufsendingen wird dann zu sehr in einen aktiven Zustand versetzt; die dichterische Neugierde sah in Oliver Twist Wunderbares und Instinktives, und der Beobachter eines Copperfield dürfte wenig aus dem Kinde heraus- und zuviel in dasselbe hineingetragen haben. Dafs unsere Figur dem Dichter viel besser gelang als die anderen von ihm gezeichneten und soeben genannten Kinderfiguren, hat noch einen anderen Grund. Mit Fieldings Tom Jones zeigte die englische Litteratur an, dafs sie in dem Stadium der wissenschaftlichen, weltmännische Erfahrungen zusammenfassenden Periode angelangt war. An Stelle von Shakespeares Individuen traten Repräsentanten verschiedener Kasten, Gewerbe und Gesellschaftsklassen. So ist bei Fielding Frau Miller ein Muster von einer Pastorswitwe, Lady Bellaston die Repräsentantin der wollüstigen Adelsdame aus Fieldings Zeit und Herr Nightingale, der Schwiegersohn jener Pastorswitwe, der weltkluge, durchtriebene, stutzerhafte Londoner Commis. Dieser Zug, Typen an Stelle der Personen treten zu lassen, macht sich in der ganzen englischen Litteratur der Jetztzeit, in Dickens und selbst in diesem Roman geltend. Oder wäre Cleopatra, die durch harmloses Geschwätz ihre berechnende Schlauheit verdeckt, nicht die Vertreterin einer gewissen Klasse von Schwiegermüttern? Kann der indische Major besser repräsentiert werden als durch den schlauen, originellen und geistreichen Epikuräer Bagstock, dessen farbiger Bediente „ein Fürst in seinem eigenen Lande“ war? Wäre der derbsinnliche, dem Trunke ergebene, aber tölpisch ehrliche, breitschulterige Bunsby etwas anderes als eine Probenummer von einem Seemann? — Paul Dombey trägt ebenfalls nur generelle und weniger individuelle Züge. Im Laufe der Erzählung wird

er oft als „altes, altkluges oder altmodisches Kind“ bezeichnet. Da sein Erzeuger ein Mann im vorgerückten Alter war und seine nicht mehr allzu junge, entkräftete Mutter im Kindbett starb, so trug das Resultat ihrer Ehe natürlich Keime in sich, die bei der Entfaltung beständig an einen oder den anderen der Gatten erinnerten. Ein alter Vater und eine alte Mutter werden nur ein altes Kind erzeugen, und hat Sterne, ein Nachfolger Fieldings, die litterarische Welt in Tristram Shandy mit einem solchen Kinde bereits beschenkt. Jene verhätschelten Nestlinge oder Nestküekchen zeichnen sich meistens durch einen schwächlichen, gracilen Körper, ein fleischloses, blasses Gesichtchen und tiefliegende grofse Augen aus. Man sieht sie selten lächeln und niemals lachen; sie zeigen wenig Neigung für Spiel oder Umgang mit anderen Kindern, halten sich dagegen mehr zu den Erwachsenen, welchen sie mit ihren grofsen Augen verwundert bei der Arbeit oder in ihrer Mufse zuschauen, und die sie bei jeder Gelegenheit durch ein unkindliches „Warum?“ aus der Fassung bringen. Man vergleiche alles, was Dickens über die kurze Laufbahn des Kindes von der Geburt bis zu seinem frühzeitigen Tode, über seine aufserordentliche Beanlagung und sein Benehmen berichtet, mit den oben angegebenen generellen Zügen, und man wird sich bald klar werden, dafs Boz erstens hier wiederum von der psychologischen Motivierung Gebrauch macht, und dafs er uns zweitens als echter Nachfolger Fieldings mit einer höchst geistreich angelegten originellen Type beschenkt hat, welche die Prototype Tristram Shandy durch ihre Anmut aussticht.

Der opferfreudige Salomon Gills, der Schiffsinstrumentenmacher, ist ein gutmütiger Stubenhocker, ohne Energie und daher „seiner Zeit nicht mehr gewachsen“. Er scheint die Ansicht des aufstrebenden mittleren Bürgerstandes zu vertreten, dafs das Kind das werden müsse, was die Eltern nicht geworden sind. Man beachte hier die Verwandtschaft zwischen Gills und Dombey, von dem wir sagten, dafs er auch hinter seiner Zeit zurückgeblieben sei. Sonst dürften jedoch Parallelen Unterschiede zwischen beiden ergeben. Dombey reist Carker nach, nachdem er dessen Aufenthaltsort mit Mühe erforscht hat, während Gills, der in seinen Erzählungen bei dem Kamine stets

einen abenteuerlichen Zug für die Fremde und die See an den Tag legte, blind und aufs Geratewohl in eine Welt der Märchen reist, um Walter zu suchen.

Kapitän Cuttle mit seiner derben Seemannssprache berührt uns Deutsche um so wohlthuender, als wir in dem einfachen, ungeschminkten Wesen und in dem breitschulterigen, Urkraft verratenden Körper Spuren des angelsächsischen Elementes zu wittern meinen. Wie Cuttle sich äufserlich dadurch kennzeichnet, dafs seine rechte Hand durch einen eisernen Hakengriff ersetzt ist, so verrät sein inneres Leben individuelle Züge. Im Gegensatz zu der Schule der Seeleute, welche Bunsby vertritt, ist Cuttle nüchtern, keusch und zart. Dadurch, dafs hier wiederum das scheinbare Äufsere eines Menschen mit seinem glänzenden Innern in Kontrast tritt, erinnert uns unser Kapitän an Noggs und Tom Pinch; doch dürfte hier eine glücklichere Verschmelzung des Gegensatzes mindestens Noggs in den Schatten stellen. Kapitän Cuttle ist Optimist und zu gut für diese Welt; er leidet sogar unter den Launen seiner Wirtin Mac Stinger, einer Waschfrau, durch deren Veränderlichkeit und raschen Umschlag der Temperamentsstimmung übrigens Charakterzüge einer irischen Type zur Geltung gelangen. Die Situation, wo unser Mann durch eine Unterhaltung mit Carker in Dombeys Bureau sich allmählich davon überzeugt, dafs die Welt auch Schurken nährt, ist trefflich und innerlich wahr; und die Fortsetzung der Erzählung ist um so rührender: der letzte Blick des Seemannes auf das leere Pult des totgeglaubten Walters und die Verlesung der Totenepistel in seinem Junggesellenstübchen.

Die Einführung der Toodle-Gruppe wirkt höchst humoristisch. Das Haupt der Familie bildet ein simpel-gutmütiger, ungelehrter Lokomotivheizer, dessen Leben sich aus „Fahren, Essen und Schlafen“ wie aus drei Stadien zusammensetzt. In der Mitte zwischen diesem so offenherzigen Manne und seinem heuchlerischen Sohne Robert, Carkers Bedienten, steht die klügere Frau Toodle, Pauls frühere Amme, welcher ein warmes Herz oft Geist einflöfst und in der wir die lebenswarme Type einer erfindungsreichen Frau aus den niederen Volksklassen erkennen.

Von all dem Hausgesinde Dombeys hat Dickens die schwarzäugige Susanne Nipper, Floras Kammermädchen, am besten bedacht, indem er diese sogar am Ende der Erzählung mit dem einfältig-gutmütigen, reichen Toots verheiratet. Dafs Dickens nicht nur der Nipper, sondern auch dem übrigen Dienstpersonale so viel Aufmerksamkeit geschenkt hat, findet in der engen Beziehung seinen Grund, in welcher das englische Gesinde in echt germanischer Weise zu dem Brotherrn steht, und dürfte Walter Scott in der Schilderung von Cedrics Haushalt (in Ivanhoe) diesen angelsächsischen Zug sehr glücklich verwertet haben. Die Schilderung, welche uns Boz von dem Dienstpersonale eines vornehmen Haushaltes macht, das aus Mangel an dem Geiste der Liebe nur mechanische Pflichterfüllung kennt, besteht aus glücklichen, dem Volke abgelauschten Zügen. Mr. Perch, der Bote, und seine Gattin, die sich beständig guter Familienhoffnungen erfreut, dürften am besten getroffen sein.

Fräulein Tox, eine alte Jungfer, mit einem Herzen voll Menschenliebe und Sonnenschein, die Dombey aus Gutmütigkeit und aus Bewunderung schmeichelt; Frau Chick, Dombeys einfältige, hochmütige Schwester, und ihr Gatte, welcher beständig Melodien zu pfeifen pflegt, sind wohlgelungene Porträts; jedoch nach all den Vorzügen des Werkes müssen wir noch unserem Verfasser für die Schöpfung einer Figur danken, deren Einführung in die Novelle uns an die Redensart erinnert: „Ein Glück kommt selten allein.“ In der modernen Romanlitteratur macht sich nämlich der Zug bemerkbar, das Fade der Handlung durch die Einführung einer mysteriösen, intriguensüchtigen Person zu verdecken. Indem Romanen wie Germanen diese Rolle meistens dem weiblichen Geschlecht zuerteilen, finden die letzteren oft schwarzäugige Ausländerinnen und namentlich Frauen romanischen Ursprungs für diese Mission höchst geeignet, da der bequeme Novellist uns den Prozefs der Verworfenheit dann verschweigen kann und sein blauäugiger, leichtgläubiger Leser diese bei der exotischen Figur als selbstverständlich voraussetzt. Die Italienerin Nora, „Aus der Junkerwelt (1850)“ von Max Waldau, und die Französin Hortense (Bleak House) sind zwei Beispiele solcher exotischen Gewächse.

Dickens hat also selbst in einem späteren Werke von dieser bequemen Art der Motivierung Gebrauch gemacht. — Ganz anders verhält es sich in unserer Novelle.

Alice Marwood, die frühere Geliebte Carkers, die schöne, stolze und kalte Tochter einer armen Gaunerin, kehrt nach zehnjähriger Deportation mit Bitterkeit in dem Herzen nach London zurück, wo sie ihren Verführer, den erfolgreichen Streber, als reichen Mann und in einflufsreicher Stellung wiederfindet. Auf der Strafse, unter Thorwegen, ja auf dem platten Lande weifs sie wie ein der Unterwelt entstiegener böser Geist den nichts ahnenden Räuber ihrer Unschuld zu finden, der gerade damals seinerseits wie ein Dämon eine hochstehende stolze Dame zu umgarnen sucht. Auch Alice grollt der Mutter, einer Tochter Jugend und Schönheit für schnödes Geld verkauft zu haben, und die Vorwürfe der mit Menschenverachtung und Männerhafs erfüllten Prostituierten werfen ein grelles Licht auf einen anderen dunklen und wenig berührten Punkt der Frauenfrage. Der Mutter ist der hochfahrende Sinn der Tochter von je ein Rätsel gewesen, sie versteht auch jetzt wenig den Grund ihrer Klagen, und an der Seite der schönen Furie setzt sie ihr Handwerk des Bettelns und Wahrsagens fort. Die Carker und Edith in Leamington nachgerufenen Worte der Alten: „Ein Kind ist tot und eins ist lebendig! Eine Frau ist gegangen und eine kommt“, verfehlen ihre Wirkung auf den Leser nicht, und Dickens verdient auch hier das Lob, mit einfachen Kunstmitteln viel erreicht zu haben. Unser Novellist verfällt also nicht in den Fehler Walter Scotts, die mysteriöse Seite einer Erzählung durch Aufstellung von Rätseln herbeigeführt zu haben, welche er selbst nicht lösen konnte, wie dies bei der Gespenstererscheinung der Lady Avenel in dem „Kloster“ der Fall ist. — Der Hafs dieser verworfenen Person gegen ihren Verführer ist so grofs, dafs sie ihre Mutter auffordert, den Bedienten Carkers sofort zu töten, falls er ihr und Dombey den Aufenthaltsort seines Herrn nicht angebe. Ihre der Mutter dabei zugerufenen Worte: „Tear him to pieces“ bilden jedoch den Höhepunkt des Affektes, und mit der Krisis, wo mildere weibliche Gefühle sich in ihr regen, bricht auch sie zusammen. Mit der an ihrem Totenbette knienden Schwester

Carkers vereinigt sie ihre Gebete für die Seele des verstorbenen Verführers.

Was aber die mysteriöse Seite dieser Figur noch erhöht, ist das wohlberechnete Halbdunkel, mit welchem der Dichter sie umgeben. Nachdem die ungewöhnliche Erscheinung dieser zerlumpten Frau in all ihrer Fülle sich ausgebreitet, teilt uns der Novellist post festum mit, dafs auch in den Adern der Alice edles Blut fliefse, indem ihre Mutter Maitresse eines Adligen gewesen, und dafs Alice, diese imposante Bettlerin, die Cousine der Edith sei. Der instinktive Stolz, mit welchem Alice das Almosen von Carkers Schwester zurückweist, ist somit genügend erklärt, und das im Schmutze rollende Geld bildet ein Seitenstück zu Ediths aufgetürmter Pyramide von Schätzen, die sie bei ihrer Trennung dem Geber zurückgiebt. Die dürftige Motivierung, welche die Paroxismen und die Verdorbenheit der stolzen Kaufmannsfrau erklärt und die mehr oder weniger auf feinen Konjekturen beruht, dürfte durch dieses Seitenstück eine mächtige Stütze erfahren; und nichts war mehr geeignet, die schwachen Lichtstrahlen über den Prozefs von der Edith Verworfenheit und Unnatur zu verschärfen, als die Einführung ihrer Cousine, einer Peeress in Lumpen!

Nachdem wir der Wichtigkeit halber diese ziemlich umfangreiche Charakteristik der Personen gegeben haben, fassen wir die Vorzüge des Werkes noch einmal kurz zusammen. Zunächst fällt uns die herrliche Kontrastbildung der Figuren in das Auge, und diese Kontraste lösen sich wohlthuend auf. So gewinnt der stolze, edle Dombey an der Seite seiner hochmütigen Schwester, des katzenhaft schmeichelnden, glattzüngigen Carker und des geschwätzigen, albernen Lord Feenix. Dombey und Edith, das stolze Paar, werden uns durch die Leiden sympathischer, die sie sich gegenseitig durch ihre Heirat auferlegen, und Edith wird erträglicher durch die Liebe zu ihrer Stieftochter Flora. In Herrn Blimbers Schule, dem bestgeschilderten Institute unseres Schriftstellers, wird das altkluge Kind Paul von Toots, einem kindischen Burschen protegiert. Der Stolz der Edith ist erträglicher als der Trotz ihrer Cousine. Cleopatra, Dombeys Schwiegermutter, gewinnt durch einen Vergleich mit der Mutter der Alice, und Frau Toodles Vorzüge

springen in die Augen, wenn wir mit ihr Pauls spätere Pensionsmutter, Frau Pipchin, vergleichen. Zum Erstaunen der Leserinnen, welche an die Verbindung von Fräulein La Creevy mit Tom Linkigwater dachten, unterläfst es der Dichter, den Junggesellen Cuttle mit Fräulein Tox, der alten Jungfer, zu vereinen. Der biedere Seemann, Gills rechte Hand, kontrastiert aufs herrlichste mit Bagstock, dem teuflisch schlauen Major, welcher Dombeys Kopf zu sein meint. Selbst der dämonische Carker wird erträglicher durch eine Zusammenstellung mit seinem energielosen Bruder, und die Genialität seiner Beanlagung überragt den kleinlichen, subalternen Beamtenverstand Morfins, Dombeys zweiten Beamten.

Der Hintergrund des Romanes ist aufs trefflichste geschildert, und das düstere Haus in der City, wo die einsame Flora sich schüchtern hinter den Fenstervorhängen hält, ist unverwischbar in unserer Anschauung. Wenn wir uns mit der Kaufmannstochter bei der Skettles'Familie unter freiem Himmel in Fulham befinden, berührt uns des Dichters einfaches, lyrisches Naturbildchen um so wohlthuender, und die Naturscenerie wird düster und schrecklich, wenn wir Carker nachts auf der dunklen Strafse von Dijon nach Paris begleiten. — Der Stil gewinnt durch die Abwechselung. Dombeys edle, korrekte Sprache hat einen gewissen Pomp, Carker spricht gewandt aber herzlos, Lord Feenix mechanisch und ohne zu denken, Edith drückt sich ihrer Rolle gemäfs plump und ungeschickt aus. Toodle, der Lokomotivheizer, ermahnt seine Kinder, durch ihre „Pfeifen" (d. h. ihre Kehlen) ihren Aufenthaltsort stets anzuzeigen und sich nicht zu verstecken; Cuttle braucht Seemannsausdrücke und der Major Bagstock kennt nur die burschikose Sprache des Militärs.

Dafs Dombey und Sohn „ein schöner Roman" ist, erkannte schon Taine. Nur konnten wir nicht mit ihm übereinstimmen, dafs Dombeys gewaltsame Sinnesänderung „den schönen Roman verderbe". Forster giebt zwar auch zu, dafs der Schlufs des Werkes nicht dem Anfange entspreche; beide Kritiker jedoch unterlassen es, diese Behauptungen zu beweisen oder einen Entschuldigungsgrund für diese Erscheinung anzugeben.

Dafs Dombeys Sinnesänderung die Novelle nicht verderbe,

sondern sich aus seiner Rolle als epischer Held ergebe, welcher durch die komische Vernichtung seines Repräsentationsstolzes nur gerettet werden konnte, haben wir schon nachgewiesen. Gegen Forsters Behauptung, dafs das Werk gegen den Schlufs abfalle, läfst sich jedoch nichts einwenden. Nun ist es aber des Romanschriftstellers Pflicht, uns über das spätere Schicksal der Hauptpersonen aufzuklären. Der Leser mufste also nicht nur von Dombey, sondern auch von der Reue der Edith hören.

Hier wäre also die Sache selbst nicht anzufechten; nur die Art und Weise, wie diese Mitteilungen erfolgen, kann in Frage gezogen werden. Da nimmt es allerdings den Anschein, als ob Dickens am Ende sich hätte kürzer fassen können. Doch ist die fade Breite am Schlusse eine Erscheinung, die wir nicht nur an Dickens, sondern an den meisten in- und ausländischen Romanschriftstellern bemerken. Man denke nur an Auerbachs „Auf der Höhe", wo Irmas Sinnesänderung und Reue durch Tageblätter nachgewiesen wird! Übrigens fällt nicht nur „Dombey und Sohn" am Ende bedeutend ab, sondern wir fanden diesen Fehler schon bei der Besprechung der vorhergehenden Romane heraus. So wurde Pickwick zum Engel der Menschenliebe, und Martin Chuzzlewit bestieg am Ende des Romans eine Art Richterstuhl, um das Recht der Vorsehung des Belohnens und des Bestrafens während einiger Minuten für sich in Anspruch zu nehmen.

Walter Scotts treffliche Romane verfallen in den entgegengesetzten Fehler, indem die Erzählung am Ende kurz abgeschnitten erscheint. Das Ausklingen der Motive, worauf Richard Wagner einen so grofsen Wert legte, ist nicht nur in der Musik, sondern auch in der epischen Dichtungsart, ja in jedem harmonischen Kunstwerke anzustreben. Bei Walter Scott vermissen wir dieses Ausklingen gänzlich; Dickens verfällt in das entgegengesetzte Extrem. Die Frage, warum „Dombey und Sohn" am Ende abfalle, würden wir also gern dahin erweitern: Was ist der Grund, dafs die meisten Romanschriftsteller, und insbesondere Dickens, bei dem Schlusse des Werkes in die Breite und ins Fade verfallen? Für die Beantwortung dieser brennenden Frage in der Romanlitteratur stellen wir folgende Punkte auf:

1. Dickens' Romane leiden, wie Scherr nur zu richtig bemerkt, an Breite, und eines Verfassers Erschöpfung wird sich besonders am Ende seines Werkes bemerkbar machen. Insofern ist das Fade des Ausganges des Dichters Verschulden.

2. Es mufs jedoch zugestanden werden, dafs das Ungesunde der epischen Kunstgattung, die Subjektivität des Helden endlich über die Objektivität der Welt triumphieren zu lassen, den Verfasser beim Ausgange des Werkes am meisten beunruhigen mufs, indem jetzt die Frage an ihn herantritt: Was soll aus meinem Helden werden? So sehen wir Wilhelm Meister, den Helden eines in allen Sätteln und Momenten gerechten Romanes, nachdem der Dichter den Jüngling durch die Schule des Lebens bis zur Stufe der Verklärung geführt, am Ende des Werkes — Landwirt werden. — Hier liegt die Schuld also weniger auf seiten des Schriftstellers, sondern sie erklärt sich aus der Dichtungsart.

3. Der Begründer der Dickensschen karrikierenden Schule und die Jünger derselben pflegen oft der hervorstehendsten Type ein moralisches Abstraktum zu Grunde zu legen, welches, den Staffagelinien in der Malerei nicht unähnlich, im Laufe der Arbeit durch die Charakteristik der Sitten als Unterscheidungsmerkmale Tüpfelchen greller, leicht verschiefsbarer Farben empfängt, die jedoch am Ende, wo die moralische Idee des Werkes zum Vorschein kommen soll, verblichen sind, worauf das moralische Abstraktum wiederum als Untergrund der Figur erscheint. Die dünnen Staffagelinien der Figur Dombey müssen uns ganz besonders auffallen; und nach dem Aufgeben seines Repräsentationsstolzes erscheint der frühere Millionär ganz abgeschwächt, wenn wir ihn als Grofsvater im Schlafrocke in der Kinderstube wiederfinden. Dombey als Kaufmann ist herrlich, Dombey als Mensch ist ein Schatten. Was jedoch in Pickwick und Pecksniff ein Fehler war, bildet hier ein wesentliches Moment der Schönheit, und der abgeschwächte Eindruck der Figur erhöht unendlich den tragi-komischen Ernst des Romanes. Allein in Pickwick und in Chuzzlewit erinnert das hervortretende moralische Abstrakte am Ende an die Flickarbeit des Verfassers, und der Roman wird fade.

4. Die in der Ruhe fixierte Person wird auch leicht in

unserer Anschauung zur Ruhe gebracht; die Figuren dagegen, welche am Anfange und in der Mitte der Erzählung sich im Affekt bewegen, dürften den Schriftsteller am Ende, wo er sie zur Ruhe bringen soll, in die peinliche Verlegenheit des Schillerschen Zauberlehrlings versetzen. Da nun der Humorist ganz besonders mit den Affekten rechnen mufs, so erwachsen für den humoristischen Romanschriftsteller am Schlusse doppelte Schwierigkeiten. Auch in diesem Punkte kann den Romanschriftsteller nur der Vorwurf treffen, das humoristische Genre zu dem seinigen erhoben zu haben.

5. Von allen komisch-humoristischen Romanschriftstellern dürfte es bis jetzt nur einem Autor und zwar in einem einzigen Werke gelungen sein, das Interesse des Lesers bis auf den letzten Punkt gleichgespannt zu erhalten, und er bringt dieses nur durch einen Gewaltstreich gegen alle Regeln des harmonischen Kunstwerkes zu stande. Nachdem nämlich Fielding in seinem Tom Jones wohl gegen die Mitte des Werkes einige beruhigende Momente vorausgeschickt, die er jedoch sofort geschickt in neue Verwickelungen umwandelt (wie z. B. Sophiens Zurücklassung des Muffes in dem Bette des verstofsenen Jünglings), drängt er Peripetie, Katastrophe und Entwirrung des Knotens so zusammen, dafs das Interesse des Lesers gegen das Ende hin sich zur fieberhaften Gespanntheit steigern mufs. Wenn Dickens diesen Gewaltstreich nicht wagt, sondern sorgfältig Anfang, Mitte und Schlufs, oder Anschwellung, Höhepunkt und Abschwellung unterscheidet, so ladet er wenigstens nicht den Vorwurf auf sich, die Harmonie eines Kunstwerkes auf Kosten des Interesses gestört zu haben. Fieldings Art des Verfahrens dürfte höchstens in der dramatischen Dichtungsart schon Verwendung gefunden haben, und selbst dort finden wir den Wendepunkt meistens schon im dritten oder vierten Akte.

Der Abfall des Romanes „Dombey und Sohn“ gegen das Ende hin hat aber vor allen Dingen darin seinen Grund, dafs gegen die Mitte des Werkes, wo wir in der Musik vom Höhepunkte des Tones sprechen, eine Figur erscheint, deren Genialität und Kühnheit alle anderen in den Schatten stellt. Carkers wunderbare Laufbahn von Leamington bis Dijon wirkt so spannend, die Ereignisse folgen sich mit Blitzesschnelle, dafs

nach dem Verlöschen dieses leuchtenden Meteores der epische Held und die Fortsetzung des Romanes nur fade erscheinen können. In diesem Falle dürfte uns der herrliche Höhepunkt für den jähen Abfall schadlos halten, und die innere Harmonie des Kunstwerkes bliebe somit unangefochten.

Trotz der Fehler des Werkes haben wir es also mit einem klassischen Kunstwerke zu thun, da die Mängel nicht den Wert eines Buches in Frage stellen, wohl aber die Vorzüge diesen Wert ausmachen. Das Erscheinen von Dombey und Sohn bildet mit Chuzzlewit die Glanzperiode unseres Verfassers, und obwohl beides ausgezeichnete Werke sind, wollen wir doch nicht vor der schwierigen Aufgabe zurückschrecken, durch Aufstellung folgender Punkte den gröfseren Wert von Dombey und Sohn nachzuweisen:

1. Die erotische Färbung ist hier bedeutender, und obwohl Flora die zweite Tochter des Heuchlers Mercy nicht erreicht, sind die Konflikte der Liebe in der Ehe tiefer und von einer ernsteren Tragweite als in Chuzzlewit.

2. Die gröfsere Konzentration gestattet hier nur kurze, tendenzlose Episoden, die wie kleine Erkerfenster das düstere Haus in der City nur angenehm machen können, während die grofse amerikanische tendenziöse Episode in Chuzzlewit wie eine zu grofse „Ausladung“ die Harmonie der Architektonik stört.

3. Im Stile gleich schön und variiert, entfaltet Dombey und Sohn einen sorgfältigen ausgebauten Hintergrund und gröfsere Schönheiten der Naturscenerie, die sich bei erhöhtem Seelenleben zur Personifikation steigert.

4. Der Horizont unseres Romanes ist ein weiterer, indem er Kauf- und Seeleute, das Militär, den Eisenbahnbeamten, den Adelsstand wie den Bettler umfafst.

5. Die Detailarbeit an den Hauptfiguren ist hier sorgfältiger ausgeführt und die genialen Schöpfungen einer Edith und eines Carker sind unübertroffen. Zu Shakespeares traditioneller älteren Auffassung des genialen Wollüstlings im Alter hat Dickens in seinem Carker die zeitgemäfse moderne Auffassung des älter gewordenen Wollüstlings in Fleisch und Blut verwandelt und durch diese von keinem Kritiker bisher gewürdigte,

den puritanischen Engländern unsympathische artistische Studie sich zur Höhe Shakespeares erhoben.

6. Während Chuzzlewit eine bedeutendere satirische Färbung zeigte, sind in diesem Werke von Anfang an Humor und Satire ziemlich gleichmäfsig gemischt, obwohl wir zugeben müssen, dafs des Schriftstellers Kinder der Satire (Dombey, Carker und Edith) besser gelungen sein dürften als Gill und Cuttle, die Kinder seines Humors.

7. Während die Düsterheit des Gemäldes sich sogar auf die Hauptfiguren in Chuzzlewit überträgt, ertöten doch die Unglücksfälle des Hauses Dombey und die Katastrophen in diesem Romane nicht die Euphrosine, die liebliche Freudigkeit mehrerer Hauptfiguren, durch welche sich vor allen Dingen unsere Heldin auszeichnet. Aufser dieser Tugend der Euphrosine können wir jedoch nichts Bedeutendes an Flora entdecken, und dürfte der greise Kritiker Jeffrey in ihrem Lobe zu verschwenderisch gewesen sein, wenn er sagt: „But it is Florence on whom my hopes chiefly repose, and in her I see the promise of another Nelly! though destined to let us see what a grown-up female angel it is like.“ (1846.)

8. Während die Selbstvernichtung eines Hauses sowohl, wie die Kontrastierung der Selbstsucht und Selbstlosigkeit in Chuzzlewit mehr dramatische Motive ergeben, wie sie in der That in „Richard III.“ und in „Nathan der Weise“ schon meisterhaft behandelt worden sind, da sie Keime für tragische Konflikte mit kleinen Katastrophen in sich schliefsen, ist das Thema in Dombey und Sohn rein epischer Natur, und die nur mit der Zeit und durch die Zeitströmung erfolgte Vernichtung des Stolzes, welche das Motiv für ein Zeitbild geben sollte, verwandelte sich in des Dichters Händen zu einem Weltbilde.

9. Vor allen Dingen dürfte hier die Grofsartigkeit einer beruhigenden und befreienden Perspektive Chuzzlewit weit hinter sich zurücklassen, indem in Dombey und Tochter Welthandel und Familienleben, zwei Merkmale der englischen Nation, die Angelpunkte der Erzählung bilden, und indem dieser Roman als ein echt nationales Epos in Prosa dem englischen Volke mit prophetischen Worten predigt, dafs selbst mit dem Verluste

des Welthandels und ihrer Kolonien die andere wichtige Stütze einer Nation nicht verloren gehen könne, das innige und innerste Glück des Familienlebens des englischen Volkes.

David Copperfield.

Es ist ein besonderes Kennzeichen des Genies, das aus der Werkstätte des Geistes hervorgehende flüssige Erz in verschiedene Formen zu bringen. Nur wenigen genialen Männern war es vergönnt, die edelsten Ergüsse ihres Innern in ein Werk zu verschmelzen, welches ihrem Namen Unsterblichkeit verlieh. Zu den letzteren gehört Goldsmith und Bernardin de St. Pierre, zu den ersteren Shakespeare und Molière, und in diesem Sinne ist den letzteren auch Dickens verwandt.

Da das epische Dichtungsgebiet in uns das Gefühl rege macht, als ob wir wanderten oder auf einem Flusse mit der Strömung abwärts segelten, kann es uns nicht wunder nehmen, dafs Romandichter aller Zeiten und aller Nationen einem jüngeren (seltener einem älteren) Manne auf seiner Lebensreise, wenigstens in einem gewissen Abschnitte seines Lebens folgten und die Ereignisse seines oder auch ihres Lebens in einer Art Chronik verzeichneten. Während das Drama und (Zwitter-) Romane, wie Martin Chuzzlewit, einem geschickt geschürzten Knoten gleichen, ist bei diesen echt epischen Stoffen die Folge der loser aneinander gereihten Ereignisse eine natürliche; Menschen kommen und gehen, und der Gang der Handlung dreht sich weniger um eine regelrecht angelegte Intrigue. Der vorliegende Roman gehört zu dieser Kategorie.

David Copperfield erblickt sechs Monate nach dem Tode seines im Alter von vierzig Jahren verstorbenen Vaters das Licht der Welt und wird von der jungen, blonden Witwe, die früher Gouvernante gewesen, und einer guten, treuen Seele von Dienstmädchen erzogen. Durch die Heirat seiner erfahrungslosen Mutter mit einem kalt und systematisch handelnden Egoisten wird dem kleinen Nestling allmählich sein Heim verleidet; er wird in die Schule des grausamen Creakle gebracht, jedoch nach dem Tode seiner Mutter aus derselben zurückgerufen, um nach kurzem Aufenthalt bei seinem Stiefvater, der ihn ganz vernachlässigt, in einem Weingeschäft ein Unter-

kommen zu finden. Da er hier für geringen Lohn sich zu ganz mechanischer Beschäftigung herabgewürdigt sieht, läuft er weg. Halb bekleidet findet er wider Erwarten ein freundliches Asyl bei seiner wohlhabenden, originellen Tante, wird von ihr adoptiert und gut erzogen. Der juristisch gebildete Copperfield, aus welchem ein Proktor werden sollte, zieht jedoch die Beschäftigung eines Berichterstatters vor und beendet die letzte Metamorphose dadurch, dafs er sich zum Romanschriftsteller aufwirft. Indem wir dieses vorläufig von unserem Helden vorausschicken, dessen Kritik wir absichtlich an das Ende dieser Abhandlung verweisen, erwähnen wir noch, dafs der Verfasser dieses Romanes unserem Copperfield insofern ähnlich ist, als er selbst eine Zeit lang ohne innere Befriedigung in einem kaufmännischen Geschäft und später in dem Bureau eines Advokaten arbeitete, dafs er aber die anfänglich kaufmännische und spätere juristische Laufbahn mit dem Amte eines Berichterstatters vertauschte, ehe er die Beschäftigungen eines Romanschriftstellers aufnahm.

Die kindlich naive Dora, Copperfields erste Frau, ist eine unerfahrene Wirtschafterin; nach ihrem Tode heiratet der Witwer die kluge, seelensgute Agnes, eine Jugendbekanntschaft. Das Porträt der ersteren ist bei weitem vorzuziehen. — In Creakles Schule hatte Copperfield den Grund zur Freundschaft mit Traddles und Steerforth gelegt. Während der Dichter uns glauben machen will, dafs sein Schützling Copperfield ein reich ausgestattetes Erkenntnisvermögen besitze, entbehrt der gemütsreiche Traddles nicht nur irdische, sondern auch geistige Schätze, wogegen der stolze Steerforth nicht nur an Glücksgütern, sondern auch an Talenten reich ist und vor allem sich durch eine gewisse Konsequenz des Handelns auszeichnet, die eine wesentliche Seite des Willensvermögens bildet. Da die zerstörungslustige Energie dieses Jünglings, dem der Dichter auch körperliche Schönheit gegeben, einer ehrbaren Fischersfamilie zum Verderben gereicht, können wir sagen, dafs die Situationen, in welchen Steerforth mit jener Familie in Kontakt tritt, den Schwerpunkt der Leidenschaft des ganzen Werkes bilden, und die Entführung der ehrbaren Fischerbraut, sowie die versuchte Rettung des Verführers durch den Bräutigam der entehrten

Jungfrau sind die einzigen ernsten, aber grofsartigen Katastrophen der Erzählung. Der Dichter, welcher hier überhaupt auf die Ausmalung des Hintergrundes und der Naturscenerie die gröfste Sorgfalt verwendet, erwähnt, dafs Copperfield seinen Freund dreimal in schlafender Stellung mit dem Kopf auf dem linken Arme liegend beobachtet habe, zunächst in Creakles Schule, wo beide Freunde Bettnachbarn waren, sodann in dem Herrenhaus der stolzen Witwe, wo unser Romanheld seinen früheren Schulgenossen zum letztenmal lebend sieht, und endlich am Strande zu Yarmouth, wo Steerforth neben dem Leichnam des beschimpften Liebhabers tot ausgestreckt lag. Durch die dreifache Erwähnung desselben Umstandes giebt uns der Dichter Gelegenheit, die Summe der je dazwischen liegenden Ereignisse nochmals zu überblicken, und läfst das ganze Werk in rhythmischer Beziehung nichts zu wünschen übrig. Wenn der Dichter eine Art Curriculum vitæ zum poetischen Motiv erhebt, ist es also des Überblickes halber höchst wünschenswert, mehrere der lose aneinandergereihten Situationen zusammenzuketten und durch Ruhepunkte von einer neuen Serie zu trennen. Dickens steht hier also über Smollet, dessen Random, Pickle und Clinker einen Rhythmus gar nicht erkennen lassen.

Schon der vorhergehende Roman macht uns mit Seeleuten bekannt; in Copperfield benutzt der Dichter wiederum die See als reinigendes und versöhnendes Element; und obwohl wir „Dombey und Sohn“ in jeder Beziehung den Preis zuerkannten, müssen wir doch gestehen, dafs der Schöpfer des Kapitän Cuttle in Peggotty sich selbst und zwar zehnfach übertroffen hat. Da die grobsinnliche Derbheit des Seemannes den Genufs der von Bunsby dargereichten Spirituosen nicht verschmähen konnte, erfuhr die unredliche und unnatürliche Urbanität des Städters noch einen wirkungsvolleren Gegensatz, wenn der Dichter den Seemann durch den Fischer ersetzte, dessen Gewerbe und Kampf mit den Elementen nicht nur die gröfste Nüchternheit bedingt, sondern dessen ganzes Wesen auch sonst das schöne Wort des grofsen Burke bewahrheitet: „The terrible and the sublime are akin.“ Bei dem der stolzen Witwe gemachten Besuche, die er umsonst zu bewegen sucht, in eine Heirat ihres Sohnes mit seiner entführten Pflegetochter zu

willigen, entwickelt der daheim so schlichte und tölpisch sprechende Fischer im grofsartigsten Pathos die herrlichste Beredsamkeit, die uns an Hannchens Benehmen vor der Königin Englands in Scotts „Herz von Mid-Lothian“ erinnert und hier wie dort um so wirksamer wird, als ihre Sprache nicht einstudiert ist und vom Herzen kommt. In Peggottys pathetischem Hinweis auf jene Welt, „wo kein Kastengeist mehr herrschen wird“, hat der Dichter übrigens eine im niederen Volksleben oft angeschlagene Saite in wirkungsvolle Schwingungen versetzt, und obwohl der Künstlerroman dem aristokratischen Romane gewöhnlich zugezählt wird, beweist doch hier unser Novellist, dafs er nicht nur, wie die meisten Schriftsteller, die Welt mit den Augen des aufstrebenden mittleren Bürgerstandes betrachtet, sondern dafs er als echter Anwalt des Volkes seinen Standpunkt sogar noch ein wenig unter demselben einnimmt. Die stolze reiche Witwe entnimmt Dickens absichtlich dem gutsituierten, besitzenden mittleren Bürgerstande, wodurch er den dem Fischer gegenüber gezeigten Kastengeist um so wirkungsvoller zu motivieren glaubt. — Es sind aber weniger die schönen Worte des schlichten Mannes, sondern besonders seine opferfreudigen Handlungen, welche Burkes Wort an ihm bewahrheiten, und eine eingehendere Bekanntschaft mit den breitschulterigen Fischern, welche in Sitte und Lebensart weit über dem gewöhnlichen Matrosen stehen, hätte Taine vielleicht abgehalten, den grofsmütigen Peggotty als „Helden“ eines „Melodramas“ zu belächeln. Dafs der schlichte Fischer seine verführte Pflegetochter in der Fremde sucht, ist nicht unglaublich; nur schade, dafs Dickens' flüchtige Feder diese Situation nicht in derselben wirkungsvollen Weise ausbeutet wie Goldsmith, dessen Landpfarrer von Wakefield einen glaubwürdigeren Bericht über die Irrfahrten eines trauernden Vaters entwirft, als es von seiten des heimkehrenden Peggotty geschieht. — Nirgends hat Dickens den Dialekt der ländlichen Bevölkerung so herrlich getroffen. Der Fischer bedient sich oft im Laufe der Rede biblischer Ausdrücke und Sprüche, woraus hervorgeht, dafs der „erhabene“ Mann sich mit dieser kräftigen Speise stärkt, ehe er den Kampf mit den „schrecklichen“ Elementen unternimmt. Man beachte noch, dafs, im Gegensatz zu Peck-

sniff, nur Selbstgefühl und Pathos, welches sich mehr gegen das Ende des Buches einstellt, ihm dergleichen Anspielungen auf Bibelworte entlocken kann.

Sein breitschulteriger, zartfühlender Neffe Ham ist nicht minder interessant, obwohl wir weniger von ihm sehen. Das Halbdunkel, mit welchem der Dichter ihn umgiebt, ist jedoch um so wirkungsvoller. So läfst beispielsweise Dickens die Frage offen, ob Ham beim Anblicke des schiffbrüchigen Steerforth den Verführer seiner Braut aus unbefriedigtem Rachedurst oder aus Grofsmut zu retten sucht, und derselbe Schiffsbauer, welcher aus angelsächsischer Zartheit gegen die Frauen bereut, durch seine Aufdringlichkeit Emilie zu Falle gebracht zu haben, erinnert uns durch sein energisches Vordringen gegen die brandende Strömung an die Berserkerwut der Nordmänner, welche der Sturm nur anfachte. — In diesem Romane beutet unser geschickter Dichter wie Walter Scott in seinem „Pirate“ selbst abergläubige Meinungen des Seeanwohners für poetische Zwecke aus, wenn er z. B. den Fuhrmann Barkis nach Peggottys Prophezeiung mit dem Beginne der Flut sterben läfst.

Betsey Trotwood, die geschiedene Frau eines Wüstlings, ist das schönste Resultat der germanisch-humoristischen Neigung, ein unscheinbares, wenig versprechendes, eckiges Äufsere mit einem vor Sonnenschein strahlenden Gemüt in Gegensatz treten zu lassen. Von dem Wunsche beseelt, einen Narren durch sorgfältige Behandlung und stufenweise Erziehung vor dem Irrenhause zu bewahren, teilt dieses grofsmütige Original sein Brot in Freud und Leid mit Herrn Dick, welchen die Frau selbst dann noch bei sich behält, nachdem sie durch den kriechenden „demütigen“ Heuchler Heep, einen Advokaten, ihr Vermögen verloren.

Herr Micawber, Copperfields Freund, ist ein ansehnlicher, stattlicher, kluger, schäbig gekleideter, von Gläubigern verfolgter Familienvater, welcher jedoch die Gabe besitzt, sein Unglück in so schönen Phrasen und in so hochtrabenden Worten zu schildern, dafs die Freude über die harmonischen Satzkonstruktionen ihn oft sein Unglück vergessen läfst. Dafs ein Mann wie Micawber einen Heuchler durch eine wohlangelegte Intrigue entlarvt, ist jedoch unwahrscheinlich. Unsere Figur

ist ein Mittelding zwischen einem sogenannten „Dilettantencharakter“, d. h. einem Menschen, der im Unglück schön schwatzen, aber nicht handeln kann, und welchen der typenreiche Shakespeare in seinem Richard II. so herrlich gezeichnet, und einer sogenannten „problematischen Natur“, die immer etwas Neues beginnen will und stets etwas Neues erwartet, die jedoch nach Goethe „für kein Verhältnis taugt“. — In dieser Figur giebt uns Dickens das Bild seines eigenen Vaters, wie er schon in Frau Nickleby die Charakterzüge seiner Mutter zur Geltung gebracht hatte.

Schon im vorigen Romane und bei Gelegenheit der Alice Marwood erwähnten wir der Einführung romantischer Intrigantinnen in die fade Romanlitteratur. Mifs Dartle, die Gesellschafterin der stolzen Witwe Steerforth, spielt hier eine ähnliche Rolle. Als der junge Steerforth noch ein trotziges Kind war, hatte er Fräulein Dartle mit einem Hammer an der Lippe verwundet, so dafs eine Narbe zurückgeblieben. Die Ausbeutung dieser Wunde für dichterische Zwecke ist durchaus unschön. — Diese schwarzäugige, nervöse Person ist vorsichtig und klug, spricht in Aphorismen, und unter dem Vorwande, sich belehren zu lassen, sucht sie ihre Umgebung auszuhorchen. „Sie schärft“, wie Steerforth behauptet, „jedes Wort an einem Schleifstein.“ — Die ganze Figur ist ästhetisch unerträglich, und vor allen Dingen läfst hier die Motivierung zu wünschen übrig. Je gröfser die Verworfenheit einer Figur ist, desto mehr erwächst für den Dichter die Pflicht, uns den inneren Prozefs vorzuführen, welcher diese Verworfenheit herbeigeführt hat. Dafs die alte sauertöpfische Jungfer mit aller Macht ihres Herzens den Jüngling liebt, welcher sie für immer furchtbar „gezeichnet“; dafs unvergoltene Liebe den in ihr schon schlummernden Hafs um so furchtbarer anfacht, alles dies erklärt nur zum Teil das aufserordentliche Benehmen dieser Person und die unweibliche Grausamkeit, mit welcher sie die verführte Fischerstochter behandelt.

Dickens' Biograph, Forster, bezeichnet Copperfield als das Meisterwerk unseres Schriftstellers; Taine wiederholt diese Ansicht der meisten Kritiker als etwas bereits Feststehendes und fügt noch mit Bedauern hinzu, dafs in der französischen Lit-

teratur derartige Romane, welche das Geistesleben des Kindes behandeln, gänzlich fehlen. Wir können uns leider nicht mit der Ansicht befreunden, dafs Copperfield ein Kunstwerk sei; im Gegenteil kommt uns bei einem Vergleich mit dem vorhergehenden Romane der Gedanke, dafs der Verfasser von „Dombey und Sohn“ in diesem Werke von seiner Höhe plötzlich bedeutend herabgefallen sei.

Wir sind jedoch weit entfernt, diesem Romane jeden Vorzug abzusprechen. Nach Forsters ausführlicher Biographie mufste jedoch das Interesse an dem Werke, welches eine Art Selbstbiographie, eine Verschmelzung von „Wahrheit und Dichtung“ sein sollte, einigermafsen nachlassen und der Frage weichen, was dieser Roman als Kunstwerk wert ist. Wer wollte nun nicht zugeben, dafs Peggotty, sein Neffe Ham, Steerforth nebst Mutter, die blondhaarige Mama unseres Helden, die Tante Betsey, das kindische Weibchen Dora wohlgelungene Bilder sind, dafs des Dichters pathetischer Humor oft unsere Augen mit Thränen füllt und unser Herz weich stimmt. Dies alles erhebt jedoch den Roman noch nicht zu einem Kunstwerk. Das Buch füllt eine Lücke in der Romanlitteratur aus, indem es die Erfahrungen eines Kindes von dem kindlichen Standpunkte aus zu behandeln sucht; der Roman legt des Dichters Geistesleben und Ideengang, ungefesselt durch Plan und Intrigue, blofs, und zeigt, dafs im Gegensatz zu Shakespeare und Molière, welche ganze Akte anderer Schriftsteller ihren Geistesprodukten unterlegen und nur durch die geniale Verwertung der gegebenen Stoffe ihre Materiallieferanten überflügeln, Dickens, der Spinne gleich, allen Stoff aus sich selbst herauswebt. Nachdem wir willig alle diese Zugeständnisse den früheren Kritikern gemacht, welche Copperfield als Dickens' Hauptwerk betrachteten, wollen wir schonungslos die Schäden dieses Werkes aufdecken und durch die Aufstellung folgender sieben Punkte zu beweisen suchen, dafs dieser Roman mit „Dombey und Sohn“ sich nicht messen kann.

1. Die Dialoge leiden an Breite, und Herrn und Frau Micawbers Gespräche mit unserem Helden, Peggottys Herzensergüsse über Barkis' Testament und die Heirat seiner Pflegekinder, sowie Fräulein Mowchers unsinniges Geschwätz dürf-

ten kaum einen so breiten Raum in einem guten Romane verdienen.

2. Da das wahre Kunstwerk der Tendenz ganz entraten kann, finden wir das Vorherrschen derselben in diesem Romane um so verwerflicher. Ausfälle gegen den Advokatenstand, welcher in diesem Werke nicht weniger als sieben Vertreter zählt, werden zu oft in den Mund des unmündigen, naiven Burschen Copperfield gelegt; die Frau des Doktor Strong, welche als Backfisch sich verheiratet hat und uns stets den Eindruck eines unerfahrenen Gänschens macht, giebt die weisesten Lehren über Wahlverwandschaften in Eheangelegenheiten, und bei Gelegenheit des Narren Dick findet Forster ganz richtig heraus, dafs der Dichter durch die Tante Betsey den Fürsprechern der öffentlichen Irrenanstalten eine gute Lektion gegeben.

3. Mit Ausnahme der Gruppen Steerforth und Peggotty steigern sich die Leidenschaften nicht zu der Höhe, die der Dichter anfänglich beabsichtigte; der Schmerz der Prostituierten Martha ist ohne Tiefe, und die krankhaften Zuckungen der gezeichneten Oberlippe von Fräulein Dartle sind nur schwache und wertlose Surrogate für die Macht der Leidenschaft, welche der vorhergehende Roman entwickelte.

4. Aufser den oben als trefflich gezeichneten Bildern enthält das Werk so manche wertlose Figur, welche zu sehr in den Vordergrund tritt, um als Staffage angesehen zu werden. Da uns nach Schopenhauer nur die kämpfende und leidende Menschheit interessiert, so mufste der Greis Chuzzlewit uns werter sein als der Pensionsvorsteher Doktor Strong mit seinen Silberlocken, ein nachsichtiger Gatte und Schwiegersohn, der aus Gutmütigkeit ernsten Konflikten des Herzens aus dem Wege geht. Gegenüber den instinktiv gutmütigen Menschen giebt also die ernstere Litteratur denjenigen Figuren den Vorzug, bei welchen Besonnenheit und Einsicht — die Sophrosyne der Alten — mit Instinkt und Neigungen in Widerspruch tritt und die letzteren endlich bemeistert. Andere Figuren sind Karikaturen und unwahr, und mag auch der gentlemännische Pecksniff unter seinen Landsleuten eine Rolle spielen, so ist dem Engländer wie dem Leser ein Urias Heep unerträglich.

Figuren wie Herr und Fräulein Murdstone, Heinrich Maldon, Frau Markleham und besonders Fräulein Mowcher, die Haarkünstlerin, sind zu wirklich, um angenehm zu sein, und hat eine dem Schriftsteller wohlbekannte, originelle und ihm später dafür grollende Person für die letztere Figur nicht nur ihre Charaktereigentümlichkeiten, sondern sogar ihren Namen hergeben müssen! Aufser der Wertlosigkeit so mancher Figur erwähnen wir noch die Menge derselben, so dafs der Roman oft in seinem Fette zu ersticken droht.

5. Die Motivierung müssen wir oft als ungenau und flüchtig bezeichnen. So läfst es der Dichter unentschieden, ob der der Prostituierten Martha nachstierende Steerforth diese als ein von ihm bethörtes Opfer wiedererkennt; in dem letzteren Falle mufste er schon früher in Yarmouth gewesen sein, was wir nicht wissen, oder aber das Mädchen müfste sich in London aufgehalten haben, wovon wir ebenfalls nichts erfahren. Mifs Dartles unmotivierte Paroxismen erwähnten wir bereits; besonders ist es aber das Freundschaftsverhältnis Micawbers mit Copperfield, welches den kritischen Leser den Kopf schütteln läfst, da wir in den beiderseitigen Charakteren umsonst nach dem Schlüssel spähen, welcher diese Sympathien erklärt. Der Grund für diesen letzteren groben Fehler dürfte sich jedoch aus der Besprechung des folgenden Punktes ergeben.

6. Schon bei Gelegenheit des vorigen Romanes erwähnten wir, dafs aus der natürlichen Beanlagung und Handlungsweise der Eltern Schlüsse auf die Kinder zu ziehen seien. Diese Wechselbeziehung zwischen Eltern und Kindern und umgekehrt zu beachten, ist ganz besonders die Aufgabe eines Schriftstellers in unserem Jahrhundert, wo eine auf Psychologie basierende Pädagogik tägliche Erfahrungen vergleicht und der Bezeichnung „Erbsünde“ eine ganz neue und überraschende Bedeutung gegeben hat. David Copperfield, das Kind, ist das Resultat einer Ehe zwischen einem alternden, energielosen Gemütsmenschen und seinem kindlich-zarten, gutmütigen Weibchen. Die natürliche Disposition des alternden Vaters erklärt daher die naive, etwas frühreife Beobachtungsgabe des Kindes; in der Mutter finden wir den Grund für die unmännliche, weibisch-zarte Sucht unseres Helden, sich an andere Personen unselbständig anzu-

lehnen. Man beachte die für ihn so charakteristische Bemerkung bei Gelegenheit eines Briefes von Agnes: „Sie gab mir keinen Rat.“ — Nun will uns der Dichter glauben machen, dafs das Resultat dieser kläglichen Ehe ein berühmter Romanschriftsteller geworden sei. Seinen von den Eltern ererbten Anlagen gemäfs war unser schriftstellerischer Held wohl im stande, Naturscenerie und Hintergrund ausführlich und sorgfältig zu malen; doch wir schütteln ungläubig den Kopf, wenn wir uns den Schützling unseres Dichters als den Verfasser von „Dombey und Sohn“, als den Schöpfer einer Edith und eines Carker denken sollen.

Der Verfasser jenes Werkes, der Schöpfer dieser zwei Personen, ist Dickens, der Sohn des talentvollen Micawber und der excentrischen Frau Nickleby. Dickens, als Micawbers Sohn, konnte sich wohl als Humorist über die Dinge dieser Welt erheben und mit feiner Ironie über Pickwick, Nicholas Nickleby und Dombey schweben; der naive, an der Oberfläche verweilende Copperfield konnte nur die Gegenstände und Situationen aufzählen, beschreiben und in denselben aufgehen. Denken wir uns Dickens als den Sohn einer excentrischen Mutter, so motivieren wir genügend seine grundlose Trennung von einer kinderreichen Gattin.

Wir sehen also, dafs Copperfield und Dickens zwei ganz verschiedene Personen sind; der eine ist naiv, der andere Humorist; der eine geht in den toten Dingen auf, ist ihnen selbst durch eine gewisse Anspruchslosigkeit verwandt und will nur neben ihnen existieren, der andere sieht die Welt von einer hohen Warte aus und wirft sich zum Richter derselben auf. Der Naive kann wohl zu Zeiten der Aufregung sentimental werden, d. h. in die Dinge nervös einzudringen suchen. Der Naive, obwohl zu Zeiten Sentimentale, wird jedoch nie als Humorist, als Richter über den menschlichen Situationen schweben.

Wenn also Dickens eine Art Selbstbiographie beabsichtigte, so mufste er seinen Helden nicht nur in einer anderen Mulde, sondern auch aus einem anderen Stoffe schmelzen. Wollte er jedoch das ihm unbekannte Naive zum Gegenstande seines Schaffens machen, so mufste er als wahrer Künstler das eigene

„Ich“ ganz unterdrücken, und dieses ist eben die Klippe, an welcher die meisten Humoristen, Shakespeare ausgenommen, scheitern mufsten. Da der Dichter von dem Wunsche beseelt war, der Nachwelt vieles aus seinem Leben mitzuteilen, anderes dagegen zu verschweigen und durch die Erlebnisse einer zweiten ganz fremdartigen Figur zu ersetzen, entstand eine Art Verschiebung und Verwischung, welche oft sehr störend wirkt. — Der Humorist Dickens führt das naive Kind Copperfield bei der Hand; das unmündige Kind kann uns nur Mitleid einflöfsen, sein talentvoller Führer jedoch mit Bewunderung erfüllen. Was das Kind bei den verschiedenen Situationen sagt, ist simpel; was der Dichter über diese kindlichen Anschauungen denkt, ist genial. Unser Kind ist zuweilen naiv, zuweilen sentimental, zuweilen aber auch mit dem Schriftsteller humoristisch.

Das gänzliche Mifslingen der Figur eines Copperfield (Dickens), eines Skimpole (Leigh Hunt) und eines Boythorn (Savage Landor) beweist wiederum aufs schlagendste, dafs das Versteckenspielen mit litterarischen Personen ein ebenso grofses Vergehen ist als Gutzkows Versteckenspiel mit historischen Persönlichkeiten („Die Ritter vom Geist.“ 1850). Dieses Versteckenspielen zwischen dem Dichter und einem ungleich gearteten Helden in Selbstbiographien hat jedoch noch ganz andere Nachteile im Gefolge. Der dem Genie mit Recht gebührende Ruhm leidet, sobald der Dichter denselben auf seinen unmündigen Schützling überträgt, und wenn Copperfield uns mit der Wahrhaftigkeit eines Autors mitteilt, dafs er ein „Glückspilz“ sei, dessen Name „einige Berühmtheit“ habe, so glauben wir nicht nur in dem naiven Jünglinge, sondern auch in dem Schriftsteller eine mit der Naivität sowohl, als auch mit der wahren Gröfse unverträgliche Grofsmannssucht zu entdecken.

In dem altklugen Paul Dombey, einer Nebenfigur, erkannten wir den Repräsentanten einer bestimmten Klasse von Kindern; David Copperfield sollte dagegen als Hauptfigur nicht generelle, sondern individuelle Züge entfalten: dort handelt es sich um eine Konzentration humoristischer Streiflichter, hier um eingehende, stufenweise, die ganze leibliche wie geistige Entwickelung ins Auge fassende Erfahrungen oder einzelne

Akte des „Erkennens“. Die Frage, ob nun David Copperfield das volle runde Bild eines Kindes entfalten könne und entfalte, müssen wir entschieden mit „Nein“ beantworten. Die Schilderung der Entwickelung eines geschwisterlosen Kindes wird stets eine einseitige sein, indem wir in ihr das wesentliche Moment des Kinderspiels vermissen. Davids Bilderbuch mit seinen Krokodilen kann nur ein dürftiges Surrogat für Kinderreigen und Bubenstreiche sein. — Wir bezeichneten die Auffindung individueller Züge als „Akte des Erkennens“. Wenn nun überhaupt seit Fielding die englische Litteratur weniger Individuen als Typen produziert, kann man von einem Humoristen, dessen Herz bei Schöpfung jeder Figur und besonders in einer romanhaften Selbstbiographie eine zu laute Stimme spricht, am allerwenigsten diese Akte des klaren Erkennens erwarten. Um diese zusammenzufassen, mufs man ein pedantisch gewissenhafter Pädagog sein — das Werk desselben wird allerdings nur Wissenschaft, nicht Kunst entfalten —, oder aber den kühlen Hinterkopf Lessings, des Figuren-Mathematikers, besitzen. Wohl kennen wir Schriften der ersteren Art; ein Werk, welches diese pädagogische Wissenschaft in künstlerische Form gekleidet hätte, haben jedoch weder Lessing noch andere verwandte Geister angestrebt. Hier findet sich also nicht nur, wie Taine meint, eine Lücke in der französischen, sondern in der nationalen Weltlitteratur. Bei der Schöpfung eines solchen Musterkindes mufs die geschickte Verschmelzung des Idealen mit dem Realen die gröfsten Schwierigkeiten bieten; die so geschaffene Figur würde dann das Ideal von einem Kinde, den Engel erkennen lassen und zugleich der Wirklichkeit entsprechen, indem sie einen kleinen, bös beanlagten Egoisten repräsentiert, und David Copperfield, das pathetisch-humoristische Zerrbild, dürfte am allerwenigsten diese Lücke schliefsen.

Wenn wir nun Dickens' Kinderfiguren ins Auge fassen, so gebührt Paul Dombey vor Copperfield der Vorzug. Dort zeichnete der kühlere, dem Gegenstande ferner stehende Satirist, hier macht das lauter pochende Herz den zeichnenden Griffel des Humoristen unsicher; dort wollte er nur eine Type reproduzieren, hier wollten „Akte des Erkennens“ ein Individuum

zu stande bringen. Diese anfänglich gestellte Aufgabe liefs unser Nachfolger Fieldings nur zu bald aus den Augen; der schwächliche, nervöse David wurde bald zum zweiten Abklatsch eines Tristram Shandy, und so entstand das Zerrbild Copperfield, halb ein Individuum und halb eine Type.

Wenn der Verfasser seinen jugendlichen Helden auf einer bestimmten Station seines Lebens begleitet, so hat er zwei Aufgaben zu lösen: Sein Schützling wird erstens am Ende der Erzählung in irgend einer Lebenssphäre untergebracht worden sein, und zweitens mufs im Laufe der Erzählung der Entwickelungsgang nachgewiesen werden, welcher ihn diesem oder jenem Stande zutreibt. Wohl hören wir am Schlusse der Erzählung, dafs Copperfield Romanschriftsteller geworden sei; die Frage, wie er es geworden, oder inwiefern er für diesen Beruf befähigt gewesen, läfst Dickens hierbei ganz unberührt. D'Israeli dürfte in Contarini Fleming wenigstens versucht haben, den Leser mit dem Entwickelungsgange einer poetischen Natur bekannt zu machen. Das ganze Werk bildet überhaupt eine schlecht aneinander gereihte Perlenschnur von Situationen; und der Dichter füllt oft mit Plötzlichkeit durch eine Situation eine vermeintliche Lücke aus. Da er in der Mitte des Buches merkt, sein Held müsse wohl noch einige Jugendstreiche begehen, läfst er ihn mit einem Fleischerburschen in Kampf geraten und zuerst den Fleischerlehrling und dann seinen Schützling siegen. Mit derselben Plötzlichkeit löst er die zweite Frage, welche die Qualifikation seines Helden für den Schriftstellerberuf betrifft. Anstatt diesen Ausgangspunkt durch feine, den ganzen Roman durchziehende Fäden langsam vorzubereiten, läfst er gegen Ende des Werkes seinen Schützling in folgende denkwürdige Worte ausbrechen: „I had seen much, I had been in many countries, and I hope I had improved my store of knowledge.“ Und Copperfield sollte Dickens' Meisterwerk sein?

7. Was aber den Eindruck des Lesers von dem Helden der Erzählung am meisten schwächt, hat seinen Grund in der fehlerhaften Anlage des ganzen Buches. Während in anderen chronikähnlichen Romanen der Held zuweilen verschwindet und seinen Platz wenigstens auf kurze Zeit an andere Personen abtritt, meint hier irrtümlicherweise der Verfasser, seine Haupt-

figur müsse nicht nur in den wichtigsten Situationen des Romanes aktiv eingreifen, sondern selbst in den Episoden wenigstens eine passive Rolle spielen. Durch ein zeitweiliges Verschwinden des Helden wird eine wohlthuende Abwechselung geschaffen: in unserem Romane gelangt der Leser jedoch allmählich zu der Überzeugung, dafs ein überall sich zeigender Held ein Faulpelz sein müsse. Copperfield mufs schon als Kind den Heiratsvermittler zwischen dem Fuhrmann Barkis und dem Dienstmädchen Peggotty spielen; bei Heeps Entlarvung mufs unser Held natürlich zugegen sein; der Dichter läfst ihn stets zur rechten Zeit, ja selbst um Mitternacht in das Haus eines Privatgelehrten eintreten, den er in jedmöglicher Situation überrascht; er sieht hier zweimal Frau Strong zu den Füfsen ihres Gemahles, und was das Merkwürdigste an der Sache ist, das zweite Mal verharrt die Gattin in dieser demütigen Stellung und bittet trotz einer zahlreichen Zuhörerschaft um ihres Gatten Vertrauen. Copperfield kommt gerade zur Verlobung Hams in Yarmouth an; erscheint bei Emiliens Entführung ein zweites Mal in dieser Stadt, und als er das nächste Mal den Boden der Hafenstadt betritt, ist mit ihm, nur von der entgegengesetzten Seite — die Leiche des ertrunkenen Steerforth angekommen. Da nun eine naive, weibisch-schmiegsame Natur unmöglich in all den Hauptsituationen und Episoden — die zwei letztgenannten Katastrophen sind episodenhaft — eine aktive Rolle spielen kann, sondern dazu eine so kluge, geistreiche, phänomenhafte, heuchlerische und tapfere Person gehört wie Chicot in Alexander Dumas' „Fünfundvierzig Musketiere", so findet der Leser mit der Zeit heraus, der Dichter wünsche seinen in der ersten Persón sprechenden Helden als Dummkopf zu schildern, da er nicht müde wird, ihm in jenen Episoden durch folgende Zusätze eine Rolle zuzuweisen: „sagte ich", „stammelte ich", „indem er mich wütend ansah, während er mit Traddle sprach" u. s. w. — Nachdem aber die fehlerhafte Anlage des Werkes den naiven Burschen zum Prahlhans, zum Faulpelz, ja zum Dummkopf gemacht hat, drängt sich uns noch zuweilen der Gedanke auf, dafs das naive Kind vielleicht gar nicht existiere, sondern nur die Verkörperung des moralisierenden Engländers sei, der wie die einen chaotischen

Körper einhüllende Nebelfigur sich nur zu gern dem Thatsächlichen und der Situation als Zugabe beigesellt.

Bleak House

wurde 1851 begonnen und im August 1853 dem Publikum übergeben; es ist dies ein Roman im vollsten Sinne des Wortes, und Dickens selbst gesteht, auf das „Romanhafte“ der Erzählung sein ganz besonderes Augenmerk gerichtet zu haben. Kein Werk unseres Schriftstellers fand so viele Leser als Bleak House.

Bei Gelegenheit des vorigen Werkes bemerkten wir schon, dafs eine Art Curriculum vitæ eines jugendlichen Helden, beziehendlich einer Heldin, ein echt epischer Stoff sei. Die Lebensbeschreibung eines armen, körperlicher Reize baren Mädchens, eines Kindes der Liebe, von frühester Kindheit an bis zu ihrer Verheiratung mit einem Armenarzte, ist das in diesem Romane zum Ausdruck gebrachte dichterische Motiv. Während jedoch der Verfasser von David Copperfield, wie die Verfasser ähnlicher Lebensbeschreibungen, der so nahe liegenden Gefahr nicht entging, dem Leser einen rohen, starren und nur halb verarbeiteten Stoff zu übermitteln, verstand es der Verfasser von Bleak House um so besser, dem wahrhaft epischen Stoffe dadurch eine künstlerische Gliederung und Anordnung angedeihen zu lassen, dafs er die in den ersteren Romanen (bis zu Martin Chuzzlewit) durchklingende Idee des Gebens und des Empfangens in diesem Werke wiederum höchst vorteilhaft zum Ausdruck brachte. Während also David Copperfield als self-made man das Lebensziel eines Romanschriftstellers nur durch sich selbst erreichen konnte, erscheint die Heldin unseres Romanes als Recipient und eine andere den Vordergrund mit ihr beherrschende Figur (John Jarndyce) als Geber. Der epische Strom, welcher im vorigen Romane sich ununterbrochen von der Quelle bis zur Mündung bewegte, erfährt also in diesem Werke so zahlreiche Krümmungen und Windungen um einen Mittelpunkt, dafs man ihn mit dem Kreislauf des Blutes um das Herz vergleichen könnte. Dieses Herz der Erzählung, der Angelpunkt der Intrigue, um welchen sich alles dreht, ist jedoch nicht, wie Forster behauptet, ein Bündel bestaubter

Aktenstücke oder das verloren gegangene Testament — denn dieses betrifft hauptsächlich nur sekundäre Personen der Erzählung —, sondern, aufser einem Taschentuche der Heldin, ein Bündel verstaubter Liebesbriefe, welche die Mutter des Mädchens (die spätere Baronin Dedlock) an ihren Jugendliebhaber, den verschwenderischen Hauptmann Hawdon, gerichtet hatte. — Von allen Romanen Dickens' enthält Bleak House die am regelrechtesten angelegte Intrigue, und müssen wir unseren Schriftsteller nicht nur wegen der Wahl, sondern auch ganz besonders wegen der künstlerischen Gliederung eines echt epischen Stoffes loben.

Den Schauplatz der Erzählung bilden zwei benachbarte Landsitze Bleak House (bleak = blach, rauh) und Chesney Wold. In dem den Winden ausgesetzten, „rauhen Hause", dem ersteren dieser Landsitze, schaltet und waltet die Frucht jener Jugendliebe als hausbacken-häusliche Wirtschafterin eines menschenfreundlichen Junggesellen; in dem zweiten Herrenhause, einer freundlichen und lieblichen Idylle, finden wir die schöne, nichts ahnende und doch unruhige Mutter unserer Heldin als Gattin eines adelsstolzen Barons. Man beachte also, wie vorteilhaft hier Dickens die Naturscenerie als Kontrast ausbeutet. Da die Erzählung zum Teil in dem Dedlockschen Schlosse in London weiter spielt, und auch die Bleak-House-Gruppe wegen eines Prozesses, oder behufs Besuches von Verwandten und Bekannten sich oft in London aufhält, wird durch Stadt- und Landleben ein neuer und wirkungsvoller Gegensatz geschaffen.

Die Insassen von Bleak House und alle Personen, welche mit ihnen in Kontakt kommen, müssen mit einem ganz anderen (dem Dickensschen) Mafsstabe gemessen werden, als jene die Chesney-Wold-Gruppe bildenden Figuren. Während der alternde, weise Philanthrop auf Bleak House und seine jugendliche Wirtschafterin das höchste Beispiel der Selbstlosigkeit darbieten, indem sie den in allen Formen erscheinenden Selbstling erkennen und studieren, ohne ihn von sich zu stofsen, wird bei den Insassen von Chesny Wold und ihrer Umgebung der Shakespearesche Mafsstab der inneren Wahrhaftigkeit anzulegen sein. Somit ergiebt sich aus der Anlage des Werkes eine neue Reichhaltigkeit.

Nachdem uns nun Wahl und Gliederung des Stoffes mit Bewunderung erfüllt haben, fassen wir mit der Besprechung der einzelnen Figuren die dichterische Ausführung eines so viel versprechenden Werkes ins Auge.

Zunächst fällt unser Blick auf Esther Summerson, die Heldin der Erzählung. Sie wird als tot geglaubt sofort nach der Geburt von ihrer Mutter verlassen, welche die Beerdigung des Kindes ihrer schönen, aber puritanisch-strengen Schwester, der Braut Boythorns, überläfst. Nach der Mutter Abreise zeigt das Kind noch Spuren von Leben, und wird von seiner verbitterten, dem Leben für immer entsagenden Tante in puritanischer Abgeschiedenheit und mit grofser Herbe erzogen. Nachdem Mifs Barbara, jene strenge Jungfrau, mit einem Bibelspruch im Munde plötzlich zur Himmelsbraut geworden, wird das uneheliche, verlassene Kind von einem unbekannten Wohlthäter in einer Pensionsanstalt in Reading zunächst als Schülerin, sodann als pupil-teacher untergebracht, um endlich bei demselben als Wirtschafterin einzutreten und zugleich zwei andere Waisenkinder (Richard Carstone und Ada) in ihren jungfräulich-mütterlichen Schutz zu nehmen. Die heranreifende Jungfrau weist die Dienste Guppys, eines angehenden Advokaten, welcher Beziehungen zwischen ihr und einem schon lange schwebenden Erbschaftsprozefs zu wittern vermeint, sowie seine Liebesanträge zurück. Da sie neben den Sorgen um ihre Wirtschaft und um ihre Pflegebefohlenen (Richard, Ada und Charley, ein drittes, neu angenommenes Waisenmädchen) als Freundin der Verlassenen, ja selbst als Krankenpflegerin in den Hütten der Armen erscheint und bei dieser Gelegenheit einst ein Taschentuch als Hülle einer Kindesleiche zurückläfst, erkennt die in der Nachbarschaft wohnende Lady Dedlock durch dieses Taschentuch in der durch Ansteckung pockennarbig gewordenen Menschenfreundin ihr tot geglaubtes Kind wieder. Die Scene, in welcher sich die vornehme, stolze Lady zu den Füfsen ihrer Tochter wirft, ist hoch pathetisch. Das kluge und vorsichtige Benehmen unserer Heldin kann es jedoch nicht verhindern, dafs das Geheimnis der von zahlreichen Intriganten umlagerten Freifrau zu den Ohren ihres Gatten dringt. Um der vornehmen Dulderin die Verzeihung eines adelsstolzen und nun gedemütigten

Gemahles zu überbringen, folgt die von einem Polizeichef begleitete Esther Summerson ihrer flüchtigen Mutter, bis sie diese als Leiche auf dem Grabe ihres Vaters wiederfindet. — Zu diesen Prüfungen unserer Heldin sollte sich noch ein (fast dramatischer) Konflikt ihres Herzens gesellen, in welchem sie durch ihre allmählich reifende Liebe zu einem Arzte (Allan Woodcourt), sowie durch den Vorschlag ihres Wohlthäters (Jarndyce) versetzt wird, eine (Konvenienz-)Ehe mit ihm einzugehen. Nachdem Esther aus dankbarem Pflichtgefühl einer Ehe aus Liebe in ihrem Herzen schon entsagt hat, beweist ihr Wohlthäter eine ähnliche Entsagung in der That, indem er selbst die Jungfrau, welche er sich von ihrer Kindheit an zur Gattin ausersehen, dem Geliebten ihres Herzens in die Arme führt.

Ehe wir jedoch nach dieser Schilderung der äufseren Lebensstellung unserer Heldin den Kern der Figur ins Auge fassen, müssen wir der Wechselbeziehung halber die Eltern des Mädchens zunächst unserer Würdigung für nötig erachten.

Der Vater jener Jungfrau ist Herr Hawdon, ein geckenhafter, tief verschuldeter Verschwender und Hauptmann. Nach seinem Liebesverhältnis mit Honoria, der späteren Lady Dedlock, geht er wegen einer militärischen Expedition in die Fremde, von wo er arm und verlassen nach London zurückkehrt und daselbst als Kopist sein Leben fristet. Seine Schlaflosigkeit sucht er durch Opium zu vertreiben, und der Übergenufs des Giftes wird sein Tod.

Lady Dedlock ist eine schöne Erscheinung, voll Anmut und Grazie, dabei klug, gewandt, und obwohl wenig leutselig, doch gegen Näherstehende zuweilen herzlich. Ihren zwanzig Jahre älteren Gemahl, der sie fast anbetet, behandelt sie mit vornehmer, launenhafter Nachlässigkeit, und obgleich diese Schauspielerin von Hause aus ihre Rolle dem Publikum und ihrem Gemahl gegenüber meisterhaft spielt, ist sie doch gegen sich zu wahr, um an der Hohlheit und Erbärmlichkeit ihrer Lage etwas anderes als Widerwillen zu empfinden. Den Mangel an Selbstachtung versteht sie durch Selbstbeherrschung zu ersetzen. Da der vornehmen Dulderin die vornehme Atmosphäre oft drückend wird, erlaubt ihr der Vorwand, dafs sie sich langweile oder an Kopfschmerzen leide, wenigstens für

kurze Zeit, ihren eigenen Gedanken nachzuhängen und sich daran zu erinnern, dafs sie geliebt und geboren habe. Beim Zusammentreffen mit ihrer Tochter fällt ihre Maske, und wir sehen das schwache Weib und die liebende Mutter. Von Intriganten umlagert, giebt sie, ohne zu leugnen, als kluge Diplomatin nur so viel von der Wahrheit zu, als unbedingt nötig ist. — Nachdem die Mine gesprungen, und alles entdeckt ist, beschliefst sie, auf dem Grabeshügel ihres Jugendgeliebten zu sterben.

Auf diesem Umwege kehren wir zu unserer Heldin, der Frucht jener unüberlegten Jugendliebe, zurück. Bei Gelegenheit einer früheren Figur (Edith in Dombey und Sohn) machten wir die Bemerkung, dafs die älteste Tochter das körperliche wie geistige Ebenbild des Vaters sei, dafs namentlich des Vaters Instinkt in dem Blute der Tochter vorherrsche und dafs Vater und Mutter oder A + B sich im Kinde als A b wiederfänden. Es ist wahr, dafs die Tochter einige der Mutter verwandte Züge besitzt; sie ist wie diese klug, vorsichtig und voll Selbstbeherrschung; im Gegensatz zu ihr ist sie weniger höflich, sondern derber, gerader, und kann in derselben Zeit nur an eine Sache denken. Die Tochter ist vorsichtig, die Mutter umsichtig. Man beachte, dafs wir die Besitzerin von Chesney Wold mit dem Mafsstabe der inneren Wahrhaftigkeit zu messen haben.

Nach der oben aufgestellten Theorie müfste also unser (uneheliches) Kind eine ganz besondere Ähnlichkeit mit ihrem Erzeuger an den Tag legen. Und doch weisen Vater und Tochter die gröfsten Gegensätze auf. Der Vater ist der Mann des Impulses, die Tochter voll von Überlegung; dort herrscht Gemütsaufregung, hier Fassung; dort Überstürzung und Übermafs, hier Gleichmäfsigkeit, stille Genügsamkeit und Freude am Kleinen. Esther Summerson unterscheidet sich also wesentlich von anderen Kindern der Liebe, welche die deutsche wie die französische Litteratur ins Leben rief. Während englische Romane, wie Tom Jones oder „Japhet der seinen Vater sucht“ etc., fast gar keine Ähnlichkeit zwischen den Eltern und der Frucht der Liebe erkennen lassen, sucht der deutsche wie der französische Romanschriftsteller durch Impuls, körperliche Schönheit,

Klugheit, Unternehmungsgeist und Abenteuersucht in den Kindern auf die Ähnlichkeit mit ihren Erzeugern hinzuweisen, von welchen sich die kleinen, reizbaren, seligen Schwärmer nur durch eine, das Ende des Werkes krönende reiche Heirat unterscheiden. — Ganz anders verhält es sich mit unserer Heldin. Ihr Wesen und Leben ist der schneidendste Gegensatz zu anderen Kindern der Liebe, wie zu ihrem Vater. Guppys so plötzlichen Liebesantrag weist sie zurück; der zurückgekämpfte Andrang des Blutes entlockt ihr zwar Thränen im stillen Kämmerlein, da „unbekannte Saiten" in ihr vibrieren. Das gesunde und wohlgeartete Weib weifs nur zu wohl, dafs die Liebe zu einem Manne nur die Frucht eines langen und intimen Umganges sein könne; und selbst die langsam aufkeimende und zur Flamme auflodernde Liebe zu Allan Woodcourt, dem Armenarzte, kann diese Frucht der Leidenschaft bezähmen, wenn Vernunft und — Dankbarkeit eine Vernunftehe fordern. Den Vater beherrscht die Leidenschaft, Vernunft kennzeichnet die Tochter. Als Gewissensbisse über die Orgien einer unnütz vergeudeten Jugend und die Folgen eines geschwächten Nervensystems dem abgelebten Wüstling schlaflose Nächte verursachen, greift derselbe in sündlicher Selbsthilfe zum berauschenden Schlaftrunke, während die überall sich nützlich zeigende Tochter in demütiger Unterordnung und im Dienste der Menschheit Ansteckung und Krankheit erträgt, und ihre ungebeugte sittliche Kraft sie für neue Prüfungen stärkt. Durch des Strafsenjungen Zeugnis über den verstorbenen Opiumesser: „Er war sehr gut gegen mich" sucht der Dichter darzustellen, dafs Esthers Vater ein tief angelegter, edler Regungen nicht unfähiger Gemütsmensch gewesen ist; dadurch jedoch, dafs Dickens diesem verkommenen, verwilderten Gemütsmenschen eine Tochter giebt, welche die ruhige Festigkeit des Charakters neben der Vernunft, der Führerin eines feurigen Gemütes, besitzt, beweist Boz, jener Panegyrist des Gemütsmenschen, dafs auch an ihm, dem Dichter, die Kämpfe dieses Lebens nicht umsonst vorübergegangen sind, und er der Harmonie des göttlichen Baumeisters sich immer mehr bewufst wurde. — Während jedoch die gänzliche Unähnlichkeit einer anders gearteten Heldin mit ihrem Erzeuger uns ungläubig den Kopf schütteln läfst, bildet das Wider-

sprechende in der Tochter Wesen und Charakter ein wesentliches Moment der Schönheit dieses Werkes. Dieses Mal glauben wir dem Dichter mit voller Seele; denn die ganze Anlage des Werkes und namentlich die Erziehung der Tochter bei einer strengen Puritanerin, welche ihre reinigende Selbsterziehung begründet und ermöglicht, alles weist darauf hin, dafs es unserem Novellisten Ernst gewesen, ohne erklärenden Beirat einfach durch das Leben und Wesen eines unehelichen Kindes darzuthun, wie selbst die von den Eltern vererbten bösen Anlagen niederzukämpfen sind, und wie Gott das Böse an den Kindern nicht immer heimzusuchen für nötig findet, wofern wir über uns „wachen und beten" (Worte der sterbenden Mifs Barbara). Der wenigen Pinselstriche des schrecklich-schönen Bildes jener strengen Puritanerin erinnern wir uns durch den ganzen Roman hindurch. Indem nun Esther Summerson, die Frucht einer Jugendliebe, in der ihr ganzes Leben durchziehenden Bekämpfung eines natürlichen Instinkts eine Sühne für die Schuld ihrer Eltern zu bringen meint und in ihrem Siege über sich selbst besteht, „was keiner bestand", so müssen wir das Werk, in welchem sie als Heldin fungiert, jener höheren Gattung von Romanen zuweisen, welche in der Iliade ihren Urroman finden. Durch die Schöpfung der Esther Summerson hat Dickens wohl alle diejenigen Schriftsteller, welche Kinder der Liebe zum dichterischen Motiv erheben, insofern übertroffen, als seine Augen trotz der Schilderung nur äufserer Lebensverhältnisse beständig auf den inneren Menschen gerichtet sind, und während wir Copperfield, das Kind, vergebens mit den Erfahrungen der Pädagogik in Einklang zu bringen suchten, müssen wir die uneheliche Jungfrau unseres Romanes als eine kunstgerechte psychologische Studie anerkennen.

John Jarndyce, der Menschenfreund und Esthers Beschützer, schliefst die Reihe der wohlthätigen reichgebildeten und vielbelesenen Männer, die Dickens von Pickwick an bis Martin Chuzzlewit zum Gegenstande seiner Betrachtung erhoben hat. In der Charakteristik der Sitten dieses originellen und zugleich liebenswürdigen Mannes hat Boz die instinktiv gutmütigen Geber Pickwick und Nicholas Nickleby, als auch den rauhen von Misanthropie angekränkelten Martin Chuzzlewit übertroffen.

Zum Unterschiede von dem letzteren, klar erkennenden und hellsehenden pessimistischen Geber benimmt sich der ebenfalls nach Principien handelnde, aber optimistische John Jarndyce wie ein echter Gentleman, indem er mit dem Lächeln des Weisen sogar den Selbstling (Skimpole), wie den Narren (Frau Jelliby, Frau Pardiggle nebst Gefolge) seine Sympathie nicht verweigert. Hätte er nicht eine so vorherrschende humoristische Ader, könnte man ihn wohl Jane Austens Fitzgerald, dem korrekten, leicht zugänglichen Gentleman gleichstellen. Unser im Umgange mit der unerfahrenen Jugend herzlich und originell sprechende Junggesell mit dem Silberhaar bewegt sich mit der Leichtigkeit eines Weltmannes Lady Dedlock gegenüber, und ohne den räsonnierenden Moralisten herauszukehren, erinnert er sie doch leicht im humoristischen Scherze an ihre ihm nur dunkel bekannte Vergangenheit. Da der Menschenkenner herausfühlt, wie das ganze Leben seines Mündels ein grofser Triumph über Selbstsucht und Neigung ist, will er sich von einem schwachen Weibe in seiner Grofsmut nicht besiegt sehen, und freiwilliger als Molières Altgesellen (in L'École des Femmes und L'École des Maris) lauscht er bei seinem, von Jugend auf überwachten und für sich bestimmten Schützling der Stimme ihres Herzens.

Sir Leicester Dedlock, der Aristokrat, ist eine markige Gestalt. Die Furcht, der Würde des adligen Hauses, welchem er vorsteht, etwas zu vergeben, beruht nicht auf Grundsatz, sondern auf Instinkt und Gewohnheit. Dadurch dafs Dickens der Mutter Esthers einen Mann zuführt, der, voll des edelsten Repräsentantenstolzes und erfüllt mit all den Vorurteilen seiner Kaste, den geringsten Flecken am Adelswappen als einen Schimpf empfindet, steigert sich das Interesse des Lesers für den Ausgang der Erzählung zum höchsten Punkte. Mit der Katastrophe bricht er fast zusammen, und was wir nach derselben von ihm sehen, ist wie der bankerotte Dombey — ein Schatten. Die der Gattin gespendete Verzeihung kann bei dem adelsstolzen Junker nicht hoch genug angeschlagen werden und bezeichnet den Triumph eines edlen Herzens über den tief eingewurzelten Repräsentantenstolz eines Adligen.

Gleich nach dem stolzen Barone erwähnen wir die alte,

abergläubische Witwe Rouncewell, die ergebene Wirtschafterin von Chesney Wold, welche als altes Faktotum ein Stück von Sir Leicesters Herzen zu sein scheint. Alles Wunderbare und Märchenhafte, was man von dem alten Herrenhause erzählt, hat der Dichter sehr wirkungsvoll in den Mund dieser schönen, hochherzigen Greisin gelegt; und in der That, das Sagenhafte kann uns in der Litteratur nur angenehm überraschen, wenn es durch das Alter (die Hexen in Macbeth) oder durch die eigentümlichen (specifisch germanischen) Anschauungen der Alternden, wie hier, gerechtfertigt erscheint. Die Anhänglichkeit und Bande der Treue zwischen dem Schlofsherrn und der Wirtschafterin sind „nach beiden Seiten hin anerkennenswert" und erinnern an das patriarchalische und feudale Zeitalter.

Von den beiden Söhnen unserer Wirtschafterin ist der eine ein einflufsreicher angesehener Fabrikant in Yorkshire, und sein bewegter Wirkungskreis kontrastiert recht wirkungsvoll mit dem idyllisch patriarchalischen Stillleben in Chesney Wold; der andere, George, ist ein verschollener Kavallerist, ein schöner, wohlgewachsener, innerlich und äufserlich kerngesunder Mann, ein Menschenfreund, den jedoch unglückliche Verhältnisse dem unerbittlichen Wucherer Smallweed in die Hände treiben, und der sich plötzlich irrtümlicherweise als Mörder verhaftet sieht, jedoch einen Verteidiger anzunehmen entschieden sich weigert, da nach seiner Ansicht „die Wahrheit von selbst an den Tag kommen" müsse. Hier benutzt Dickens recht wirkungsvoll den nüchternen, besseren Familien entsprossenen Kavalleristen als Gegenbild des Wucherers Smallweed und des intriguirenden Advokaten Tulkinghorn. Die innere Wahrhaftigkeit ist die Haupteigenschaft dieses naturwüchsigen Mannes von fünfzig Jahren, und das Shakespearesche

> This above all: to thine thyself be true;
> Thou canst not then be false to any man

scheint sich dieser interessante Thunichtgut, der für kein Handwerk getaugt, zum Motto gewählt zu haben. — Der von seiner Höhe gefallene Baron richtet sich an dieser urwüchsigen Erscheinung wieder auf, und man sieht ihn nur noch an der Seite des jüngeren Jugendgespielen.

Sir Leicesters Advokat Tulkinghorn ist ein reicher Hagestolz, der, bekannt mit den Familiengeheimnissen grofser Häuser, mit dem Adel auf vertrautem Fufse lebt. Er wirkt als Haupthebel der Entdeckung des Geheimnisses von Lady Dedlock, die er als Menschenkenner sorgfältig bewacht, und welche er wider seinen Willen bewundern mufs, weil sie als geschickter Partner — mit einer Ausnahme — ihm keine Blöfse dargeboten. Der sein Opfer belauernde Menschenverächter wird von der Baronin Kammerfrau ermordet, ehe er noch Sir Leicester das mühsam entdeckte Geheimnis offenbaren kann. In demselben Augenblicke, wo der gegen sich wie gegen andere wahre, von aristokratischem Optimismus befangene Baron den Tod seines „ergebenen Advokaten" betrauert, ihm ein fürstliches Begräbnis zu teil werden läfst, und einen Preis auf den Kopf seines Mörders setzt, enthüllt der Detektive Bucket dem aus den Wolken fallenden Junker die gegen seine Hausehre gerichteten Intriguen Tulkinghorns, und lesen wir aus dieser Zusammendrängung der Thatsachen des Dichters feine Ironie mit innerer Befriedigung heraus. — In dem Detektive Bucket rückt Dickens gegen den herzlosen und gewissenhaft knöchernen Beamten vor, welcher geschäftsmäfsig den in Haft genommenen George fragen kann, ob ihm diese Handschellen bequem genug seien, oder ob er ein Paar andere, für den Fall in Bereitschaft gehaltene Handschellen wünsche! — Wenn wir uns einen Mann von Sam Wellers Beanlagung und Mutterwitz denken und in Betracht ziehen, dafs der Cockney sich auf dem Lande mit der Sicherheit des Übergewichtsgefühls bewegt, so werden wir die in Chesney Wold entfaltete aufserordentliche Thätigkeit Buckets leichter begreifen. Die Figur ist nichts weiter als eine idealisierte Type.

Hortense, Lady Dedlocks ehemalige Kammerjungfer, entfaltet ebenfalls nur die generellen, der Idealisierung jedoch entbehrenden Züge einer südfranzösischen Strafsendirne. Ihr schmiegsamer, lauernder, schnell anticipierender, intriguierender und rachsüchtiger Charakter erhöht das Romanhafte der Erzählung, erreicht jedoch nicht die ihr verwandte Charakterstudie Alice Marwood in Dombey und Sohn.

Indem wir zur Bleak-House-Gruppe zurückkehren, erwäh-

nen wir ganz besonders Skimpole, dessen Prototyp der poetische Vagrant La Fontaine ist. Die Charakteristik der Sitten dieser Figur hat übrigens Dickens in fast boshafter Weise, naturgetreu und leicht erkennbar, seinem intimen, jedoch pekuniär schlecht beschlagenen Freunde, dem geistreichen Schriftsteller Leigh Hunt entlehnt. Das Bild dieses leichtlebigen, leichtbeschwingten kindlichen Greises ist jedoch bei weitem dem Bilde von Savage Landor vorzuziehen, den Dickens als Boythorn in den Roman einführt. Obwohl wir den letzteren als Charakter vorziehen müssen, behagt uns doch Skimpoles leichte, kindlich-geistreiche Konversation weit besser als der excentrische, superlativreiche, mit polterndem Gelächter abwechselnde Redefluſs des Dickensschen Lieblings Boythorn (= Savage Landor). — Richard Carstone, Adas Gemahl, das Opfer eines Erbschaftsprozesses, gehört zu den (Goetheschen) „problematischen Naturen", die „für kein Verhältnis taugen". Darin, daſs Dickens in dem langsamen und komplizierten Geschäftsgange des englischen Gerichtswesens diesen ungeduldigen, heiſsblütigen Sanguiniker, einen Mann des Impulses, sich langsam und in Erwartungen verzehren läſst, liegt eine Schönheit des Kontrastes: in Gridley, einer Figur aus dem Leben, läſst Dickens einen energisch-cholerischen Mann der That an der Langsamkeit des Gerichtsverfahrens verzweifeln, und nur die ergebene und entsagende alte Jungfer Flite kommt aus einem hoffnungslosen Prozesse nach Verlust ihres Verstandes mit dem Leben davon. Während der schweigsame, aristokratische, auster-ähnliche Advokat Tulkinghorn zur „alten Schule" gehört, verstehen es der liebenswürdige Konversations-Kenge und der stetig für seine Klienten wie in seine Taschen arbeitende vampyrähnliche Vholes gar prächtig, dem ungeduldig Harrenden Sand in die Augen zu streuen.

Der gutmütig hustende Snagsby, welcher unter den Launen seines vor Eifersucht mageren Weibes leidet, sein epileptisches Dienstmädchen Guster, sowie der predigende Ölhändler Chadband greifen mehr oder weniger in den Gang der Erzählung ein. In dem letzteren, wie in der systematisch vorgehenden Frau Pardiggle, und in Frau Jellyby, der schlechten Hausfrau und Mutter, hat übrigens Dickens die Sucht des englischen

Laien bloſsgestellt, in Pecksniffscher und ungeschickter Manier den Prediger und Seelsorger zu spielen oder innere Mission zu treiben. Während die meisten der genannten unliebenswürdigen Figuren nach dem Leben „kopiert“ sind, dürfte Herr Turveydrop, das „Modell von Körperhaltung“, wenigstens in seiner Sprache, ein wenig zu sehr „chargiert“ sein. Allan Woodcourt, der menschenfreundliche Mediziner, ist weiter nichts als der idealisierte Arzt und, wie Copperfield, bei jedmöglicher Situation zugegen. — In Joe, dem schmutzigen, gemütvollen Straſsenjungen, welcher „von nichts etwas weiſs“, in dem jedoch Gottes Stimme um so lauter spricht, hat Dickens eine Musterfigur geschaffen und in ihr Nancy, die Prostituierte, sowie Oliver Twist zehnmal übertroffen.

So viel steht fest, daſs der Kunstwert von Bleak House in vieler Beziehung höher anzuschlagen ist als derjenige des vorigen Romans. Obwohl hier, wie in David Copperfield sich nur zu oft tendenziöse Absichten merklich machen, nehmen sich doch die Angriffe gegen das falsche Erziehungssystem der klassischen Verseschmiederei in dem Munde der praktisch-vernünftigen Heldin sehr gut aus, und John Jarndyces oft ausgesprochene Geringschätzung gegen alles, was Gerichtswesen und Prozeſsführung betrifft, findet in dem Charakter dieses friedlichen Philanthropen, sowie in dem zu Dickens' Zeit bestehenden Unwesen der englischen Gerichtsordnung seine volle Begründung. Die Detailmalerei ist sorgfältiger und die Motivierung schlagender als in dem vorigen Romane, und da hier der epische Stoff besser zergliedert ist, so überstürzt sich die wohlkonzentrierte Erzählung in keinem Punkte, und wird dem Leser nach jeder Situation Zeit zum Ausruhen gegeben.

Dem Epos wie dem Sittenromane ist eine kulturgeschichtliche Bedeutung beizumessen, sobald das Rauschen des ihnen eigenen, ewig flieſsenden Stromes der Zeit hörbar wird und der Schriftsteller die Veränderungen erkennen läſst, welche Jahrhunderte und verschiedene Anschauungen hervorgebracht haben. Kein Roman läſst mehr das Aufstreben des Mittelstandes erkennen als Bleak House, und wenn auch der Dichter der von mütterlichem Stolze beseelten Witwe Guppy sowie ihrem Sohn, dem strebsamen, aus sich herausgehenden Selbstlinge, keine

Sympathie zu teil werden läfst, so stellt er sich doch in den Scharmützeln zwischen Boythorn und dem stolzen Junker mit Vorliebe auf seiten unseres liberalen John Bull. In den Beziehungen zwischen dem Fabrikanten Rouncewell und dem ceremoniellen Barone läfst uns Dickens merken, dafs die Zukunft „dem Mann von Eisen“ gehört, und wenn Lady Dedlock in dem Turmzimmer dem forschendsn Guppy oder dem Quälgeiste Tulkinghorn gegenüber vor Unwillen den mit Diamanten versehenen Kopfputz schüttelt, so bemerkt der Dichter mit plebejischer Schadenfreude, dafs das zornige Funkeln der Edelsteine bei einer Freifrau früherer Zeiten dem kühnen Wagehalse die Lust und die Gelegenheit für immer benommen haben dürfte, in ihre Geheimnisse einzudringen.

Obwohl Bleak House sich in diesem Punkte mit Dombey und Sohn messen könnte, bleibt unser Roman jedoch in anderen Beziehungen hinter jenem Meisterwerke Dickens' zurück, in welchem eine reiche und tief angelegte Charakteristik uns für das in Bleak House aufgewendete technische Geschick hinlänglich entschädigen mufs. — In keinem Werke hat der Humorist so sehr die ihm eigene Subjektivität zurückgedrängt als in den auf dem Glanzpunkte seines Schaffens geschriebenen Romanen Chuzzlewit und Dombey. Schon bei Gelegenheit der Figur Copperfields merkten wir, dafs Dickens nur mit Mühe seinen Humor zurückhält, dafs dieser nicht nur in dem servierenden Kellner und in Tante Betsey mit Heftigkeit herausplatzt, sondern sogar die Peripherie einer ganz verschieden beanlagten Figur, des Heldens der Erzählung, verwischt. So wohlgelungen die naive Esther Summerson uns auch erschien, so macht sich auch bei dieser Figur, jedoch seltener und mäfsiger als in David Copperfield, die Nabelschnur bemerkbar, die den humoristischen Schöpfer mit dem Kinde seiner Phantasie verbindet. Aus der Reinheit der Figur von jedwedem Beiwerk und der Korrektheit ihrer Peripherie entspringt hauptsächlich das Zutrauen des Lesers zu der Möglichkeit der geschilderten Situation. Man denke an Shakespeares Cymbeline oder an Goldsmiths Landpfarrer von Wakefield, und man wird bald finden, dafs korrekt gezeichnete Charaktere selbst in unmöglichen Situationen befriedigen können. Schon Forster erwähnt,

dafs Esther ihrer Unbefangenheit sich zu bewufst sei. Können wir glauben, dafs eine so humoristische Person, wie unsere Heldin zuweilen ist, erst John Jarndyces Pläne durchschaut, als die vermeintliche Braut des alten Junggesellen bei einem Besuche in Yorkshire über der Hausthüre des Armenarztes „Bleak House“ liest? Sollte sie nicht schon früher mit dem Leser gefühlt haben, wie die anfänglich dramatische Perspektive sich durch Jarndyces grofsmütig entsagenden Charakter allmählich zu einer epischen umgestaltet? Bei dieser Gelegenheit kommen wir noch einmal auf die früher aufgestellte Behauptung zurück, dafs das „episch zu fühlende Glück“ oft durch einen Gewaltstreich gegen die gesunde Vernunft hergestellt wird, und dafs das Ungesunde der epischen Dichtungsart am Ende des Werkes sich am meisten fühlbar macht.

Es ist eine Eigentümlichkeit vieler Schriftsteller, in deren Dichterleben wir drei Perioden unterscheiden, dafs die Figurenzeichnung in der ersten Periode nur als Versuche eines Zeichners angesehen werden können, dafs derselbe in einem Meisterwerke der zweiten oder Blüteperiode vom Probieren zum schöpferischen Darstellen gelangt, und dafs wir endlich in den Werken der dritten Periode nichts weiter finden als eine Reproduktion der im Meisterwerke vorhandenen Figuren, welche jedoch in überraschend neuen und vielleicht interessanteren Situationen erscheinen. So anziehend nun Bleak House auch sein mag, so sind doch mehrere Hauptfiguren nur ein zweiter Aufgufs von Dickens' Meisterwerk. Sir Leicester Dedlock erinnert zuweilen an Dombey, Tulkinghorn ist nichts weiter als der Menschenverächter und Streber Carker im Greisenalter, und wenn wir Cäsars Antonius, den Streber in der Jugend, als die angenehmste Studie bezeichneten, welche für einen Selbstling von 35 bis 45 Jahren wie Carker uns nur noch — dank dem Schriftsteller — interessieren konnte, so wird doch der Streber mit dem Silberhaar des Greises, welchen ein noch stark vorhandener Thätigkeitstrieb veranlafst, nach alter Weiber Art Geheimnisse auszuschnüffeln, uns kaum befriedigen können, da bei dem alten, reichen Manne von Selbstsucht nicht mehr die Rede sein kann, und so das Grundlose seiner Thätigkeit in die Augen springt. — Lady Dedlock erinnert uns zuweilen an Edith, ist

aber gewandter, und da nach Schiller die Bewegung ein wesentliches Moment der Grazie bildet, auch wegen ihres vielseitigen Verkehrs mit Haupt- wie mit sekundären Personen des Romanes viel anmutiger. Lady Dedlocks Charakteristik der Sitten und selbst ihre Launen und kleinen Koketterien lassen die feine englische Lady und Dickens als scharfen Beobachter und typischen Detailmaler, ganz besonders aber als geschickten Romanschmied erkennen, welcher in diesem Werke schon verwendete Figuren in überraschenden und an Pathos reichen Situationen erscheinen läfst. Wenn man in Betracht zieht, dafs es von vornherein des Dichters Plan war, seiner Heldin drei Liebhaber zu geben, und nicht nach Art des deutschen Romanschriftstellers, um in neues Fahrwasser zu gelangen, im Laufe der Erzählung erst einen zweiten oder dritten Freier erscheinen läfst, so mufs man der geschickten Verwickelung des Knotens wie seiner Entwirrung ein um so gröfseres Interesse schenken. Die geschickte „Mache“ von Bleak House räumt seinem Verfasser entschieden einen Platz neben Alexander Dumas oder Scribe ein.

Mögen die Situationen von Dombey und Sohn jedoch weniger spannend sein, mögen die individuellen Züge der Edith uns weniger angenehm berühren als die typische Erscheinung der interessanten Baronin, so steht doch Originalität und Schöpfungskraft über dem bedeutendsten technischen Geschick: denn was die aztekischen Priester an ihren Menschenopfern vollzogen, das vollzieht der originelle Dichter an sich selbst: mit scharfem Schnitte und umgeben von der gaffenden Menge, legt er das Innerste seines Wesens blofs und verschüttet sein warmes Herzblut im Angesicht der Sonne.

Harte Zeiten

wurde zwischen 1853—1854 verfafst und erschien in der von Dickens selbst redigierten Zeitschrift „Household Words“. Taine sieht in dem Werke eine kurze Zusammenfassung aller in den übrigen Schriften niedergelegten Grundsätze und Ansichten unseres Novellisten, und Ruskin, ein englischer Publicist, behauptet, dafs Dickens in Hard Times einen Gegenstand von dem gröfsten nationalen Interesse behandelt habe, dafs aber

leider dieses gröfste Werk, welches unser Verfasser geschrieben, zuweilen an Übertreibung leide, die der Wichtigkeit der Aufgabe schade. Forster meint, Taine wie Ruskin, und namentlich der erstere, habe durch diese Auffassung der Erzählung eine ihr nicht zukommende Bedeutung beigelegt. Taine hat insofern recht, dafs dieser Roman ein Resumé der übrigen sei, als Dickens hier die Figuren mehr zu Trägern seiner Ideen macht und so direkt dem matter of fact Menschen den Krieg erklärt.

Die Figuren der meisten Dickensschen Romane stehen auf zwei verschiedenen Feldern; in keinem seiner Werke springt jedoch diese Gegenüberstellung mehr in die Augen als in Hard Times. Die negativen Figuren (um mich dieses in der Kritik schon oft angewendeten Ausdrucks zu bedienen), die Kinder der Satire, scharen sich um den Doktrinär Gradgrind als um den ihnen gemeinsamen Mittelpunkt. Dieses Parteihaupt fafst der Novellist von den verschiedensten Seiten ins Auge, und mit den grellen Strahlen seines satirischen Lichtes beleuchtet er unseres Doktrinärs Ansichten über Schule und Erziehung, über Familienleben und namentlich über Staatswesen, wo jener Philosoph alle und jeden nach starren, systematischen und absoluten Grundsätzen regiert sehen möchte. Als Anhängsel und Fersenschmutz dieser volksfeindlichen Partei erscheinen der Fabrikbesitzer Bounderby, seine verarmte aristokratische Wirtschafterin und der gesinnungslose Junker James Harthouse.

Da die einen Zeitraum von sieben Jahren umspannende Erzählung in Coketown, einer schnell aufgeschossenen Fabrikstadt, spielt, so gehören die sogenannten positiven Figuren der Erzählung der Arbeiterklasse oder doch solchen Ständen an, welche mit ihr in Beziehung treten. (Unter letzteren verstehen wir besonders die das Volk belustigende Künstlergruppe von Slearys Cirkus.) Im Vordergrunde dieses Feldes steht der gesinnungstüchtige Dulder Stephen Blackpool mit der Arbeiterin Rachel; im Hintergrunde und als Gegenbild zur Gradgrindschen Philosophie sehen wir einen socialdemokratischen Wühler. Indem der Dichter den Doktrinär der Arbeiterpartei nur im Hintergrunde auftreten läfst und ihn nicht mit dem Doktrinär der Gegenpartei zusammenbringt, findet der Leser genügende Mufse,

den gesinnungstüchtigen, jedoch der besitzenden Klasse gegenüber stets im Nachteile erscheinenden Arbeiter im Haus- und Familienleben, im Wechselverkehr mit seinesgleichen, mit seinen Vorgesetzten und dem Bourgeois zu beobachten, und seine oft gesunden Ansichten wie seine Vorurteile zu belauschen. Dank dieser schiefen (Schlacht-)Ordnung der Figuren sehen wir im Vordergrunde nicht einen typischen Vertreter des Arbeiterstandes, sondern ein Individuum, ein Ideal, des Dichters Ideal von einem Arbeiter. Dank dieser Auffassung wurde dieser ursprünglich sociale Roman zugleich zum Sitten- und Familienroman, in welchem die von den Fehlern und Vorurteilen beider Parteien freie Sissy Jupe, die Tochter eines durchgegangenen Kunstreiters, das versöhnende Glied zwischen den beiden Gesellschaftsklassen bildet. — Um uns den Unterschied der beiden Lager recht klar zu machen, fafst Dickens ganz besonders das eheliche Leben der handelnden Hauptpersonen ins Auge, und die Schilderungen des häuslichen Lebens auf beiden Seiten tragen den Charakter der gröfsten Düsterheit an sich. Wenn wir erwägen, dafs Hard Times 1853 erschien, und dafs Dickens selbst sich im Jahre 1858 von seiner Gattin trennte, finden wir vielleicht die beste Erklärung für die im Alter immer deutlicher hervortretende Neigung unseres Schriftstellers, die Nacht- und Schattenseiten des ehelichen Lebens zu schildern. Aufser einer geschiedenen Ehefrau, Mrs. Sparsit, begegnen wir einem unglücklichen Paare, den Bounderbyschen Eheleuten, die sich im Laufe der Erzählung trennen, und selbst Stephen Blackpool beabsichtigt gleichfalls eine Scheidung. Den Nachweis, dafs der stets im Nachteile erscheinende und enger wohnende Arbeiter sich bei gleichen Schwierigkeiten oft geschickter, menschlicher und vernünftiger benimmt als der gesetzlich geschütztere, mit Glücksgütern gesegnete und vor allen Dingen bequemer wohnende Bourgeois, dürfte Dickens aufs herrlichste geführt haben.

Da nun Dickens den aus einer starren Partei hervorgehenden Gesetzgeber, welcher im absoluten Rechtsprincipe des Volkes Heil sieht, selbst aufs Korn nimmt, so konnte nichts gerechtfertigter erscheinen als ein Hinweis auf die für ein protestantisches Land so starren Ehegesetze Englands. Wie der

republikanische Protestant Milton, zwar fruchtlos, die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf diesen Punkt zu lenken suchte, so wies unser echt protestantischer Novellist die gesetzgebende und herrschende Partei an, zum Wohle des Volkes und besonders zum Wohle des armen Mannes, den einzelnen Fall genau zu prüfen, die Leiden der klagenden Ehepartei genau zu erwägen, mit einem Worte das starreste Gesetz menschlich und freisinnig aufzufassen. Da das englische Volk hier auf einer harten Rechtsanschauung und auf Autoritätsprincipien fufst, so that Dickens als zweiter Milton seinem duldenden Landsmanne den gröfsten Dienst, wenn er mit Geschick diesen Fall zum poetischen Motive eines Werkes erhob, und ein in diesem Sinne geschriebener Roman mufste notwendigerweise einen gröfseren Eindruck auf den für Durchführung bestimmter und harter Mafsregeln bedachten Engländer hervorrufen als das so überzeugende Pamphlet Miltons.

In der Besprechung von Hard Times kommt Forster zu oft darauf zurück, dafs Dickens gegen den matter of fact Engländer zu Felde gezogen sei, und mit Ruskin will er in diesem Werke mehr ein Pamphlet gegen die Vorurteile der Staatsökonomisten erblicken; keiner von beiden hat jedoch, ebenso wenig wie Taine, den Kern der Novelle erfafst, welcher, wie ich oben behauptete, vor allen Dingen ein Angriff gegen die starren Ehegesetze Englands ist und dem Gesetze gebenden Splitterrichter den Balken im eigenen Auge — und im eigenen Hause — zeigt.

Gleich am Anfange des Buches hören wir den wohlhabenden matter of fact Engländer Gradgrind in der von ihm gegründeten Musterschule in die Worte ausbrechen: „Ich will nur Thatsachen.“ Gradgrind ist kahlköpfig, hat eine trockene Stimme, war früher Kleinhändler en gros und ist jetzt Parlamentsmitglied. Seine Frau, welche tief unter ihm steht, wählte er aus zwei Gründen, weil sie erstens eine leidliche Rechnerin und zweitens frei von allem Phantasiespuke war. Dieser „eminent praktische“ Ehemann verfährt ebenso praktisch bei der Erziehung seiner fünf Kinder, von denen jedoch nur drei in den Vordergrund der Erzählung treten. — Der Novellist schenkt Gradgrinds Hauswesen die gröfste Aufmerksamkeit.

Seine Villa, Stone Lodge, hat unser Staatsökonomist in einem Sumpfe erbaut. Wohl leidet Frau Gradgrind in dieser ungesunden Behausung an beständigem Kopfschmerz; dieses faselnde, unlogisch schwatzende Wesen ist nichts als ein Gebündel von Umschlagetüchern, und das phantasielose Weib vertrocknet langsam, körperlich wie geistig. Nach ihrem Tode kommt unser Parlamentsmitglied noch zeitig genug von London an, um sein Weib zu „begraben“. Da einer erwachsenen Person gegenüber eine sorgfältige Erziehung nach Gradgrinds Grundsätzen nutzlos gewesen wäre, so war das Hauptaugenmerk unseres Doktrinärs auf die geistige Entwickelung seiner zwei Erstgeborenen gerichtet.

Die 15- bis 16jährige Luise, seine älteste Tochter, ist bei Beginn der Novelle ein phantasieloses, nüchternes, kühles Mädchen, welches der eminent praktische Vater seinem Freunde und Gesinnungsgenossen Bounderby zur Frau zu geben gedenkt. Im Alter von zwanzig Jahren heiratet sie den dreifsig Jahre älteren Fabrikanten, lediglich nur ihrem Bruder Thomas zu gefallen, welcher Commis bei Bounderby ist und durch die Heirat seiner Schwester mit seinem Prinzipal mehr Freiheit und — mehr Taschengeld zu erhalten meint. Doch das phantasielose Weib versteht es nicht, ihren prahlhansigen, rohen und originellen Mann zu fesseln; Gleichgültigkeit gegen alle, aufser ihren Bruder, ist ihre Haupteigenschaft. Wohl ist sie ehrlich und grundrechtschaffen, doch infolge einer einseitigen Erziehung unerfahren, linkisch und unvorsichtig. Ein charakterloser Thunichtgut versteht es, das erfahrungslose Herz der jungen Frau zu berücken und die so lange unterdrückte Phantasie eines nach Liebe verlangenden Weibes zu berauschen. Schon am Rande des Abgrundes angelangt, hält die letztere noch rechtzeitig an und kehrt zu ihrem Vater zurück, welchem sie die Schuld ihres Herzens gesteht, die sie jedoch als Frucht seines falschen Erziehungssystems hinstellt. — Bis jetzt ist Luise stets dieselbe geblieben; ohne die guten, gemütvollen Eigenschaften eines Weibes zu besitzen, scheint dieses matter of fact Weib auch der Schwächen ihres Geschlechts unteilhaftig. So sehen wir sie thränenlos zu den Füfsen ihres Vaters sinken, und als dieser am nächsten Morgen an ihrem Bette erscheint, kommt

kein Vorwurf gegen ihn über ihre Lippen. Der Schmerz des matter of fact Weibes ruft in derselben Trotz hervor; und nachdem dieser endlich von Sissy Jupe gebrochen, beginnt durch die letztere Luisens Besserungsprozefs. — Sie lebt getrennt von ihrem Gemahl bei ihrem Vater, und auch nach Bounderbys Tode sehen wir sie nicht als liebendes Weib oder als glückliche Mutter.

Thomas Gradgrind, das zweite Kind unseres Philosophen, ist blasiert, mürrisch, trotzig und verschwenderisch. Dickens nennt ihn mit Recht einen „ungeleckten Bären.“ Dieser eigensinnige Egoist beträgt sich überall, seiner einseitigen Erziehung gemäfs, als dummer Junge. Den Verdacht des Kassendiebstahls weifs er jedoch geschickt auf einen Arbeiter zu wälzen. Obwohl er bei dieser Gelegenheit ganz vortrefflich zu heucheln versteht, ist er doch nicht ganz frei von Regungen des Guten, und nach seiner Schwester Weggange aus seinem Kämmerlein, die ihn beschworen, die Wahrheit zu sagen, bricht er in Thränen aus. Er stirbt fern von der Heimat, nachdem er es bereut hat, seine Schwester aus Egoismus unglücklich gemacht zu haben.

Fabrikbesitzer Bounderby ist ein Mann aus einem Gufs und hat individuelle Züge. Während in den Adern Gradgrinds Schneewasser zu fliefsen scheint, hat unser origineller Emporkömmling rasches und heifses Blut und ein Temperament. Die Conversation of character ist hier meisterhaft, und alle seine Worte und Handlungen sind durch den Charakter motiviert. Im Gegensatz zu Gradgrind ist dieser matter of fact Mensch eitel, herzlos und etwas giftig, und während der sanftere Doktrinär mit seinen Grundsätzen bricht, bleibt Bounderby stets derselbe. Der polternde Mann des Blutes stirbt am Schlagflufs.

Frau Sparsit, Bounderbys Wirtschafterin, eine geschiedene Ehefrau, stammt wie Frau Pipchin (in Dombey) aus guter Familie und findet sich wie diese genötigt, fremdes Brot zu essen. Während Frau Pipchin jedoch durch das Unglück starr und unbeugsam geworden, ist Frau Sparsit ausdauernd, intrigant und listig. Das bei Gelegenheit moralisierende Weib hat die Schwächen ihres Pflegebefohlenen (Bounderby) gehörig studiert und versteht es oft, sich dieselben zu nutze zu machen.

Der Leser erfährt daher mit vieler Genugthuung, dafs sie sich am Ende dennoch in ihm verrechnet.

Verschiedene Kritiker haben behauptet, dafs es Dickens nicht verstände, den feinen Aristokraten zu schildern. Mögen nun Sir Frederick oder Sir Mulberry (in Nickleby) nur einseitig geschilderte Typen sein, so viel steht fest, dafs aufser Sir Leicester Dedlock (Bleak House) James Harthouse in unserer Novelle als eine höchst gelungene Figur bezeichnet werden mufs. Dieser blasierte Wüstling gesteht selbst, dafs er keine Grundsätze habe, und ist nur um so gefährlicher. Höflichkeiten und Artigkeiten dem weiblichen Geschlechte zu sagen, ist bei ihm Routine. Unser Thunichtgut sieht in der angestrebten Verführung der Mrs. Bounderby wie in der Besichtigung der Coketownschen Fabriken ein Mittel gegen die Langeweile. Als er daran denkt, mit dem Hotelkellner gegen eine Vergütung „seine Langeweile hinweg zu boxen", erscheint Sissy Jupe, die ihn auffordert, um der Ruhe ihrer Freundin willen die Stadt sofort zu verlassen. Auch hier zeigt sich noch des Aristokraten angeborene Eitelkeit, indem er es als einen Schimpf empfindet, dafs diese Aufforderung von der Tochter des durchgegangenen Kunstreiters Jupe und nicht von einem Gliede der gleichnamigen Adelsfamilie ausgeht. Wir verlassen ihn vor seiner Abreise nach dem Orient unter Hinweis auf die an seinen Bruder gerichteten Zeilen, dem er mitteilt, er gehe „zu den Kamelen".

Mit Stephen Blackpool beginnen wir die Charakteristik der Figuren der entgegengesetzten Gruppe. Der 40jährige, gebückte Arbeiter ist weichherzig, edel, gutmütig, durch Unglück jedoch etwas mifstrauisch geworden. Er ist Gemütsmensch, und als solchen sehen wir ihn zuweilen schwanken. Unser Dulder ist mit einer Säuferin verheiratet, die er verabscheuen mufs, und der Verkehr mit der früheren Freundin seiner Frau, der Arbeiterin Rachel, die ihn in seinem Leiden bemitleidet, hat seine Phantasie und seine Liebe entflammt. Von seiner Partei geächtet, sucht unser Märtyrer in der Fremde unter einem fremden Namen Arbeit, und als er im Begriff ist, sich von dem Verdachte eines Kassenraubes und Einbruches zu reinigen, fällt er in den „Höllen-Schacht". Nachdem er

sechs Tage in demselben zugebracht, wird er endlich von seiner Freundin Rachel entdeckt. Der Eimer bringt einen fast formlosen Körper herauf. Beim Anblick des Tageslichtes legt Stephen seine Hand in die seiner Geliebten, und mit dem letzten Atem erzählt er ihr von einem Sterne, den er von seinem Schachte aus gesehen und der ihm die Harmonie der verschiedenen Gesellschaftsklassen für zukünftige Zeiten angekündigt hätte. Diese so einfache, aber ergreifende Situation repräsentiert das befreiende Moment, und der milde, pathetische Humor des Schriftstellers hat hier bei Gelegenheit der Erlösung unseres Dulders Worte ausgesprochen, die nicht nur das Gehässige der Parteikämpfe mindern können, sondern die auch dieser Tendenzdichtung eine erlösende Kraft verleihen.

Die schon mehrfach erwähnte Rachel ist Arbeiterin in einer Fabrik, 35 Jahre alt, einfach, reinlich, schlank gebaut, ziemlich gut gebildet und von angenehmem Äufseren. Dem schwankenden und weichherzigen Gemütsmenschen Stephen steht sie als charakterfeste, kluge und dabei vorsichtige Freundin zur Seite. Sie ist aus einem Gufs, und während Blackpool noch zögert, seiner vom Säuferwahnsinn befallenen Ehefrau das Gift aus der Hand zu nehmen, und mehr an die Erlösung denkt, die ihm ihr Tod bringen könnte, ist seine im Guten konsequentere Geliebte sofort mit ihrem Entschlusse fertig, der Wahnsinnigen das Gift aus der Hand zu reifsen. Wie Stephen wird auch ihr im gewissen Sinne eine tragische Aufgabe zu teil, indem der Dichter dieses herrliche Weib nicht ihrer Bestimmung als Weib und Mutter zuführt.

Sissy Jupe ist klug, gewandt und umsichtig, und da Dickens ganz besonders hervorhebt, sie habe schwarzes Haar und schwarze Augen gehabt, während ihr Schulkamerad und Verfolger Bitzer blond und blauäugig gewesen, so scheint Dickens hier eine in England nicht selten anzutreffende Ansicht verkörpert zu haben, die brünette Jungfrau habe einen konsequenten und ehrenwerten Charakter, während Blondinen sich auch in ihrer Charakterseite als zum schwächeren Geschlecht gehörig bekennen. Unter den Zöglingen der Gradgrindschen Musterschule, die wie Krüge behandelt werden, aus denen man so viel herausnehmen will, als man hineinlegt, spielt das phantasie-

reiche Mädchen natürlich eine traurige Rolle. In dem Hause ihres Wohlthäters Gradgrind, der die vermeintliche Unwissenheit seiner Pflegetochter anfangs bedauert, vollzieht jedoch die heranreifende Jungfrau eine Änderung; und obwohl sie als Schulmädchen keine Definitionen behalten wollte, erweist sie sich als liebreiche Stütze der Hausfrau, als gute Erzieherin der kleinen „Gradgrinds“ und als Helferin in der Not. Ihrem allmählich reformierenden Einflusse ist der Umschwung unseres Doktrinärs zum Teil mit zuzuschreiben. — Des Kunstreiters Tochter ist als Freundin Rachels und Luisens das Verbindungsglied der beiden Lager; und während Rachel liebt, aber nicht heiratet, Luise dagegen sich vermählt, ohne zu lieben und ohne ein Kind an ihre Brust drücken zu können, wird Sissy Jupe liebende Gattin und Mutter.

Des Slearyschen Cirkus wird oft Erwähnung gethan. Der Besitzer desselben ist ein schnurriger Kauz, hat jedoch ein gutes, dankbares Herz und erweist sich zuletzt als Freund in der Not. Der Schauspieldirektor Crummles (in Nickleby) dürfte jedoch besser gelungen sein; denn dieser ist idealisiert, während sämtliche Cirkusmitglieder zu wirkliche Typen sind.

Überhaupt macht das Werk als Gesamtprodukt einen höchst matten Eindruck, und wenn wir es unmittelbar nach Dickens' besten Romanen in die Hand nehmen, so merken wir bald zu unserem Bedauern, dafs die Schöpfungskraft unseres Novellisten bereits erlahmt ist. Während nämlich Dickens in Bleak House nur frühere Charakterformen in neuen und überraschenden Situationen erscheinen läfst, benutzt er in diesem Romane oft dieselben Charakterformen in nur wenig veränderten Situationen. So erinnert z. B. Luisens eigentümliches Gebaren bei Bounderbys Umarmung an das sonderbare Benehmen der Edith nach Carkers Handkusse; die Verführungsscenen in Dombey und Sohn erscheinen in unserem Romane nur abgeschwächt, und wir finden es sonderbar, dafs unser älter gewordene Schriftsteller und ein Volk in seiner litterarischen Jugendperiode einem gemeinsamen Zuge folgen, — dem der Stoffanhäufung.

Nachdem wir so acht Hauptwerke von Dickens besprochen haben, meinen wir, dafs er es verdiene, als ein Muster von einem Schriftsteller angesehen zu werden. Wir fassen die Vorzüge von Dickens' Schriften in folgende sechs Punkte kurz zusammen.

1. Boz war der erste, welcher das Erhabene und Lächerliche — das starke Schöne — in einem bisher unerhörten Umfange in die Romanlitteratur einführte, nicht selten mit einander verschmelzt, und so dem schwachen Schönen des Romans eine herrliche, leider oft zu starke Würze beigesellte. Durch diese Neuerung erschlofs Dickens dem Roman die Höhe und Tiefe der Leidenschaft, worin er nicht selten an Shakespeare erinnert.

2. Da viele Novellisten zur Rechten und Linken der epischen Figur Personen (wie Schurken, Intriganten etc.) zeichnen, welche der tragischen oder häufiger der komischen Vernichtung anheimfallen, so kann Dickens in diesem Punkte nur insofern als ein Neuerer angesehen werden, als er den Aufbau dieser dramatischen Figuren mit grofser Sorgfalt in die Ökonomie des Romans hineinzieht, und beispielsweise Pecksniff fast dieselbe Sorgfalt angedeihen läfst wie dem eigentlichen Romanhelden Martin Chuzzlewit. — Wie überhaupt das Kunstwerk von Kontrasten lebt, so macht sich das Bedürfnis derselben in der faden Romanlitteratur viel mehr fühlbar als im Drama, dessen straff gehaltener (dramatischer) Faden die Breite des Romans ausschliefst. Und Dickens leistet nicht nur im Kontrast Unerhörtes (Dombey und Sohn), er steht sogar in der Nüancierung der Kontraste einzig da, und der den Gegensatz herstellenden Figur sind noch Figuren zur Seite gestellt, in denen sich ein Schmelz der Übergänge erkennen läfst (Cuttle — Bunsby).

3. In der Überraschung des Lesers mit geringen Kunstmitteln liegt ein weiterer Vorzug seiner Romane. Wie wird der Leser beispielsweise enttäuscht, wenn er von Pecksniff bei der Grundsteinlegung eines neuen Schulgebäudes eine salbungsvolle Rede — das Naheliegende — erwartet, während der fuchsschlaue Heuchler gesteht, er sei weniger fürs Reden geschaffen.

4. Die Conversation of character, welche erklärende Zusätze

des Autors meist unnötig erscheinen läfst, ist ausgezeichnet, und diese Beobachtung scheint Forster veranlafst zu haben, Dickens als einen ganz undidaktischen Schriftsteller — the least didactic (!?) — hinzustellen.

5. Da die Augen unseres Engländers stets auf den inneren Menschen gerichtet sind, so wurde die Lösung psychologischer Probleme, sowie eine psychologische Motivierung dem Schriftsteller nahe gebracht. Kein Autor hat bei der Charakterbildung der Kinder so sehr die Affinität mit ihren Erzeugern beachtet als Boz; und wenn ein Kind der Liebe (Esther in Bleak House) ihrem natürlichen Vater unähnlich wird, so läfst es der Dichter nicht an einer gründlichen Motivierung fehlen oder erhebt gar diesen Kampf eines puritanischen (Pflege-)Kindes gegen die Natur zum dichterischen Motiv. — Etwas Ähnlichem begegnen wir in Dombey und Sohn, wo der Vater, des geheimnisvollen Bandes zwischen ihm und seiner ältesten Tochter aus Repräsentantenstolz nicht eingedenk, als ein Verbrecher hingestellt wird, der ein geheimes, von Psychologie und Litteratur jedoch erkanntes göttliches Gesetz verhöhnt. — In David Copperfield hat Dickens diese Affinität ganz vernachlässigt, und dieses war mit ein Hauptgrund, dafs wir ihm Dombey und Sohn vorzogen.

6. In der Wahl echt epischer Stoffe steht Dickens ganz besonders unübertroffen da, und wenn derselbe beispielsweise nach Art von Molières Comédies de charactère Charakterstudien zu Motiven seiner Romane verwendet, beachtet er die Stärke und die Art der Leidenschaft oder des Lasters, so dafs sein Roman nie als Zwitterkind der dramatischen Gattung, sondern stets als Kind des Epos erscheint. Während Molières Alceste auf der höchsten Stufe der Misanthropie angelangt und folglich unverbesserlich ist, wählt Dickens im alten Chuzzlewit einen Greis, der sich erst auf der Flucht vor der Welt befindet, folglich sich noch (echt episch) ändern kann. Da Boz weifs, dafs der Stolz des Arroganten sich mehr für eine dramatische Charakterstudie eigne, so wählt er für die epische Gattung eine besondere Art des Stolzes, den der Repräsentation, da dieser — was Taine nicht zu beachten scheint — echt epischer Natur ist und verschwinden mufs, sobald die Notwendig-

keit der Repräsentation beseitigt ist. — Dafs Boz bei dramatischen Figuren diese Vorsicht und Umsicht nicht anzuwenden hat, ist nur zu natürlich, und ist Pecksniff von dem Laster der Heuchelei durchdrungen wie eine im Essig aufbewahrte Frucht.

Was die Fehler unseres Novellisten betrifft, so steen wirll gleichfalls sechs Punkte auf.

1. Dickens öffnet zu vielen Nebenfiguren Thor und Thür.

2. Von den zwei Feldern seiner Figuren pflegt er zumeist nur das eine sorgfältig zu bebauen. Martin Chuzzlewit ist jedoch von diesem Fehler ganz frei zu sprechen.

3. Da es sich mit der Karikatur verhält wie mit dem Feuer und dem Wasser, welche „gute Diener, aber schlechte Herren“ sind, so möge man niemals die ernsteren und Hauptfiguren „chargieren“, sondern den phantastisch-grotesken Humor nur auf diejenigen Figuren beschränken, die sich auf dem zweiten, oder besser auf dem dritten Plane des Gemäldes befinden. In Dombey hat Dickens dieses wohl beachtet; dagegen scheint die herrliche Charakterstudie Pecksniff am Ende durch mutwillige Pinselstriche gelitten zu haben.

4. Um dem (Dickensschen) Roman etwas von seiner wilden Nervosität zu nehmen, so statte man bei ähnlichen Schöpfungen Hintergrund und Naturscenerie weniger mit episch-dramatischen Naturbildern, sondern mehr mit lyrisch-epischen Stimmungsbildchen aus, und benutze so, gegenüber den Thorheiten der Menschheit, die Natur als Kontrast und als versöhnendes Element (wie Shakespeare in Macbeth).

5. Das Erhabene und Lächerliche dürfte besonders durch eine sorgfältigere und stärkere Erotik eine wohlthuende Abwechselung erfahren. Man wähle niemals wie Dickens gleichgeartete Paare und gebe der Erotik weniger einen lyrischen, sondern mehr einen epischen Charakter.

6. Ganz besonders möge man sich hüten, die dramatischen Figuren schon in der Mitte des Buches (tragisch oder komisch) zu vernichten und so einen Fehler zu begehen, der dem schönsten Werke unseres Novellisten (Dombey und Sohn) unendlich geschadet. Indem wir in diesem Punkte den Tom Jones von Fielding als Musterwerk ansehen, fügen wir nun noch hinzu,

dafs man dem Roman nur dadurch das Fade der Gattung benehmen kann, indem man den Wendepunkt der Erzählung mehr gegen das Ende hin verlegt, so dafs Peripetie, Katastrophen und Lösung sich gleichsam auf dem Fufse folgen.

Jedes der drei wichtigsten litterarischen Kulturvölker fafst den Menschen als auch die zu behandelnden socialen und anderen brennenden Fragen (Frauenfrage u. s. w.) von einem verschiedenen Gesichtspunkte aus auf. Während George Sand und Balzac als die Repräsentanten unseres tiefsinnigen und begabten Nachbarvolkes den Menschen zerlegen und an die Dinge der Schöpfung wie an das Geschöpf ihr lauschendes Ohr legen, um den Ursachen auf den Grund zu kommen, begnügen sich die weit realistischeren Engländer mit dem Wesen der Dinge. Der Deutsche dagegen nimmt es ernst mit seinen Zielen, und in seinen Werken vermissen wir daher kaum die umfassende Perspektive und das erlösende Wort. Wenn wir daher die Romanlitteratur mit einem Baume vergleichen, so möchten wir vom Franzosen behaupten, dafs seine Forschung dem Wurzelwerk, der Faser, ja selbst der Zaser gilt, während der Engländer den sicht- und greifbaren Stamm, der Deutsche dagegen den hoch emporragenden Gipfel kultiviert, und wenn wir auch nicht mit Réné Taillandier behaupten wollen, dafs die deutschen Romane samt und sonders nur eine Verkörperung philosophischer Systeme seien, so steht doch fest, dafs mehre der hervorragendsten deutschen Romanschriftsteller (Spielhagen, Auerbach etc.) unsere Philosophen (Schopenhauer, Spinoza) sorgfältig studiert und die Weisheit derselben in ihren Werken niedergelegt haben.

Dafs jedoch die Figuren der deutschen Romane nicht nur die Träger philosophischer Ideen sind, dafür haben wir ein untrügliches Kennzeichen. Während wir nämlich in der englischen Romanlitteratur seit Fieldings Auftreten die Neigung wahrnahmen, mehr Typen als Individuen zu reproduzieren, sind die zwar eckigen, spitzfindig räsonnierenden, unbeholfenen, mit gutem Rat jedoch so verschwenderischen Figuren der meisten deutschen Romane Individuen und als solche den herrlichsten und abgerundetsten Typen vorzuziehen: denn eine Individuen erzeugende Litteraturperiode läfst — wie unser junges Deutsch-

land — eine reiche Zukunft hoffen. Und mögen auch die linkischen Figuren und die Conversation of character in unseren Romanen dem technisch begabteren Franzosen oder Engländer zuweilen ein mitleidiges Lächeln abnötigen, so findet doch der fleifsige deutsche Leser jeden Tag, dafs der ideale und gern schwärmende deutsche Novellist sich bemüht, in seinen Werken mit der realen Welt mehr und mehr Fühlung zu bekommen. Dafs ein sorgfältiges Studium der Dickensschen Romane ihm dabei grofse Dienste leisten kann, haben Hackländers und Freytags Werke bereits bewiesen, und dafs noch viele deutsche Jünger bei Vermeidung seiner Fehler die gesunden Bahnen des grofsen Meisters einschlagen möchten, ist unser aufrichtigster Wunsch.

Chemnitz. A. Ball.

Victor Hugo und die deutsche Kritik.

Von

Joseph Sarrazin.*

Kein Dichter hat je die Leidenschaften in so hohem Mafse erregt, keiner so herbe Verurteilung neben so überschwenglichem Lobe erfahren wie Victor Hugo, weil keiner vielleicht eine so scharf ausgeprägte Subjektivität und dichterische Physiognomie besitzt.

Wollte man alle Urteile der neueren deutschen Kritik zusammenfassen, so bekäme man ein trauriges Zerrbild des gewaltigen Dichters. Unwissenheit, Oberflächlichkeit und engherziger Parteistandpunkt scheinen sich die Hand zu reichen in den Beurteilungen, die bis zum Tode Hugos erschienen. Erst die fast übermenschlichen Ehren, mit denen das französische Volk seinen Nationalpoeten zum Pantheon geleitete, machten manchen Biedermann stutzig, der bislang Victor Hugo schlechtweg eine persona comica, einen verrückten Kerl genannt und nur die viel parodierten bombastischen Proklamationen gekannt hatte.

Diese einseitige Beurteilung und vornehme Geringschätzung rührt vom Unglücksjahre 1870 her. In frischem Gedenken sind die grofswortigen, schwülstigen Expektorationen, die der in seinem Nationalgefühl tief gekränkte Dichter den siegreich gegen Paris vordringenden Deutschen entgegenwarf. Dafs diese lächerlich klingen, wird sicherlich niemand bestreiten. Man darf aber nicht aufser acht lassen, dafs erstens der Autor ein aus

* Auszug aus der Schrift desselben Verfassers: Victor Hugos Lyrik und ihr Entwickelungsgang. Baden-Baden, Em. Sommermeyer, 1885. 5 Bogen. Mk. 1,40.

fast zwanzigjähriger Verbannung heimkehrender hochbetagter Greis war, und zweitens dafs ihm durch fürstliche Huldigungen jeder Art der Glaube beigebracht worden war, sein Wort habe ein gröfseres Gewicht als das eines gewöhnlichen Sterblichen. Hatte doch die portugiesische Regierung bei Abschaffung der Todesstrafe dem Verbannten von Jersey, der zeitlebens dafür gestritten und durch seine mächtige Fürsprache manchen Verurteilten gerettet,* wie einer befreundeten Macht eine offizielle Anzeige zukommen lassen. Eine treffende Illustration zu dem Wort vom Dichter, der mit den Königen auf der Menschheit Höhen wandelt!

Das zweite, was den Lyriker Hugo in den Augen der Deutschen herabsetzte, ist die Sammlung geharnischter Lieder, die er 1871 unter dem bedeutsamen Titel *L'Année terrible* erscheinen liefs. Da spart freilich der erbitterte Dichter, nachdem er die Schrecken der Belagerung von Paris mitgemacht, die Schmähungen gegen den Sieger nicht. Die verbündeten Deutschen sind ihm Hunnen, ihr Kaiser ein zweiter Attila, die preufsischen Farben erinnern ihn an Bahr- und Leichentuch: *ce drapeau d'ossuaire, noir comme le linceul, blanc comme le suaire.* Man darf indes nicht übersehen, dafs Hugo unter dem frischen und überwältigenden Eindruck der Ereignisse dies gedichtet, — und wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert, hat Lessing irgendwo gesagt, der hat keinen zu verlieren. Ebensowenig wird ein gerechter Beurteiler vergessen — von der deutschen Kriegspoesie und -prosa aus gleicher Zeit ganz abzusehen —, dafs auch deutschen Dichtern die Bedrängnis des Vaterlands heftige Schmerzenslaute entpreſst hat. Vater Arndt, aus dessen Reiseberichten eine grenzenlose Franzosenverehrung spricht,** wird bei der Rückkehr nach Deutschland

---

* So bat Hugo unter Louis Philipps Regierung den socialistischen Attentäter Barbès (1839) durch folgende herrliche Verse los, die den König an einen Todesfall in seiner Familie und an die Geburt des Grafen von Paris erinnerten:

Par votre ange envolée ainsi qu'une colombe,
Par ce royal enfant, doux et frêle roseau!
Grâce encore une fois! Grace au nom de la tombe,
Grâce au nom du berceau! —

** Vgl. C. Humbert, Victor Hugos Urteile über Deutschland (Zeitschrift für nfrz. Spr. und Litt. V. 42 ff.), einen sehr gediegenen und verständigen Aufsatz.

durch den Anblick der Eroberer bedeutend abgekühlt, um während der Freiheitskriege sich zur Spionenriecherei zu versteigen und zu rhetorischen Excessen wie folgender: „Du sollst deine Söhne so erziehen, dafs der Name Franzose der gröfste Schimpf wird, und deine Töchter so unterweisen, dafs ein französisches Wort* in teutschem Frauenmunde ein Schandfleck heifst“ (Fantasien über ein künftiges Teutschland, pag. 81).

Man lasse also auch dem schimpfenden und polternden Franzosen etwas Milde widerfahren und schreibe ihm die vielen Stellen aus seinen früheren Werken aufs Guthaben, in denen er Deutschlands Lob gesungen und in seiner feurigen Begeisterung sich zum Ausruf verstiegen hat: Si je n'étais pas Français, je voudrais être Allemand (*Le Rhin*, Vorrede). Ja, Hugo hat den zornsprühenden Satiren der *Année Terrible* einen Hymnus auf Deutschlands Gröfse und Herrlichkeit als Vorwort vorausgeschickt, der manche Thorheiten des Buches aufwiegt: „Kein Volk auf Erden giebts, das gröfser ist als du; ein Stern leuchtet dir voran auf deinem Pfad. Einst sahen die Völker dich gegen das Doppeljoch sich empören und gegen Cäsar deinen Armin, gegen Petrus Luther senden... Ja, Deutschland ist stolz und grofs!“ —

Wir wollen den Lesern ein näheres Eingehen auf die zahlreichen Kritiken ersparen, die zwischen 1870 und 1885 bei jedem neuen Werke des greisen Hugo laut wurden und die Spalten angesehener Zeitschriften und von Weltblättern wie die Kölnische Zeitung füllten. Es sollen hier nur einige Urteile aus Hugos Jugendzeit zusammengestellt werden, die von Wohlwollen und Verständnis für den französischen Lyriker zeugen, sowie an Einzelfällen aus der Neuzeit gezeigt werden, wie wenig manche Kritiker von Handwerk die Werke ihrer Opfer studieren, ehe sie ihr Verdikt fällen.

* Von der Sprache der ihm verhafst gewordenen Franzosen meint E. M. Arndt: „Und ihre Sprache, die elendeste und ärmste, ist sie nur reich, wo das mannigfaltige Spiel der Unsittlichkeit und Verdorbenheit entwickelt wird; nur leicht, wo die Zunge seelenlos schnattert; ohne Mafs, ohne Klang, ohne Treue (!?), kein Bild der Natur und des Gemüts ganz festhaltend .... kann sie kein kühnes Saitenspiel der Seele, noch die volle Gewalt eines grofsen Willens ausklingen.“ (Ibid. pag. 23.)

I. Ab Jove principium Goethe hat das aufgehende Gestirn am französischen Dichterfirmament mit aufrichtiger Freude begrüfst: „Er hat ein entschiedenes Talent“, sagte er am 4. Januar 1827, „auf das die deutsche Litteratur Einfluſs gehabt hat. Ich möchte ihn mit Manzoni vergleichen.“ (Eckermanns Gespräche I, 193.) Das Urteil des alten Herrn über *Notre-Dame de Paris* ist ein ganz anderes; — der Roman war ihm denn doch zu revolutionär: „Ich habe in diesen Tagen“, sagte er den 27. Juni 1831, „Notre-Dame de Paris gelesen und nicht geringe Geduld gebraucht, um die Qualen auszustehen, die diese Lektüre mir gemacht hat.“ Gleichwohl erkennt er an derselben Stelle an: „Er ist ein schönes Talent, aber ganz in der unselig-romantischen Richtung seiner Zeit befangen, wodurch er denn neben dem Schönen auch das Allerunerträglichste und Häfslichste darzustellen verführt wird.“ (Gespräche III, 244, 27. Juni 1831.)

Goethes tiefes Verständnis für das Neue und Epochemachende in Victor Hugos Eigenart zeigt sich in folgenden Worten an Eckermann: „Damit Sie sehen, in welcher Art V. Hugo schreibt, so lesen Sie nur dies Gedicht über Napoleon ‚*Les deux Iles*‘... Hat er nicht treffliche Bilder? und hat er seinen Gegenstand nicht mit sehr freiem Geiste behandelt?“ — Er las die Stelle von der Wetterwolke, aus der den Helden der Blitz von unten hinauf trifft: „Das ist schön! Denn das Bild ist wahr; welches man im Gebirge finden wird, wo man oft die Gewitter unter sich hat und wo die Blitze von unten nach oben schlagen.“ (Gespräche I, 194.)

Endlich spricht Goethe am 1. Dezember 1831 die ernste Befürchtung aus, die allzu grofse Fruchtbarkeit Victor Hugos möchte seinem Talente nachteilig sein: „Wie soll einer nicht schlechter werden und das schönste Talent zu Grunde richten, wenn er die Verwegenheit hat, in einem einzigen Jahre zwei Tragödien (sic!) und einen Roman zu schreiben etc.“

Ähnlich schreibt Börne: „Victor Hugo kommt mir wie ein unmündiger reicher Erbe vor, der Wucherern in die Hände gefallen und Schulden auf Schulden häuft. Wenn er es so forttreibt, kann er, bis er volljährig und verständig wird, sich arm gelebt haben.“ (108. Brief aus Paris, 21. Februar 1833.)

Die Zukunft freilich hat dieser düsteren Weissagung in glänzendster Weise widersprochen.

Heines Urteil ist nicht minder interessant als das des Olympiers. Es stammt aus jener Zeit, da auf der Bühne die Romantiker allein herrschten. Laut protestiert er in den Briefen an August Lewald gegen die einseitige Hervorhebung der lyrischen Seite bei Hugo, weil er dessen Verdienste um das Theater zur Geltung bringen will. „Victor Hugo ist hier in Frankreich noch nicht nach seinem vollen Wert gefeiert. Hier steht seiner Anerkenntnis nicht blofs eine klägliche Kritikasterei, sondern auch die politische Parteisucht im Wege... **Ja, Victor Hugo ist der gröfste Dichter Frankreichs, und, was viel mehr sagen will, er könnte sogar in Deutschland unter den Dichtern erster Klasse eine Stellung einnehmen.**“ (6. Brief über die französische Bühne, Band X, pag. 195 ff.) An derselben Stelle erklärt Heine nochmals, dafs Hugo „alle seine Zeitgenossen diesseits des Rheins an poetischer Bedeutung überragt; er ist ein Dichter und kommandiert die Poesie in jeder Form“.

Farblos will uns neben dieser begeisterten Anerkennung jedes andere zeitgenössische Urteil über Victor Hugo bedünken. Doch sei noch eines angeführt, von einem Manne, dessen ganzes Wesen sonst eben nicht zur Anerkennung geneigt war, von Ludwig Börne. In seiner kurzlebigen Zeitschrift „Wage“, die auch in französischer Sprache herausgegeben worden zu sein scheint, widmet er den *Chants du Crépuscule* eine eingehende Besprechung. Hier heifst ihr Verfasser le plus beau génie de la France que nous admirons et aimons jusqu'en ses défauts. (Ges. Werke, Reclamausgabe II, 645.) Ein andermal mufs Börne unwillkürlich gestehen: „Es giebt Schriftsteller, die man liebt, deren Werke nämlich; liebt mit freier Liebe, nicht blofs, weil sie Achtung verdienen. Mir ist Victor Hugo ein solcher. Seine Vorzüge sehe ich mit grofsen Augen, seine Fehler wie zwischen Schlafen und Wachen an. Ich entschuldige sie, und wenn ich das Buch zu Ende gelesen, habe ich sie vergessen.“ (87. Brief aus Paris, 8. Dez. 1832.) Hier trifft Börne unzweifelhaft das Richtige: dies giebt zugleich den Schlüssel zu dem rätselhaften Zauber, den Hugo auf den Leser ausübt.

II. Im Gegensatz zu Goethe, Heine, Börne scheinen neuere Kritiker sich vorzugsweise die Aufgabe gestellt zu haben, einseitig auf Hugos grofse Schwächen hinzuweisen. Ferne sei es von uns, die letzteren in Abrede stellen, oder auch nur beschönigen zu wollen. Aber man sollte berücksichtigen, dafs bahnbrechende Geister überhaupt im Können wie im Irren grofs sind und dafs auch auf anderen Gebieten der Kunst sich dieselbe Erscheinung zeigt. Hier bietet sich von selbst die Parallele mit Richard Wagner dar. „Nicht nur dafs beide", schreibt M. Hartmann (Franco-Gallia 1885, pag. 299), „als Pfadfinder und Eroberer im Reiche der Kunst die Denk- und Empfindungsgewohnheiten aller derer störten, welche jede neue Erscheinung, und trüge sie auch noch so deutlich den Stempel bahnbrechender Genialität an der Stirn, an den Regeln einer alther überlieferten Ästhetik prüfen, um sie im Falle der Nichtübereinstimmung in den Bann zu thun; in beiden Fällen stehen auch noch nationale Vorurteile einem gerechten Urteil hindernd im Wege."

Selbst bei den wenigen wohlwollenden Kritikern, deren Stimme im Chore der übrigen verhallte, ist teilweise mangelhafte Vorbereitung und ungenügende Kenntnis des Gegenstandes zu beklagen. Wir greifen hier Eduard Engel und Paul Lindau heraus, weil beide auf den Geschmack der sogenannten Gebildeten einen gewissen Einfluſs übten und noch üben, der erstere als Verfasser einer schätzbaren populären Geschichte der französischen Litteratur, der zweite als Herr und Gebieter der Zeitschrift „Nord und Süd".

In Engels „Psychologie der französischen Litteratur" steht zu lesen: „Echte Herzenstöne sind in dem Rhetoriker Victor Hugo erschrecklich selten. Es ist bemerkenswert, dafs nur ganz vereinzelte (!) seiner Gedichte einen Komponisten begeistert haben." Allerdings kommt gleich dahinter das grofsmütige Zugeständnis: „Am ehesten lassen sich noch aus den Contemplations einige von Rhetorik und Antithesen ganz freie Stücke anführen" (pag. 269).

Herzenstöne zu verstehen, ist nicht jedermanns Sache, wird man einwerfen. Aber, hiervon ganz abgesehen, was mufs man von der Gründlichkeit eines Litterarhistorikers sagen,

dessen Studien über die Eigenart eines Dichters so wenig tief gehen, dafs er z. B. bei der Datierung des vielcitierten Stückes *les Statues* (aus *les Quatre Vents de l'Esprit*) sich um Jahrzehnte irrt? In diesem Cyklus nämlich giebt Hugo eine meisterliche Charakteristik der vier Bourbonenkönige von Heinrich IV. bis Ludwig XV., und zeigt, wie Ludwig XVI. schuldlos für seiner Väter Sünden büfste. Die innere Hohlheit des gepriesenen goldenen Zeitalters, das namenlose Elend des Volkes unter dem Roi-Soleil werden hier mit schonungsloser Offenheit aufgedeckt. Dazu bemerkt nun der Verfasser der französischen Litteraturgeschichte: „Diese phantastische Dichtung rührt aus Hugos bester Zeit her, ist aber von ihm, wie so vieles, erst nach jahrzehntelangem Warten veröffentlicht worden." (Geschichte der französischen Litteratur, pag. 434.) Was nun Engel unter der besten Zeit versteht, ist aus dem Zusammenhang klar: es ist das fruchtbare Decennium 1830—1840. Aber noch 1842 schrieb und dachte Hugo ganz anders über Ludwig XIV.: Quant à moi, qui aime, comme vous le savez, les choses réussies et complètes ... j'ai toujours eu *une sympathie profonde pour ce grave et magnifique prince si bien né, si bien venu, si bien entouré, roi dès le berceau et roi dans la tombe; vrai monarque dans la plus haute acception du mot* etc. etc. (Le Rhin, I, 193.) Zwischen zwei einander so widersprechenden Anschauungen mufs eine tiefe Kluft liegen, — das Exil. Wir müssen also die oben citierte Stelle frühestens in die Zeit der Verbannung setzen.

Dieser Mifsgriff Eduard Engels thut übrigens seiner Darstellung keinen Eintrag, und man wird im allgemeinen das Bild als richtig anerkennen müssen, das er in seiner Geschichte der französischen Litteratur von Hugo giebt. In der Psychologie der französischen Litteratur tritt aber das Streben nach pikanter Darstellung und die leidige Esprithascherei allzu offenkundig zu Tage.

Ganz anders Paul Lindau. Engel verrät wenigstens den guten Willen, sich in Hugos Werke zu vertiefen, aber Paul Lindau macht sich die Arbeit leichter. Um seiner Kritik desto mehr Gewicht zu geben, geht er natürlich mit dem Dichter strenge ins Gericht. In seinem Rezeptbuch findet

er die Formel: Aufsteigen, Höhepunkt, Niedergang; da nun Hugos dichterische Werke in diese Schablone sich nicht einzwängen lassen, so spricht Lindau dem unbotmäfsigen Dichter die „regelrechte Entwickelung“ ab und behauptet, er habe nur bei Beginn seiner Laufbahn in der Poesie einen wirklichen Fortschritt gemacht (so zu lesen in Nord und Süd, Juli 1877, S. 79). Den einzigen Fortschritt weisen allenfalls die *Feuilles d'automne* auf, mit denen für Lindau auch die Kenntnis der Hugoschen Gefühlslyrik so ziemlich aufhört. Zwar scheint er von der Existenz der 1856—1858 veröffentlichten *Contemplations* etwas gehört zu haben; da er aber dieses auch in Deutschland einstimmig als das reifste Produkt der Muse Hugos anerkannte Werk mit drei Zeilen abthut und in ihm eine „stärkere Ermattung“ erkennt (a. a. O. pag. 209), so dürfen wir getrost annehmen, dafs Herrn Lindau Zeit oder Lust gefehlt hat, die zwei Bände wirklich zu studieren.

Diese Vermutung wird durch einen anderen Irrtum Paul Lindaus bestätigt. Begreiflicherweise ist die Mehrzahl der im Decennium 1830—1840 veröffentlichten Gedichte einige Jahre vor der Drucklegung entstanden. Lindau verwechselt aber Entstehungszeit und Erscheinungsjahr und baut auf diesen falschen Prämissen thörichte und mit bekannter Dreistigkeit vorgetragene Rückschlüsse auf. Namentlich zieht er wegen der einzelnen Überschriften zu den lyrischen Sammlungen Victor Hugo zur Rechenschaft und findet es undenkbar, dafs ein Dichter „sagen wir ein Jahr lang“ sich beständig in derselben Stimmung erhalte. „Kann man sich“, fragt er a. a. O. (pag. 85), „einen Dichter vorstellen, der in einem Jahr einige hundert Lieder (sic!) über das Glück der Familie, über die Freude des Vaters schreibt und der, wenn diese Arbeit abgeschlossen ist, sich nie wieder veranlafst fühlen sollte, der Zärtlichkeit etc. ... einen Ausdruck zu geben, einfach deshalb nicht, weil er dies Geschäft schon ein Jahr lang mit Ausdauer betrieben hat? ... Bei den ‚Herbstblättern‘ rückt das Programmmäfsige, die Verherrlichung der Familie, schon mehr in den Vordergrund: die ‚Dämmerungsgesänge‘ sind aber bereits ganz und gar aus einer festgestellten

vorschriftsmäfsigen Stimmung heraus unter beständiger Rücksichtsnahme auf die Übereinstimmung mit dem bestimmenden Titel entstanden."

Diese mit verblüffender Sicherheit hingeworfenen Behauptungen zeigen klar, dafs Lindau erstens die *Contemplations* (1856) nicht kennt — von *l'Art d'être Grand'père* zu schweigen, das einige Monate vor dem Lindauschen Artikel erschien —, und zweitens das Datum der einzelnen Gedichte überhaupt nicht angesehen hat. Denn die jeweils in den Gedichtsammlungen sich äufsernde Stimmung dauert nicht ein Jahr, um urplötzlich einer anderen Platz zu machen, sondern die vier Sammlungen durchdringen sich gegenseitig und enthalten insgesamt Lieder aus je vier bis fünf Jahrgängen. Die *Feuilles d'Automne* sind zum Teil gleichzeitig mit den wildesten *Orientales* und reichen bis Ende 1831; neben jenen entstehen die ersten *Chants du Crépuscule*; in die Jahre 1834 und 1835 fallen aufser der Hälfte derselben noch die ältesten Lieder aus den *Voix intérieures*, und das Hauptjahr der letzteren, 1837, hat sieben von den 1840 herausgegebenen *Rayons et Ombres* erzeugt. Die *Contemplations* aber erstrecken sich über den weiten Zeitraum von zweiundzwanzig Jahren (1834—1856). Auch ohne diese äufseren Daten verbietet ein Blick auf den Inhalt einzelner Dichtungen die Annahme, als habe der Dichter einer steten Berücksichtigung des gewählten Titels seine poetische Stimmung untergeordnet. Manches Lied voll innigsten Gefühls aus den „Chants du Crépuscule" gehörte besser in die Herbstblätter, und umgekehrt, weil beide Sammlungen, in nebeneinander laufender Geistesarbeit erzeugt, inhaltlich eng zusammen gehören.

So wird in Litteraturgeschichte gemacht, und solche leichtfertige Redensarten finden im deutschen Publikum gläubige Nachbeter. Zum Glück findet sich hin und wieder ein Sachkundiger, der diesen fürwitzigen Kritikern auf die Finger klopft. Wie für Lindau gemacht sind die Worte des Professor Koschwitz in Greifswald:* „Eine so reiche Kollektion von ganz oder halb unrichtigen Angaben, verbunden mit solcher Sicherheit des Behauptens der unsichersten oder irrtümlichsten Dinge,

* Diese Worte finden sich bei der Besprechung der Engelschen Litteraturgeschichte (Deutsche Litteraturzeitung 1883, Nr. 14, pag. 486). Auf

sollte sich selbst der flotteste und unverfrorenste Litteraturbursche nicht gestatten."

Derlei Elaboraten gegenüber erscheinen Werke wie das von G. Brandes über die romantische Schule (5. Band der Litt. des 19. Jahrh. in ihren Hauptströmungen, Leipzig 1883) noch wertvoller, als sie an und für sich sind. Georg Brandes hat unseres Erachtens die poetisch-politische Physiognomie des jugendlichen Messias der französischen Lyrik in ganz meisterhafter Weise gezeichnet. Dafs der königgewordene Dichter der späteren Periode etwas zu kurz kommt, thut dem ganzen Bilde keinen Eintrag: den streitbaren Propheten und Wortführer der Jugend stellt Brandes mit Recht höher als den Stoiker von Jersey und Guernesey. (Vgl. J. Sarrazin, Zeitschr. für nfrz. Spr. V, 162 bis 172.)

Ein ausführliches Essay von Honegger (V. Hugo, Lamartine und die franz. Lyrik des 19. Jahrhunderts, Zürich 1858; vgl. Archiv XXII, 439) hat nach dreifsig Jahren seinen vollen Wert behalten, auch trotz mancher schiefen politischen Ansichten und trotz einer Überfülle schätzenswerter Materialien, welche den Überblick über das Ganze erschwert. Verfasser hat dasselbe in seiner Abhandlung über Victor Hugos Lyrik dankbar benutzt.

Am wertvollsten sind wohl unter den zahlreichen Zeitschriftenartikeln der neuesten Zeit: Rud. Gottschall (Unsere Zeit 1882, 817 ff.) und Th. Zolling (Gegenwart 1885, Nr. 23 u. 24); von den durch den Tod des Dichters veranlafsten Rückblicken ist der von Martin Hartmann (Franco-Gallia 1885, pag. 187 bis 200) weitaus der anziehendste und bedeutendste. Diese tüchtigen Leistungen wiegen denn auch das Gewäsch Lindaus hundertfach auf. Es giebt in Deutschland noch Männer, die von nationalen Vorurteilen unbeirrt die gewaltige Gröfse des Franzosen Victor Hugo zu überschauen und zu würdigen vermögen. Und Hugo ist nicht allein Frankreichs Stolz und Ruhm, sondern — wie Hartmann treffend sagt — zugleich auch ein kostbarer Besitz der gesamten Menschheit.

Engel angewendet, sind sie, trotz einiger Mängel des Abschnitts über altfranzösische Litteratur, viel zu hart. Vergl. Krefsner, Gallia I, 202 ff. und 363 ff.; Heller, ibid. 273 ff.; auch Archiv LXXII, 442 ff.

Beurteilungen und kurze Anzeigen.

A. Caumont, Goethe et la Littérature française. Programm des städt. Gymnasiums zu Frankfurt a. M. 37 S. 4.

Allen Werken über Goethe und Schiller kann der Vorwurf gemacht werden, dafs sie zu wenig auf die Beziehungen dieser Geisteskoryphäen zum Auslande hinweisen und namentlich den Einfluſs französischen Geistes und französischer Litteratur auf ihre ganze Entwickelung nicht genügend hervorheben. Ein günstiges Geschick bringt uns mit dem diesjährigen Programmsegen zwei ausgezeichnete Arbeiten, die diese Lücke vorläufig ausfüllen. Prof. O. Schanzenbach hat im Stuttgarter Programm (Eberh.-Ludw.-Gymn.) die französischen Einflüsse auf Schiller nachzuweisen gesucht, Oberlehrer A. Caumont in vorliegender Arbeit die Beziehungen Goethes zur französischen Litteratur klar beleuchtet. Inhaltlich sind beide Arbeiten ebenbürtig; was die Form anbelangt, dürfte Schanzenbach den Vorzug verdienen, obgleich, oder vielmehr weil er das französische Kleidchen für seine Darstellung verschmäht hat. Zwar wäre man viel zu streng, wollte man von Caumonts französischem Stil das sagen, was mit Recht von Goethes französischer Korrespondenz (vgl. Bernays) behauptet wurde; aber es läfst sich nicht leugnen, dafs trotz einer erfreulichen Gewandtheit in der Handhabung des fremden Idioms, — Caumonts Stil erhebt sich hoch über alle bisherigen französisch geschriebenen, von Plattner, Klopper, Sarrazin u. a. teilweise übel zugerichteten Abhandlungen und liest sich äufserst angenehm, — der Verfasser an einigen Stellen sich als Nichtfranzosen verrät. Wir sehen ganz ab von Kleinigkeiten, wie von der ängstlichen Einschliefsung der Adverbialbestimmung in Kommas, die ihre freie Bewegung innerhalb des Satzes hindern, oder *pourtant* nach einem Konzessivsatze (pag. 12) u. dgl. und verzeichnen einfach die wenigen Stellen, die gegen den Geist des französischen Idioms zu sündigen scheinen. Mögen die Leser selbst urteilen:

Pag. 6: persuadé *de ne pas s'inscrire son auditeur.* — pag. 5: il en trouva une (sc. occasion) dans *la fréquentation du culte réformé qui se tenait* à Bockenheim. — pag. 12: une influence, moins grande, sans doute, mais plus décidément française, *que subit Goethe, fut celle de Gotter, qu'il rencontra à Wetzlar.* (NB. Wir behalten des Verf. Interpunktion bei.) — pag. 14: Il vit même bientôt que *cette attention aux choses frç était d'autant plus commandée*, qu'elle rentrait dans la tradition du lieu. — pag. 24: *Quand donc* le Premier consul Bon., irrité de l'opp. secrète *que* lui faisait cette femme *qu'il* avait etc...., *l'envoya en exil*, c'est le chemin de l'All. *qu'*elle prit aussitôt. — Ferner ist Goethes Barbarismus „cela approche *très près à*

celle des singes“ nicht ganz richtig mit *de très près de* korrigiert; pag. 25 mufs es heifsen nous *autres* Allemands, pag. 26 *se* prononçait; pag. 13 ist nach *sans doute* das *que* zu streichen. Ob man sagen kann préjugés *à l'égard*, möchte Ref. bezweifeln.

Es sind also für eine Arbeit von fast fünf kompreſs gedruckten Bogen nur wenige Anstöfse zu verzeichnen, über welche die meisten Leser sicherlich ungehindert hinweggehen werden. Wir dürfen daher Caumonts Abhandlung, deren geistiger Inhalt bereits anerkannt ist, auch als eine stilistische Leistung bezeichnen, die dem Verfasser und seiner Sprachkenntnis alle Ehre macht.

E. Beckmann, Anleitung zu französischen Stilübungen. Programm des Realgymnasiums zu Altona 1885. 36 S. 4.

Diese Abhandlung scheint für Schüler geschrieben zu sein, an welche die Notwendigkeit herantritt, französische Aufsätze zu schreiben. Sie wird auch dieselben selten im Stiche lassen; denn die Arbeit ist offenbar aus langerer Praxis hervorgegangen. In 117 Paragraphen hat Beckmann versucht, den ganzen phraseologischen Stoff, der naturgemäfs häufig aus der Grammatik bekannt ist, zusammenzudrängen und die zweifelhaften Fälle durch kurze Beispiele zu erläutern. Bei aller Reichhaltigkeit der Verzeichnisse, sind, besonders im Abschnitt über die Substantiva, noch Nachträge notwendig: so fehlen bei den Substantiven, deren deutsches Äquivalent im Geschlechte abweicht, häufige Wörter wie *un étage*, *le matelas* etc. Bei *il est bien* hätte die zweite, volkstümlichere Bedeutung (=er sieht elegant aus, hat nette Manieren etc.) Erwähnung verdient, ebenso bei Behandlung der Neutra *meilleur* und *mieux* auch ein Hinweis auf *pire* und *pis* stattfinden dürfen (*qui pis est* etc.). Ferner fehlen bei den Briefformeln Anreden wie *Monsieur et cher collègue* und Schlufsphrasen wie *mes civilités*.

Das Werkchen ist einer weiteren Verbreitung entschieden würdig und sollte den Schülern der Oberklassen zugänglich gemacht werden.

Lanfrey, Histoire de Napoléon, herausgegeben von F. Ramsler. Zweite Auflage. Berlin, Weidmann, 1885.

Es ist zwar eine Ehre für jeden Autor oder Kommentator, wenn ein anderer sein geistiges Eigentum sich teilweise aneignet und er damit direkt oder indirekt auf die Umgestaltung dieses oder jenes Werkes einwirkt, aber es ist unbillig, dafs diese Aneignung verstohlen und von aller Welt ungekannt vor sich geht. Der Unterzeichnete kann wenigstens nicht umhin, gegen ein derartiges Verfahren zu protestieren. „Je ne me laisserai pas écorcher sans crier.“

Vor sechs Jahren erschien bei Weidmann vom bekannten Lanfreyschen Geschichtswerke der Abschnitt über den Feldzug von 1806—7 in Schulausgabe. Die Leistung war eine erbärmliche. der Kommentar eine gewöhnliche Fabrikarbeit, die nicht nur auf Ramslers Kenntnisse, sondern auch auf seine Akribie bedenkliches Licht warf. Er schulmeisterte am Stile des Autors herum und schob ihm ungeheuerliche Konstruktionen unter. Welche Anforderungen dieser Kommentator an die geistige Arbeit seiner Schüler stellte, sei einfach damit konstatiert, dafs bei jedem Relativsatz mit dont aus der Unterwelt die unheimliche Mahnung ertönte: „Beachte die Wortstellung!“ O. Ulbrich hat in seiner Abhandlung über die französische Schullektüre — wir entnehmen derselben die unheimlichen Worte aus der Unterwelt — auch diese Lanfrey-Ausgabe des Herrn Ramsler zur Exemplifizierung seiner Behauptung gewählt, dafs unsere Interpretations-

kunst teilweise auf kläglich niedrigem Standpunkte steht. Zu Ulbrichs Beispielen* könnte jeder Fachgenosse einen erbaulichen Nachtrag liefern. Doch wozu, da diese Ausgabe jetzt in gereinigter Form erscheint?

Zwischen beiden Auflagen liegt aber die Ausgabe des Unterzeichneten. Nachdem er 1880 Ramslers Ausgabe in Prima benutzt, entschlofs er sich dazu, eine dem Standpunkte des Primaners einigermafsen entsprechende Bearbeitung dieses berühmten Abschnittes aus Lanfreys Histoire de Napoléon zu versuchen. Die Bearbeitung wurde dann der Rengerschen Schulbibliothek einverleibt (Band 12). Die Neuerungen, die der Redacteur derselben, Otto Dickmann, ins Werk setzte, dürfen wir als bekannt voraussetzen: keine, oder nur ganz wenige sprachliche, dagegen desto mehr sachliche Noten, und diese in einem besonderen Anhang, Sachregister, würdige Ausstattung und dergleichen. Dafs diese Grundsätze zeitgemäfs waren, beweist aufser dem unerwartet raschen Absatz der einzelnen Bändchen der Einflufs, den sie auf die Neugestaltung anderer Sammlungen ausgeübt haben: Beneckes B-Ausgaben, eine vortreffliche Einrichtung, dürften auf Dickmanns radikalen Vorgang zurückzuführen sein, abgesehen davon, dafs der eselsbrückenartige Charakter einzelner Kommentare — z. B. zum Philosophe sous les toits — auf dieselben beschränkt geblieben ist.

Ramsler macht sich die Umarbeitung leicht: die biographischen Notizen sind in der zweiten Auflage vollständiger und jetzt wie bei Dickmanns Bändchen in den Anhang verwiesen, die vielen elementaren Bemerkungen und die meisten Irrtümer sind verschwunden — selbst über Lebrun scheint ihm jetzt ein Licht aufgegangen zu sein —, aber die neue Einleitung streift denn doch etwas das Gebiet des direkten Plagiats. Ich fordere jeden Unbefangenen auf, meine Einleitung mit der Ramslers zu vergleichen, die jetzt auf fast das Dreifache der ersten Auflage angewachsen ist, um sich ein Urteil zu bilden. Ramsler führt zwar die Artikel des Grafen d'Haussonville an, die auch meine Quelle gewesen, kann aber sich den Luxus nicht versagen, eine von mir ausgesprochene Vermutung zu schulmeistern, was die Quelle verrät. Die Antwort auf seinen Widerspruch giebt Lanfreys Korrespondenz. Hier genügt es zu konstatieren, dafs Ramsler meine Arbeit benutzt hat, ohne dies in der Einleitung ausdrücklich anzuerkennen, und somit ein Plagiator ist.

H. Bretschneider, Franco-Anglia. Sammlung französischer und englischer Dichtungen in deutschen Versen. Rochlitz i. S., Pretzsch o. J. 194 S. 8.

Erfahrungsgemäfs geht ein grofser Teil des Eindrucks, den ein fremdsprachliches Gedicht den Schülern hinterlassen sollte, beim Übersetzen verloren, wenn nicht nach beendeter Interpretation eine gute Nachdichtung des betr. Stückes vorgelesen wird. Dies mag auch sprachgewandte Lehrer angetrieben haben, ad usum Delphini den Pegasus zu satteln und ihre poetischen Ergüsse in Schulprogrammen abzulagern. Manche dieser Nachdichtungen sind vorzüglich ausgefallen und sollten beim Unterricht ver-

* „Bis zum Überdrufs," sagt Ulbrich p. 21, „wiederholt derselbe Herausgeber die bekanntesten Regeln der Grammatik, zeigt sich dabei recht wenig vertraut mit dem Gebrauch der Modi, unter denen ihm namentlich das Conditionnel viel unnütze Sorgen macht etc. etc." Dann weiter, nach einigen Erklärungsspecimina: „Kein Wunder, dafs ein Kommentator, der solches Französisch für möglich hält, die Sprache seines Schriftstellers gar oft zu tadeln findet etc."

wendet werden, so für Béranger die von G. Legerlotz und E. Meves. Eine Zusammenstellung gelungener metrischer Übersetzungen ist jedenfalls für den Sprachunterricht fruchtbringend.

Es ist daher Bretschneiders Buch mit Freuden zu begrüfsen. Reichhaltigkeit und Mannigfaltigkeit zeichnen es in erster Linie aus: wir lernen aus 39 französischen und 24 englischen Dichtern etwa 150 verdeutschte Lieder kennen, einen Teil sogar in doppelter Lesart. „Wer vieles bringt, wird allen etwas bringen."

Eine andere Frage ist es, ob die gegebenen Verdeutschungen alle glücklich gewählt waren. Referent hält es z. B. für überflüssige Arbeit, dafs der Verfasser die Bändchen der Reclamschen Universalbibliothek, die jedem zugänglich sind, für seine Zwecke excerpiert hat. Lohnender und dankenswerter wäre es gewesen, wenn er aus nicht allgemein zugänglichen oder in Zeitschriften zerstreuten Nachdichtungen Passendes zusammengestellt hätte. Für Béranger hätten L. Seeger (2 Bde., Stuttgart, Franckh, 1859) und L. G. Silbergleit (Berlin, Hofmann & Co., 1865), für Victor Hugo, der leider nur mit dem Gedicht Lorsque l'enfant paraît und einem Stückchen Monolog aus Hernani vertreten ist, die Meister Freiligrath und Geibel-Leuthold reichliche Ausbeute geliefert. Doch scheint der Verf. die eigentliche Lyrik der Franzosen nicht zu seinem Hauptstudium gemacht zu haben; denn über ein Drittel der französischen Stücke sind Fabeln, und ein kleinerer Bruchteil besteht aus Fragmenten von Dramen und Epen etc.

Ein zweiter Zweck des Buches ist zu beweisen, wie abgeblafst und unzulänglich auch die beste Übersetzung und wie thöricht die Behauptung der unberufenen Schulreformatoren ist, das Lesen der Originale sei wegen der trefflichen Übertragungen überflüssig. Referent gesteht, dafs manche der gewählten Nachdichtungen allerdings geeignet sind, dies zu bekräftigen, vor allem die mifsglückte Nachdichtung des Hugoschen *Lorsque l'enfant paraît*. Warum in aller Welt hat Br. die gelungene Übersetzung Freiligraths nicht gewählt? — Doch wäre es ungerecht zu verschweigen, dafs ein grofser Teil der hier neu veröffentlichten Nachdichtungen, mögen sie von Bretschneider selbst oder seinen im Vorwort erwähnten Mitarbeitern stammen, den Leser wirklich anspricht und das Original treu wiedergiebt. Interessant ist die Zusammenstellung mehrerer Verdeutschungen desselben Gedichts.

Dasselbe läfst sich von der sehr mannigfaltigen englischen Abteilung sagen. Für Burns' My heart's in the Highlands mufste natürlich Freiligrath genommen werden; doch hat der Verf. sonst auch neuere Werke benutzt, wie Beaulieu-Marconnay (vgl. des Ref. Anzeige Bd. LXXII, pag. 439) und ganz besonders A. Dennert. Man möchte fast sagen, dafs die gegebenen Übertragungen englischer Gedichte geschmackvoller sind als die der französischen.

Das nützliche und anregende Werkchen sei hiermit den Lehrern der neueren Sprachen und überhaupt allen Freunden der Poesie warm empfohlen.

Baden-Baden. Joseph Sarrazin.

Shakespeare-Notes. By F. A. Leo. London, Trübner & Co., 1885. VIII + 120 p.

Wie im verflossenen Jahre Elze im zweiten Bande seiner Notes on Elizabethan Dramatists, so hat in diesem Jahre der um die Shakespeare-Forschung hochverdiente Verfasser des vorliegenden vorzüglich ausgestatteten Buches seine gröfstenteils in deutschen und englischen Zeitschriften zerstreut erschienenen Emendationen und Konjekturen zu dunklen und schad-

haften Stellen des Shakespeareschen Textes in einem Bande gesammelt herausgegeben. Von diesen der grofsen Shakespeare-Gemeinde höchst willkommenen Bemerkungen, dem Resultate mehr als dreifsigjähriger Forschung, indem schon 1853 in desselben Verfassers für den deutschen Text bearbeiteten „Beiträgen und Verbesserungen zu Shakespeares Dramen nach handschriftlichen Änderungen“ Besserungsvorschläge zum Originaltexte gemacht worden, sind viele schon durch das Jahrbuch der deutschen Shakespeare-Gesellschaft bekannt geworden, wo jüngst (Jahrgang XX. Weimar 1885, p. 149—171) in äufserst praktischer Weise ein auch separat mit englischem Titel erschienenes „Verzeichnis noch zu erklärender oder emendierender Text-Lesarten in Shakespeares Dramen“ durch den unermüdlichen Forscher herausgegeben worden ist; andere Noten erscheinen hier mehr oder weniger ausführlich in verbesserter Gestalt, wiederum andere, die bisher noch nicht bekannt waren, treten jetzt zum erstenmal an die Öffentlichkeit.* Während in Bezug auf äufseren Umfang Hamlet und demnächst Coriolan den meisten Raum einnimmt, fällt die Mehrzahl der mit Geist und Scharfsinn entwickelten Emendationen auf Coriolan (44) und Hamlet (14). Aufser zum Coriolan und Hamlet sind noch zu folgenden 18 Stücken Shakespeares Noten mitgeteilt: Macbeth, Timon, Lear, Romeo and Juliet, Othello, Julius Cæsar, Midsummer-Night's Dream, The Two Gentlemen of Verona, Merry Wives, Comedy of Errors, All's Well, Antony and Cleopatra, Measure for Measure, 1 King Henry VI, Taming of the Shrew, Love's Labour's Lost, The Tempest, wobei der Text an der Spitze jeder Note nach der ersten Folio-Ausgabe resp. einer der späteren Folios oder Quartos citiert wird, sonst geschieht die Zählung der Zeilen nach der üblichen Globe Edition. Bei Beseitigung der Monstra im Texte ist stets ein konservatives Verfahren gegen die Überlieferung zur Anwendung gebracht und eine Änderung oder Besserung der dunklen Stelle nur nach gewissenhafter Prüfung des Zusammenhanges im Sinne Shakespeares bewirkt worden.** Die früheren Angaben sind einer genauen Revision unterzogen worden; so, wenn im Jahrbuch (XIX. Jahrg., p. 265 ff.) zu der zweiten Stelle aus Love's Labour's Lost angegeben war V, 2, 95—97, ist hier in den Notes p. 10 V. II. 295—297 korrigiert, dazu ist die Lesart der Quarto-Ausgabe von 1598, die im Jahrbuch als vailing cloudes, F und Q von 1631 als vailing clouds steht, hier zu varling clouds (Q 1598) und vailing clouds (F und Q 1631) gebessert, oder wenn ebenda zum Tempest 2 Henry VI 1 gedruckt war, steht hier p. 1 2 Henry VI, V. 1. Die Korrektheit und Sorgfalt des Druckes verdient noch besonders anerkannt zu werden. Kurz, das obige Buch, dessen Hauptinhalt schon bei früherem Erscheinen wohlverdienten Beifall gefunden hat, ist auch in gegenwärtiger Form dankbar und mit Freuden zu begrüfsen, und man mufs wünschen, dafs der Verf. auch fernerhin zur Lösung der noch übrigen Probleme der Shakespeare-Kritik beitragen möge.

Über Lautphysiologie und deren Bedeutung für den Unterricht. Von Dr. Hermann Breymann. München und Leipzig, 1884. 32 S.

In der vorliegenden klar und anregend geschriebenen kleinen Schrift lenkt der Verfasser abermals die Aufmerksamkeit auf die bisher im Unter-

* Die Schrift: „Hard Knots in Shakespeare. By Sir Philip Perring, Bart. London, Longmans & Co, 1855“ ist dem Ref. noch nicht bekannt.

** Nur tiefes und gleichzeitig vielseitiges Wissen führen auf glückliche Konjekturen; so hat die bekannte physiologische Beobachtung, dafs die Engländer oft r = w, also labialisiert sprechen, auf eine interessante Lesart in Romeo und Julie geleitet.

richte wenig beachtete Lautphysiologie, die in letzter Zeit viel Anhänger gefunden hat, nachdem zuerst in England von Sweet auf die Bedeutung derselben für die Schule hingewiesen worden ist. Mit beredten Worten beklagt er die Mifsverhältnisse des neusprachlichen Unterrichts an den höheren Lehranstalten Bayerns, was auch auf Preufsen Anwendung findet, geifselt die erbärmliche, in der Schule eingeimpfte Aussprache der Studierenden der neueren Sprachen, die ohne theoretische Vorbildung durch die Praxis bei einem kurzen Aufenthalte im Auslande nicht gebessert werden kann, hebt den grofsen Unterschied zwischen dem gesprochenen Laut und dem Schriftzeichen ganz besonders hervor, giebt Bemerkungen über die Entstehung und Entwickelung dieses Zweiges der Wissenschaft, behandelt ihr Verhältnis zur allgemeinen Sprachwissenschaft, ihre Aufgaben und ihre Ziele, warnt betreffs der Methode der modernen Sprachen vor Nachahmung des Schlendrians in den klassischen Sprachen und betont zuletzt, dafs die moderne Grammatik nicht mehr mit den Schriftzeichen, dem Alphabete zu beginnen hat, sondern mit Aufzählung und Erklärung der Sprachlaute. Dies ist in kurzen Zügen der Hauptinhalt der mit vielen bibliographischen Nachweisen versehenen polemisierenden Schrift, welche zur Verbesserung der Lehrmethode der neueren Sprachen wesentlich beitragen wird, und Ref. bedauert nur, dafs an dieser Stelle erst jetzt auf die Bedeutung derselben hingewiesen wird, nachdem sie schon im Pädagogischen Archiv 1885, S. 108 ff. und in Kölbings Englischen Studien VIII, S. 341 ff. gewürdigt worden ist.

William Forrests Leben und Werke. Von Paul Kiene. Kempten 1885. 72 S.

Bisher waren nur einige Werke William Forrests in Deutschland bekannt. Die obige Programmabhandlung, welche die Prolegomena zu einer künftigen Gesamtausgabe bildet, soll ein Bild des Dichters nach allen seinen Werken geben. Demgemäfs handelt die von Horstmann inspirierte Arbeit zuerst vom Leben des Dichterlings, und wir erfahren in diesem Abschnitt Näheres über seine äufsere und innere Entwickelung, sein Verhältnis zu den Zeitgenossen, seine Stellung als Geistlicher zur Kirche, seinen Charakter, seine Bildung, seinen Stil u. s. w. Hieran schliefst sich eine Analyse der einzelnen, nicht eben originalen Werke: 1) Pleasaunt Poesye of Princelie Practise; dies interessante Gedicht ruht auf der Grundlage des Pseudo-Aristotelischen Secretum secretorum, das in den Vulgärsprachen mehrfach Bearbeitung gefunden hat. 2) Psalmes of Dauid in Meeatre. 3) A New Ballade of the Marigolde. 4) Pater Noster and Te Deum. 5) Grysilde the Seconde. Diese von Macray 1875 herausgegebene Erzählung von der geduldigen Griseldis, die schon im Mittelenglischen bearbeitet worden ist, auch in Deutschland im 15. Jahrh. durch Albrecht von Eyb beliebt war, hat der Dichter dem Lateinischen des Petrarca entnommen, der Boccaccios Novelle nacherzählt hat. Kiene meint fälschlich, die Ansicht, die Griseldis rühre von Petrarca her, sei durch Chaucers Verse zum Prolog zu The Clerk of Oxenford's Tale in England allgemein gewesen. 6) Oration Consolatorye. 7) History of Joseph. Diese Lebensgeschichte des Sohnes Jakobs beruht auf der Bibel, Robert Grosseteste und apokryphen Berichten. 8) Life of the Blessed Virgin Mary. Hier ist vielerlei Fernliegendes, manches Abgeschmackte ohne rechten Zusammenhang nach den verschiedenartigsten Quellen zusammengearbeitet. Eine Scheidung dessen, was Forrest geschrieben, von den Gedichten anderer Verfasser ist aus der Inhaltsangabe nicht recht ersichtlich. Die Gedichtsammlung schliefst angeblich in der Hs. mit der von Ludorff in der Anglia VII veröffentlichten Theophiluslegende. Zuletzt führt Kiene verlorene Werke des Dichters auf. Endlich ist ein dritter Abschnitt den Manuskripten und ein vierter den bibliographischen Nachweisen von der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts bis auf die Gegenwart

gewidmet. Möge der Verfasser der obigen summarischen Übersicht die Werke Forrests im Einzelnen und nach ihren Quellen durchforschen und nach dieser Vorarbeit die der Herausgabe würdigen ganz oder in Auswahl durch den Druck bekannt machen.

Zur Geschichtsforschung über die Romänen. Historisch-kritische und ethnologische Studien von V. Maniu. Deutsch von P. Brosteanu. 2. Auflage. Leipzig, Fr. Pfau, 1885. 168 S.

Unter den Geschichtsforschern an der Akademie der Wissenschaften zu Bukarest nimmt neben Frhrn. von Hurmuzaki der beste Kenner des rumänischen Volkes, Maniu, eine hervorragende Stelle ein. In der vorliegenden Schrift sucht derselbe die von magyarischen Geschichtsschreibern vorgebrachten tendenziösen, von politischem und nationalem Interesse geleiteten Ansichten über den Ursprung und die Herkunft der Rumänen zu widerlegen. Deshalb unterwirft er, um die von slavischen und siebenbürgisch-sächsischen Historikern geschaffenen Irrtümer zu beseitigen, die zur Ethnographie, Geographie und Philologie Rumäniens im Jahre 1880—81 erschienenen Fachschriften einer ausführlichen Kritik. Zuerst wird die Ansicht des Magyaren Rethy vom rumänischen Wortschatze im magyarischen Wörterbuche zurückgewiesen. Der Streit gipfelt in dem rumänischen Worte Biserica, das nicht der Balkanhalbinsel entstammt, wie Rethy darzuthun sucht, sondern das lat. Basilica ist; ebenso ist gegen Hunfalvy geltend gemacht, dafs das rumän. Mântuitoru ebenfalls aus dem Lateinischen (manu-tuitor* = Erlöser) stammt. Von den Bemerkungen zu L. Diefenbachs „Völkerkunde Osteuropas“ und zu Goldis „Latinität der romänischen Sprache“ abgesehen, verdienen die Erörterungen über die Cumanen und über Pičs Werk von der „Abstammung der Romänen“ hier besonders hervorgehoben zu werden, weil darin neues Licht über die vielbestrittene Herkunft des rumänischen Volkes verbreitet wird. Da obiges Buch sich mehr an Historiker wendet, so bleibt hier nur noch übrig, die deutsche Übersetzung des rumänischen Originals zu besprechen. Dieses deutschen Lesern zugänglich gemacht zu haben, ist das Verdienst Brosteanus. Jedoch mufs hier Einspruch erhoben werden gegen den Jargon des Buches, das von orthographischen Fehlern und sprachlichen Schnitzern wimmelt. Hier nur eine kleine Blütenlese: S. 1 heifst es: „im vorliegenden Studium“ statt in der vorliegenden Studie; Etnographie, etnischen, etnographischer statt Ethnographie etc. Slavische Worte und Namen erscheinen in verschiedener Schreibung, so S. 2: Miclossits, Miklossich, S. 150 Miklosich, dessen Gelehrsamkeit in drei aufeinander folgenden Sätzen dreimal gepriesen wird. Von der schwerfälligen undeutschen Participialkonstruktion und den langatmigen, die Lektüre erschwerenden Sätzen abgesehen, ist der Mangel an grammatischen Kenntnissen und die unkorrekte Wiedergabe von fremdsprachlichen Citaten zu tadeln. Hier mögen nur der Kürze halber die hauptsächlichsten Fehler unkorrigiert folgen: S. 2 und 48: die Mitteln, S. 4 Artikeln, Metropolie, S. 9 der Lexikon, Cæsari Traiani, S. 11 poliglotte, S. 13 den lat. vir, S. 15 erzälen, erwähnt — von dem (st. den); 16 erhoben auf dem Throne, in den kgl. Diplomen und Reskripte, Tribuse, 17 seinen — ihren (auf Volk bezüglich), 18 Chronikern, 20 archeologische, bizantinische, limbistische (st. linguistische, vom rumän. Limba = Sprache), 21 au discours historiques, 22 Finen, kalmukischen, 24 Kolege, Sellection, oficiösen, Anales etc., 25 Fantasie, unserer Delta, 27 étimologique, aprés, 28 galo-romanisch, 30 condicibus, Genesen (Plural von Genesis!), 24 Scythen, 30 skytisch, 33 Scytien, 31 arianischen, übergehn sie in, Aktion, Eindrange, 33 helenodorischen, Tanai, zugeschmeichelt, 26 Hunen, 28 Tribalier, 34 illirischen, 35, 48 Canto (st. Cantù), troisieme, ou, 36 Fonetismus,

37 fonetischen, Erwähnung macht von, 37 Ptolemeus, 39 Brutium, 42 Filologe, analitischen Filologie, 47 persanischen, 45 greco-lat., 48 philosofischen, Ortographie, de nous jours, litterature, l'ortographié, 49 Archeologie, 54 verschmelzt (für verschmolzen!), 59 Platus, 62 Mella, Salustius, 63 der Aposteln, hominem (st. hominum), 65 Michails, olimpischen, Opfern, 66 penati, velad prodigio procuranda; pena capitala, Konsule, 67 Molle, 68 antropologischen, Reassunmirung, 71 reasummirt (das Wort spukt im ganzen Buche), 70 phisischen, phisiologischen, 71 seine Sprache, den etc., 74 wie sie ihn auch die, 75 an einen, 76 Antizität, 78 unter die wolverdiente, 79 catalysme universell, Karakter, 82 Phylologie, 84 soll Gibbon geschrieben haben: They are surraundet etc., 85 laudatisimarum, in unseren Studium, 88 certase, Cicerones, 89 hodiequi. 92 trazischen, 93 Gebiethe, 97 Resunmé, 98 die Donau übersetzt, überging, 99 possesuri, 100 anum, 102 confussionem, 104 opud, 105 die Dichte, 108 die Seuchtigkeit, 110 linquæ, linqua, 111 der Namen, 114 lebte — Leben, Vasalität, castra militara, 115 Incorporirung, 116 nobilum, Aemtlichkeit, ämtliche, 117, 118 ist unverständlich: pure An die Fantasie! wort auf beidet Behauptungen etc., 18 Gebieten, rediderant nihilominus, 119 univirsis, 122 perceptores domesticis, 124 Hügeln, 126 Valachen indigen oder inquilini, 127 die Comes, castra stative, 129 castra mansivæ, 130 Matheas, Universität, 132 Teutonis hospites, 133 Monte aventin, 136 Mihail, 137 Inocentius, 138 Lehrjünger, Hergott, 139 mistifiziren, 143 säkelarisirt, 144 Mommsen der grofse Romanist, Helenismus, Helas, in Peloponés. 145 Inscriptionen, 147 Tirannen, 146 Suverreinität, 149 Visi-Goten, 157 Vestiglia, 159 Attinentien, Attinenzen, 166 Zweifeln, 167 ihre (st. seine) u. s. w. Kurz, es ist nur zu verwundern, dafs der deutsche Setzer dem Übersetzer aus der zweiten Auflage nicht mehr Fehler herauskorrigiert hat! So schlechtes Deutsch wird sonst in Carmen Sylvas Land nicht gesprochen und geschrieben.

Praktische Grammatik der Romänischen Sprache für den Schul- und Selbstunterricht. Von J. Cionca. Dritte verbesserte und vermehrte Auflage. Bukarest 1885. 188 S.

An jeden Grammatiker einer modernen Sprache mufs die Anforderung gestellt werden, dafs er die Sprache, in welcher er schreibt, meist seine Muttersprache, und diejenige, über welche er schreibt, nach allen Seiten vollständig beherrscht, und dafs er den Bau derselben systematisch zu entwickeln versteht. Der Herausgeber der vorliegenden rumänischen Grammatik, Lehrer der rumänischen Sprache in Bukarest, hat dieselbe in deutscher Sprache abgefafst. Dieser Umstand mufs bei der Beurteilung im Folgenden berücksichtigt werden. Die erste Auflage dieses Buches erschien 1879, die zweite 1880 und die vorliegende dritte 1885. Schon hieraus geht hervor, dafs dasselbe Beachtung und Verbreitung gefunden hat. Indes mufs bemerkt werden, dafs die Grammatik auch in der dritten Auflage trotz aller Sorgfalt und des Bestrebens des Verfassers, dem Anfänger nur durch Mitteilung der wichtigsten Regeln die Mühe zu erleichtern, lange noch nicht den Grad von Vollkommenheit besitzt, den sie besitzen soll. Der erste Abschnitt behandelt die Aussprache und Orthoepie in möglichst knappem Umrifs; der zweite, die Formenlehre (die nicht mit Etymologie identisch ist, wie der Verfasser anzunehmen scheint), bildet mit den Übungsstücken den am ausführlichsten behandelten Teil; der dritte, ebenfalls mit Aufgaben, erstreckt sich auf die Syntax; der vierte bringt eine Aufzählung von Substantiven gemischten Geschlechts mit den Endungen e oder ri oder beiden Formen im Plural nebst einer Sammlung der gebräuchlichsten Wörter und zwei Gedichten mit gegenüberstehender Übersetzung. Dieser Anfang des vierten Abschnittes (S. 163—167) kann der grammatischen Einteilung zufolge

keinen selbständigen Teil bilden und gehört in die Formenlehre, während die Wörtersammlung mit einzufügenden Überschriften der Vervollständigung bedarf. Im Anschluſs hieran ist eine weitere Auswahl von einzelnen Stücken aus der rumänischen Litteratur wünschenswert, jedoch ohne deutsche Übersetzung. Auch die persönlichen Fürwörter stehen an unrechter Stelle. Von den Fehlern in der dritten Auflage, in welcher nunmehr statt der phonetischen die Orthographie der rumänischen Akademie befolgt ist, mögen hier die folgenden behufs Verbesserung in einer neuen Auflage genannt werden, ohne die Liste derselben zu erschöpfen. Der Verfasser spricht S. 10 mehreremal vom „cyrilischen“ Alphabet statt cyrillischen; die fünf Druckfehler im Verzeichnis weisen keine Korrektur auf; ebenda ist zu verbessern „der gelehrte Mann“ in der Gelehrte. Das Lateinische ist zur Vergleichung wie bei den Konjugationen viel zu wenig herbeigezogen worden. S. 12 steht Diphtonge und Triphtonge statt Diphthonge etc.; ebenda vem st. wem, S. 13 butoiŭ, 174 butoiulŭ das Fassel st. Fäſschen; S. 19 die Sesseln st. Sessel. S. 20 ist die Bezeichnung „uneigentümlicher Artikel“ st. articulŭ impropriŭ unpassend, besser: uneigentlich. S. 22 sollte pre beim vierten Kasus als Präposition erklärt sein. S. 23 in der Ausnahme ist die Bezeichnung die „abänderlichen“ Redeteile unrichtig statt „veränderlichen“ oder „flektierten“. S. 28 steht Löfel st. Löffel. S. 30 ist eŭ amŭ cantatŭ nochmals wie S. 24 konjugiert; ähnliche Wiederholungen finden sich an anderen Stellen, so S. 60 pana, S. 97 la câteore este? u. a. Die Bezeichnungen beim Verbum S. 62, 64, wie „Mitvergangenheit“, „Längstvergangenheit“, „Vorzukunft“, „Mittelwort“ (wofür S. 88 „Particium“ steht), ebenso „thätigunübergehende“, „zurückführende“ Verba sind in die geläufigeren Ausdrücke abzuändern. In der Wahl der richtigen deutschen Wortbedeutungen zeigt sich der Verf. mehrfach in zu groſser Abhängigkeit von dem rumänisch-deutschen Wörterbuch des Arztes A. Polysu, oder von der Grammatik Barcianus (3. Auflage, Hermannstadt 1871). So steht S. 171 wie bei Barcianu das Wort covrigulŭ die Bretze. 174 ochelarii die Brillen; sapa die Haue st. Hacke; 176 măcelarulŭ der Fleischhacker, besser der Metzger. Noch sei bemerkt: S. 108 die Cedile st. Cédille; 131, 169 die Ostern, die Pfingsten st. Ostern; 145 verkennten st. verkännten; 159 Mihaels neben Michaels, Termopylen st. Thermopylen, 160 Tucidides st. Thucidides, 159, 160 Stefan neben Stephan, 161 Analen st. Annalen; 175 die „Astromie“; 164 prundulŭ die „Schotlerinsel“ st. Sandinsel. 166 stogulu Fruchtschober; 167 Betzeug st. Bettzeug: das Eidotter, besser der: coborisulŭ der Absteig. 168 pêrlapulŭ der Zaunsteig; suisulŭ die Aufsteigung; 169 Maria Himmelsfahrt st. Mariä Himmelfahrt. 171 „geräuechertes“ st. geräuchertes. 174 canaua die Pipe; 176 Dumitru Demeter; Mathäus st. Matthäus; Sava Sabbas. 178 Löve st. Löwe; 179 Zinsenrechnung st. Zinsrechnung; Erheben auf das Quadrat st. ins Quadrat; Durchschneidungslinie st. Sekante; 180 zahnarm st. zahnlos; die Walle st. Wale; Valtasche Säule st. Voltasche; 181 der Barometer, besser das; Saurstoff st. Sauerstoff. S. 126 steht unter den „ziellosen Zeitwörtern mit dem Dativ der Person“: a-ĭ fi cuiva fóme etc. = Jemand hungrig sein. S. 126 amŭ grije de ceva. ich sorge für etwas, steht nicht in Einklang mit 127 ich sorge „auf“ etwas; ebenda: ich frage Jemanden um etwas statt nach. S. 161 ist plaesii mit „Grenzer“ übersetzt, besser wie 158 Grenzwächter. S. 51 findet sich pedépsa = Strafe u. s. w. Schliefslich ist noch zu wünschen, dafs der Verfasser sich mit den neueren Ergebnissen der Lautphysiologie bekannt machen und dieselben in der Lehre von der Aussprache bei der nächsten Auflage seiner Grammatik verwerten möge.

Gaspey's English Conversations, social, commercial, historical, literary, etc. Ein Hilfsbuch zur Übung in der englischen Umgangssprache. Neu bearbeitet von Dr. Emil Otto. Heidelberg, J. Groos.

Aus einem vorangeschickten „Advertissement" (beiläufig gesagt ein uns unbekanntes Wort) erfahren wir, diese Gespräche „may advantageously be learned by heart, may serve as reading exercises, or be employed for dictation." Aus 231 Seiten nehmen jedoch die eigentlichen Gespräche nur 26 Seiten (Part I) ein. Der zweite und der dritte Teil bestehen einfach aus sehr oberflächlichen Lektionen in allgemeiner Geschichte und englischer Litteratur, wobei der Lehrer fast fortwährend spricht und der Schüler nur die nötigen Fragen stellt, um jenen im beständigen Redefluſs zu halten, oder, wenn man die Rollen anders verteilen will, wäre das Ganze als ein längeres Examen seitens des Lehrers zu betrachten. Der vierte Teil heifst „Every-day Life" und enthält sechs Abschnitte in Komödienform. Daran schliefst sich ein Appendix mit dramatischen Scenen aus Shakespeare, Otway, Goldsmith, Sheridan und Tobin, die alle an und für sich vortrefflich sind, aber in einem Konversationsbuch etwas „out of place" erscheinen. Im ganzen genommen hat das Buch viel Gutes, nur für einen treuen Spiegel der englischen Umgangssprache kann es nicht gelten. Der Stil ist meistens gut, die Sprache korrekt; nur müssen wir einen entschiedenen Protest gegen solches Englisch, wie das hier folgende, einlegen:

Mr. B. Many a lark we had together, and many a set-to. Do you remember when I gave you such a glorious pair of black eyes? They were bunged up for a week.

Mr. A. Yes, but first I gave you a precious rap on the nose.

Mr. B. To be sure you did! You tapped my claret in fine style, etc.

Die Sprache der Londoner blackguards und blacklegs überläfst der gebildete Engländer dem niedrigen Pöbel und den schriftstellerischen Damen der Miss-Braddon Schule, die in diesem ekelhaften Slang wahre Meister sind. Auch können wir nicht umhin, auf den untenstehenhen Passus aufmerksam zu machen, in welchem der Herausgeber die Gelegenheit nimmt, seine eigenen Werke zu empfehlen:

Teacher. Have you ever learnt German?

Pupil. Yes, I speak it a little. I learnt it in Dr Otto's Conversation Grammar; and have translated the greater part of the Exercises.

Teacher. I am glad to hear it. It will materially facilitate your studies.

G. Boyle.

Miscellen.

Karl Vogt und die Lateinschrift.

Von Thaddäus Devidé.

„Das Herkommen", sagt J. F. Kräuter, „mag über viele Dinge eine unumschränkte Gewalt ausüben; es mag in den Augen der allermeisten Menschen den ärgsten Unsinn heiligen und unanfechtbar machen; es mag jeden, der ihm zuwider handelt, mit dem Gelächter, dem Spotte, der Wut der gedankenlosen Menge strafen; es mag jedermann, ohne Ausnahme, zwingen, sich in Thun und Lassen nach ihm zu richten, und zwar um so unerbittlicher, je weniger es irgendwie begründet ist. Aber dadurch läfst sich der freie Gedanke, das Recht unbefangener Prüfung nie verkümmern; er kann sich nie dazu verstehen, das Gebräuchliche ohne weiteres auch als das Richtige anzuerkennen." Hat nun eine sachliche, wissenschaftliche Prüfung ergeben, dafs das Gebräuchliche verkehrt ist, so kann die Abweichung von demselben kein Grund sein, irgend etwas zu verdammen, um so weniger, wenn, wie in orthographischen Dingen, das Übliche nachweislich starken Veränderungen unterworfen ist und also den Heiligenschein ewiger Beständigkeit durchaus nicht beanspruchen kann. Wenn es erwiesen wurde, dafs die Grundsätze einer phonetischen Orthographie statt Thier, Muth, roth die Wortbilder Tir, Mut, rot fordern, so mögen letztere die Gewohnheit des Auges sehr stark verletzen und deshalb der Menge die Gelegenheit zu den fadesten Witzeleien und dem albernsten Geschwätze bieten: die Theorie dürfte sich dadurch nicht beirren lassen. Verwirft etwa der Astronom den Satz von der Drehung der Erde, weil jeder, welcher tieferes Nachdenken verschmäht und beim oberflächlichsten Anschein stehen bleibt, es abgeschmackt findet, anzunehmen, dafs der feste Boden, auf dem er ruhig steht, das Sinnbild der Unerschütterlichkeit, mit rasender Geschwindigkeit durch den Weltraum dahinfliege? Bislang war der Schreibgebrauch von der Willkür und Laune des Zufalls, der Buchdrucker und der Schulbehörden abhängig; die alten Fehler wurden mit grofser Zähigkeit beibehalten, daneben aber auch infolge der bei Gelehrten und Ungelehrten herrschenden Unwissenheit und Vorurteile in orthographischen Dingen neue Fehler eingeschmuggelt.

Wilhelm Wackernagel meinte jeden noch so überflüssigen Strich unserer seit Adelung üblichen Schreibung festhalten zu müssen. Gewohnheit, Kleinmut, Eigensinn, Starrheit und Widerspruchsgeist treten der Orthographiebewegung entgegen und verteidigen die unvernünftigsten und zopfigsten Schreibungen, wie die Mutter den ungeratenen Sohn. Man kümmert sich wenig um das Widersinnige, Unpädagogische des Schriftbildes, sobald

das Auge daran gewöhnt ist. — Der Gelehrsamkeit ist, wenn sie von hergebrachten und liebgewordenen Vorurteilen nicht lassen will, alles möglich. Bewegt sich die Erde? Nein, sagte noch Tycho de Brahe mit dem gröfsten Aufwande scharfsinniger Gelehrsamkeit, und Scipio Chiaramonti schrieb gegen Galilei: Die Tiere, die sich bewegen, haben Glieder und Muskeln. Die Erde hat keine Glieder, keine Muskeln, also bewegt sie sich nicht. Engel sind es, welche Saturn, Jupiter, die Sonne u. s. w. in Umlauf bringen. Wenn die Erde kreist, so mufs sie also in ihrer Mitte einen Engel haben, der sie in Bewegung setzt, aber dort wohnen nur Teufel, und es wäre demnach ein Teufel, welcher der Erde ihre Bewegung verleihen würde."

In einem Aufsatz über „Klopstocks orthographische Reformbestrebungen und ihre Bedeutung für die Gegenwart", macht uns Dr. Muggenthaler mit einer Rede bekannt, welche 1779 gegen die orthographischen Neuerungen Klopstocks in der bayerischen Akademie der Wissenschaften gehalten wurde. Die Freunde „süfser Gewohnheit" können schon am Titel dieser Rede ihre Freude haben: „Deutschlands belletristisches goldenes Jahrhundert ist, wenn's so fortgeht, so gut als vorbei" Rede von Ludwig Fronhofer, Professor, Hofrats-Sekretär und der kurfürstlichen Akademie Mitglied. In dieser Rede heifst es: „.... und nun treibt er's noch weiter und liefert uns heuer mit einemmal eine groteske Orthographie, darob man vor Erstaunen aufser sich geraten möchte, und darüber ein Gelehrter den anderen fragt: ‚Wie, ist's auch gewifs, dafs das Klopstock gethan?' Wenn ich Männer, die nichts davon gesehen, frage, was sie dazu sagen, wofern ich ihnen im ‚verwechseln' statt des v ein f und statt des ch ein x, kurz ferwexeln hinsetzte, tut, firtel, files, Or statt thut, viertel, vieles, Ohr schreibe, so werden die meisten schreien: ‚Auf diese Art ungefähr schreiben unsere Weiber und Handwerker, wie wir auf Küchenzetteln und Schuhmacher- oder Schneider-Kontos sehen können.' Es ist aber diesen guten Leuten wohl nicht zuzumuten, anders als geradeweg nach der simplen, oft noch dazu falschen Aussprache zu schreiben, da sie in den Schulen keine oder zu wenig Anleitung in der Rechtschreibung erhalten haben." — „Also gute Nacht, Etymologie und Analogie! Gute Nacht, allgemeiner Gebrauch der besten Schriftsteller. Wir haben nach Klopstock nur eine einzige Regel mehr nötig: die Aussprache." Die orthographischen Neuerungen findet der bayerische Akademiker ebenso überflüssig wie die „alberne Antibuchstabiermethode", welche zum Zwecke des Geschwindlesenlernens angestrebt wird.

Damit ist die Lautiermethode gemeint, welche Valentin Ickelsamer schon im Jahre 1534 anstrebte, und welche erst nach dreihundert Jahren in Österreich Eingang fand; in Frankreich und England aber war noch vor einem Decennium die Buchstabiermethode in Anwendung. Das war ein schrecklicher Frondienst für den Lehrer und eine Marter für das Kind. Man prägte zuerst die Buchstaben des Alphabetes mit ihren Namen ein und lehrte dann die Zusammensetzung und Aussprache derselben in den Silben und Wörtern. Das Wort „Masse" z. B. buchstabiert man em, a, es, es, e; wenn es dann galt, die Buchstaben zusammenzuziehen und auszusprechen, gab es naturgemäfs die gröfsten Schwierigkeiten. em (m) und a konnte der Schüler nicht anders als „ema" aussprechen; das Wort Masse wurde dann zum Satze ema, es, ese. — Man hat den Buchstaben Namen gegeben, welche mit der Natur ihrer Laute im Widerspruche sind. Dasselbe gilt vom Französischen und vom Englischen, z. B. „double-you- aitsch-eye-see-aitch is which; Tea-are-you-tea-aitch is truth; Gé-igrec, emme-enne, a, es-e, e — c'est gymnase."

Und diese wahnwitzige Lese-Lehrmethode fand ihre Verteidiger, welche die natürliche und vernunftgemäfse Lautiermethode albern nannten, blofs weil sie der überkommenen und hergebrachten entgegen war, gerade so, wie Herr Karl Vogt für die „h" hinter dem t seine Lanze einlegt, als Paladin für völlig nutzlose, von ungeschickten Schreibern eingeführte Deh-

nungszeichen. Es ist ihm schrecklich, das Wortbild Säugetier ohne h (hinter dem t) zu sehen, er weifs nichts damit anzufangen; das Werk, das er geschrieben, er erkennt es nicht wieder und kann es nicht erkennen, seitdem das h aus dem Satze verschwunden und aus dem Säugethier ein Säugetier geworden ist. Das ist ja gar kein Tier mehr! Hätte der gelehrte Verfasser der „Säugetiere“ sein Werk in Österreich drucken lassen, der Schmerz, seine Tiere so verstümmelt zu sehen, wäre ihm erspart geblieben. Wir besitzen gottlob noch eine Menge von Dehnungsarten, wie sie dem Auge der Liebhaber veralteter Schreibungen wohlgefällig erscheinen. Dehnungen vor dem Vokal, hinter dem Vokal, dann Dehnungen weder vor noch hinter dem Vokal, sondern nach dem folgenden Konsonanten und sogar Doppeldehnungen wie in Thier, stiehlt, befiehlt u. a. m. Wie man sieht, wird in Österreich das i in Thier durch das h von vorn und durch das e von hinten gedehnt. Das ist doch gar zu hübsch; in Deutschland aber existiert eine Verordnung, welche Herrn Karl Vogt so grofses Leid bereitet, dafs er der Welt davon Kunde geben mufste, und diese Verordnung Puttkamers verbietet, das „Tier“ anders als von hinten zu dehnen.*

Karl Vogt teilt der Welt seinen festen Entschlufs mit, nicht über den Graben springen zu wollen; er bleibt auf der spitzigen gotischen Schrift und auf dem anti-puttkamerschen h sitzen, er will weder seine Schrift wechseln, noch rot, tot, Not und Kot schreiben. Freilich, wissenschaftliche, sachliche Gründe hat er weder für das eine noch das andere angegeben, ihm genügt hier die Autorität Bismarcks, diese ruft er an; den gewaltigen Namen gebraucht er als Schild, mit dem er die eigene Blöfse zu decken wähnt.

Merkwürdig! Der eiserne Kanzler, welcher als Politiker das ganze Jahrhundert überragt, wurde gerade von Vogt wiederholt seiner Politik wegen angegriffen, und während Bismarck wohl selbst zugeben wird, dafs seine Abneigungen gegen orthographische Veränderungen rein subjektiver Natur sind und keinen Anspruch auf Wissenschaftlichkeit und Objektivität machen, macht ihn Vogt gerade hierin zur Autorität. Bismarck hat nie gesagt, dafs er z. B. das Dehnungszeichen „h“ aus irgend sachlichen Gründen erhalten wissen will, sondern nur, weil er die alten Schreibweisen gewohnt ist. Das durfte Bismarck sagen, aber niemals ein Karl Vogt, der Mann der Wissenschaft, der selbst gegen das Herkömmliche, Zopfige wacker gekämpft und gestritten, und der seinen 1851 erschienenen „Untersuchungen uber Tierstaaten“ das Motto an die Stirne setzte:

Jungen und Alten zu Fromm und Nutz
Und den Professoren zum Trutz!

Den Professoren und Akademikern zum Trutz verlangte Klopstock die Entfernung des h aus der früheren th-Schreibung. Mit Recht! Das th wird im Deutschen nicht anders als wie t ausgesprochen (treten, Tränke, Träne).

Wieso das h hinter das t kam, das wissen selbst die Historiker auf orthographischem Gebiete nicht. Wahrscheinlich ist dies irgend einer mafsgebenden Persönlichkeit im Dehnungsdrange — absichtlich oder unabsichtlich — entfahren, andere haben es nachgemacht, und seitdem gehört es zu den Zierden unserer Dehnungsarten. An das Schriftbild Heimat, Heirat wird sich auch schon das Auge Karl Vogts gewöhnt haben. Früher schrieb man diese Wörter mit h, bis man einsehen lernte, dafs sich auch ohne h ebenso gut heiraten lasse.

Jeder hat aus seiner Kindheit die Erfahrung mitgenommen, dafs er die

---

* Das h in Thier hat auch nicht einmal historische Berechtigung; im Ahd. wurde Tior, im Mhd. Tier geschrieben. (Fricke.)

Orthographie lediglich auf mechanischem Wege, auf dem Wege der langsam kriechenden Routine sich angeeignet, sein Auge sich eben allmählich an die immer in gleicher Gestalt wiederkehrenden Schriftzeichen gewöhnt hat.

Die Orthographie wird daher angelernt, nicht erlernt, und wo wir auf einen Verstofs gegen die gewohnte Schreibweise treffen, z. B. rot, Not, Kot, da fühlt sich das Auge des Laien beleidigt, nicht im sprachwissenschaftlichen Sinne; das Ungewohnte frappiert. Die widersinnige, lügenhafte, den Geist abstumpfende Recht- oder vielmehr Nichtrechtschreibung, welche die einfachsten und natürlichsten Dinge nicht unterscheidet und dagegen das Gedächtnis mit einem geradezu ungeheuren Wuste von Buchstabengruppierungen überschüttet, fand von jeher und findet auch heute ihre Verteidiger in allen Berufsklassen. — Es giebt Gründe für alles; es giebt keinen Lehrsatz, der sich nicht beweisen, keinen Mifsbrauch, der sich nicht rechtfertigen liefse. Man kann beweisen, dafs die Folter kein verabscheuungswürdiges Verfahren sei; die Mehrzahl der Ketzerrichter war von der Unermefslichkeit des Dienstes durchdrungen, den sie ihren Mitmenschen leistete, ebenso wie unsere unfehlbaren Schulorthographen. In einem Vortrage über die Resultate der Sprachwissenschaft, gehalten in der Universität zu Strafsburg, erzählt Max Müller, dafs ein bekannter englischer Geistlicher, der allen Reformen, selbst der der englischen Orthographie, abhold war, behauptete, die fürchterliche englische Orthographie bilde die beste psychologische Grundlage der englischen Orthodoxie: ein Kind, welches einmal glaubt, dafs through wie thru, though wie dho, rough wie röff ausgesprochen werde, später alles glauben werde, was man ihm sage. — Der Professor der Theologie eines englischen College erhielt von einem früheren Alumnus, der eben Dorfpastor geworden, einen Brief mit mehreren — der Altorthographie nach — groben Fehlern. Schleunigst berief der fromme Herr sämtliche Studenten zu einer Betstunde und forderte sie auf, inbrünstig zu beten, dafs ihre Alma mater künftig vor solcher Schande bewahrt bleiben möchte. Minder ernst hat Robespierre orthographische Fehler aufgefafst. Nach Empfang eines Drohbriefes, der mit den Worten begann: „Zittere Thirann!“ sagte Robespierre: „Der Mann ist mir nicht gefährlich.“ Ein englischer Kaufmann, zur Unterstützung der orthographischen Reform aufgefordert, entgegnete: „Durch eine bequeme Orthographie wird die Masse der landwirtschaftlichen Arbeiter zu sehr aufgeklärt, zur Unzufriedenheit mit ihrem Lose, schliefslich zur Rebellion gegen ihre Herren verführt werden.“ Die schlimmsten Tauben, sagt der Franzose, sind die, welche nicht hören wollen. Was soll man aber gar zu denen sagen, die sehen und doch nicht sehen wollen und sich der Erkenntnis der Thatsachen verschliefsen. Wie schädlich das ganze irrationelle Wesen unserer Schreibung mit den falschen verlogenen Wortbildern auf die Schuljugend und damit auf unser Volk wirken mufs, leuchtet ein, und wer noch nie darüber nachgedacht, der versetze sich von seinem egoistischen Standpunkte an die Stelle der heranwachsenden Jugend. Bei dem Studium des veralteten und verrotteten Systems, mit den Absurditäten, mit welchen abergläubige Historiker und abgeschmackte Philologen in alter und neuer Zeit die Schreibung vergifteten, hat das Gedächtnis allein Geltung; die Vernunft kann nicht leiten, im Gegenteil, man mufs jeden Augenblick dem gesunden Menschenverstand entsagen und auf alles Denken, auf jeden Analogieschlufs Verzicht leisten. Blindlings mufs man dem hergebrachten Brauch folgen, welcher fortwährend durch seine Inkonsequenz verblüfft. Jeder, wenn er auch nicht Pädagog ist, mufs zugeben, dafs es nichts Schädlicheres, nichts Beklagenswerteres giebt, als dafs gerade das erste und längste Studium der Jugend ganz unvereinbar mit dem Denkvermögen ist.

Die Einführung einer lauttreuen Orthographie ist vom pädagogischen Standpunkte ein Ereignis, wie seit Pestalozzis und Fröbels Auftreten kein

segensreicheres zu verzeichnen ist. Aber die Unbekanntschaft des Volkes mit den Mängeln der alten und den Vorzügen phonetischer Schreibung hemmt überall den Schritt: der Stolz und der Eigensinn der Gelehrten, welche trotz der gegenteiligen Ansichten eines Max Müller, Henry Sweet, Al. Ellis und anderer Sprachforscher ihre durch nichts gerechtfertigten historischen und etymologischen Bedenken festhalten, bauten Barrikaden gegen die Reformen; Eigenliebe, Übelwollen und Bequemlichkeit verfolgen mit Spott und Hohn die Reformer; der Patriotismus selbst wird wachgerufen gegen den gewissenlosen Angriff auf die liebe alte Orthographie und die Eckenschrift der Mönche. — „Der Gewohnheitsmensch hütet sich, im Nebel der Flachheit umzurühren," wie Fr. Ch. Vischer sagt, „das Messer der unterscheidenden Forschung an hergebrachte Vorurteile zu legen, er läfst lieber alles in der Brühe der Unbestimmtheit." „Das liebe Ich" liegt ihm am Herzen; das Wohl und Wehe des nachwachsenden Geschlechtes, die Zukunft der künftigen Generation sind ihm gleichgültige Dinge. — Kann es wohl vernünftigerweise den Zorn erregen, wenn wir anstreben, dafs wir unsere Sprache lauttreu und einfach schreiben, wie es die Italiener, Spanier, Serben und andere thun? Lichtenberg erzählt von einem Manometer des berühmten Varignon, mit dem man beweisen kann, wie Männer, deren Ruhm einmal gegründet ist, Dinge sagen können, mit denen ein junger Anfänger sich auf Lebenszeit prostituieren kann.

Die litterarische Neigung hat schon manchen Gelehrten, ehe er sich dessen versehen, zum Polygraphen gemacht, der von Unwissenden und Halberfahrenen angestaunt wird. Der Polygraph wählt sich ein Thema, beleuchtet es mit seinem Lichtchen und schreibt dann in mehr oder minder witzigem Modestil seine Alltagsbemerkungen, die jeder Philister auch hätte machen, aber nicht so fafslich, so geistreich ausdrücken können. Dabei soll nicht der Gegenstand selbst beleuchtet werden, sondern dazu dienen, sich selbst zu zeigen. Man will glänzen und unterhalten, *c'est tout.*

Vogt benützt seine Mufsestunden, in zahlreichen Feuilletons die gelehrte und ungelehrte Menge politisch-naturwissenschaftlich zu unterhalten. Er profitiert von den aktuellen Fragen, sogenannten Zeitfragen, Zeiterscheinungen und Zeitströmungen mit ebenso viel Behagen als Geschick und Witz. Und so fielen ihm jetzt die angestrebten Erleichterungen für die Schuljugend zur Beute. Gewifs hätte Vogt dasselbe Thema im fortschrittlichen Sinne besprechen können, und es wäre ein gewichtiges Wort gewesen, das Vogt zu gunsten des Fortschrittes in die Wagschale der Gewohnheit hätte werfen können; wenn er es nicht gethan, wenn er im Gegenteil Klage führt, in seiner Gewohnheit gestört zu werden, wenn er zu hemmen versucht und Proselyten für die Sache des Stillstandes, des Rückschrittes macht, so drängt sich die Frage auf, wie dies wohl möglich ist? Die Antwort hierauf hat uns Karl Vogt in seinem geistreichen Aufsatz „Scheuleder" selbst gegeben. Nach seinen Forschungen, wie weit die ursprünglich nur für das Pferd bestimmte Erfindung der „Scheuleder" auf den Menschen zurückwirke, findet er sie auf dem moralischen und intellektuellen Gebiete mit Erfolg in Anwendung. „Dem Kinde werden die Scheuleder anerzogen, um sie fürs ganze Leben hindurch zu behalten. Die Schulprogramme haben das Eigentümliche, dafs stets nur zugefügt, nicht aber weggenommen wird. Man behält sorgsam allen alten Moder, um frische Pflanzen hineinzusetzen." Nun sollte man meinen, dafs diese an sich richtige Bemerkung zu gunsten der Entlastung der Schuljugend gemacht wurde, in Wirklichkeit dient sie nur dazu, gegen die Kolonialpolitik des Reichskanzlers zu polemisieren; er findet die Lage der Enkel gräfslich, weil sie aufser Latein und Griechisch auch die Ortsnamen in der Nähe des Äquators werden lernen müssen. Die unerlernbare Orthographie und der Nonsens des Einprägens von acht Alphabeten stören den Herrn Professor Vogt nicht im geringsten. Die orthographischen „Scheuleder" bewirken dies. Das von Vogt angegebene Merk-

mal, dafs man die Scheuleder trägt, ohne es zu wissen, stimmt hier in auffallender Weise, und seine Polemik gegen die orthographische Reform bestätigt vollkommen das, was er sagt: „Aber die Scheuleder werden wir nicht los, auch nicht die Schulmeister, die sie uns anbinden, die Professoren, die sie weiter entwickeln, und die Regierungen, die sie festschnallen.“

Vogt verachtet die Bestrebungen für Vereinfachung der Orthographie mehr *en détail* als *en gros*, er spricht wenigstens nur von dem ihm liebgewordenen Dehnungszeichen h, dessen Verlust ihn aus der gewohnten Ruhe bringt. Das grofse Orthographie-Elend fühlt er nicht — was ist ihm Hekuba? — da seine kleine Privatliebhaberei durch die freche Neuerung so arg verletzt wird.

Nennt sich Deutschland die Heimat der Sprachwissenschaft, so geziemt es sich, dafs der Deutsche seine Sprache nicht nach historisch überlieferter Verkehrtheit, sondern sprachlich rationell schreibe. Wer aber dazu nicht beitragen mag, der beachte die Sache doch nicht weiter. Die Menschheit ist im grofsen und ganzen eine gegen den Fortschritt höchst widerspenstige Gattung, der man noch jede nützliche Neuerung aufzwingen mufste; der brüsken Bequemlichkeit des Publikums mufs man die Ausdauer des Tropfens entgegenstellen, der den Stein höhlt. Die phonetische Schreibung wird sich endlich doch Bahn brechen und durchdringen, wie überall die auf Natur gegründete Wahrheit. Meinen Mitstreitern im Kampfe um eine vernunftgemäfse Volksorthographie, denen es ernstlich um die Erreichung dieses Zieles zu thun ist, und den Halbfreunden unserer Bestrebungen, welche die Schäden unserer Orthographie nach dem Beispiele des mitleidigen Engländers behandelt sehen möchten, der seinem Hunde den Schwanz nur stückweise abnehmen liefs, kann ich nicht genug empfehlen, aus dem Angriffe Karl Vogts die richtige Lehre zu ziehen. Wir lernen daraus, dafs es schwer ist, die Menschheit von eingenisteten, in der zartesten Jugend angenommenen Vorurteilen und Gewohnheiten zu befreien; da helfen keine Gründe, und ständen sie auf so festem Grunde, wie die Erde auf ihrer Achse. Dafs gerade Karl Vogt, welcher unter anderem auch das Verdienst hat, in populärster Weise gegen herrschende Vorurteile über verleumdete Tiere gekämpft zu haben, dafs gerade Vogt es ist, der seine witzige Feder gegen unsere Bestrebungen richtet, ist ein ernstes, symptomatisches und wohl zum Nachdenken auffordernde Zeichen. — Wie ich schon so oft auseinandergesetzt, hat es eben keinen Sinn, bei orthographischen Reformen auf das erwachsene Geschlecht zu reflektieren. Die zaghaften Vorschläge, nur mafsvoll einzugreifen, so dafs es nicht auffällt, dafs das Publikum davon nicht unangenehm berührt werde, finden durch das von Karl Vogt gegebene Beispiel die vollste Widerlegung. Vogt beweist uns, dafs auch die kleinste Abänderung das Auge selbst des gebildeten Lesers unangenehm berührt. Vogt, der unbeirrt Brot, Boot, Despot schreiben wird, ihm graust vor rot, Not, Kot, und während er hundertmal gut, Blut, Hut, Brut geschrieben, verliert er beim Anblick des Schriftbildes Mut den Mut phonetischer Schreibung. Durch seine Aussprüche aber wird das Publikum jedenfalls vielfach irre geleitet und eine so entschieden praktische Sache als unbequem denunziert. Die Gleichgültigkeit, mit welcher die Mehrzahl selbst der gebildeten Deutschen dem orthographischen Elend gegenübersteht, ist eine nicht genug zu beklagende Thatsache, welche durch derartige Schmähschriften nur neue Nahrung erhält. Man nimmt sie auf Treue und Glauben, auch ohne alle Beweisgründe um so lieber auf, weil sie so recht in den eigenen Kram passen und den Gewohnheits- und Bequemlichkeitsstandpunkt vertreten.

Das Reformwerk hat demnach einzig und allein in der Elementarschule mit der lauttreuen Fibel zu beginnen. Die Presse zwar hätte die Macht, doch liegt es nicht in ihrem Interesse, Änderungen in der Schreibweise vorzunehmen, solange das Publikum nicht darauf vorbereitet ist; die Rücksicht auf die Gewohnheit des Publikums, das Interesse für das Geschäft ist

da mafsgebend. Diese Vorbereitung kann einzig und allein von der Schule ausgehen. Diese bringt die anerkannten Lehrsätze der Grammatik unserer neuhochdeutschen Sprache zur Anwendung: sie gewöhnt das Auge der heranwachsenden Jugend an das neue phonetische Wortbild. Das Publikum (auch das gelehrte, schriftstellernde) schreibt, wie es in der Schule gelernt hat, und die Angewöhnung von der Schule her ist erfahrungsmäfsig bei orthographischen Reformen viel wichtiger als das Beispiel der Litteratur, die mit neuen Wortbildern das Auge des Lesers stört. Das hat Karl Vogt uns deutlich gezeigt; er hängt an der Schreibweise seiner Schulzeit und sträubt sich gegen vernunftgemäfse Neuerung, die doch nur den Zweck hat, uns von traditionellen Mifsbräuchen zu befreien. Aber ohne Neuerungen lebten wir heute noch in der Finsternis und Barbarei, hätten wir keine Eisenbahn, keinen Telegraphen, und mufste Herr Professor Vogt seine witzigen Artikel beim Kienspan oder Talglicht schreiben. — Hätte Vogt zufällig in seiner Knabenzeit phonetisch schreiben gelernt, so würde er jetzt nicht für Erhaltung der Überbleibsel aus der Zeit der Finsternis und Barbarei schwärmen, welche gleich allen ähnlichen Überbleibseln den Fortschritt hemmen. Im Gegenteil, er würde sich gewifs gegen die aktuellen Mifsbräuche wenden und hätte dabei den Vorteil, seinem Witze sachliche und unwiderlegbare Gründe beifügen zu können, unter anderen auch den, dafs der orthographische Unterricht auf phonetischer Grundlage kaum ein Zehntel der jetzigen Unterrichtszeit in Anspruch nimmt. Die lauttreue Schreibung, die sich an die Sprache, an die Natur ihrer Laute hält, kennt nur eine Regel und keine Ausnahmen. Nach all dem Gesagten kann ich nur wiederholen: „Man verschone das erwachsene Geschlecht, das sich in die alten Gewohnheiten festgefahren hat, und mute ihm nicht zu, sich dem Neuen anzuschliefsen. Wir haben kein Recht, die Opfer von ihm zu verlangen, denn es war nolens volens genötigt, das alte Übel durch langjähriges Abmühen und Einüben chronisch zu machen. Was Hänschen nicht gelernt, lernt Hans nicht mehr; doch was Hans nicht mehr lernen kann oder mag, soll er wenigstens dem Hänschen lernen lassen. Dem philanthropischen Streben sich nicht hemmend in den Weg zu stellen, nicht Steine in den ohnehin mühevollen Pfad der Reformer zu rollen, sondern ihnen nach Kräften Vorschub zu leisten, das ist es, was man zu beanspruchen berechtigt ist.“

Eine Bemerkung zu den neuen Ausgaben von Plötz.

Von der „Nouvelle grammaire française“ ist im Februar 1882 eine neue Auflage, die fünfte, von der „Syntax und Formenlehre“ im Juni desselben Jahres ebenfalls die fünfte erschienen. Die französische Ausgabe konnte bisher als eine Übersetzung der deutschen gelten, der sie sich sowohl im Text der Regeln wie in den Beispielen aufs engste anschlofs. Jedenfalls bestanden sachliche Widersprüche zwischen den beiden Werken nicht. Seit dem Tode des Verfassers liegt aber, wie aus den Vorreden sich ergiebt, die Bearbeitung dieser beiden gewissermafsen identischen Werke in zwei verschiedenen Händen, und zwar besorgt die französische Ausgabe Gymnasial-Oberlehrer Dr. Gustav Plötz in Elberfeld, die deutsche R. A. Plötz, M. A. in London. Die bisherige Übereinstimmung beider Ausgaben mufs hierdurch naturgemäfs verloren gehen. So ist z. B. im Abschnitt X der Syntax (Konjunktion) der Absatz „que pleonastisch“ (Nouv. gr. S. 338. — Syntax S. 335) in den beiden Ausgaben in der Anordnung wesentlich verschieden; die Gallicismen ne pas laisser que de und si j'étais que de vous sind an verschiedenen Stellen eingereiht. Sind solche Abweichungen mehr störend als schädlich, so fehlt es auch nicht an Stellen, wo zwischen den beiden Ausgaben ein direkter Widerspruch besteht. Nouv. gr. S. 329 wird zwischen

voilà qui und voilà ce qui unterschieden (voilà qui serait merveilleux, voilà ce qui m'est arrivé). Die spätere deutsche (S. 326) kennt diesen Unterschied nicht und lehrt einzig voilà qui. Da sie eben die spätere ist, so könnte daraus geschlossen werden, dafs der eine Bearbeiter die von dem anderen gegebene Regel als unrichtig verwirft. Da aber auf den Titeln beider Werke die gegenwärtigen Bearbeiter gar nicht genannt werden, so läfst sich für die beiden einander widersprechenden Regeln jedesmal die Ausgabe des Plötz von 1882 als Autorität anführen. Wir möchten daher den Bearbeitern und der Verlagsbuchhandlung den Wunsch nach einer Einrichtung aussprechen, durch welche die Autorität des Grammatikers Plötz nach wie vor eine einheitliche bleibt.

Berlin. Dr. O. Kutschera.

Das verlassene Dorf, von Goldsmith. (Anfang.)

Übersetzt von Martin Krummacher.

Mein lieblich Dorf, der ganzen Ebne Preis,
Wo Segen reich gelohnt des Landmanns Fleifs,
Wo gern der Lenz den milden Gruſs beeilt,
Des Sommers Blüte scheidend noch verweilt,
Der Unschuld und des Wohlstands liebster Ort,
Du meiner Jugendspiele trauter Hort!
So oft ich über deinen Rasen schritt,
Dein friedlich Glück, wie sehr genofs ich's mit!
Ich sah die wohlbestellte Flur, den Bach,
Der nie versiegte, und das sichre Dach,
Das Mühlenrad, geschäftig immerfort,
Die saubre Kirche auf dem Hügel dort,
Die Bank, vom schatt'gen Dornbusch überdacht,
Für Plauderei und Liebeswort gemacht!
Wie hiefs ich oft den Feiertag willkommen,
Wo Lust der Arbeit Stelle eingenommen,
Und alles Landvolk, frei von Schaffensmühn,
Antrat zum Spiel dort unterm Lindengrün.
Wie manche Kurzweil gab's im frohen Kreise!
Der rüst'gen Jugend schauten zu die Greise.
Bei Scherz und Lustbarkeit schwand Stund um Stunde,
Kunstgriff und Kraftstück machten da die Runde,
Und wie Ermüdung folgte jedem Spiel,
Ein andres gleich der muntern Schar gefiel:
Der Tanz, in dem sich eifrig Hans mit Grete,
Zu sehn, wer's wohl am längsten aushielt, drehte,
Des ahnungslosen Burschen rufs'ge Stirn,
Drob heimlich ringsum kichert' jede Dirn,
Der züchtgen Maid verstohlner Liebesblick
(Ein Wink der Mutter hielt ihn streng zurück);
Durch solche Lust, wie du sie dargereicht,
Mein Auburn! ward die schwerste Arbeit leicht;
Sie füllte jedes Haus mit heiterm Sinn; —
Doch all die süfse Lust, sie ist dahin!

Mein freundlich Dorf auf sanftem Wiesenplan,
Das Spiel ist aus, die Freude abgethan.
In deinen Hütten schaltet der Tyrann,
Und deinen Anger fällt Verödung an;

Ein Reicher ist nun Herr der ganzen Flur,
Und halbe Ernten giebt dein Acker nur.
Nicht spiegelt mehr den Himmel wie Krystall
Dein Bach; durch Schilf schleicht mühsam er zu Thal.
Einsamer Gast der Lichtung dort im Forst,
Rohrdommel klagt und hütet ihren Horst;
Der Kibitz flattert durch den öden Hain,
Ermüdend weckt den Wiederhall sein Schrein.
Schutt sieht man, wo manch schmuckes Häuschen stand,
Und Gras umwuchert die zerfallne Wand,
Und traurig ziehn, verjagt von Hof und Feld,
Des Landes Kinder in die weite Welt.

Unglücklich Land, für wahres Wohl ein Grab,
Wo Reichtum wächst und Menschen nehmen ab!
Den Adel, ob er grünet, ob verdorrt,
Ihn schuf und ihn erneut auch wohl ein Wort;
Der Bauernstand jedoch, einmal vernichtet,
Des Landes Stolz, wird nimmer aufgerichtet.

Zu jener Zeit, eh Englands Not begann,
Da jede Hufe nährte ihren Mann,
Genufsreich war die Arbeit ihm und leicht,
Die g'nug zum Leben, doch nicht mehr gereicht.
Gesundheit war samt Tugend ihm gesellt,
Und reich war er genug, ob arm an Geld.

Wie anders jetzt! Fühlloser Handelsstand
Verdrängt den Bauer und besetzt das Land.
Die Flur entlang, von Weilern einst bestreut,
Dehnt Reichtum plump in üpp'ger Pracht sich heut,
Nebst allem was, da Mode spricht: 's ist nötig!
Ein Narr zu thun und leiden ist erbötig.
Doch jenes stille Glück, das dem Gemüt
So manchen Tag auf kleinstem Raum erblüht,
Das heitre Spiel, anmutig und gesund,
Drob froh das Auge war, der Anger bunt,
Sie ziehn und suchen einen mildern Strand,
Und ländlich reine Freuden sind verbannt.

Mein Auburn, einst so glücklich — wärst du's noch!
Dein ödes Feld verrät des Drängers Joch.
Wenn jetzt ich einsam durch die Fluren geh,
Verwachsne Hecken, öde Gärten seh,
Nach manchem Jahr zurück aus fernem Land
Den Dornbusch suche, wo die Hütte stand,
Dann zieht Erinnrung wechselnd durch die Brust;
In Wehmut wandelt sich vergangne Lust.

So lang ich ruhelos die Welt durchflog
Und Leid, Gott weifs wie schwer, mich niederzog,
Gab nie mein Herz die teure Hoffnung auf,
Im Heimatsdorf zu enden meinen Lauf,
Zu schonen, dafs zu rasch es schwinde nicht,
Durch Ruhe dort mein Stümpfchen Lebenslicht.
Dort würd ich — Stolz behält man doch genug!
Zum schlichten Völkchen sprechen wie ein Buch,

Und hätt am Feuer abends gern erzählt,
Was ich erlebt da draufsen in der Welt.
Und wie ein Wild, von Hund und Horn gehetzt,
Zum Lager keucht, von wo es ausgesetzt,
Hofft ich daheim von Mühsal auszuruhn,
Daheim den letzten Atemzug zu thun.

O sel'ge Stille — nicht für mich bestimmt —
Da sorgenfrei der Lebenstag verglimmt!
Gesegnet, wem in solchem Schatten du
Der Jugend Fleifs krönst mit des Alters Ruh,
Wer den Gefahren, die der Tugend drohn,
(Zu kämpfen müde) zeitig ist entflohn!
Der Arme gräbt, bestimmt zu Müh und Weh,
Für ihn kein Erz, trotzt nicht der wilden See,
Ihm stöfst kein stolzer Hüter von der Pfort'
Den flehnden Hunger ohn Erbarmen fort:
Nein, ruhig schreitet er zum Lebensziel,
Den Engeln lieb, dem Tugend stets gefiel,
Zum Grabe wandelnd, ohne dafs er's ahnt,
Auf Wegen, von Ergebung sanft gebahnt;
Und Hoffnung, strahlend seinem Erdenlauf,
Thut schon hienieden ihm den Himmel auf.

Berichtigungen.

Band	LXXIII,	S. 423,	Z. 1	v. u.	lies	„Fronzig“ statt „Tronseg“.
„	„	S. 624,	Z. 3	v. o.	„	„Hellwag“ statt „Hallway“.
„	LXXIV,	S. 289,	Z. 6	v. u.	„	„out“ statt „ont“.
„	„	S. 295,	Z. 10	v. o.	„	„Vorvergangenheit“ statt „Vergangenheit“.
„	„	S. 295,	Z. 15	v. o.	„	„mestre“ statt „mester“.
„	„	S. 303,	Z. 12	v. o.	fehlt	Komma hinter boen.
„	„	S. 318,	Z. 14	v. o.	lies	„3) Der Inf.“ statt „Der Inf.“
„	„	S. 324,	Z. 5	v. u.	„	„out“ statt „ont“.

Bibliographischer Anzeiger.

Allgemeines.

E. Gottlieb, Unsere Sprache und unsere Schrift. Eine Mahnung, dem deutschen Geist zur Beherzigung gewidmet. (Leipzig, Pfau.) 1 Mk. 60 Pf.
W. Heims, Wie erlernt man fremde Sprachen? (Gera, Kanitz.) 75 Pf.
W. Jütting, Der Unterricht im Deutschen für das erste Schuljahr. (Leipzig, Klinkhardt.) 3 Mk. 60 Pf.

Lexikographie.

E. Müller, Sinn und Sinnverwandtschaft deutscher Wörter nach ihrer Abstammung aus den einfachsten Anschauungen entwickelt. (Leipzig, Pfau.) I. Lfrg. 1 Mk. 20 Pf.
Le Héricher, Glossaire étymologique anglonormand, ou l'Anglais ramené à la langue française. (Paris, Maisonneuve.)

Grammatik.

E. Mackel, Die germanischen Elemente in der altfranzösischen und altprovençalischen Sprache. (Berlin, Meyer.) 1 Mk. 20 Pf.
H. Doniol, Les patois de la basse Auvergne, leur grammaire et leur littérature. (Paris, Maisonneuve.) 6 fr.
H. Kayser, Zur Syntax Molières. (Kiel, Lipsius & Tischer.) 1 Mk. 20 Pf.
J. Siede, Syntaktische Eigentümlichkeiten der Umgangssprache wenig gebildeter Pariser, beobachtet in Scènes populaires von Henri Monnier. (Berlin, Mayer & Müller.) 1 Mk. 60 Pf.
Th. Link, Eine sprachliche Studie über die anglonormannische Version der Amis-Sage. (München, Keller.) 75 Pf.
J. Sedlácek, Etymologie der französischen Präpositionen, Phonetik des Vokals i in den romanischen Sprachen, Proposition composée. (Progr. des Gymn. zu Trautenau.)
A. Western, Englische Lautlehre für Studierende und Lehrer. (Heilbronn, Henninger.) 2 Mk.
E. Holthaus, Beiträge zur Geschichte der englischen Vokale. (Bonn, Dissert.)
E. Schwahn, Die Konjugation in Sir Gawain and de Green Knight und den sogenannten Early English Allit. Poems. (Progr. der Realschule in Strafsburg i. E.)

Litteratur.

E Bodemann, Von und über Albrecht von Haller. (Ungedruckte Briefe und Gedichte.) (Hannover, Meyer.) 4 Mk. 50 Pf.

R. Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken. II. (Schluſs-)Band. (Berlin, Gärtner.) 20 Mk.

H. Düntzer, Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken. II. Band. (Leipzig, Wartig.) 10 Mk.

A. Müller, Ethischer Charakter von Goethes Faust. (Regensburg, Manz.) 2 Mk. 80 Pf.

A. Hettler, Schillers Dramen. Eine Bibliographie. (Berlin, Wellnitz.) 3 Mk.

E. J. K. Keller, Schillers Jugend und militärische Dienstjahre. (Progr. des Gymn. zu Freiburg i. B.)

F. Röber, Litteratur und Kunst im Wupperthale bis zur Mitte des gegenwärtigen Jahrhunderts. (Iserlohn, Bädeker.) 2 Mk. 50 Pf.

G. Wenzel, Ästhetische und sprachliche Studien über Antoine de Montchrétien im Vergleich zu seinen Zeitgenossen. (Jena, Deistung.) 1 Mk. 60 Pf.

C. Chabaneau, Sainte Marie-Madeleine dans la littérature provençale; recueil de textes provençaux, en prose et en vers, relatifs à cette sainte, publié avec introductions et commentaires. (Montpellier, Hamelin.)

Les chroniques de Jehan Froissart sur l'histoire de France. Texte ancien, rapproché du français moderne par P. Mailhard de La Couture. (Lille.)

E. Montet, Histoire littéraire des Vaudois de Piémont. (Paris, Fischbacher.) 6 fr.

Marc Monnier, Genève et ses poètes du XVIe siècle. (Paris, Fischbacher.) 3 Mk. 50 Pf.

A. Altner, Über die Chastïements in den afrz. chansons de geste. (Leipzig, Fock.) 1 Mk. 60 Pf.

Ch. Krick, Les données sur la vie sociale et privée des français au XIIe siècle, contenues dans les romans de Chrestien de Troyes. (Progr. des Gymn. zu Kreuznach.)

W. Printzen, Marivaux. Sein Leben, seine Werke und seine litterarische Bedeutung. (Leipzig, Fock.) 2 Mk.

G. Hellmers, Über die Sprache Robert Mannyngs of Brunne und über die Autorschaft der ihm zugeschriebenen Meditations on the supper of our Lord. (Goslar, Koch.)

F. C. Woodforde, An etymological index to Shakespeare's Play of the Tempest. (London, Simpkin.) 4 d.

F. A. Leo, Shakespeare Notes. (London, Trübner.) 6 sh.

J. J. Richter, Ödipus und Lear. II. Teil. (Progr. d. Gymn. zu Lörrach.)

J. O. Halliwell-Phillips, Outlines of the Life of Shakespeare. (London, Longman.) 5th Edition.

J. Schiller, Über Shakespeares Entwickelungsgang. Zeitfrage des christlichen Volkslebens. (Heilbronn, Henninger.) 80 Pf.

K. Werder, Vorlesungen über Shakespeares Macbeth. (Berlin, Besser.) 5 Mk.

F. de Jupilles, Jacques Bonhomme chez John Bull. (Paris, Lévy.) 3 fr. 50 c.

Ch. Monselet, Petits mémoires littéraires. (Paris, Charpentier.) 3 fr. 50 c.

J. H. Kirkland, A study of the Anglo-Saxon poem The Harrowing of Hell. (Leipzig, Diss.)

Wülcker, Grundrifs zur Geschichte der ags. Litteratur. (Leipzig, Veit.) 10 Mk.

F. Masing, Charles Dickens, Vortrag. (St. Petersburg, Ricker.) 1 Mk.

G. Brandes, Ludwig Holberg und seine Zeitgenossen. (Berlin, Oppenheim.) 4 Mk. 50 Pf.
Klassische Bühnendichtungen der Spanier, hrsgb. u. erklärt von M. Krenkel. Nachträge zum ersten Bande. (Leipzig, Barth.)
D. Dorer, Beiträge zur Calderon-Litteratur. 2 Hefte. (Dresden, v. Zahn & Jensch.) 1 Mk. 20 Mk.
E. Dorer, Die Lope de Vega-Litteratur in Deutschland. (Zürich.) 1 Mk.

Hilfsbücher.

J. N. Schreiner, Orthographisches Lehr- und Übungsbuch zum Gebrauch für Volks- und Mittelschulen. (Passau, Waldbauer.) 60 Pf.
G. Binder, Sprachbilder aus Goethes Werken gesammelt, für den deutschen Unterricht in Volksschulen methodisch geordnet. (Wien, Perles.) 1 Mk. 20 Pf.
G. Traut, Cours complet de langue allemande. (Frankfurt a. M., Jugel.) 4 Mk. 20 Pf. Clef 1 Mk. 80 Pf.
A. Albrecht, Vocabulaire systématique français et allemand contenant des mots rares et importants. (Leipzig, Strauch.) 2 Mk. 25 Pf.
A. Western, Kurze Darstellung der englischen Aussprache. (Heilbronn, Henninger.) 80 Pf.
F. J. Wershoven, Hilfsbuch für den engl. Unterricht an höheren Lehranstalten. (Köthen, Schulze.) 2 Mk. 25 Pf.
F. J. Wershoven, Repetitorium der engl. Sprache für höhere Mädchenschulen und Lehrerinnenseminare. (Köthen, Schulze.) 1 Mk. 60 Pf.
Shakespeares Julius Cäsar, erklärt von E. W. Sievers. 3. Aufl. (Salzwedel, Klingenstein.) 1 Mk. 60 Pf.
Thackeray's Lectures on the english humorists of the 18th century, mit bibliographischem Material, Einleitung und Anmerkungen für Studierende, hrsgb. von E. Regel. 2 Hefte. (Halle, Niemeyer.) à 1 Mk. 20 Pf.

Aufruf

zur

Gründung des allgemeinen deutschen Sprachvereins.

Die Unterzeichneten sind zusammengetreten, um zur Gründung eines allgemeinen deutschen Sprachvereins aufzufordern. Der Zweck und die Einrichtung desselben im grofsen und ganzen sind in der Schrift „Der allgemeine deutsche Sprachverein u. s. w.“ von Herman Riegel dargelegt.

Die Unterzeichneten beehren sich, an Sie die ergebene Bitte zu richten, in Ihrer Stadt für die Verwirklichung der aus dieser Schrift ersichtlichen Ziele recht kräftig zu wirken, — mit geeigneten Personen in Verbindung zu treten und dort einen Zweigverein ins Leben zu rufen — diesem Zweigvereine möglichst viele Mitglieder verschiedenen Standes und Lebensberufes zu gewinnen — und Mittel zur Förderung der Sache zu beschaffen. Zum Betriebe der Bewegung stehen nach Umständen noch Exemplare der genannten Schrift zu Ihrer Verfügung und wollen Sie sich dieserhalb einstweilen an den mitunterzeichneten Dr. Riegel wenden. Geldsendungen ist bis auf weiteres das Bankhaus von Lehmann Oppenheimer & Sohn in Braunschweig anzunehmen bereit.

Sobald die Bildung einer genügenden Anzahl von Zweigvereinen gesichert sein wird, werden die Unterzeichneten denselben die Vereinssatzungen zur Beratung und Beschlufsfassung vorlegen und danach zur Verkündigung der Stiftung des „Allgemeinen deutschen Sprachvereins“ selbst schreiten.

Hermann Allmers, Dichter, in Rechtenfleth bei Bremen.
Friedrich von Bodenstedt, Dichter, Herzogl. sachsen-meining. Hoftheater-Intendant z. D. in Wiesbaden.
H. Doberenz, Realschul-Oberlehrer in Löbau.
Dr. Herm. Dunger, Professor in Dresden.
Herm. Gebhard, Stadtdirektor, Mitglied des Reichstages, in Bremerhaven.
Robert Hamerling, Dichter, Professor in Graz.
H. Häpe, Geheimerat in Dresden.
Dr. Hans Herrig in Friedenau bei Berlin.
Dr. Rud. Hildebrand, Professor in Leipzig.
Keller, Oberlandesgerichtsrat in Kolmar i. Elsafs.
Jos. Kürschner, Schriftsteller, Hofrat und Professor in Stuttgart.
Dr. Ed. Lohmeyer, Bibliothekar in Wehlheiden bei Kassel.
Aur. Polzer, Professor in Horn in Nieder-Österreich.
L. Rutenberg, Baumeister in Bremen.
Dr. Daniel Sanders, Professor in Alt-Strelitz in Mecklenburg.
Ernst Scherenberg, Dichter, Sekretär der Handelskammer in Elberfeld.
Schieffer, Regierungs- und Schulrat in Aachen.
Dr. Th. Schlemm, Sanitätsrat in Berlin.
Dr. Schmid, Präsident des Oberlandesgerichts in Braunschweig.
Freiherr E. von Ungern-Sternberg, Mitglied des Reichstages in Berlin (W. Genthinerstrafse 13).

Dr. Herm. Riegel, Museumsdirektor und Professor in Braunschweig.

PB
3
A5
Bd.74

Archiv für das Studium
der neueren Sprachen

PLEASE DO NOT REMOVE
SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO
LIBRARY